Jahrbuch

für

Schweizerische Geschichte

herausgegeben

auf Veranstaltung

der

allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft

der

Schweiz.

Fünfter Band.

Zürich.
S. Höhr.
1880.

Inhaltsverzeichniss.

Protokoll der 34. Versammlung

der

allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz,

abgehalten in Solothurn am 22. und 23. September 1879.

Erste Sitzung.

Montag den 22. September, Abends halb 8 Uhr, im Gasthof zur Krone.

(Anwesend 45 Mitglieder und Ehrengäste.)

1. Herr Präsident Georg von Wyss begrüsst die Anwesenden und stellt die Reihe der zu behandelnden Geschäfte fest.

2. Als neue Mitglieder werden aufgenommen die Herren:

Kasp. Lukas Businger, Regens, in Solothurn.

Prof. *Henri Carrard,* Président de la Société d'histoire de la Suisse Romande, in Lausanne.

Theoph. Dufour, Directeur des archives cantonales, in Genf.

Dr. *Eduard Favre*, in Genf.

Otto Frölicher, Banquier, in Solothurn.

P. *Martin Kiem*, O. S. B., Professor, in Sarnen.

Charles Kohler, Archivar, in Genf.

Bern. de Mandrot, ancien élève de l'Ecole des Chartes, in Paris.

Karl Rikli-Valet, in Wangen a. d. Aare (Kt. Bern).
Dr. *P. Schweizer,* aus Zürich, Privatdocent in Tübingen.
Gast. von Sury-von Bussy, in Solothurn.
Karl Vischer-Merian, in Basel.
Ludw. Friedr. von Wattenwyl-Pourtalès, in Jolimont bei Bern.
Franz Ant. Zetter, Gemeinderath, in Solothurn.

3. Herr Quästor Dr. von Liebenau legt die Gesellschaftsrechnung von 1878 vor und gibt eine gedrängte Uebersicht des Standes des Gesellschaftsvermögens. Die durch den Gesellschaftsrath geprüfte und zur Annahme empfohlene Jahresrechnung wird nach diesem Antrage durch die Gesellschaft ratificirt.

4. Herr Präsident erstattet statt des abwesenden Herrn Bibliothekar Dr. Kaiser, unter bester Verdankung der auch jetzt wieder eifrigen Besorgung durch denselben, aus dessen schriftlich eingereichten Bericht Mittheilung über den Stand der Bibliothek.

5. Es folgen die vom Herrn Präsidenten nach einander verdankten Specialberichte der Redactoren über die Publicationen der Gesellschaft:

a) Professor Meyer von Knonau freut sich daran erinnern zu können, dass das „Jahrbuch", Bd. IV, schon erheblich vor der Jahresversammlung, im Sommer, erschienen sei, und macht, soweit sich das schon übersehen lässt, Mittheilung über die Zusammensetzung des, wie zu hoffen steht, 1880 auch wieder rechtzeitig zu Tage tretenden Bd. V, welcher insbesondere nun auch französische Beiträge bringen werde.

b) Herr Dr. Wartmann als Redactor der „Quellen zur Schweizer Geschichte" berichtet über den Stand des Druckes der gleichzeitig in Angriff genommenen Abtheilungen III und IV. Für eine den wissenschaftlichen Zwecken der Gesellschaft entsprechende weitere Fortsetzung werden Gesellschaftsrath und Redaction gemeinsam eifrig bestrebt sein.

c) Herr Dompropst Fiala kann auf den regelmässigen Fortgang des nun unter seiner Redaction stehenden „Anzeigers"

verweisen und wünscht dem Blatte stets eifrige Unterstützung aus dem Schoss der Gesellschaft.

6. Dem Gesellschaftsrathe bleibt nach dem Beschlusse der Versammlung die Auswahl des Ortes der Jahresversammlung von 1880, für den vier Städte nach einander, besonders nachdrücklich St. Gallen, genannt worden sind, überlassen.

7. Herr Dompropst Fiala macht den Anwesenden Mittheilungen über die am folgenden Tage denselben offen stehenden Sehenswürdigkeiten.

Zweite Sitzung.

Dinstag den 23. September, Vormittags 10 Uhr, auf dem Rathhause.

1. Der Herr Präsident Georg von Wyss wirft in seiner Eröffnungsrede einen Rückblick auf die frühere Geschichte der Gesellschaft, deren Entwicklung in ihrer ersten Zeit, den Fortbau und die neuesten Arbeiten derselben seit der hier in Solothurn vollzogenen Statutenrevision von 1874. Besonders aber hebt er die leider ausserordentlich zahlreichen, sehr empfindlichen Verluste der Gesellschaft seit der letzten Jahresversammlung hervor. In erster Linie stehen da die Herren *Vulliemin* und *Lütolf*, letzterer seit der Neuconstituirung des Gesellschaftsrathes 1874 eifrig für die Gesellschaft thätig, beide 1878 noch Besucher der Jahresversammlung in Stans. Weiter verlor die Gesellschaft durch Tod die Herren *Rob. von Erlach* und *von Mülinen-Gurowsky* aus der Reihe ihrer Berner Mitglieder, die Herren Regens *Karl Kasp. Keiser* in Luzern, *Urs Vigier* in Solothurn, Professor *Remig. Meyer* in Basel, Stiftspropst *Huber* in Zurzach. Aber auch ausserdem büsste unsere Wissenschaft zahlreiche Pfleger ein, die zwar allerdings nicht unseren Kreisen angehörten, deren aber die Rede gedenkt. Es sind verstorben zu Zürich Professor *Osenbrüggen* und der Historienmaler *Ludw. Vogel*, dann in Bülach *Joseph Utzinger*, in Bern Oberrichter *Hodler*,

in Les Bois (Kt. Bern) Domherr *Saucy,* in Altorf Hauptmann *Karl Leonh. Müller,* in Glarus alt Bundesrath Dr. *Joachim Heer*, in Aarau Professor *Rudolf Rauchenstein,* in Lausanne alt Bundesrath Dr. *Jakob Dubs.*

2. Derselbe legt der Versammlung eine Anzahl eingegangener Geschenke für die Bibliothek der Gesellschaft vor, dabei Gaben der Herren Jak. Amiet, Fiala, A. von Gonzenbach, Jundt besonders betonend.

3. Derselbe weist das von der Weltausstellung zu Paris 1878 der Gesellschaft zuerkannte Diplom vor.

4. Professor Meyer von Knonau macht im Namen der Herren Theodor de Saussure in Genf und Professor Rahn in Zürich auf das Programm der neu entstehenden „Société pour la Conservation des Monuments historiques“ aufmerksam, unter Erörterung der Ziele derselben, und legt eine Liste zur Erklärung der Mitgliedschaft auf.

5. Die Versammlung hört — neben kürzeren Mittheilungen, von Briefen und Actenstücken, durch die Herren Präsident *Forel* und Archivar *Kind* — folgende grössere Vorträge:

a) Herr Fürsprech *J. Amiet* in Solothurn: Ueber die Schlacht des Jahres 610 und deren Beziehung zu den bei Wangen und Oensingen (Kt. Solothurn) gemachten Waffenfunden (nebst Vorweisungen).

b) Herr Dr. *A. Bernoulli* in Basel: Königshofen's Bericht über die Schlacht bei Sempach.

c) Herr Professor *P. Vaucher* in Genf: Ulrich Zwingli et la réformation de Zurich.

6. An die durch den Tod des Herrn Lütolf erledigte Stelle des Gesellschaftsrathes wird gewählt:

Herr Chorherr und Professor *Franz Rohrer* in Luzern.

Das sehr besuchte und belebte Mahl im Gasthof zur Krone gestaltete sich durch den Umstand, dass Herr Professor *G. von Wyss* nach seiner am 19. September 1854 in Solothurn ge-

troffenen Wahl als Präsident nunmehr das *fünfundzwanzigste Jahr* seiner für die Gesellschaft so sehr förderlichen und von derselben einstimmig dankbar anerkannten Leitung vollendet hat, zu einem traulichen Feste, in dessen Trinksprüchen neben der ungetheilten Verehrung der lebhafte Wunsch zu Tage trat, der Jubilar möge noch recht lange die Führung der Gesellschaft in seiner berufenen Hand behalten. Die Gesellschaft überreichte nach einem herzlichen Grusse des Herrn Dompropst Fiala durch den Actuar ein Album, welches bestimmt ist, die photographischen Bilder der Mitglieder in sich zu vereinigen. Der historische Verein von Solothurn widmete Herrn G. von Wyss die Festschrift: „Die Stadtbibliothek: ein Stück solothurnischer Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts, von L. Glutz-Hartmann, Bibliothekar“ und einen „Festgruss“, gedichtet von Herrn Fürsprech J. Amiet. Der „Herzenswunsch“ des Dedicationsblattes der Festschrift: „Ad multos annos“ war die Grundstimmung der Festversammlung.

Verzeichniss

der bei der Versammlung anwesenden

Mitglieder und Ehrengäste.

Achermann, A., Lehrer, Luzern.
Achermann, Professor, Solothurn.
Aebi, J. L., Chorherr, Beromünster.
Allemann, Theod., Bern.
Amiet, A., stud. jur., Solothurn.
Amiet, J.. Advocat, Solothurn.
Amiet, J. J., Staatsschreiber, Solothurn.
von Arx, F. Seminarlehrer, Solothurn.
von Arx, G., Pfarrer, St. Niklaus.
Bæchtold, Dr. *J.,* Zürich.
Bernoulli, Dr. *A.,* Basel.
Birmann, M., Ständerath, Liestal.
Blösch, Dr. *E.,* Oberbibliothekar, Bern.
Boos, Dr. *H.,* Basel.
Brandstetter, Jos. Leop., Professor, Luzern.
Brunner, C., Archivar, Aarau.
Buchser, Frank, Maler, Solothurn.
Burckhardt, Dr. *Alb.,* Basel.
Burkhardt, U. J., Pfarrer der Visitat., Solothurn.
Businger, L. C., Regens, Solothurn.
Dändliker, Dr., Küssnach (Zürich).
Dierauer, Dr. *Joh.,* Professor, St. Gallen.

Dufour, Théoph., Dir. des arch. d'état, Genève.
Egloff, J. M., Professor, Solothurn.
Estermann, M., Leutpriester, Neudorf.
Fiala, F., Dompropst, Solothurn.
Flury, F., Amtsrichter, Solothurn.
Flury, O., stud. hist., Solothurn.
Forel, François, Morges.
Frölicher, O., Solothurn.
Gisi, M., Professor, Solothurn.
Glutz-Hartmann, L., Bibliothekar, Solothurn.
von Gonzenbach, Dr. *A.,* Bern.
Gremaud, J., Professor, Freiburg.
von Haller, K. L., Solothurn.
Hartmann, Alfred, Solothurn.
Hess, J., stud., Solothurn.
Hidber, Dr. *B.,* Professor, Bern.
Hirt, Fr., stud., Solothurn.
Hirt, O., stud. jur., Solothurn.
Huc-Mazelet, A., Morges.
Hürzeler, J., Zeichnungslehrer, Solothurn.
Jerusalem, E., Fürsprech, Solothurn.
Kälin, Kanzleidirector, Schwyz.
Kaufmann, A., Professor, Luzern.
Kaufmann, Dr., Professor, Luzern.
Kind, Ch., Archivar, Cur.
Koller, Heinr., Bern.
Le Fort, Ch., Professor, Genève.
von Liebenau, Dr. *Theodor,* Staatsarchivar, Luzern.
Meyer von Knonau, Dr. *G.,* Professor, Zürich.
Misteli, J., Pfarrer, Günsberg.
Misteli, U., Solothurn.
Mistely, S., stud. phil., Solothurn.
Monod, Gabr., professeur, Paris.
Motta, Emil, Ingenieur, Locarno.
Nüscheler, Dr. *Arnold,* Zürich.

Reinhardt, Heinr., Professor, Luzern.
Rivier, Prof. Dr. *A.,* aus Lausanne, Brüssel.
Rödiger, Fr., Techniker, Bellach.
Roget, A., Professor, Genève.
Rohrer, Fr., Professor, Luzern.
Roth, P. I., Professor, Solothurn.
Schiffmann, Jos., Bibliothekar, Luzern.
Schild, Dr. *Fz. Jos.,* Solothurn.
Schläfli, K., Verwalter, Solothurn.
Schmid, X., Domherr, Solothurn.
Schmid-Hagnauer, G., Bezirks-Verwalter, Aarau.
Scholter, N., Solothurn.
Scholter, W., Solothurn.
Schumacher, J., Professor, Solothurn.
Schweizer, Dr. *P.,* aus Zürich, Tübingen.
Sieber, Dr. *L.*, Bibliothekar, Basel.
Strickler, Dr., Staatsarchivar, Zürich.
von Stürler, M., Staatsschreiber, Bern.
Styger, J., alt-Landammann, Schwyz.
von Sury-Büssy, G., Solothurn.
von Sury-Büssy, J., Stadtammann, Solothurn.
Tschui, U., Pfarrer, Solothurn.
Vaucher, P., Professor, Genève.
Vigier, W., Regierungsrath, Solothurn.
Vischer, W., Professor, Basel.
Vogt, G., Professor, Solothurn.
Wartmann, Dr. *Hermann*, St. Gallen.
von Wattenwyl-Pourtalès, Bern.
Wyss, Ant., Stadtpfarrer, Baden.
von Wyss, F., Professor, Basel.
von Wyss, G., Professor, Zürich.
Wyss, Bernh., Lehrer, Solothurn.
Zetter, F. A., Gemeinderath, Solothurn.

Verzeichniss der Mitglieder

der

allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz

am 31. Mai 1880.

Kanton Zürich.

Bächtold, Dr. *J.,* in Riesbach.
Brunner, Dr. *Jul.,* Professor an der Industrieschule, in Hottingen.
Bürkli, Friedrich, Buchdrucker, in Zürich.
Dändliker, Karl, Dr. phil., Seminarlehrer, in Küssnach.
Escher, Alfred, Dr. jur., in Enge.
Escher, Jakob, Dr. jur., Oberrichter, in Zürich.
Escher, Konrad, Dr. jur., Kantonsrath, im Bleicherweg, Enge.
Escher-Finsler, Konrad, Banquier, in Zürich.
Geilfus, Dr., alt Rector, in Winterthur.
Grob, Heinrich, Professor am Gymnasium, in Zürich.
Heer, Just., Pfarrer, in Erlenbach.
Höhr, Salomon, Buchhändler, in Zürich.
Horner, Dr. *J. J.,* Bibliothekar, in Zürich.
Hunziker, Dr. *Otto,* Seminarlehrer, in Küssnach.
Keller, Dr. *Gottfried,* alt Staatsschreiber, in Enge.
Meyer von Knonau, Dr. *Gerold,* Professor, in Riesbach.
Meyer, Dr. *Konrad Ferdinand,* in Kilchberg.
Nüscheler-Usteri, Dr. *A.,* in Zürich.
Oechsli, Dr. *Wilh.,* Gymnas.-Lehrer, in Winterthur.
von Orelli, Dr. *Aloys,* Professor, in Zürich.
Pestalozzi-Hirzel, S., in Zürich.

Rahn, Dr. *J. Rudolf,* Professor, in Zürich.
Schindler, Dietrich, alt Landammann von Glarus, in Hottingen.
Schneider, Albert, Dr. jur., Professor, in Hottingen.
Schweizer, Dr. *P.,* Privatdocent, in Tübingen.
Strickler, Dr. *J.,* Staatsarchivar, in Zürich.
Tobler, Ludwig, Dr. phil., Professor, in Hottingen.
Vögelin, Salomon, senior, Dr. phil., Professor, in Zürich.
Vögelin, Salomon, junior, Professor, in Zürich.
Wirz, Dr. *J. Caspar*, Professor am Gymnasium, in Zürich.
von Wyss, Friedr., Dr. jur., gewesener Professor, im Letten bei Wipkingen.
von Wyss, Georg, Dr. phil., Professor, in Zürich.
Zeller-Werdmüller, Heinrich, in Riesbach.
Zündel, Pfarrer, in Winterthur. 34

Kanton Bern.

Blösch, Eduard, Dr. phil., Oberbibliothekar, in Bern.
von Bonstetten, Gustav, in Thun.
Dübi, Dr. *Th.,* Lehrer an der Realschule, in Bern.
Durrer, Jos., Revisor des eidgen. statist. Bureau, in Bern.
Fetscherin, W., Lehrer an der Kantonsschule, in Bern.
Gehrig, *H.,* Rector, in Burgdorf.
Gisi, *W.,* Dr. phil., eidgen. Vicekanzler, in Bern.
von Gonzenbach, August, Dr. jur., in Bern.
Güder, Eduard, Dr. theol., Decan, in Bern.
Haller, Alb., Pfarrer, in Leissigen.
Hidber, B., Dr. phil., Professor, in Bern.
Hilty, Dr. jur., Professor, in Bern.
Howald, K., Notar, in Bern.
Kaiser, Dr. *J.,* Bundesarchivar, in Bern.
König, Dr. *Gustav,* Professor, in Bern.
Kohler, Xavier, Professor, in Pruntrut.
von Lerber-Marcuard, Architekt, in Bern.
Lerch, Jakob, Dr. jur., Oberrichter, in Bern.

Lindt, Paul, Fürsprech, in Bern.
Lüthardt, Fürsprech, Director der Mobiliarassecuranz, in Bern.
Manuel, Dr. *Ernst,* Fürsprech, in Bern.
von Mülinen-von Mutach, Friedrich, in Bern.
von Muralt, Amédée, Gemeinderath, in Bern.
Ochsenbein, G. F., Pfarrer, in Schlosswyl.
Quiquerez, August, alt Regierungsstatthalter, in Delsberg.
Rikli-Valet, Karl, in Wangen (an der Aare).
Schnell, Dr. *Joh.,* gewes. Professor, in Bern.
Stern, Dr. *Alfred,* Professor, in Bern.
Stuber, Fürsprech, in Bern.
Studer, Gottlieb, Professor der Theologie, in Bern.
von Stürler, Moritz, Staatsschreiber, in Bern.
von Tavel, Alexander, Gemeinderath, in Bern.
Trachsler, Secretär des eidgen. Justizdepartements, in Bern.
Trechsel, Friedrich, Dr. theol., Pfarrer, in Bern.
von Wattenwyl-Pourtalès, Ludw. Friedr., in Jolimont bei Bern.
Weidling, Jul., Dr. phil., in Berlin.
von Wurstemberger-Steiger, Rudolf, in Bern.
Zeerleder, Dr. *Albert,* Gerichtspräsident, in Bern. 38

Kanton Luzern.

Aebi, J. W. L., Chorherr, in Beromünster.
Bell, Friedrich, Regierungsrath und Oberst, in Luzern.
Brandstetter, J. L., Dr. med., Professor, in Luzern.
Elmiger, Melchior, Pfarrer, in Schüpfheim.
Estermann, Melchior, Sextar, Pfarrer, in Neudorf.
Fischer, Vincenz, Nationalrath, in Luzern.
Fleischlin, Bernhard, Professor, in Luzern.
Heller, Mauriz, Pfarrer, in Wohlhusen.
Keiser, Albert, Caplan, in Luzern.
von Liebenau, Dr. *Theodor,* Staatsarchivar, in Luzern.
Reinhardt, Heinr., Professor, in Luzern.
Rohrer, Franz, Chorherr und Professor, in Luzern.

Scherer-Boccard, Graf *Theodor,* in Luzern.
Schiffmann, Fr. Jos., Bibliothekar, in Luzern. 14

Kanton Uri.

Müller, Dr. *F.,* in Altorf. 1

Kanton Schwyz.

Bommer, Ant. Dom., Professor, in Schwyz.
Kälin, J. B., Kanzleidirector, in Schwyz.
Styger, Karl, Alt-Landammann, in Schwyz.
Waser, Maurus, Seminarlehrer, in Schwyz.
von Weber, Xaver, Secretär der Staatskanzlei, in Schwyz. 5

Kanton Unterwalden.

von Deschwanden, Karl, Fürsprech, in Stans.
Durrer, Robert, Landammann und Nationalrath, in Stans.
Gottwald, P. *Benedict,* O. S. B., Bibliothekar, in Engelberg.
Kiem, P. *Martin,* O. S. B., Professor, in Sarnen.
von Matt, Joh., Gemeindspräsident, in Stans.
Wyrsch, Jak., Med. Dr., in Buochs. 6

Kanton Glarus.

Dinner, Frid., Dr. jur., in Glarus.
Mayer, G., Pfarrer, in Oberurnen. 2

Kanton Freiburg.

Gremaud, Abbé *Joseph,* Professor, in Freiburg.
Rädle, P. *Nikolaus,* Franciscaner, in Freiburg.
Schneuwly, Jos., Archivar, in Freiburg. 3

Kanton Solothurn.

Amiet, Jakob, Fürsprech, in Solothurn.
Amiet, Joseph Ignaz, Staatsschreiber, in Solothurn.
Bally, Otto, v. Schönenwerd, in Säckingen (Grosshzgth. Baden).
Businger, Kasp. Luk., Regens, in Solothurn.
Cartier, Robert, Pfarrer, in Oberbuchsiten.
Dietschy, Peter, Redactor, in Olten.
Eggenschwiler, Professor, in Solothurn.
Egloff, Professor, in Solothurn.
Fiala, Friedrich, Dompropst, in Solothurn.
Frölicher, Otto, in Solothurn.
Glutz-Blotzheim, Ludwig, Major, in Solothurn.
von Haller, K. L., alt Verwaltungsrath, in Solothurn.
Hartmann, Alfred, in Solothurn.
Kaiser, V., Dr. phil., Professor, in Solothurn.
Meyer, Joseph, Professor, in Solothurn.
von Sury-von Bussy, Gast., in Solothurn.
von Sury-von Bussy, J., Stadtammann, in Solothurn.
von Wallier-von Wendelstorf, Rudolf, in Solothurn.
Zetter, Franz Ant., Gemeinderath, in Solothurn. 19

Kanton Basel.

Bernoulli-Burckhardt, August, Dr. phil.
Birmann, M., Ständerath, in Liestal.
Boos, H., Dr. phil., Privatdocent.
Burckhardt, Achilles, Dr. phil.
Burckhardt, Albert, Dr. jur.
Burckhardt, Jakob, Dr. phil., Professor.
Burckhardt, Karl Felix, Dr. jur., Altbürgermeister.
Burckhardt-Burckhardt, Karl, Dr. jur., Regierungsrath.
Burckhardt-Piguet, Theophil.
Cherbuin, Friedr., Rector.
Ehinger, Ludw., Dr. jur.
Erismann, Oskar, Anwalt der Centralbahn.

Frei-Kloss, Emil, Oberst und Nationalrath.
Frey, Hans, Dr. phil.
Fürstenberger, Albert.
Gelzer, Heinrich, senior, Dr. phil., Professor.
Heusler, Andreas, Dr. jur., Professor.
Heusler, Aug., Dr. jur., Untersuchungsrichter.
His-Heusler, Eduard, Dr. phil.
Liechtenhan, Rudolf, Dr. jur.
Merian, J. J., Professor.
Merian, *Peter,* Dr. phil., Professor, alt Rathsherr.
Merian-Bischoff, Samuel.
Riggenbach-Iselin, A.
Riggenbach, Joh., Professor.
Sarasin, Adolf, Pfarrer.
Sieber, Ludw., Dr. phil., Universitätsbibliothekar.
Steffensen, *Karl,* Dr. phil., Professor.
Stehlin, Karl, Dr. jur., Ständerath.
Stockmeyer, Immanuel, Antistes.
Vischer-Merian, Karl, alt Rathsherr.
Vischer, Wilhelm, Dr. phil., Professor.
Wieland, Karl, Dr. jur., alt Rathsherr.
von Wyss, Dr. *P. Friedrich,* Professor. 34

Kanton Schaffhausen.

Bohrer, katholischer Pfarrer, in Schaffhausen.
Mezger, J. J., Professor und Antistes, in Schaffhausen. 2

Kanton Appenzell.

Roth, Dr. *A.,* eidgen. Gesandter, in Berlin.
Rusch, J. B. E., Dr. jur., in Appenzell. 2

Kanton St. Gallen.

Aepli, O., Dr. jur., Nationalrath, in St. Gallen.
Dierauer, Joh., Dr. phil., Professor, in St. Gallen.

Götzinger, Ernst, Dr. phil., Professor, in St. Gallen.
Näf, August, Präsident des Verwaltungsrathes, in St. Gallen.
Rickenmann, Xaver, Präsident, in Rapperswil.
Wartmann, Hermann, Dr. phil., Secretär des kaufmännischen Directoriums, in St. Gallen. 6

Kanton Graubünden.

Kind, Chr., Stadtarchivar, in Cur.
von Salis-Marschlins, Ulysses, Hauptmann, in Marschlins.
von Sprecher, J. Andreas, in Cur.
Tuor, Ch., bischöflicher Archivar, in Cur. 4

Kanton Aargau.

Brunner, Karl, Archivar, in Aarau.
Fricker, Barthol., Lehrer, in Baden.
Keller, Augustin, Landammann, in Aarau.
Keller, J., Seminarlehrer, in Aarau.
Münch, A., Nationalrath, in Rheinfelden.
Schmidt-Hagnauer, *Gustav,* Verwaltungsrath, in Aarau.
Schröter, C., Chorherr und Pfarrer, in Rheinfelden. 7

Kanton Thurgau.

Pupikofer, Johann Adam, Dr. phil., Archivar, in Frauenfeld. 1

Kanton Tessin.

Motta, Emilio, Ingenieur, in Locarno.
Sacchi, Carlo, Chorherr, in Bellinzona. 2

Kanton Waadt.

Carrard, Henri, Professor, in Lausanne.
Céresole, Victor, eidgen. Consul, in Venedig.
von Charrière, Godefr., eidg. Stabsmajor, in Senarclens b. Cossonay.
Duperrex, Professor, in Lausanne.

Favey, G., Staatsanwalt, in Lausanne.
Favrod-Coune, in Lausanne.
Forel, François, alt Gerichtspräsident, in Morges.
Huc-Mazelet, August, in Morges.
de Mandrot, Bern., ancien élève de l'Ecole des Chartes, in Paris.
Morel, J., Bundesgerichtspräsident, in Lausanne.
von Muralt, Dr. *Eduard*, Professor, in Lausanne.
Rivier, Alphons, Professor, in Brüssel.
Secretan, Eug., in Lausanne. 13

Kanton Neuenburg.

Berthoud, Fritz, in Fleurier.
Cuche, Jules, Advocat, in La Chauxdefonds.
Daguet, Alexander, Professor, in Neuenburg.
von Mandrot, eidgen. Oberst, in Cormondrèche.
von Pury, Eduard, in Neuenburg. 5

Kanton Genf.

von Budé, Eugen, in Genf.
Claparède, Theodor, alt Pfarrer, in Genf.
Duby, alt Pfarrer, in Genf.
Dufour, Théoph., Director d. Kant. Arch., in Genf.
Favre, Eduard, Dr. phil., in Genf.
Galiffe, Johann Barthélemy Gaifre, Dr. jur., in Genf.
Gautier, Adolph, Ingenieur, in Genf.
Kohler, Charles, Archiviste-paléographe, in Genf.
Lefort, Charles, gew. Professor, in Genf.
Morel, Charles, Professor, in Genf.
Naville, Adrien, alt Staatsrath, in Genf.
Revilliod, G., in Genf.
Roget, Amédée, Professor, in Genf.
Vaucher, Pierre, Professor, in Genf.
Vuy, Jules, alt Präsident des Cassationshofes, in Genf. 15

213

Ehrenmitglieder.

	Jahr der Aufnahme
Baumann, Ludw., Archivregistrator, in Donaueschingen	1878
Bianchi, Nicom., Sovrintendente degli archivi di stato, in Turin	1878
Bordier, Henri, Bibliothécaire honoraire au Département des manuscrits de la Bibliothèque nationale, in Paris	1850
Dümmler, Ernst, Professor, in Halle	1875
von Liliencron, Freiherr *R.,* Klosterpropst, in Schleswig	1875
Matile, gew. Professor in Neuenburg, in den Vereinigten Staaten	1850
Monod, G., Directeur adjoint à l'École des hautes études in Paris	1875
von Ranke, Leopold, Mitglied der Akademie, in Berlin	1850
Riezler, Sigm. Otto, Archivrath, in Donaueschingen	1878
Roth von Schreckenstein, Freiherr *K. H.,* Landesarchiv-Director, in Karlsruhe	1867
Schmidt, Karl, Professor, in Strassburg	1866
Schönherr, David, Archivar, in Innsbruck	1867
Sickel, Theodor, Professor, in Wien	1863
Waitz, Georg, Geheimer Regierungsrath, in Berlin	1863

KÖNIGSHOFEN'S BERICHT

UEBER

DIE SCHLACHT BEI SEMPACH.

VON

A. BERNOULLI.

Wohl Alle, die unserer letztjährigen Versammlung in Stans beigewohnt haben, werden sich gerne des anziehenden Vortrags erinnern, worin Herr Pfarrer Ochsenbein den gegenwärtigen Stand der Winkelriedfrage beleuchtet hat. In der Discussion, die derselbe hervorrief, hat Herr Professor Vaucher mit Recht auf zwei noch unerledigte Vorfragen hingewiesen, deren eingehende Prüfung zur Abklärung der Hauptfrage wohl noch Einiges beitragen könnte. Ermuthigt durch diese Anregung, will ich versuchen, hier wenigstens die eine dieser Fragen zu erörtern; sie lautet: „Welchen Glauben verdient der Bericht über die Schlacht bei Sempach, den uns Königshofen, als Zeitgenosse des Ereignisses, in seiner Strassburgerchronik hinterlassen hat?“ [1])

Den Wortlaut dieses Berichtes gedenke ich Ihnen im Laufe der Untersuchung, in vier Citate zerlegt, mitzutheilen; vorher aber haben wir uns über einige allgemeine Gesichtspunkte zu verständigen.

Wohl Keiner, der Königshofen's Berichte über die Kriege Oesterreich's gegen die Schweizer liest [2]), wird sich dem Eindrucke verschliessen können, dass dieser Strassburger Geistliche Alles, was er hierüber vernommen hat, mit völliger Unparteilich-

---

Anmerkung. Der Verfasser trug die Abhandlung am 23. September 1879 vor der Hauptversammlung der Gesellschaft in Solothurn vor.

[1]) Eine kurze Besprechung dieses Berichtes hat schon O. Kleissner geliefert in seiner Schrift: Die Quellen zur Sempacherschlacht und die Winkelriedsage, p. 21—24; jedoch stimme ich mit seiner Auffassung nur theilweise überein.

[2]) Siehe Hegel's Ausgabe in den Chroniken der deutschen Städte, Bd. IX, p. 820 ff.

keit erzählt. Es drängt sich daher, speziell für die Schlacht bei Sempach[1]), vor Allem die Frage auf, ob er wohl von beiden Seiten Nachrichten erhalten habe, d. h. nicht nur von Strassburgern, die im österreichischen Heere mitgezogen waren, sondern auch von schweizerischer Seite. Wir suchen daher zunächst nach Spuren dieser letztern Art.

Wenn Königshofen gleich zu Anfang des Krieges[2]) die Klagen aufzählt, welche jede Partei gegen die andere erhob, so waren hiefür die strassburgischen Gesandten an den Städtetagen seine nächsten Gewährsmänner. Wenn er ferner, unmittelbar vor der Schlacht, die 200 Schnitter erwähnt, welche das Korn schneiden sollten, so bemerkt er ausdrücklich hiezu: „als men seite“ [3]). — Diese Nachricht gelangte also nur indirekt, als ein Gerede, bis zu ihm. Auch die Angabe, dass weder Bern noch Zürich an der Schlacht betheiligt waren, gehört zu denjenigen Thatsachen, welche Königshofen schon im Verkehr mit strassburgischen Staatsmännern leicht erfahren konnte. Wie wenig ihm überhaupt schweizerische Nachrichten von der Schlacht zu Gebote standen, das zeigen schon seine Angaben über Stärke und Verluste der Schweizer[4]); denn er, der unparteiische Berichterstatter, hält sich hierin lediglich an die österreichische Tradition (2000 Mann und 200 Todte), während die ältesten schweizerischen Berichte hier der Wahrheit unbedingt näher kommen, indem sie 1600 Mann und 120 Todte zählen[5]). Endlich ist noch der prahlerische Ruf der jungen Edelleute gegen die Schweizer zu erwähnen: „Men solte die buoben erstechen!“ [6])

---

[1]) S. den Schlachtbericht ebend. p. 827—828.

[2]) S. ebend. p. 826.

[3]) S. ebend. p. 827.

[4]) S. ebend. p. 827 und 828.

[5]) S. die Zürcherchronik, abgedr. bei Henne, Klingenbergerchronik, p. 121 in der Anmerkung. Die Todten werden dort auf „nit vil me denn hundert man“ geschätzt, und die Verzeichnisse in den Jahrzeitbüchern weisen im Ganzen kaum 120 Namen auf.

[6]) S. den Schlachtbericht p. 827.

Dass dieser übermüthige Ruf hier getadelt wird, das ist noch kein Beweis einer schweizerischen Quelle; denn die Erfahrung lehrt, dass solche Prahlereien — sobald ihnen eine Niederlage folgt — nicht nur vom Gegner getadelt werden, sondern oft ebensosehr von der eigenen Partei. Auch was uns Königshofen von der Bestattung der Gefallenen berichtet[1]), stammt augenscheinlich aus österreichischer Quelle, d. h. von einem Augenzeugen, der die erschlagenen Edelleute auf der Walstatt abholte. Hier nun, mitten unter den verwesenden Leichen, blieb wohl Keiner einen Augenblick länger, als er durchaus musste, und auch die Schweizer, die als Sieger nach Kriegsgebrauch drei Tage in der Nähe blieben, hielten sich gewiss vom eigentlichen Schlachtfelde so ferne als möglich; die Walstatt war also sicher nicht der Ort, um Näheres über den Hergang der Schlacht zu vernehmen. Es weist also Alles darauf hin, dass Königshofen über den Hergang der Schlacht weder direkte noch indirekte Nachrichten von schweizerischer Seite hatte, sondern dass er lediglich auf die Berichte derer angewiesen war, welche auf österreichischer Seite an der Schlacht gewesen, aber dem Schwerte der Sieger entronnen waren.

Wer aber konnte sich retten aus jener blutigen Niederlage? Wie aus Königshofen's Bericht hervorgeht, so stieg nur ein Theil der Reisigen ab, um als Fussvolk die Schweizer anzugreifen; die übrigen blieben zu Pferde, sahen von ferne zu und ergriffen die Flucht, als sie sahen, dass der Kampf des Fussvolkes eine ungünstige Wendung nahm. Ihrem Beispiele schreibt unser Chronist es zu, dass bald auch vom Fussvolke Viele hinwegliefen zu den Pferden, um ebenfalls zu fliehen. Da zeigte sich's, dass die meisten Knechte mit den Pferden schon geflohen waren, ohne auf ihre Herren zu warten. Wer nun so glücklich war, noch ein Ross zu finden, der war gerettet — wie überhaupt wohl Jeder, der bei Zeiten floh; die Uebrigen aber waren verloren —, namentlich wenn sie die schwere, auf

---

[1]) S. ebend. p. 830.

den Kampf zu Pferde berechnete Rüstung trugen. Wenn wir nun die damals allgemein übliche Fechtart des Fussvolkes berücksichtigen, so unterliegt es keinem Zweifel, dass auch bei Sempach die zu Fuss kämpfenden Reisigen — wenn auch noch so viel Unordnung herrschte — doch im Ganzen einen Schlachthaufen bildeten, der eine Tiefe von mindestens 20 bis 30 Gliedern haben musste. Nur die Vordersten sahen den Feind und kamen wirklich in's Handgemenge; gerade von diesen aber lässt sich mit Sicherheit annehmen, dass wohl kein Einziger den Tag überlebte. Denn das rechtzeitige Fliehen war jedenfalls nur solchen möglich, welche in den hintern Gliedern standen, also vom eigentlichen Kampfe nichts sahen. Die Ueberlebenden auf österreichischer Seite lassen sich mithin in zwei Gruppen zusammenfassen, nämlich in solche, die bei den Pferden geblieben, und in andere, welche zu Fuss in den hintern Gliedern des Gewalthaufens mitgezogen waren. Die Ersteren waren in der Lage, als Zuschauer den Kampf aus einiger Entfernung zu beobachten; die Letzteren hingegen sahen und hörten nur, was in ihrer nächsten Umgebung vorging.

Was nun Königshofen betrifft, so zeigt schon der Anfang seines Berichts, dass er von den Heimgekehrten mehrere gehört hat, deren Aussagen nicht so ganz zusammenstimmten. Von der unverhofften Begegnung der beiden Heere ausgehend, beginnt nämlich sein Schlachtbericht, wie folgt[1]):

„Und do die beide her einander sihtig wurdent, do was der herzoge und ein teil seines volkes also gyrig zuo stritende, das sú ze fuosse abesossent von iren hengesten und gobent die iren knehten zuo habende und iletent ungeordent ie einre fúr den andern zuo den Switzern".

Demnach wäre also der Angriff völlig ordnungslos unternommen worden; jedoch fährt er fort:

„Ouch worent under des herzogen volke vil junger edeler lúte, die woltent ritter sin worden und ire frumekeit erzougen,

---

[1]) Chronik der deutschen Städte, IX, p. 827.

und iletent ouch unfúrsihtekliche fúr die andern und schruwent úber die Switzer: men solte die buoben erstechen!“

Er erwähnt also zweimal hintereinander die Unordnung, welche beim Angriffe herrschte: das erste Mal wird sie kurzweg dargestellt, als hätten die Angreifer insgesammt sich ordnungsloss „ie einre fúr den andern“ auf die Schweizer gestürzt; das zweite Mal hingegen erfahren wir genauern Bericht: es waren nur „vil junger edeler lúte“, welche ungestüm „den Andern“ vorauseilten. — Unter diesen „Andern“ wird wohl Niemand die zu Pferde Gebliebenen verstehen, sondern hier sind offenbar die übrigen Angreifer zu Fuss gemeint; diese also eilten nicht unvorsichtig und ordnungslos voraus; sondern ordneten sich zuerst, bevor sie zum Angriffe schritten. Die Unordnung beim Angriff war also keine allgemeine; sondern es zog vielmehr ein geordneter Schlachthaufe zu Fuss gegen die Schweizer, und die Unordnung bestand nur darin, dass viele Edelleute in jugendlicher Ungeduld vorauseilten. — Dies wird auch bestätigt durch den Bericht eines andern Zeitgenossen, nämlich des Oesterreichers Gregor Hagen [1]), welcher nach Erwähnung des zum Angriff bestimmten Haufens hinzufügt: „Do waren etleich zuo vraidig und eilten an ordnung auf die veind“.

Diese theilweise Unordnung aber war jedenfalls nicht die Ursache der Niederlage; denn Königshofen fährt nach der oben angeführten Stelle fort:

„Hiezwúschent hettent die Switzer iren spitz gemaht und sich wol geordent zuo strite, und stelletent sich zuo gewer und strittent do mittenander uf eime eben velde vor Sempach, das zuo beden siten ritterliche gefohten wart“.

Der österreichische Angriff war also derart, dass auch die Schweizer, obschon wohl geordnet, doch „ritterliche“, d. h. mit aller Tapferkeit kämpfen mussten, um ihm zu widerstehen. — Noch bestimmter aber spricht sich hierüber der schon erwähnte

---

[1]) S. die Ausgabe bei Pez, Scriptores rerum Austriacarum, Bd. I, p. 1154—1155.

Gregor Hagen aus, indem er den anfänglichen Erfolg des unter dem österreichischen Hauptpanner ziehenden Schlachthaufens betont: „Den gieng es auch zum ersten wol“.

Bevor wir nun den Ausgang dieses Kampfes betrachten, bleibt uns zunächst noch der Antheil zu erörtern, welchen Herzog Leopold persönlich an der Schlacht nahm. Königshofen, wie wir sahen, lässt den Herzog von Anfang an unter den Angreifern zu Fuss mitziehen; weiter aber weiss er von ihm nichts Näheres mehr, als dass er in der Schlacht umkam. Bei Gregor Hagen jedoch lesen wir nach der schon erwähnten Stelle: „Den gieng es auch zum ersten wol“: „Darnach hoertt der edel fúrst ain chlegleich geschray: o retta Oesterreich, retta! und sach die bannyer schweben gar sendleich, gleichsam sie wolt undergen. do ruft an der beherzent fúrst all sein ritter und knecht, daz sie mitsambt im tretten von den rossen und retteten ritter und knechte. an demselben dienst waren etleich gar treg, alzo tratt der edell fúrst von sein rosz, und lewff die veind an gar ritterleich mit sein getrewen rittern und knechten, vraidigleich alz ain leo. etleich huoben zuo rotz und schawten ain weil zuo dem ernst und begunden darnach zuo fliehen“.

In diesem anschaulichen Berichte haben wir offenbar die Aussagen eines Augenzeugen, der anfänglich — wie der Herzog selber — zu Pferde geblieben war und von ferne den Kampf beobachtet hatte. Das angreifende Fussvolk schien also anfangs im Vortheil, bis unversehens das Nothgeschrei „Rette Oesterreich“ und das Schwanken des Panners eine Wendung des Glückes verrieth. Ueber die Ursache dieser Wendung jedoch erhalten wir hier keine Auskunft. Es hat dies seinen guten Grund darin, dass auf österreichischer Seite aus den vordersten Reihen des Gewalthaufens Keiner überlebte, welcher hätte erzählen können, wie es im Handgemenge zugegangen war. Wir müssen uns also bei Hagen mit der Thatsache begnügen, dass der Kampf unversehens eine für Oesterreich ungünstige Wendung nahm, und dass erst hierauf Herzog Leopold mit einem Theil seiner Ritter abstieg und zu Hülfe eilte. Vermuthlich

war der Gewährsmann, von welchem Hagen diese Thatsachen erfuhr, ein Knecht, der von Amts wegen bei den Pferden hatte bleiben müssen und desshalb ungescheut erzählen durfte, was er gesehen hatte; denn ein Ritter hätte die Frage befürchten müssen: „Warum seid ihr nicht auch abgestiegen, um dem Herzog in den Kampf zu folgen?“ Die Fussgänger des Gewalthaufens aber konnten unmöglich den Herzog beobachten, und so kann es uns nicht befremden, dass Königshofen von alledem nichts weiss, was Hagen uns hier berichtet, sondern vielmehr zu glauben scheint, der Herzog sei von Anfang beim Angriffe gewesen. Während aber Hagen, wie schon bemerkt, für die unerwartete Wendung des Kampfes keine Ursache angibt, finden wir eine solche bei Königshofen, indem er nach der schon citirten Erwähnung des Kampfes fortfährt:

„Nu was es dozemole der heiseste tag des jores, und von der hitze und erbeit in dem strite wurdent die herren zehant vermuedet und swach, das sú in irme harnesche ersticken woltent. dovon wart den herren zehant der drug anegewunnen, und gerietent vaste underligen“.

Ohne Zweifel gibt der Chronist uns hier die Aussage eines Gewährsmannes, der selber in dem dichten Schlachthaufen gestanden war, der also von der drückenden Hitze jenes Tages aus eigener Erfahrung sprechen konnte. Der ermattende Einfluss der schwülen Luft musste aber am stärksten und frühesten von denjenigen empfunden werden, welche mitten im Gewalthaufen stunden. Die vordersten Glieder brauchten noch gar nicht lange an die Schweizer und in's Handgemenge gerathen zu sein, als für das Innere des Haufens die Hitze schon einen peinlichen Grad erreichen musste. Diese Leute also, welche vom eigentlichen Kampfe nichts sehen konnten, fühlten sich bald ermattet durch die drückende Schwüle; wie mussten dann — nach ihrer Vorstellung — erst diejenigen erschöpft sein, welche vorne im Handgemenge ihre Kräfte anstrengten! Als nun in der That die vorderen Glieder rückwärts drängten, und der ganze Schlachthaufe zu wanken und zu weichen anfing, so

lag nichts für sie näher, als diese Wendung des Kampfes der allgemeinen Erschöpfung zuzuschreiben. Sie vermutheten also, dass die Vordersten lediglich aus Ermüdung zu weichen begonnen hätten, und diese ihre Vermuthung ist es allein, was Königshofen uns zur Erklärung des österreichischen Misserfolges bietet. Dass nun diese Vermuthung nicht könne richtig sein, dafür haben wir keinen entscheidenden Beweis. Ebensowenig aber ist bis jetzt nachweisbar, dass mit dieser Vermuthung die einzige und wesentlichste Ursache der Niederlage getroffen sei. Denn wir wiederholen es: vom eigentlichen Kampfe, d. h. vom Handgemenge in den vordersten Reihen, konnte keiner jener Gewährsmänner als Augenzeuge sprechen.

Werfen wir nun noch kurz einen Blick auf den Ausgang der Schlacht, so erhob sich, wie wir vorhin bei Gregor Hagen sahen, das Geschrei „Rette Oesterreich“, und erst hierauf eilte der Herzog mit einem Theil der bisher zu Pferde Gebliebenen in den Kampf; viele aber blieben auch jetzt noch müssige Zuschauer und flohen bald, beim Anblick der zunehmenden Niederlage. Diese Letztern werden auch bei Königshofen erwähnt, indem er zum beginnenden Weichen des Schlachthaufens bemerkt: „Do das die andern des herzogen volkes das mereteil — die noch do uf iren hengesten huobent und ze rote wurdent, was in ze tuonde were — sohent, wie es iren gesellen ging in dem strite, do kertent sú balde wider umb und rantent dervon“. — Diese Flucht wurde vom Gewalthaufen gesehen; desshalb fährt unser Bericht fort: „Do dis sohent etliche herren in dem strite, do brochent sú sich us dem strite, und schruwent und ruoftent noch iren hengesten, und woltent ouch dervon sin gerant. do worent die knehte mit den hengesten vor enweg geflohen, das vil der herren nit mochtent zuo iren hengesten kumen; die wurdent do zehant erilet und von den Switzern ouch erslagen. hiemitte was der strit ergangen, und gesigetent die Switzer den herren ane und behuobent das velt“ [1]).

---

[1]) Im Texte folgen noch die Namen der erschlagenen Edelleute, sowie überhaupt die Bestattung der Todten.

Aus dieser Darstellung ersehen wir, dass die Fliehenden aus dem Schlachthaufen ihre Flucht durch das Benehmen der Berittenen zu entschuldigen suchten und mithin diese Letztern für die völlige Auflösung des Heeres verantwortlich machten. Dieser Vorwurf gegen die zu Pferde Gebliebenen ist an und für sich wohl berechtigt; nur dürfen wir nicht vergessen, dass die Vordersten des Schlachthaufens, wenn sie den Kampf überlebt hätten, durchaus denselben Vorwurf hätten erheben können gegen jene, welche hinter ihnen „us dem strit gebrochen“ und geflohen waren, also auch gegen die Gewährsmänner Königshofen's.

Fassen wir nun das Ergebniss dieser Untersuchung kurz zusammen, so beruht Königshofen's Darstellung der Schlacht bei Sempach im Wesentlichen auf den Aussagen österreichischer Augenzeugen, d. h. solcher Leute, die in den hintern Gliedern des Gewalthaufens zu Fuss gestanden und durch rechtzeitige Flucht ihr Leben gerettet hatten. Diese Gewährsmänner unsers Chronisten sahen und hörten jedoch keineswegs Alles, was auf österreichischer Seite während des Kampfes geschah, und desshalb finden sich in dem Berichte einzelne Angaben, die sich bei näherer Betrachtung lediglich als Vermuthungen herausstellen. So lässt Königshofen z. B. den Herzog Leopold gleich von Anfang mit dem Schlachthaufen zu Fuss zum Angriff ziehen, weil er eben von dessen späterem Eingreifen im Kampfe rein nichts wusste. Dieser sein Irrthum tritt erst zu Tage beim Vergleich mit Gregor Hagen, der sich in mehreren Punkten, aber namentlich hierüber, genauer unterrichtet zeigt, als der Strassburger Chronist.

Für den allgemeinen Verlauf der Schlacht ergibt sich übrigens schon aus Königshofen als zweifellos, dass von österreichischer Seite — neben der theilweisen Unordnung — ein geordneter Angriff auf die Schweizer stattfand, aus welchem sich ein hartnäckiger Kampf entspann; aber erst aus Gregor Hagen's Bericht erfahren wir bestimmt, dass der Vortheil anfangs sichtlich auf Seite Oesterreich's war, dass aber unversehens eine

Wendung zu Gunsten der Schweizer bemerkt wurde. Ueber die Ursache dieser Wendung schweigt Gregor Hagen; Königshofen hingegen erwähnt die Hitze des Tages und die dadurch beschleunigte Ermüdung, und erblickt hierin die Ursache des Misslingens. Diese Erklärung der Niederlage hat jedoch, wie wir gesehen haben, nur den Werth einer Vermuthung, deren Richtigkeit noch keineswegs erwiesen ist. Denn auch in andern Schlachten forderte die Sonnenhitze ihre Opfer, ohne desshalb der betreffenden Partei den Sieg zu entreissen, und zudem ist ja bekannt, wie zuverlässig in der Regel die Aussagen sind, welche von Flüchtlingen über die Ursache einer Niederlage gemacht werden! Wer bürgt uns also dafür, dass Königshofen hier der Wahrheit näher gekommen sei, als dort, wo er über Herzog Leopold sich irrte?

Wer nun diese Angabe des Strassburgers dennoch als sichere Thatsache will annehmen, der hat den Vortheil, mit der Winkelried-Frage für immer fertig zu sein; denn wenn die Hitze und Ermüdung genügte, um die österreichischen Ritter zum Weichen zu bringen, so hat Winkelried's That keinen Sinn mehr. Sonst aber finden wir im ganzen Berichte Königshofen's, so wenig als bei Gregor Hagen, irgendwelche Angabe, die dieser That im Wege stünde. Beiden Chronisten blieb sie unbekannt, weil keiner ihrer Gewährsmänner hatte sehen können, was in den vordersten Reihen sich zutrug; das Schweigen der österreichischen Quellen an sich beweist also noch nichts gegen Winkelried's That. Wir glauben daher jene unverbürgte Angabe des Strassburgers nicht kurzweg als richtig annehmen zu dürfen, bevor wir uns überzeugt haben, dass sich die Bedenken gegen Winkelried noch auf weitere und gewichtigere Argumente stützen.

Vor Allem begegnen wir demselben Schweigen über Winkelried, wie in den österreichischen Quellen, auch im ältesten Berichte auf schweizerischer Seite, in der Zürcherchronik [1]). Nun ist es eine häufig wiederkehrende Erscheinung, dass der Besiegte

[1]) Abgedruckt bei Henne, Klingenbergerchronik p. 120 in der Anm.

über seine Niederlage und ihre wirklichen oder vermeintlichen Ursachen viel zu erzählen weiss, während der Sieger sich mit der Thatsache des Erfolges begnügt und wenig darnach fragt, welcher Ursache oder wem er ihn wohl zu verdanken habe. So geht denn auch der Zürcher Bericht — in charakteristischem Gegensatze zur österreichischen Ausführlichkeit — über den Verlauf des eigentlichen Kampfes mit wenig Worten hinweg. Warum hätte er Winkelried's errettende That erwähnen sollen, da er ja die anfängliche Noth der Schweizer auch nicht erwähnt!

Die älteste Erwähnung dieser That aber [1]) ist nichts anderes als eine Interpolation zu dem eben berührten Berichte der Zürcherchronik. Nun herrscht zwar vielfach die Ansicht, dass überall, wo eine Interpolation entdeckt wird, ihr Inhalt jedenfalls zu verwerfen sei. Jedoch gibt es Beispiele genug, wo die Interpolationen ebensoviel werth sind, als der reine Urtext, und wo sogar der Interpolator Augenzeuge derselben Ereignisse war, welche der Verfasser des Urtextes erzählt; ich erinnere hier nur an Etterlin's Erzählung der Burgunderschlachten, welche sein Waffengenosse Schilling, der Luzerner, wörtlich wiederholt, aber vielfach interpolirt hat [2]). Wer möchte wohl behaupten, dass dort Schilling's Zusätze weniger glaubwürdig seien, als Etterlin's Urtext!

Für die vorliegende Interpolation, welche Winkelried's That erwähnt, ist allerdings das Alter bis jetzt nicht genau bestimmbar, da eine eingehendere Untersuchung über die verschiedenen Hss. der Zürcherchronik noch fehlt. Desshalb glauben viele Forscher am sichersten zu gehen, wenn sie diese Interpolation einstweilen möglichst spät datiren. In dieser Hinsicht jedoch dürfen wir hier wohl an das zweitälteste Zeugniss für Winkel-

---

[1]) S. G. v. Wyss, Ueber eine Zürcherchronik und ihren Schlachtbericht von Sempach, p. 29 ff.

[2]) S. ein Beispiel in meiner Abhandlung über Etterlin's Chronik im Jahrbuch I, p. 131; über das Verhältniss beider Chronisten im Allgemeinen s. ebend. p. 170 ff.

ried's That erinnern, nämlich an das bekannte grössere Schlachtlied. Mit Nachdruck ist ehedem behauptet worden: es sei dieses Lied zum grössern Theile ein Werk des XVI. Jahrhunderts, und die Schlussstrophe, die den Dichter Halbsuter nennt, enthalte „unzweifelhaft eine unredliche und mystificirende Angabe".

Seitdem aber Herr Dr. Th. v. Liebenau urkundlich nachgewiesen hat, dass der Ausdruck „von der Schlacht kommen" sich einfach auf die alljährliche Schlachtfeier bezieht[1]), so liegt kein ernstlicher Grund mehr vor, um zu bezweifeln, dass in dieser Schlussstrophe in guten Treuen jener Hans Halbsuter gemeint sei, welcher von 1431 bis 1480 zu Luzern gelebt hat, und dass also dieser das grössere Lied zusammengestellt habe. — Wir sehen aus diesem Beispiel, dass die möglichst späten Datirungen keineswegs immer der Wahrheit am nächsten kommen, und so könnte sich auch die fragliche Interpolation der Zürcherchronik noch als älter herausstellen, als man jetzt anzunehmen geneigt ist.

Nachdem wir in dem Schweigen der ältesten Berichte keinen entscheidenden Beweis gegen Winkelried's That gefunden haben, bleibt uns immerhin noch ein Bedenken anderer Art zu erwägen. An und für sich würde wohl Niemand einen Beweis gegen sie darin erblicken, dass der Nürnberger Pirkheimer, in seiner Beschreibung des Schwabenkriegs, über den Tod H. Wolleb's bei Frastenz irrigerweise dasselbe erzählt, was wir nur von Winkelried's Tod bei Sempach zu lesen gewohnt sind. Von diesem Beispiele ausgehend, hat jedoch Herr Dr. Kleissner darauf hingewiesen, dass schon zwei Erzählungen bei Johann von Winterthur, zu den Jahren 1271 und 1332, eine grosse Aehnlichkeit haben mit dem, was uns von Winkelried's That berichtet wird. Gestützt auf diese Wahrnehmung erblickt er in allen vier Fällen eine und dieselbe Anekdote, die nach seiner Berechnung ungefähr alle 60 Jahre in der Schweizergeschichte wiederkehrt. Aus dieser periodischen Wiederholung folgert er naturgemäss

---

[1]) S. Th. v. Liebenau über Hans Halbsuter, in d. „Monatrosen" 1871, Luzern, p. 191 ff.

weiter, dass von allen diesen Geschichten keine einzige als historische Thatsache gelten könne[1]).

Sehen wir nun von diesen Erzählungen zuerst die zwei ältesten näher an[2]), so finden wir, sowohl 1271 als 1332, die Berner, in einen dichten Schlachthaufen geordnet und mit vorgehaltenen Spiessen, gegen welche auf Seite des feindlichen Adels Niemand den Angriff zu beginnen wagt — bis endlich irgend ein Ritter vorsprengt und mit eingelegter Lanze die Berner anrennt. Seine Waffengenossen sehen ihn jämmerlich umkommen; aber sein Tod reizt sie zu solcher Wuth, dass sie nun ebenfalls angreifen, in die Berner eindringen und ihnen eine schwere Niederlage bereiten. In beiden Erzählungen besteht also das Verdienst des Helden darin, dass sein Beispiel und sein Tod die Uebrigen reizt, dass sie die Furcht vor den feindlichen Spiessen überwinden und den Angriff wagen. Vom Zusammenfassen und Niederdrücken der Spiesse, d. h. vom materiellen Bahnbrechen des Helden für die Uebrigen, davon wissen diese Erzählungen nichts: dieses finden wir erst bei Winkelried, dessen That sich eben dadurch als eine besondere, selbständig dastehende charakterisirt. Sie hat also nur eine oberflächliche Aehnlichkeit mit jenen zwei älteren Fällen.

Später allerdings, im Jahr 1499, treffen wir annähernd dieselben Umstände übertragen auf den Tod H. Wolleb's bei Frastenz, jedoch nur in der nachweisbar irrigen Darstellung Pirkheimer's[3]). Zwischen 1386 und 1499 aber liegen beinahe 120 Jahre, und nach Herrn Dr. Kleissner's Periodenrechnung muss sich ungefähr alle 60 Jahre einer seiner Winkelriede vorfinden. Er selbst hat zwar keinen gefunden; umsomehr freut es uns, ihm hier einigermassen aushelfen zu können.

---

[1]) S. O. Kleissner, Die Quellen zur Sempacherschlacht und die Winkelriedsage, p. 54 ff.

[2]) S. Joh. v. Winterthur, Ausgabe von G. v. Wyss, im Archiv für Schweizergeschichte, Bd. XI, p. 28 u. 102.

[3]) Ausgabe im Thesaurus historiae Helvet., p. 16.

Bei Georg Schamdocher[1]) lesen wir, dass 1444, in der Schlacht bei St. Jakob an der Birs, die Armagnaken durch die Tapferkeit der Schweizer so sehr entmuthigt waren, dass Rechberg sie vergeblich beschwor, einen neuen Sturm auf das Siechenhaus zu wagen. Da trat „ein Graf aus Armigeck" hervor und führte sein Fähnlein zum Sturm. Wie jene Ritter von 1271 und 1332, so wurde auch er zwar sofort erschlagen; aber sein Tod erzürnte die Armagnaken so sehr, dass nun Alles zum Sturme drängte, bis schliesslich die Schweizer erlagen. Diese Erzählung hat unstreitig mehr innere Verwandtschaft mit jenen zwei ältern Fällen, als diese ihrerseits mit der That Winkelried's haben. So schön nun diese Anekdote von 1444 die Kleissner-sche Periodenrechnung bestätigt, so macht sie andrerseits durch diese Rechnung einen Strich, indem sie uns durch Schamdocher nicht nur als Zeitgenossen, sondern als Augenzeugen der Schlacht verbürgt ist. Was aber für 1444 als wohlbeglaubigte Thatsache dasteht, warum sollte das für 1271 und 1332 unglaublich sein? Und wenn wir für diese drei sich gleichenden Erzählungen keinen stichhaltigen Grund zum Zweifel finden, sollen wir dann Winkelried's That etwa desshalb bezweifeln, weil später Pirkheimer irrigerweise seinen Wolleb zu einem zweiten Winkelried gemacht hat? — Wir können daher die Theorie von der periodisch wiederkehrenden Anekdote nicht als einen ernstlichen Grund ansehen zur Bezweiflung von Winkelried's That; sondern wir gelangen vielmehr zu dem Schlusse, dass von allen Argumenten, die bis jetzt gegen diese That sind vorgebracht worden, kein einziges als entscheidender Beweis gelten kann.

So schwach demnach die Gründe sind, auf welche sich die unbedingte Verneinung von Winkelried's That zu stützen sucht, so wenig ist es andrerseits bis jetzt erwiesen, dass die älteste Nachricht von dieser That, wie die interpolirte Zürcherchronik sie enthält, als das Zeugniss eines Zeitgenossen gelten könne. Wer nun gewohnt ist, den Werth verschiedenartiger Quellen

---

[1]) Ausgabe bei Oefelius, Scriptores rer. Boicarum I, p. 316.

lediglich nach ihrem relativen Alter zu bemessen, der wird sich nach wie vor an das halten, was Königshofen zur Erklärung der österreichischen Niederlage bietet. Für solche Forscher ist es ein Glück, dass wenigstens für Gregor Hagen's Bericht das hohe Alter nachweisbar ist; sonst würden sie auch das heldenmüthige Eingreifen Herzog Leopold's verneinen. Denn auch für diese That lassen die Angaben Königshofen's so wenig Platz, als für die des Unterwaldners!

Wie misslich es überhaupt ist, auf Grund einiger weniger Berichte entscheiden zu wollen, was in einer Schlacht könne geschehen sein, und was nicht das mag uns zum Schluss noch ein Beispiel veranschaulichen. Als Tschudi seine Schweizerchronik schrieb, kannte er über die Schlacht bei St. Jakob an der Birs nicht so viele Berichte, als wir jetzt über die Schlacht bei Sempach kennen[1]). Er kannte aber die Chronik des Landschreibers Hans Fründ von Schwyz, eines Mannes, der dem von ihm beschriebenen Kampfe in mancher Hinsicht viel näher stand, als Königshofen dem seinigen. Tschudi verfuhr also durchaus nach den Grundsätzen moderner kritischer Forschung, indem er seiner Darstellung den ausführlichen Bericht Fründ's zu Grunde legte und aus andern Berichten, z. B. aus Hallwyl's Brief, nur das nahm, was sich mit Fründ zusammenreimen liess.

Auch diese Schlacht aber hatte in ihrer Art eine „Anekdote“: ein Ritter, Burkhard Münch, habe die Unterliegenden verhöhnt und sei desshalb durch den Steinwurf eines Schweizers getödtet worden. — Für diese That war in dem Kampfe, so wie Fründ ihn erzählt, nirgends ein Platz zu finden[2]). Die Gelehrten des XVI. Jahrhunderts wagten es aber doch nicht, sie ganz zu verwerfen, und so durfte sie wenigstens nach beendigter Schlacht als eine Art Nachspiel folgen, d. h. als die That eines Sterbenden. Dass diese Anekdote hin und wieder angefochten wurde, kann

---

[1]) Ueber seine Quellen siehe meine Schrift: Die Schlacht bei St. Jakob — Basel, 1877 — p. 1.

[2]) S. Fründ's Chronik, Ausgabe von Kind, p. 205—208.

uns nicht wundern; denn woher nimmt ein Sterbender die Kraft, mit einem schweren Stein einen Mann zu Pferde gerade in's Gesicht zu treffen? Auch war der Held nur kurzweg „ein Eidgenosse“, und erst das XVIII. Jahrhundert identificirte ihn mit Arnold Schick, dem Hauptmann der Urner. Ebenfalls erst im vorigen Jahrhundert veröffentlichte aber Oefelius den Bericht Georg Schamdocher's, eines österreichischen Augenzeugen der Schlacht[1]), welcher aussagt, dass während einer Pause des Kampfes unterhandelt wurde, und dass schon hier jener Steinwurf erfolgte. Er bezeugt aber noch ferner, dass diese That auf die Armagnaken solchen Eindruck machte, dass sie sich anschickten, auf die Fortsetzung des Kampfes zu verzichten, bis jener „Graf aus Armigeck“ auftrat, den wir vorhin als Beispiel erwähnt haben. — So enthüllte sich denn jene Anekdote, welche vorher so unglaublich klang, als eine bedeutsame That, welche nahe daran war, die Helden von St. Jakob vom völligen Untergange zu retten. Dennoch verwarf Johann von Müller die Angaben Schamdocher's, soweit sie sich nicht mit Tschudi zusammenreimen liessen, und es dauerte noch lange Zeit, bis die Auffindung weiterer Berichte es möglich machte, die Mangelhaftigkeit von Fründ's Darstellung nachzuweisen und Schamdocher's Aussagen zur Geltung zu bringen.

Dass aber Fründ von jenen Unterhandlungen und vom Steinwurfe nichts berichtet, das darf uns ebensowenig befremden, als dass Königshofen nichts weiss von Winkelried's That. Denn von den Vertheidigern des Siechenhauses kehrte ebensowenig ein Ueberlebender heim, als von jenen Rittern, welche bei Sempach in den vordersten Reihen gekämpft hatten. Von gegnerischer Seite aber hatte keiner der beiden Chronisten Nachrichten zur Verfügung; und so waren sie beide auf die Heimgekehrten angewiesen, die nur vom Anfang des Kampfes Sicheres erzählen

---

[1]) Ausser bei Oefelius, Scriptor. rer. Boicar. I, ist sein Bericht noch abgedruckt in meiner schon erwähnten Schrift über die Schlacht bei St. Jakob, p. 31 ff.

konnten. Wir haben also bei Fründ, wie bei Königshofen dieselbe Erscheinung, nämlich dass auch diejenigen Berichte, welche nach den Grundsätzen moderner Kritik als Hauptquellen erscheinen müssen, bei aller Wahrheitsliebe ihrer Verfasser, uns oft über wichtige Momente eines Ereignisses die nöthigen Aufschlüsse nicht geben und uns sogar in die Irre führen können. Bei Fründ nun genügen die zahlreichen, im Laufe der Zeit aufgefundenen sonstigen Berichte, um seine Irrthümer in der Hauptsache wenigstens zu erkennen und zu berichtigen. Zur Schlacht bei Sempach hingegen sind bis jetzt zwar nur wenige und spärliche Quellen bekannt; doch schon unter diesen wenigen zeigt uns namentlich Gregor Hagen, wie sehr Königshofen der Ergänzung bedarf. Wir können uns daher der Möglichkeit nicht verschliessen, dass früher oder später noch weitere Quellen bekannt werden, die uns vielleicht neue und unerwartete Aufschlüsse bringen. Diese Aussicht soll uns zwar nicht hindern, den Bericht Königshofen's, nach wie vor, trotz einzelner Irrthümer, als eine werthvolle Quelle zu schätzen; so lange wir uns aber vorzugsweise an ihn halten müssen, so wissen wir über die Schlacht bei Sempach noch viel zu wenig, als dass wir behaupten könnten, es finde sich in derselben kein Platz für Winkelried's That.

ESQUISSES D'HISTOIRE SUISSE

PAR

PIERRE VAUCHER.

I.

La conquête de l'Argovie et la guerre de Zurich [1]).

Les batailles de Sempach et de Næfels marquent dans notre histoire la fin de l'âge héroïque. Avec le XVe siècle s'ouvre pour les Confédérés une période bien différente, pendant laquelle ils passent presque sans transition de la défensive à l'offensive, adjoignent à leurs huit Etats, eux-mêmes incessamment agrandis, des pays sujets, des pays alliés, de nouveaux cantons, préparent dès les jours de la guerre de Bourgogne la réunion ultérieure de l'Helvétie romande à la Suisse, se détachent de plus en plus de l'empire d'Allemagne, et donnent ainsi à la Confédération la forme territoriale et politique qu'elle a gardée jusqu'en 1798 [2]).

Leurs principales conquêtes furent faites au XVe siècle sur leur vieille ennemie, la maison de Habsbourg. Elles commencèrent en 1415, lorsque le duc Frédéric d'Autriche, celui qu'on appelle Frédéric à la poche vide, fut excommunié par le concile de Constance et mis au ban de l'Empire par Sigismond de Luxem-

---

[1]) Les pages qui suivent sont tirées d'un petit livre qui ne devait d'abord être qu'un abrégé du bel ouvrage de M. L. Vulliemin, mais dans la rédaction duquel j'ai été plus d'une fois amené à suivre ma propre voie. La première partie, divisée en huit paragraphes d'inégale étendue, va de 1245 à 1516, des origines de la Confédération suisse à la paix perpétuelle avec la France. En en publiant aujourd'hui quelques fragments, je n'ai pas cherché à effacer la marque de leur destination primitive, et je suis heureux de témoigner ainsi de l'étroite amitié qui, durant quatre années, a uni l'un à l'autre le vénérable historien et son fidèle collaborateur.

[2]) Himly, *Formation territoriale de l'Europe centrale,* II, 372.

bourg, comme protecteur et complice du pape Jean XXIII. Trois ans auparavant, en 1412, les Confédérés avaient conclu avec l'Autriche une paix de cinquante ans, par laquelle ils s'étaient engagés à n'attaquer aucune de ses seigneuries, châteaux et pays, et à n'aider personne à rien faire de semblable. Cette paix les empêchait-elle de se joindre aux expéditions qui, des deux côtés du Rhin, se préparaient maintenant contre le duc Frédéric? Ou bien leur qualité de membres du Saint-Empire leur faisait-elle un devoir de répondre à l'appel de l'empereur? La question fut débattue à plusieurs reprises par les Confédérés dans les premiers jours d'avril 1415; mais déjà le tentateur était aux aguets. Il suffit, pour tranquilliser leur conscience, que Sigismond leur envoyât un avis motivé des princes électeurs, des seigneurs ecclésiastiques et laïques, des Docteurs en droit civil et en droit canon, ou mieux encore qu'il promît de laisser en leurs mains les pays qu'ils conquerraient au nom de l'Empire. Berne s'ébranla la première, puis Zurich, puis Lucerne, finalement tous les cantons, et dans l'intervalle de quelques jours, l'Argovie tout entière se trouva conquise, à la seule exception du château de Baden. Vainement alors Sigismond, qui venait de recevoir à merci Frédéric d'Autriche, menaça-t-il les Confédérés de sa colère s'ils poursuivaient les hostilités. Ils s'emparèrent du château de Baden, firent partir pour Lucerne les archives qu'il renfermait, et réduisirent en cendres cette forteresse qui, durant près de deux siècles, avait été en Suisse la principale place d'armes des Habsbourg.

La guerre achevée, les Confédérés eurent à régler le sort de l'Argovie. Berne, Zurich et Lucerne se réservèrent ce qu'elles avaient individuellement occupé. Le gros lot échut à Berne, qui, dès le milieu d'avril, s'était mise en possession de Zofingen, d'Aarbourg, d'Aarau, de Lenzbourg et de Brugg. Zurich s'enrichit du bailliage de Knonau, entre la Reuss et l'Albis; Lucerne, de Sursee et de Beromünster. Quant au comté de Baden et aux bailliages libres, ils furent, malgré le ressentiment assez vif de l'empereur, soumis à un gouvernement commun, dont ne furent

exclus que Berne, qui avait déjà la part du lion, et Uri, qui répugnait à des acquisitions considérées par lui comme illégitimes [1]). Les six Etats copropriétaires convinrent d'envoyer à tour de rôle, de deux ans en deux ans, à chacune des deux provinces un bailli qui leur rendrait compte, et de partager entre eux, sur pied d'égalité, les bénéfices de la gestion. La Confédération entrait décidément dans un nouvel âge.

Frédéric d'Autriche, quoique réconcilié avec Sigismond, avait dû renoncer aux territoires dont les Suisses l'avaient dépouillé. Malheureusement pour les Confédérés, l'Argovie ne lui appartenait pas en pleine propriété : il n'en avait, à ce qu'il semble, que l'administration [2]). Les autres membres de la maison d'Autriche étaient donc fondés à se croire lésés dans leur droits, et en tout cas ils attendaient avec impatience qu'une occasion se présentât de les revendiquer. Voici, pour nous borner à l'essentiel, comment cette occasion leur fut offerte.

Depuis que les événements de la fin du XIVe siècle et la conquête de l'Argovie avaient accru, dans des proportions considérables, la puissance des villes suisses, le centre de gravité de la Confédération tendait peu à peu à se déplacer au détriment de ceux-là mêmes qui jusqu'alors l'avaient le plus héroïquement défendue. Berne, il est vrai, restait d'habitude indifférente aux affaires qui ne la touchaient pas de très-près ; Lucerne, bien qu'elle eût récemment acquis la majeure partie de son territoire actuel, était unie aux Waldstætten par des liens trop étroits pour leur inspirer une bien grande jalousie ; mais Zurich excitait toujours plus leur défiance, soit par l'extension incessante de ses domaines, soit par les relations qu'elle entretenait avec le comte Frédéric VII de Toggenbourg, et le profit qu'elle espérait en tirer pour pénétrer un jour dans les contrées qui séparent

---

1) Encore Berne ne tarda-t-elle pas à être associée à la souveraineté du comté de Baden (1427), et Uri le fut un peu plus tard à celle de tous les bailliages communs d'Argovie.

2) *Jahrbuch für schweizerische Geschichte*, IV, 37.

l'extrémité supérieure de son lac de la vallée du Rhin. C'était de ce côté seulement que Schwyz pouvait s'agrandir, et il ne le pouvait sans être d'avance assuré de rencontrer la résistance opiniâtre des Zurichois. Aussi la rivalité des deux cantons s'incarnait-elle, pour ainsi dire, dans la personne des deux hommes qui dirigeaient leurs affaires, le très-fougueux bourgmestre Rodolphe Stüssi et le très-habile landammann Ital Réding, quand la mort du comte de Toggenbourg, survenue le 30 avril 1436, fit éclater au grand jour un antagonisme qui, du reste, n'était plus un secret pour personne [1]).

Les domaines de Frédéric VII étaient immenses; ses héritiers, à défaut de descendance directe, on ne peut plus nombreux; sa succession on ne peut plus compliquée. Schwyz et Zurich, appuyés l'un et l'autre sur les traités qui les avaient unis au feu comte, intervinrent aussitôt dans le débat. Schwyz fit occuper la Marche supérieure (rive gauche du canal de la Linth). Zurich obtint de la comtesse douairière, qui prétendait être l'héritière légitime, le comté d'Utznach; mais les allures hautaines du bourgmestre Stüssi ayant tout d'abord révolté les habitants, ce pays, ainsi que le Gaster (rive droite du canal de la Linth) et le Toggenbourg, fut amené sans peine par Ital Réding à entrer dans la combourgeoisie de Schwyz et de Glaris. Zurich, pour se venger, ferma ses marchés à ses adversaires, et sommée de justifier, conformément au droit, cette mesure imprudente autant que cruelle, elle s'obstina, en sa qualité de ville impériale, à décliner sur ce point la compétence des Confédérés. La médiation amicale des autres cantons échoua. Après les discussions les plus acerbes, Schwyz et Glaris furent réduits à prendre les armes. Uri et Unterwalden, un instant indécis, se rangèrent du côté de ceux qui avaient constamment déclaré vouloir se soumettre à

---

[1]) Voir, pour ce qui suit, J.-J. Hottinger, *Zürichs inneres Leben während der Dauer des alten Zürichkrieges* (Schweizerisches Museum für historische Wissenschaften, Bd. II, 1838), et J.-J. Blumer, *Urkundensammlung zur Geschichte des Kantons Glarus*, Nr. 197—232 (Jahrbuch des historischen Vereins des Kt. Glarus, Heft X f.).

la procédure prescrite par le pacte de 1351. Tous ensemble, ils franchirent, au mois de novembre 1440, la frontière zurichoise. Une panique inconcevable des troupes postées à Pfæffikon leur livra d'un seul coup toute la rive gauche du lac. Zurich, vaincue sans avoir combattu, ne fut pas seulement obligée de renoncer à ses prétentions et de rouvrir ses marchés; elle fut, de plus, dépouillée des trois petits domaines de Pfæffikon, de Hurden et de Wollerau qui restèrent entre les mains des Schwyzois. Le territoire qui lui était enlevé n'avait assurément aucune importance; mais la blessure faite à son amour-propre n'en fut pas pour cela moins profonde. Stüssi, incapable de supporter cette humiliation, ne songea plus qu'à la vengeance, et comme les Habsbourg venaient, après un long intervalle, de remonter sur le trône d'Allemagne, il pensa ne pouvoir mieux faire que de rechercher l'alliance de l'empereur Frédéric III.

L'Autriche exigea la restitution du comté de Kibourg, que les Zurichois avaient acquis, en 1424, de l'empereur Sigismond, et promit, de son côté, à la ville, son alliée, de la mettre à la tête d'une Confédération nouvelle qui s'étendrait de la Forêt-Noire à la frontière du Tyrol *(traité d'Aix-la-Chapelle,* 17 juin 1442). Zurich, égarée par la passion, eut la naïveté de croire à ces vaines promesses. Elle remplaça la croix blanche par la croix rouge et la plume de paon de l'Autriche, ouvrit l'hiver suivant ses portes à une garnison autrichienne, et opposa à toutes les réclamations des Confédérés le droit qu'elle s'était réservé en 1351 de conclure à son gré de nouvelles alliances. Les Suisses, à qui, d'autre part, Frédéric III refusait de confirmer leurs franchises, s'ils ne rendaient au préalable leurs conquêtes d'Argovie, se tournèrent alors contre la ville infidèle, et lui firent cette fois une guerre sans merci. La lutte, un instant suspendue après la défaite des Zurichois au pont de la Sihl où périt Stüssi (22 juillet 1443), recommença plus ardente que jamais dès le mois d'avril 1444, au lendemain du jour où les Autrichiens venaient de se débarrasser à Zurich, par un procès de haute trahison, des trois principaux citoyens qui essayaient

de rétablir la paix. Les Confédérés répondirent à ce meurtre juridique en massacrant, après quelques semaines de siége, la garnison du château de Greifensee; puis, ayant appris que l'empereur sollicitait contre eux l'appui du roi de France Charles VII, ils résolurent de marcher de nouveau sur Zurich et de la forcer à la paix avant l'arrivée des armées étrangères (juin 1444). Toutefois, dans Zurich aussi, le danger réveilla puissamment l'amour du sol natal. La ville s'entoura d'ouvrages extérieurs. Pleins pouvoirs furent donnés au conseil de guerre, et la confiance, renforcée par la discipline, sembla changer les jours mauvais en jours de plaisir. Pendant tout le siége de Zurich, les portes de la ville demeurèrent ouvertes. Les hommes d'armes dansaient sur les remparts. Ils ne faisaient entendre aux Suisses que des beuglements moqueurs ou le cri: « Ici Autriche! » Assauts sur assauts furent vigoureusement repoussés.

C'est en ces circonstances que les auxiliaires de l'Autriche se mirent en campagne[1]). Le roi de France, heureux de se débarrasser des grandes compagnies qu'une trève de dix-huit mois conclue avec l'Angleterre laissait à sa charge, envoyait à Frédéric III 30,000 hommes au lieu des 5000 qu'il avait demandés. Déjà les Armagnacs, comme on les appelait, ou, pour dire plus vrai, les Ecorcheurs, s'approchaient de Bâle, commandés par le dauphin Louis, et annonçant l'intention de s'emparer de cette ville, de délivrer Zurich, d'anéantir l'alliance des Confédérés. Déjà aussi, toute la noblesse des environs s'était armée. Un de ces gentilshommes, Thomas de Falkenstein, quoique bourgeois luimême de Berne, s'était, à la requête du conseil de guerre autrichien de Zurich, rendu à Brugg, et avait profité de l'accueil amical qu'il y reçut pour la livrer aux flammes; puis il était rentré dans le château de Farnsbourg près Liestal, dont la garnison répandait tout à l'entour la dévastation et le brigandage.

---

[1]) Tuetey, *Les Ecorcheurs sous Charles VII. Episode de l'histoire militaire de la France,* Montbéliard, 1874, 2 volumes in-8; A. Bernoulli, *Die Schlacht bei St. Jakob an der Birs. Eine kritische Untersuchung,* Bâle, 1877; H. Boos, *Geschichte Basels,* Bd. I, Bâle, 1877.

Berne et Soleure se hâtèrent de cerner cette forteresse et d'envoyer demander secours aux Confédérés toujours établis devant Zurich. Ces derniers eurent le tort de tenir pour exagérés les rapports qui leur parvenaient sur l'approche des Armagnacs et se contentèrent de renforcer de 600 hommes l'armée qui assiégeait Farnsbourg. Celle-ci, informée que l'avant-garde française s'avançait jusqu'à Prattelen, songea un instant à lever le siége; puis comme rien ne se montrait et que l'inquiétude faisait place à l'ennui, elle détacha une partie de ses gens pour reconnaître l'ennemi, avec ordre cependant de rester dans le voisinage de la montagne et de ne se laisser en aucun cas entraîner à franchir la Birse.

Le 26 août 1444 dans la nuit, la petite troupe, qui devait, chemin faisant, se renforcer du contingent de Liestal, mais ne dépassa à aucun moment 1500 hommes, se mit gaiement en route. Ils commencèrent par refouler à Prattelen et à Muttenz un ennemi trois ou quatre fois supérieur en nombre et le rejetèrent dans la direction de la Birse. Arrivés eux-mêmes à ce cours d'eau, leurs chefs essayèrent de leur rappeler l'ordre qu'ils avaient reçu de ne point tenter le passage de la rivière. Ils la franchirent néanmoins, mais ne tardèrent pas à rencontrer de l'autre côté 10 à 12,000 Français rangés en bataille. Les Bâlois, qui, malgré la défense du conseil, marchaient au secours des Confédérés, s'aperçurent à temps du danger, et purent rentrer sans accident dans les murs de leur ville. Quant aux Suisses, après avoir combattu jusqu'à midi dans la plaine au-dessus de Saint-Jacques, ils furent enfin obligés de céder au nombre et de se replier sur un hôpital voisin où ils trouvèrent quelque abri contre les attaques de la cavalerie française. Une bande, qui, le matin, s'était dispersée ou égarée à la poursuite de l'ennemi, et essayait de rejoindre par le plus court chemin les combattants, fut cernée dans une des îles de la Birse et massacrée presque jusqu'au dernier homme. Non moins terrible, mais plus héroïque encore fut le sort des braves réfugiés dans le jardin de l'hôpital de Saint-Jacques. Les nobles autrichiens,

impatients de jouir de la vengeance, lançaient à chaque instant sur eux de nouveaux assaillants. Armagnacs et Allemands pénétraient par toutes les brèches, joignant l'incendie à l'assaut, et cependant la lutte continuait toujours. Enfin, l'artillerie acheva de broyer tout ce qui résistait encore. Deux cents blessés seulement, recueillis par les Bâlois, survécurent à la bataille.

Si malheureuse qu'eût été l'issue de la journée, elle n'en sauva pas moins le pays. Au premier moment, il est vrai, l'effroi s'y répandit. Le siége de Zurich, celui de Farnsbourg furent levés à la hâte. Bâle dut implorer la clémence du dauphin. Mais ce prince, qui avait perdu près de 4000 des siens, avait pu mesurer ce que lui coûterait la continuation de la guerre. Il préféra conclure avec les Suisses une paix honorable (28 octobre 1444), et se retira bientôt après.

Ce fut en réalité la fin de la guerre de Zurich. Quelque temps encore, les hostilités se prolongèrent sur les bords du lac comme sur les rives du Rhin, où, par exemple, le 6 mars 1446, 1100 Confédérés mirent en fuite à Ragatz un corps de 6000 Autrichiens. Mais en dépit des courses de pillage et des escarmouches insignifiantes auxquelles les belligérants étaient le plus souvent réduits, un changement toujours plus sensible s'opérait dans les esprits. La journée si glorieuse et si funeste de Saint-Jacques avait fait faire des deux parts de sérieuses réflexions. Les Zurichois eux-mêmes se lassaient à la longue de la prépondérance autrichienne et ne voyaient pas sans inquiétude s'épuiser inutilement les ressources de leur ville. Des négociations furent ouvertes tour à tour à Constance, à Kaiserstuhl, à Lindau, à Baden : négociations compliquées et difficiles entre toutes, mais au travers desquelles on s'achemina lentement à la paix. Enfin, après plusieurs années de débat, on convint de remettre aux magistrats d'Ueberlingen le soin de choisir parmi les Confédérés l'homme qui prononcerait, comme surarbitre, sur les points restés en litige. Leur choix tomba sur l'avoyer de Berne, Henri de Bubenberg. Alors Bubenberg convoqua, conformément au pacte de 1351, les Confédérés à Einsiedeln, prêta serment et, le

13 juillet 1450, prononça. Il déclara nulle et non avenue l'alliance de Zurich avec l'Autriche, rendit force à l'alliance perpétuelle, et remit Zurich en possession de son territoire. Schwyz garda seulement pour lui les trois petits domaines qui lui avaient été cédés par la paix de 1440, conserva avec son fidèle allié Glaris quelques débris de la succession toggenbourgeoise, et eut en outre l'honneur de voir son nom employé désormais dans l'usage vulgaire pour désigner l'ensemble des Confédérés.

II.

Entrée des Confédérés dans les affaires de l'Europe. Guerre de Bourgogne [1]).

La réconciliation des Confédérés à la suite de la guerre de Zurich les entoura d'une considération nouvelle. Ils étaient, depuis la bataille de Saint-Jacques, l'objet de l'attention des puissances, et les faibles, en se plaçant sous leur protection, croyaient devenir invincibles, en sorte que de toutes parts on recherchait leur appui. Zurich, Lucerne, Schwyz et Glaris accordèrent en 1451 leur combourgeoisie à l'abbaye de Saint-Gall. Les sept anciens cantons, qui, dès 1411, avaient pris sous leur tutelle les Appenzellois révoltés contre cette même abbaye, les reçurent en 1452, à des conditions plus favorables encore, dans leur alliance. Six d'entre eux s'unirent pour vingt-cinq ans avec Schaffhouse, et avec la ville de Saint-Gall à perpétuité (1454). Au dehors, les Confédérés étaient unis depuis 1452 à la France par

---

[1]) Voir, parmi les dissertations récentes dont la guerre de Bourgogne a été l'objet, G.-F. Ochsenbein, *Kriegsgründe und Kriegsbilder der Burgunderkriege*, Berne, 1876; K. Dändliker, *Ursachen und Vorspiel der Burgunderkriege*, Zürich, 1876; U. Meister, *Betrachtungen über das Entstehen der Burgunderkriege und den Verlauf des Tages von Murten*, Zürich, 1877; P. Vaucher, *Causes et Préliminaires de la guerre de Bourgogne* (Revue historique, mars 1877). — La présente esquisse est en partie extraite de ce dernier travail.

un traité d'amitié que Louis XI s'empressa de renouveler (1463). Ils avaient avec la Bourgogne des relations de bon voisinage, et avec le duché de Milan un traité de libre commerce.

Seule, l'Autriche n'avait rien oublié ni rien appris. Elle gardait obstinément rancune aux Suisses, et les Confédérés, qui ne pouvaient avoir de repos tant que leur territoire n'aurait pas atteint ses limites naturelles, ne prenaient guère souci de la ménager. Une querelle de tir ayant, en 1458, amené 4000 d'entre eux à Constance, qui paya 5000 florins le propos injurieux d'un de ses bourgeois, 300 hommes des Waldstætten passèrent au retour la nuit à Rapperschwyl, et d'accord avec une partie des habitants, reçurent sans façon la ville dans leur alliance. Le duc Sigismond d'Autriche, fils et héritier de Frédéric à la poche vide, de qui Rapperschwyl relevait comme la Thurgovie, le Tyrol, la Forêt-Noire et l'Alsace, réclama, protesta, menaça, recourut à Rome et pressa le pape Pie II d'excommunier les Suisses. Mais s'étant lui-même brouillé avec le pape, à cause d'un démêlé qu'il avait avec l'évêque de Brixen, il vit du même coup retomber sur sa tête les foudres qu'il avait voulu attirer sur ses ennemis. Les Suisses, prompts cette fois à obéir au chef de l'Eglise, déclarèrent aussitôt la guerre à Sigismond, et conquirent en un tour de main la Thurgovie presque tout entière (1460). Frauenfeld leur fit hommage, en réservant ses franchises. Diessenhofen se rendit après une assez longue résistance. Winterthur, que les Zurichois assiégeaient depuis deux mois, allait être obligée d'en faire autant, quand l'intervention des évêques de Constance et de Bâle la dégagea par la conclusion d'une trêve qui fut, l'an d'après, transformée en une paix de quinze ans. La Thurgovie resta entre les mains des Suisses. Ils en firent un bailliage commun, soumis aux sept anciens cantons. Zurich acheta un peu plus tard (1467) de Sigismond ses droits souverains sur Winterthur.

La paix de quinze ans ne devait pas avoir cette durée. Deux villes alliées ou amies des Suisses, Schaffhouse et Mulhouse, étaient depuis longtemps exposées aux attaques de la

noblesse autrichienne. Leurs terres étaient ravagées; leurs bourgeois pris, rançonnés et maltraités. Sigismond laissait faire, malgré les plaintes des Suisses. Ces derniers finirent par envahir le Sundgau; puis comme les nobles évitaient prudemment la bataille, ils mirent au retour le siége devant Waldshut. Berne aurait voulu ne poser les armes qu'après avoir réuni la Forêt-Noire à la Confédération; mais la discorde ayant pénétré dans le camp, les Suisses se laissèrent séduire par la promesse d'une indemnité de 10,000 florins, et acceptèrent (27 août 1468) la paix que Sigismond leur offrait, sous la réserve que si le paiement n'était pas effectué avant le 24 juin 1469, Waldshut et la Forêt-Noire leur prêteraient serment d'obéissance. C'était le second traité que Sigismond signait avec les Suisses: traité aussi peu sincère que le précédent, et qui ne mériterait pas de nous arrêter, s'il n'avait eu pour conséquence indirecte de mettre aux prises les Confédérés et la maison de Bourgogne.

Sigismond n'était pas en état de remplir les obligations qu'il avait contractées par la paix de Waldshut. Dans un temps où l'argent valait vingt fois ce qu'il vaut aujourd'hui, 10,000 florins étaient une grosse somme; c'en était une surtout pour un prince prodigue entre tous, que la pénurie de ses finances avait déjà réduit à hypothéquer pièce à pièce une partie de ses domaines. Il fut donc obligé de s'adresser à son beau-frère le roi de France; puis, sur le refus très-net de Louis XI, au duc Charles de Bourgogne, auquel il offrit, en gage d'un prêt de 50,000 florins, non-seulement le pays qu'il aurait dû abandonner aux Suisses, mais encore le Brisgau, le landgraviat d'Alsace et le comté voisin de Ferrette. Charles avait tout récemment (1467) promis à quelques-uns des cantons de ne donner aucune aide à leurs ennemis. Mais comme il méditait de rétablir dans de plus vastes proportions l'ancien royaume de Bourgogne, il ne voulut voir dans l'offre qui lui était faite qu'un moyen commode d'arrondir ses états ou de se ménager la faveur de Frédéric III, fournit à Sigismond les sommes dont il avait besoin, conclut avec lui l'alliance qu'il demandait, et s'engagea solennellement à

le garantir de toute attaque de la part des Confédérés *(traité de Saint-Omer,* 9 mai 1469).

Cette alliance ne fut heureuse ni pour l'un ni pour l'autre des princes qui l'avaient conclue. Elle ne procura point à Sigismond l'assistance immédiate qu'il ne cessait de réclamer contre les Suisses; elle n'aplanit pour Charles aucun des obstacles qui s'opposaient en Allemagne à l'accomplissement de ses desseins, et lui créa bien plutôt dès le début une situation on ne peut plus fausse, puisqu'il ne pouvait s'assurer l'amitié de l'Autriche sans risquer de rejeter les Suisses du côté de la France, ni dissiper les soupçons des Confédérés sans risquer de compromettre auprès de Frédéric III la réalisation de ses espérances. On sait ce qu'il advint du projet relatif à l'érection du royaume de Bourgogne, et comment, à l'entrevue de Trèves, l'empereur, qui pressait le mariage de son fils Maximilien avec la fille de Charles, fut néanmoins forcé, pour se soustraire aux exigences de son futur compère, de décamper brusquement dans la nuit du 25 novembre 1473. Mais déjà, durant les quatre années qui s'étaient écoulées depuis le traité de Saint-Omer, la politique ambiguë ou l'humeur impérieuse du « grand duc d'occident » n'avaient réussi qu'à tourner contre lui tous ceux avec qui la destinée l'avait mis en rapport. Sigismond s'était lassé d'attendre toujours en vain les gros bataillons de la Bourgogne, et finissait par se persuader qu'il avait fait en 1469 le plus mauvais des marchés possibles. L'Alsace, aigrie par ce qu'elle appelait, à tort ou à raison, la tyrannie des Welches, soupirait après la délivrance et désirait ardemment d'être replacée sous la domination de Sigismond. Les villes libres de la province, celle de Mulhouse en particulier, étaient chaque jour plus inquiètes de l'avenir que les menées des agents de Charles leur préparaient. Enfin, comme pour combler la mesure, l'homme à qui le gouvernement de l'Alsace était confié, le trop célèbre Pierre de Hagenbach, se faisait chaque jour davantage détester de ses voisins. Le duc de Bourgogne, auprès duquel Hagenbach jouissait du plus grand crédit, le laissait volontiers entraver de mille manières le com-

merce des Suisses et multiplier à leur adresse les plus brutales provocations, ou bien, s'il lui convenait parfois de prêter l'oreille aux réclamations des Confédérés, il oubliait presque aussitôt la plainte, et ne s'occupait nullement de ramener son bailli à de meilleures pensées.

Les choses étant ainsi, on aurait pu, ce semble, prévoir en quelque sorte ce qui allait arriver. Dès le mois de février 1473, les villes de la Basse-Ligue, — ainsi qu'on appelait alors les quatre cités de Bâle, Strasbourg, Colmar et Schlettstadt, — avaient fait proposer aux Suisses de s'entendre avec elles sur la conduite à tenir vis-à-vis de Hagenbach. Dès l'été suivant, Sigismond était entré en relations avec Louis XI et lui avait offert de passer à son service, s'il consentait à avancer les sommes nécessaires au rachat des provinces engagées au duc de Bourgogne. Enfin, au moment même où Charles essayait de se distraire de l'échec de Trèves en visitant à grand bruit ses sujets renitents d'Alsace (décembre 1473—janvier 1474), des conférences tenues à Bâle, et dont les affaires de Mulhouse formaient le premier objet, avaient réuni pendant quelques semaines les délégués de la Basse-Ligue et les députés de Zurich, de Berne et de Soleure. Que fallait-il désormais pour entraîner dans une entreprise commune les différents adversaires de la Bourgogne? Ceci seulement: qu'un véritable politique intervînt à point nommé, afin de triompher des obstacles qu'une vieille antipathie ne manquerait pas d'apporter au rapprochement des Suisses et de Sigismond. Or, est-il besoin de l'ajouter? ce politique était tout trouvé dans la personne du roi de France, ennemi mortel, comme on sait, de Charles le Téméraire. Louis XI, qui naguère avait profité des alarmes répandues par le duc de Bourgogne pour conclure avec les Confédérés un traité de neutralité réciproque (1470), travaillait maintenant à les réconcilier avec la maison de Habsbourg. L'entreprise, il est vrai, était ardue, soit du côté des Suisses, soit du côté de Sigismond. Pourtant, grâce à l'habile tactique du roi Louis, grâce surtout à l'industrie de ses agents en Suisse, Jost de Silinen,

prévôt de Beromünster au canton de Lucerne[1]), et Nicolas de Diessbach, avoyer de la république de Berne, le grand œuvre dont on attendait avec impatience l'achèvement fut enfin consommé. Du 30 mars au 4 avril 1474, dans la ville de Constance, trois traités importants furent signés par les principaux intéressés. C'étaient: 1° les préliminaires de la «paix perpétuelle» entre Sigismond et les Confédérés, par la garantie faite aux Suisses des territoires qu'ils avaient conquis sur l'Autriche, le roi de France étant chargé de régler définitivement les conditions de la paix; 2° une alliance de dix ans entre les Suisses et les villes de la Basse-Ligue; 3° une alliance analogue entre Sigismond et ces mêmes villes, lesquelles allaient aussitôt fournir les sommes destinées à rembourser Charles de Bourgogne. Deux jours plus tard, c'est-à-dire le 6 avril, Sigismond dénonça à Charles le rachat prochain de ses terres d'Alsace. Charles répondit, comme de juste, en réclamant au préalable l'accomplissement des formalités prévues par le traité de Saint-Omer. Mais déjà l'Alsace était en feu. Hagenbach, qu'une insurrection populaire fit tomber aux mains de ses ennemis, fut enfermé le 11 avril dans la prison de Brisach, et un mois à peine s'était écoulé qu'un tribunal dans lequel siégaient des députés de Bâle, Berne, Lucerne, prononçait contre lui une sentence de mort (9 mai 1474).

Tandis que ces événements s'accomplissaient aux portes de la Suisse, Charles, qui, selon son habitude, s'était embarqué dans une autre querelle, guerroyait en Allemagne contre l'archevêché de Cologne. Il dut en conséquence, malgré sa fureur première, se contenter d'envoyer quelques-unes de ses troupes ravager durant l'été les confins de l'Alsace et le comté de Ferrette. Elles y mettaient tout au pillage et semblaient devoir contraindre les villes du Rhin à prendre bientôt les armes, lorsque, le 6 septembre 1474, trois ambassadeurs français parurent devant

---

[1]) Voir, sur ce prélat, l'intéressante biographie que M. le chanoine Lütolf a publiée dans le tome XV du *Geschichtsfreund,* Einsiedeln, 1859, p. 143—187.

la diète de Lucerne pour lui communiquer les offres nouvelles du roi. Cette fois, il ne s'agissait plus seulement, comme on en avait déjà parlé au printemps, d'une alliance plus étroite entre la France et les Confédérés; mais dans le cas, était-il dit, où ces derniers auraient à soutenir la guerre contre le duc de Bourgogne, Louis, pour les aider à mieux y faire face, s'engageait à les assister de bras ou d'argent, et leur assignait en outre, jusqu'à la fin de sa vie, un subside annuel de 20,000 francs. Les négociations relatives à cette grosse affaire se prolongèrent jusque vers la fin d'octobre; mais dans l'intervalle, le cas de guerre que l'on prévoyait s'était produit. Charles, occupé depuis l'été au siége de Neuss, avait par là-même attiré contre lui toutes les forces de l'Allemagne. L'empereur Frédéric III avait, le 9 octobre, sommé les Suisses, en leur qualité de membres fidèles du Saint-Empire romain, de fournir leur contingent. D'autre part, les villes de la Basse-Ligue et Sigismond, toujours plus irrités des ravages que les Bourguignons commettaient en Alsace, sollicitaient avec une égale ardeur le secours des Suisses. L'heure était donc venue pour ceux-ci de se décider; et après quelques hésitations que la situation un peu différente des cantons orientaux explique suffisamment, les Confédérés, sans être tout à fait fixés sur la portée de la guerre, chargeaient néanmoins Berne (21 octobre) de conclure en leur nom l'alliance avec la France, et lui donnaient les pouvoirs nécessaires pour rédiger le cartel qu'ils allaient adresser à Charles le Téméraire.

Le traité conclu (26 octobre 1474), une armée de 18,000 hommes, composée des contingents des cantons et de leurs alliés d'Allemagne, alla mettre le siége devant Héricourt, place forte de la Franche-Comté. Henri, comte de Blamont, à la tête de 10 à 12,000 hommes, tenta de faire lever le siége; ils combattirent vaillamment, mais ne purent résister à l'impétuosité des Suisses. La déroute fut complète (13 novembre 1474). Héricourt se rendit. Les vainqueurs rentrèrent chez eux chargés de butin.

Il n'était pas dans l'intention de Diessbach de laisser long-

temps reposer leurs armes. Dès les premiers mois de 1475, les expéditions se succédèrent en Franche-Comté sur des points divers, et bientôt un corps d'armée plus considérable franchit le Jura pour aller surprendre Pontarlier et le livrer aux flammes. La campagne se termina, il est vrai, par la retraite des bandes qui l'avaient entreprise; mais les Bernois s'étant trouvés, dans les environs de Pontarlier, en présence de Louis de Châlons, sire de Châteauguyon, qui possédait en deça du Jura Grandson, Orbe et Echallens, se crurent dès lors autorisés à le traiter en ennemi (avril 1475). Ils surprirent au retour Grandson, s'emparèrent du château d'Orbe, héroïquement défendu par Nicolas de Joux, et ne rentrèrent chez eux qu'après s'être rendus maîtres de toutes les places situées aux passages de la montagne.

Trois mois plus tard, en juillet, malgré le mécontentement toujours plus marqué des cantons orientaux, qu'étonnaient à bon droit les allures agressives de Berne, une expédition nouvelle fut dirigée par celle-ci vers le comté de Montbéliard et le fort château de Blamont. Ce fut pendant le siége de cette place que Nicolas de Diessbach, blessé d'un coup de pied de cheval, puis atteint par une épidémie qui décimait l'armée, alla mourir jeune encore à Porrentruy. Comme le dit très-bien M. Vulliemin, il avait ouvert à sa patrie une carrière glorieuse, mais il lui avait aussi donné l'exemple de la vénalité en acceptant sans scrupule les largesses de Louis XI, et il l'avait jetée dans des liens qu'elle ne devait secouer qu'après de longs siècles.

Berne cependant, qui depuis longtemps suivait d'un œil attentif les affaires de l'ouest, se préparait, sans être arrêtée par la mort du plus grand de ses hommes d'Etat, à une entreprise plus importante encore. Yolande de France, sœur de Louis XI et régente de Savoie pour son fils Philibert I, avait voulu d'abord rester neutre entre la France et la Bourgogne; toutefois la défiance qu'elle éprouvait à l'endroit de son frère l'avait récemment décidée à s'allier avec Charles le Téméraire (janvier 1475). Autour d'elle s'agitaient les oncles du jeune prince, dont l'un, Philippe de Bresse, était tout français, tandis

que les deux autres, Jean-Louis, évêque de Genève, et Jacques, comte de Romont et baron de Vaud, appartenaient à Charles. La noblesse vaudoise avait embrassé la même cause et accueillait volontiers au passage les soldats italiens qui s'en allaient à Neuss rejoindre l'armée bourguignonne. C'en fut assez pour que Berne, sous prétexte de punir les mauvais procédés de quelques officiers du comte de Romont, crût avoir de justes motifs de porter le fer et la flamme dans le Pays de Vaud, et pour qu'elle invitât ses alliés de Fribourg et de Soleure à joindre leurs armes aux siennes (octobre 1475).

La conquête fut rapide autant que violente. Morat, Avenches, Payerne se rendirent. La garnison d'Estavayer fut passée au fil de l'épée, « hâchée et chaplée », comme dit une chronique du temps. Le château des Clées, où commandait Pierre de Cossonay, et celui de La Sarraz furent, après une vigoureuse résistance, livrés aux flammes. Tout fléchit dès lors. Morges ouvrit ses portes. Lausanne, quoique cité épiscopale, dut payer une grosse rançon, et Genève se libérer, au prix de 26,000 écus d'or, du dangereux honneur de recevoir la visite des Suisses. Il leur avait suffi d'une campagne de moins de trois semaines pour s'emparer par la force ou par la terreur de seize villes et de quarante-trois châteaux.

Cependant Charles le Téméraire avait poursuivi le siége de Neuss, et Frédéric III ayant fini par s'approcher de cette place à la tête des contingents de l'Allemagne, les deux princes s'étaient trouvés en présence. Comme ni l'un ni l'autre ne désirait bien vivement la guerre, la réconciliation se fit assez vite (juin 1475). L'empereur sacrifia à l'espoir d'obtenir la main de l'héritière de Bourgogne pour son fils Maximilien l'alliance récente qu'il avait faite avec la France, les obligations tacites qu'il avait contractées envers les Suisses, et son cousin Sigismond lui-même. Louis XI, de son côté, s'empressa de conclure avec Charles une longue trêve, et par un article secret du traité, autorisa le duc de Bourgogne à marcher contre les Suisses (13 septembre 1475) [1].

---

[1]) Voir, plus loin, *Eclaircissements,* N° I.

Libre dès lors de ses mouvements, Charles conquit en courant la Lorraine, dont venait d'hériter le jeune duc René, et se disposa, dès les premiers jours de 1476, à franchir le Jura.

. . . .

Le reste est assez connu. Le reste, c'est Grandson et Morat, deux journées inégalement importantes, mais également récompensées, que nous n'avons ni l'intention ni le loisir de raconter. Mieux vaut rappeler simplement ici qu'après la défaite du Téméraire, et à la suite de la seconde invasion du Pays de Vaud par les Bernois, qui mit les rives du Léman à la discrétion du vainqueur, les héros de Morat se rencontrèrent à Fribourg avec les délégués de la France, de l'Autriche et de la Savoie pour arrêter, en ce qui concernait ce dernier Etat, les termes de la paix (juillet 1476). Berne demandait, pour ses frais de guerre, le Pays de Vaud et Genève; mais les médiateurs en décidèrent autrement. Ils ordonnèrent la restitution du Pays de Vaud, sinon à Jacques de Romont, du moins à la Savoie, sous condition d'une indemnité de 50,000 florins à payer aux Suisses. Genève dut donner garantie de la rançon qui lui avait été imposée en 1475. Les Vallaisans conservèrent le Bas-Vallais savoyard qu'ils avaient conquis à la même époque. Berne s'accrut des mandements d'Aigle, d'Ollon, de Bex, des Ormonds. Berne et Fribourg demeurèrent en possession de Morat, de Grandson, d'Orbe et d'Echallens. Enfin Fribourg, qui, vingt-quatre ans auparavant (1452), avait passé de la domination de l'Autriche sous le protectorat de la Savoie, fut reconnue indépendante.

Quant à Charles le Téméraire, le malheureux prince s'était retiré dans le château de La Rivière, près de Pontarlier. Pour la seconde fois, il avait cherché à reformer son camp; mais ses sujets avaient cessé de respecter ses ordres. Les Etats de Dijon ne craignirent pas de déclarer que la guerre était inutile. La Flandre, plus dure encore, répondit que, s'il était environné de Suisses et d'Allemands, sans pouvoir se dégager, il n'avait qu'à le leur faire dire; les Flamands iraient le chercher. Lorsque ce mot lui parvint, il eut un accès de fureur; puis il sentit qu'il allait

être seul, et trop fier pour montrer son chagrin, s'enferma, ne voulut voir personne. Cependant, à la nouvelle que le jeune duc René reprenait la Lorraine et qu'il s'était emparé de Nancy, Charles s'émut; il réussit à réunir 5000 à 6000 soldats, et mit le siége devant cette place (octobre 1476). René, qui s'était bravement comporté à Morat, courut en Suisse, sollicita, pressa, ne reçut d'abord d'autre réponse sinon qu'il faisait bien froid, puis, le 4 décembre, obtint de pouvoir, au prix de 4½ florins par mois, lever 6000 hommes. L'hiver était terrible en effet, la route longue et pénible; il fallut à René, pour maintenir en ordre ses gens, plus nombreux, il est vrai, que la diète ne l'avait autorisé, beaucoup de patience et d'argent. Enfin l'on arriva. La rencontre eut lieu le 5 janvier 1477, non loin de Nancy. La résistance fut courte; la défaite sanglante. Le lendemain seulement, on retrouva parmi les morts le cadavre à peine reconnaissable du duc de Bourgogne.

Alors Louis XI jugea sa partie gagnée. Les Suisses avaient achevé de vaincre; c'était à lui maintenant de recueillir le fruit de leurs exploits. Il occupa une partie de la Bourgogne, en même temps qu'il s'attacha à diviser les Confédérés, dont il redoutait l'intervention en Franche-Comté. Berne aurait désiré voir les cantons franchir le Jura pour rallier à la Suisse une province qui lui fournissait le sel et le blé. Les Franc-Comtois allaient au-devant de ce vœu, pourvu que la paix fût promptement conclue. Mais les Confédérés ne surent pas mieux s'entendre qu'ils ne l'avaient fait neuf ans auparavant à Waldshut, et une ambassade française, qui survint sur ces entrefaites, n'eut pas de peine à leur faire accepter un traité par lequel, moyennant 100,000 florins du Rhin, ils renonçaient à toutes prétentions sur la Franche-Comté (avril 1477).

III.

Suites de la guerre de Bourgogne. Antagonisme des Pays et des Villes. Guerre de Souabe.

La guerre de Bourgogne peut donner lieu à des appréciations bien différentes, selon qu'on y voit avant tout l'effet des inquiétudes inspirées aux Confédérés par la conduite équivoque de Charles le Téméraire, ou qu'on insiste de préférence sur l'action des puissances voisines et sur la politique à la fois réfléchie et violente du gouvernement bernois. Pourtant, à quelque point de vue qu'on se place, il est au moins un fait sur lequel tous les historiens se trouvent forcément d'accord, à savoir que ces années si remplies et en un sens si glorieuses ont laissé la Suisse en face d'une des crises les plus redoutables qu'elle ait jamais traversées. Ce n'est pas assez de dire que la Confédération était incapable de se maintenir à la hauteur où les victoires de Grandson et de Morat venaient de la porter; il faut encore ajouter qu'elle l'était tout autant de triompher des mauvaises passions qui s'agitaient dans son sein. Le butin recueilli à Grandson avait éveillé en tous lieux d'insatiables convoitises, et comme la plupart des Etats de l'Europe briguaient à l'envi la faveur des Suisses, la jeunesse, séduite par l'appât d'un gain facile, n'avait que trop souvent l'occasion de vendre sans scrupule ses services au plus offrant. Licenciés, ces mercenaires remplissaient les tavernes, répandaient autour d'eux les habitudes d'arrogance, de brutalité, de débauche qu'ils avaient contractées dans les camps, ou emportés bientôt par le besoin de mouvement, reprenaient, au premier son du tambourin, la vie d'aventures. Vainement la diète opposait à ce désordre défense sur défense: les magistrats chargés d'exécuter la loi n'avaient plus l'autorité nécessaire pour la faire respecter. Les uns s'étaient laissé corrompre par la France[1]; les autres allaient bientôt se donner à l'Autriche, ou recevoir de toutes mains le prix de leur

[1] *Eclaircissements*, N⁰ II.

complaisance. Le peuple, qui ne pouvait leur accorder son estime, secouait les liens de l'obéissance, et prompt à soupçonner la fraude, témoignait à sa manière du dépit qu'il éprouvait d'être ainsi pris pour dupe. On en eut, au lendemain même de la bataille de Nancy, une preuve significative entre toutes.

Un jour, — c'était en février 1477, — de nombreux jeunes gens réunis à Zug pour le carnaval, s'entretenaient entre les verres du partage inégal du butin, de la meilleure part que les gros bonnets se faisaient à eux-mêmes, de l'argent de Savoie qui tardait à venir, et de bien d'autres choses encore. Toujours pérorant, ces jeunes gens convinrent de s'en aller à Genève exiger les sommes qui restaient dues aux Suisses. La «joyeuse bande de la folle vie» se mit aussitôt en marche, faisant flotter au vent une bannière que décoraient gracieusement une massue et un pourceau. Berne hésita à les laisser entrer dans ses murs et prit ses précautions. Ils étaient sept cents au départ; à Fribourg, leur nombre s'élevait à deux mille. Pour se délivrer de cette étrange invasion, la duchesse de Savoie dut mettre ses bijoux en gage, Genève fournir de nouvelles garanties, envoyer à Fribourg quatre tonneaux de son meilleur vin, et donner à chaque compagnon une indemnité de deux florins. A ce prix, ils regagnèrent leurs foyers; mais ils avaient fait à l'honneur de la Suisse un affront plus grave et à sa sûreté une injure plus profonde encore qu'il n'y paraissait [1]).

L'expédition de la joyeuse bande n'avait pu s'accomplir sans la connivence des magistrats des Petits Cantons, qui n'étaient pas fâchés de protester contre la prépondérance abusive, selon eux, des villes. Insensiblement deux partis s'étaient formés dans la Confédération: celui des «Pays» ou des Etats gouvernés par des landsgemeinden (Uri, Schwyz, Unterwalden, Glaris et Zug), et celui des Etats gouvernés par des magistrats citadins (Berne,

---

[1]) Voir, pour ce qui suit, P.-A. von Segesser, *Beiträge zur Geschichte des Stanserverkommnisses.* Neue Bearbeitung. (Kleine Schriften, Bd. II, Berne, 1878.)

Zurich, Lucerne). Leur jalousie déjà ancienne, puisqu'elle remontait, nous le savons, au commencement du XVe siècle, avait reçu de la guerre de Bourgogne un nouvel aliment. Les Waldstætten, en particulier, supportaient avec impatience les allures hautaines que certains gouvernements prenaient parfois vis-à-vis d'eux, et n'avaient assisté qu'avec inquiétude aux entreprises dans lesquelles Berne, restant indépendante à leur égard, avait récemment déployé sa force. Aussi les diètes etaient-elles assez souvent le théâtre de débats dont la violence allait s'accroissant. D'un côté, on pressait l'admission dans l'alliance des deux fidèles amies de Berne, Fribourg et Soleure; de l'autre, on se promettait bien de ne plus recevoir de villes dans la Confédération, et l'on ne se gênait guère d'encourager les propos du populaire contre la politique des « gros Messieurs ». Berne, déjà aigrie par la résistance que les Petits Cantons avaient opposée à ses desseins sur la Franche-Comté, finit par s'émouvoir de ces propos. Trois mois après l'équipée de la folle vie, elle conclut avec Zurich, Lucerne, Fribourg et Soleure une combourgeoisie destinée à empêcher le retour de pareilles manifestations.

Cette combourgeoisie perpétuelle, du 23 mai 1477, ne fit, on le comprend, que jeter l'huile sur le feu. Les Waldstætten étaient surtout irrités contre Lucerne, à qui le pacte de 1332 interdisait de contracter de nouveaux engagements sans leur approbation. Ils sommèrent en conséquence la ville de renoncer à la combourgeoisie, et comme elle s'y refusait, les gens d'Unterwalden, quittant à leur tour le terrain du droit, tentèrent de soulever contre elle leurs voisins de l'Entlibuch. Un complot fut ourdi, une attaque nocture convenue; mais le bruit s'en répandit jusqu'à Lucerne. Un aubergiste de l'Entlibuch, P. Am Stalden, coupable d'avoir prêté l'oreille aux ouvertures de son parent le landammann d'Obwalden, fut arrêté, mis à la torture, et condamné au dernier supplice (novembre 1478).

Interrompu bientôt après par une guerre que les Confédérés eurent à soutenir contre le Milanais, le débat recommença de plus belle à la fin de 1480, et pendant toute l'année 1481 il ne

fut parlé que de la combourgeoisie de 1477 et du pacte de 1332. Sur ce point, l'argumentation des Waldstætten était irréfutable. Lucerne, si l'on en venait au droit, ne pouvait manquer d'être condamnée. Mais se soumettrait-elle à la décision des arbitres? Et si elle refusait de se soumettre, Berne et Zurich ne seraient-elles pas obligées de lui venir en aide? Jamais, depuis les jours de la guerre de Zurich, la Confédération n'avait couru un plus grand danger. Désireux cependant de le prévenir, les hommes les plus considérables des Pays et des Villes essayèrent, autant qu'il était possible, de tourner la difficulté. Les Pays consentaient à donner aux villes, par un compromis spécial sur lequel nous reviendrons ailleurs, les garanties jugées nécessaires au maintien de l'ordre public. Les villes, de leur côté, offraient de renoncer à leur combourgeoisie, à la condition que Fribourg et Soleure seraient reçues dans l'alliance perpétuelle (30 novembre 1481). Il ne s'agissait plus que d'apporter à Stans un *oui* ou un *non* définitif. Le 18 décembre suivant, une diète se réunit de nouveau dans ce lieu, à quelque distance de l'ermitage où, depuis quatorze ans, un solitaire justement respecté, l'humble frère Nicolas de Flue, partageait sa vie entre le jeûne, la prière et la méditation[1]). Mais à cette heure suprême, les députés ne réussirent qu'à constater l'impossibilité dans laquelle ils étaient de s'entendre. La discussion se prolongea pendant trois journées entières, sans autre résultat que d'enflammer toujours plus les esprits. « Or, est-il dit dans l'unique récit contemporain que nous possédions de cette diète, or, il y avait à Stans un brave et pieux curé, nommé messire Henri Am Grund, natif de Lucerne et ami particulier du frère Nicolas, — lequel, comprenant bien que les choses tournaient droit à la guerre, se leva dans la nuit et se rendit en toute hâte auprès du frère Nicolas pour lui

---

[1]) L'esprit de la prière et de la solitude
Qui plane sur les monts, les torrents et les bois,
Dans ce qu'aux yeux mortels la terre a de plus rude
Appela de tout temps des âmes de son choix.

Lamartine.

exposer la situation.... Tant durèrent les débats que les députés, divisés sans retour en deux avis contraires, se préparaient tous à partir dans l'après-midi et ne songeaient plus, quand ils seraient rentrés chez eux, qu'à se confier en leurs propres forces. Déjà l'on avait dîné et l'on était sur le point de prendre congé, lorsque messire Henri, revenant tout en nage, alla d'auberge en auberge quérir les députés, et les supplia les larmes aux yeux, au nom de Dieu et de frère Nicolas, de se réunir encore une fois afin d'entendre le conseil et l'opinion du frère. Ainsi fut fait; mais ce qu'il apportait ne fut communiqué qu'à un petit nombre de personnes, car Nicolas avait défendu à messire Henri de le dire à d'autres qu'aux députés. Dieu voulut donc que l'affaire, si mauvaise qu'elle fût avant midi, fut grandement améliorée par ce message, et qu'en une heure tout fut arrangé et terminé [1]. » L'homme de Dieu avait eu raison, sans le savoir, de ne pas quitter sa cellule. Présent, on eût peut-être discuté son avis. Absent, sa voix, que rehaussait le bruit depuis longtemps accrédité de sa miraculeuse abstinence, fit sur les députés l'effet d'un ordre émané du ciel : ils apposèrent docilement leur sceau aux actes par lesquels Fribourg et Soleure étaient admises dans l'alliance, en même temps que la combourgeoisie perpétuelle des villes était abolie. Le 22 décembre 1481, à cinq heures du soir, l'accord fut conclu entre les Pays et les Villes, et les cloches sonnant de lieu en lieu annoncèrent, comme en 1450, le rétablissement de la paix [2].

Quatorze années s'écoulèrent dès lors durant lesquelles la Suisse jouit sans trop de peine du calme qui venait de lui être rendu. Un instant, il est vrai, en 1489, ce repos tout relatif faillit être sérieusement compromis, soit par les troubles que le gouvernement autoritaire et la fin tragique du bourgmestre Jean Waldmann suscitèrent à Zurich, soit par la lutte on ne peut plus vive qui éclata la même année entre deux alliés des cantons,

---

[1]) *Diebold Schilling's Schweizerchronik,* Lucerne, 1862, S. 96.

[2]) *Eclaircissements,* N° III.

l'abbé et la ville de Saint-Gall. Mais ces événements, si intéressants qu'ils soient d'ailleurs, ne se rattachent que par un lien assez lâche à l'histoire générale de la Confédération. Nous n'avons donc plus, pour achever le XVe siècle, qu'à dire quelque chose des relations des Confédérés avec l'Empire, et de l'attaque nouvelle dont ils allaient être l'objet de la part de la maison d'Autriche [1]).

Jusqu'alors, l'Empire n'avait pas cessé de voir dans la Confédération un de ses membres, et les Confédérés eux-mêmes ne songeaient point à s'en séparer, bien que la constitution toute princière de l'Allemagne contrastât de plus en plus avec les habitudes toutes républicaines de leurs pays et de leurs villes. C'est au nom de l'Empire qu'ils avaient, en 1415, conquis l'Argovie sur le duc Frédéric d'Autriche; en son nom aussi, et à sa requête, qu'ils avaient déclaré la guerre à Charles le Téméraire. Ils ne négligeaient aucune occasion de faire confirmer leurs franchises ou étendre leurs priviléges par leur légitime suzerain, envoyaient, lorsqu'on les en priait, leurs députés prendre part aux diètes germaniques, et témoignaient volontiers au chef de l'Empire, quand d'aventure il leur faisait visite, du respect qu'ils devaient à son rang, sinon à sa personne. Toutefois, on était loin des jours où les Waldstætten croyaient garantir leur liberté naissante en la plaçant sous l'aile de l'autorité impériale. La guerre de Bourgogne n'avait pas seulement achevé de mettre les Confédérés hors de page; elle leur avait donné, avec la conscience de leur force, le moyen de la faire sentir à autrui. Eussent-ils d'ailleurs été aussi sincères qu'ils prétendaient l'être dans leurs protestations maintes fois répétées de dévouement, ils n'auraient pu oublier que depuis un demi-siècle le trône d'Allemagne était occupé par leur plus implacable adversaire. L'empereur Frédéric III avait obstinément refusé de confirmer leurs franchises, et l'usage qu'il avait fait de son pouvoir pour

---

[1]) Voir, pour ce qui suit, Tr. Probst, *Die Beziehungen der schweizerischen Eidgenossenschaft zum deutschen Reiche in den Jahren 1486—1499* (Archiv für schw. Geschichte, Bd. XV, 1866), et Klüpfel, *Die Lostrennung der Schweiz von Deutschland* (Historische Zeitschrift, Bd. XVI, 1866).

intervenir dans leurs affaires intérieures n'avait guère été de nature à désarmer leur susceptibilité. Maximilien, qui dès 1486 avait été désigné pour lui succéder, s'était d'abord montré bienveillant envers les Suisses. Il avait cherché, en 1487, à renouveler pour son propre compte un Pacte héréditaire *(Erbverein)* qu'ils avaient conclu dix ans auparavant avec son cousin Sigismond, et il les avait invités, en 1488, à se joindre à la ligue que lui-même avait formée entre les princes, les seigneurs et les villes de la Souabe. Mais tel avait été l'accueil fait par le peuple suisse à cette dernière proposition que ses magistrats, réunis en diète, s'étaient vus aussitôt forcés de la décliner. Les négociations entretenues durant les années qui suivirent n'avaient pas eu de meilleur résultat, et déjà quelques-uns des cantons paraissaient disposés à écouter les ouvertures nouvelles de la France, lorsqu'au début même du règne de Maximilien, un démêlé autrement grave réveilla d'un seul coup toutes les défiances des Confédérés.

On sait comment ce prince ardent, généreux et mobile, toujours prêt à faire valoir les droits de l'Empire, mais toujours arrêté par la pénurie de ses finances, fut, en 1495, obligé de demander à la diète de Worms la levée d'une contribution destinée à pourvoir aux nécessités de la guerre contre les Turcs, ou plus exactement contre la France. On sait aussi que, pour vaincre la résistance des grands, il dut, en retour, leur accorder l'établissement d'une *chambre impériale* qui serait chargée de maintenir au-dedans l'ordre et la paix. La contribution obtenüe, la chambre impériale établie, Maximilien voulut mettre à l'épreuve la fidélité des Suisses, et les pressa d'acquiescer aux résolutions de Worms (septembre 1495). Ils répondirent, l'hiver suivant, en s'alliant pour la plupart avec le roi de France Charles VIII. L'empereur était mal avisé d'exiger d'eux un sacrifice pécuniaire, tandis que les Français payaient à beaux deniers leurs services ; et comme, au surplus, les Confédérés croyaient posséder dans leurs tribunaux indigènes et leurs arbitrages traditionnels des garanties bien préférables à celles qu'ils pouvaient attendre d'une

chambre composée par moitié de nobles et de légistes, ils étaient naturellement conduits à se demander quelles raisons ils avaient de se soumettre à cette chambre, quels motifs de lever chez eux des impôts pour des intérêts qui leur étaient étrangers. Présentés à Maximilien, leurs députés furent reçus avec hauteur (1497): « Sachez, leur dit l'empereur, que si vous refusez l'obéissance, nous irons vous chercher en vos pays et combattrons nous-même au premier rang. » — « Gracieux seigneur, lui répondit le bourgmestre Schwend de Zurich, je ne saurais vous le conseiller: nous avons un peuple tellement ignorant et rustre qu'il n'épargnerait pas, je le crains, la couronne impériale. »

Ainsi tout s'acheminait à la guerre. La noblesse souabe y poussait depuis dix ans par des injures grossières et des menaces plus offensantes encore. Maximilien, si désireux qu'il fût à certaines heures de ménager les Suisses, ne pouvait, sans ruiner son crédit, laisser tomber une procédure ouverte par la chambre impériale contre la ville de Saint-Gall. Les Confédérés enfin, malgré les efforts conciliants de Berne, se montraient chaque jour un peu plus raides. Il suffit, pour les décider à prendre les armes, que les Grisons, avec lesquels ils s'étaient récemment alliés, invoquassent leur appui contre les conseillers autrichiens du Tyrol, et que ces conseillers eussent commencé les hostilités en faisant occuper le Münsterthal. C'était en janvier 1499. Deux mois plus tard, le roi Louis XII, qui, sur le point de descendre en Italie, n'avait pas peu contribué à souffler le feu, concluait, pour dix ans, avec les cantons une alliance grosse de toutes sortes de conséquences.

Telles furent, pour ne parler que des plus importantes, les causes de ce sanglant conflit qu'on appelle en Allemagne la « guerre des Suisses », comme en Suisse on l'appelle la « guerre de Souabe ». Ceci dit, quelques mots en feront aisément comprendre le caractère. Des deux parts, une irritation profonde que quatre siècles écoulés dès lors n'ont pas, d'une rive à l'autre du Rhin, complétement effacée; — des deux parts, un mélange

singulier de méchants propos et de vanteries ridicules; un courage sans direction ni frein, que relève pourtant du côté des Suisses le sentiment populaire qui les anime; deux ou trois grandes rencontres seulement, celles de Frastenz, de la Calvène, de Dorneck, mais en revanche des embuscades, des surprises, des courses de pillage, des incendies innombrables; — enfin, rachetant le tout, quelques actions nobles et grandes qui se détachent, pour notre consolation, du fond si sombre de ce lugubre tableau: voilà, à première vue, ce qui ressort du récit assez peu clair des plus exacts historiens de l'époque. Quant à la chronique de la guerre, — commencée en février, du côté des Souabes, par l'occupation de Luciensteig, du côté des Suisses, par le double succès de Triesen et de Fussach, elle se prolonge pendant quelques semaines à travers les courses que nous avons dites, jusqu'à ce qu'aux approches de Pâques l'arrivée de l'armée impériale donne aux opérations militaires des proportions un peu plus considérables. Le corps principal de cette armée s'établit à Constance, d'où il va surprendre Ermatingen et ravager la Thurgovie; d'autres divisions moins importantes occupent la ligne du Rhin jusqu'à Bâle et une partie des Grisons. Partout cependant, les Confédérés gardent l'avantage. Ils remportent, le 22 mars, une victoire facile au Bruderholz près Bâle, prennent, le 11 avril, au Schwaderloch près Constance une revanche sanglante de l'invasion de la Thurgovie, et rejettent, le 20 avril, de Frastenz sur la rive droite de l'Ill les Autrichiens fortement établis auprès du mont Roïa. Quatre semaines plus tard, 15,000 Impériaux, qui avaient envahi le Münsterthal, sont, le 22 mai, battus plus complétement encore dans le défilé de la Calvène, où B. Fontana, mortellement blessé à l'assaut des retranchements autrichiens, donne jusqu'à son dernier soupir l'exemple d'une héroïque valeur. En juin, une troupe, lancée du Tyrol dans les neiges de la Haute-Engadine, n'échappe comme par miracle à la famine que pour se disperser aussitôt qu'elle a rejoint la frontière. En juillet, lorsque Maximilien, pour diviser les Confédérés, veut diriger sur la Suisse occidentale les 20,000 hommes

que le comte de Fürstemberg lui amène des Pays-Bas, cette armée, surprise dans son camp mal gardé de Dorneck, est, le 22, taillée en pièces, malgré sa vigoureuse résistance, et laisse sur le carreau 3000 morts. Enfin, comme des deux parts l'épuisement et la souffrance vont croissant, des conférences sont ouvertes au mois d'août à Bâle, et le 22 septembre suivant, on conclut dans cette ville une paix qui, nonobstant le silence gardé sur la contribution d'Empire et sur la chambre impériale, reconnaît en fait l'indépendance de la Suisse par l'annulation qu'elle prononce de toutes procédures, sentences et griefs contre les Confédérés ou leurs alliés.

Une conséquence prochaine de la guerre de Souabe devait être l'admission de Bâle et de Schaffhouse dans la Confédération. Bien souvent ces deux villes avaient témoigné de leur attachement à la Suisse. Dans le cours de la dernière guerre, elles s'étaient efforcées de maintenir leur neutralité et ne l'avaient pas fait sans péril. A Bâle, l'évêque et la noblesse, qui tenaient le parti de l'Autriche, avaient subi maint échec, et brûlaient de s'en venger. Pour se protéger, la ville demanda et obtint d'être reçue dans l'alliance des Confédérés (9 juin 1501). Elle donnait à la Suisse ses fortes murailles, ses vaillantes milices, son pont sur le Rhin, ses marchés, son grand renom, à la gloire duquel venaient d'ajouter encore la tenue d'un concile (1431—1448) et la fondation récente (1460) de son université. Aussi les cantons lui accordèrent-ils le neuvième rang dans les diètes et lui firent-ils prendre place avant Fribourg et Soleure. En cas de guerre entre les Confédérés, Bâle devait rester neutre et travailler au rétablissement de la paix.

Le 10 août suivant, Schaffhouse fut à son tour reçue dans l'alliance. Douze ans après, le 17 décembre 1513, d'anciens amis, les Appenzellois, le furent aussi. Toutefois, Schaffhouse et Appenzell ne furent admis qu'aux conditions auxquelles l'avaient été Fribourg et Soleure: il leur fut interdit de contracter de nouvelles alliances sans l'assentiment des anciens Confédérés. C'est ainsi constituée que se perpétua durant trois

siècles, sans recevoir de nouveaux membres, la Confédération des treize cantons.

Eclaircissements.

I.

Article séparé de la trève faite pour neuf ans entre le Roi Louis XI et Charles, duc de Bourgogne [1]).

Soissons, 13 septembre 1475.

. . . . Et aussi Mondit Sr. de Bourgogne pour la présente tresve ne laissera point à garder et deffendre et mettre en sa main ses Comtez et pays de Ferrette et d'Aussoys, et autres villes et places à l'environ, qu'il a tenües depuis six ans en çà, et réduire et remettre par puissance d'armes ou autrement, ainsi que bon luy semblera, en son obéyssance pleine et entière les villes et places qui, en tout ou en partie, s'en sont nouvellement soustraites ou s'en soustrairont cy-après, ne par ce ne sera point rompue ladite tresve; et au cas que ceux de la Communauté de Berne et leurs alliez feront ausdits de Ferrette et d'Aussoys, leurs aydans, alliez et adhérans, aucune ayde, assistance ou faveur, soit en y envoyant ou y souffrant et permettant aller et demourer aucuns de leurs gens et subjects, leur baillant et administrant artillerie ou vivres, retraite et communication en leurs villes et pays, ou en autre façon et manière quelconque, mondit Sr. de Bourgogne pourra contre lesdits de Berne et leurs alliez procéder par armes, hostilité ou autrement, comme il luy plaira, et ne leur donnera ou fera donner le Roy aucune ayde ou secours, ne par ce sera ladite tresve enfrainte.

. . . . Sçavoir faisons, que jaçait que pour certaines causes ait esté dit, consenty et accordé de non insérer iceux articles dessus transcripts ès principales Lettres de ladite tresve, et d'en faire Lettres à part, nous avons néantmoins promis et promettons par ces présentes, en parole de Roy, sur nostre honneur et nostre serment pour ce corporellement fait en la forme et manière contenues esdites Lettres principales de ladite tresve, et sur les mêmes submissions, obligations, peines et adstrictions déclarées

---

[1]) Comines-Lenglet, III, 419.

en icelles Lettres, de tenir, garder et accomplir de nostre part le contenu esdits articles dessus transcripts, tout ainsi que s'ils estaient incorporez et escripts esdites principales Lettres, etc.

II.

On peut lire dans le Comines de Lenglet, t. III, p. 379, le texte de la convention secrète par laquelle Gervais Favre, commissaire du roi de France, et Nicolas de Diessbach, avoyer de Berne, réglèrent, le 5 avril 1475, l'emploi d'une somme de 20,000 francs [1]) que Louis XI faisait distribuer aux principaux cantons et à leurs magistrats les plus influents. « S'ensuit le département de vingt mille livres ordonnées par le Roy aux bonnes Villes, et autres particuliers de l'ancienne Ligue de la haute Allemaigne, *outre et par-dessus autres vingt milles livres tournois contenues ès Lettres d'Alliance faites entre ledit Seigneur et eux,* desquels vingt mille francs *n'est besoin faire aucune publication, mais le tenir secret.*

Pour Messieurs de Berne . . . . 6000 liv.
Pour Messieurs de Luzerne . . . . 3000 liv.
Pour Messieurs de Zurich . . . . 2000 liv.

Reste 9000 livres pour les Particuliers, pour les délivrer ainsi qu'il s'ensuit, etc. »

III.

Les documents qui ont permis à la critique moderne de tracer une histoire presque entièrement neuve de la diète du 18—22 décembre 1481 sont dans l'ordre chronologique:

1⁰ Le Recès du 30 novembre 1481 [2]), duquel il résulte qu'à cette date le Compromis de Stans et le pacte de Fribourg et de Soleure étaient, à peu de chose près, rédigés dans la forme où nous les possédons.

2⁰ Différentes pièces au moyen desquelles on peut se renseigner sur les dispositions des villes (Berne, Soleure, etc.) à la veille de la diète du 18—22 décembre [3]).

3⁰ La rédaction définitive du pacte de Fribourg et de Soleure, en date du 22 décembre 1481 [4]).

---

[1]) Equivalant à plus de 400,000 francs de nos jours.

[2]) *Anzeiger für schw. Geschichte,* Ire série, 1859, p. 50; Segesser, *l. c.,* 68, 156, 159, 160.

[3]) *Anzeiger, l. c.;* Ming, III, 289; Segesser, 70.

[4]) *Abschiede,* III, 698; Segesser, 164.

4⁰ Le Recès même de la diète du 22 décembre [1]), — Recès malheureusement on ne peut plus laconique, puisqu'il se borne à témoigner des « bons et loyaux services » que Nicolas de Flue a rendus en ces circonstances, et à enregistrer en quelques mots l'abolition de la combourgeoisie de 1477.

5⁰ Une lettre du député de Soleure, Jean de Stall, au conseil de Mulhouse, en date du 31 décembre 1481 [2]) : lettre qui montre qu'il y a eu, durant la diète même, des négociations séparées entre le dit député et les représentants des Pays, et que ces négociations ont exercé une certaine influence sur la rédaction définitive du pacte de Fribourg et de Soleure.

6⁰ Le protocole des conférences tenues à Fribourg du 30 décembre 1481 au 2 janvier 1482 [3]). On voit par là que les députés de Fribourg n'avaient pas à Stans les pouvoirs nécessaires pour accepter les conditions du pacte d'alliance, et que les autres villes ont dû remédier à ce manque de pouvoirs par la promesse faite aux Pays d'obtenir du gouvernement fribourgeois la ratification qui leur a été, en effet, accordée le 2 janvier 1482.

7⁰ Enfin le passage plus haut cité de Diebold Schilling, qui attribue au conseil de l'ermite, fidèlement transmis à la diète par le curé de Stans, Henri Am Grund, la part principale dans le rétablissement de la paix.

Voici, du reste, quand on examine de près les textes relatifs à la diète de Stans, l'ordre dans lequel on est amené à ranger les incidents de ces trois ou quatre journées, pour débrouiller tant bien que mal les assertions quelque peu énigmatiques des principaux témoins :

Opposition première des Pays à l'acceptation du pacte de Fribourg et de Soleure conformément au projet du 30 novembre. [Demande qu'ils font d'en réviser les articles.] Conférences séparées entre les représentants des Pays et Jean de Stall, et accord provisoire des deux parties « sous réserve de l'approbation des villes [4]) »

[Puis, pour une cause qui nous échappe, arrêt subit de la transaction ;

1) *Abschiede*, III, 109.

2) Ming, III, 281.

3) Segesser, 103.

4) Lettre de Jean de Stall au conseil de Mulhouse : *denn die lender und ich habent miner herren pund on bywesen der stett botten gestellt uff wolgefallen der stett* (Zürich, Bern und Luzern), *die sind willenclich darin gangen.* — Ces conférences, si courtes qu'on les suppose, ne cadrent pas bien avec ce que D. Schilling rapporte de la dernière heure. Il faut donc, — nonobstant le propos souvent cité de Jean de Stall : *Bruder Claus hat gut gewürkt, und ich gut gehandelt* (d. h. einen guten Handel gemacht), — les placer au début de la diète.

résistance nouvelle des Pays] et conflit de plus en plus sérieux qui en est la conséquence [1]).

Course d'Am Grund au Ranft dans la nuit du 21 au 22 décembre [4]), ou le 22 de grand matin.

Continuation du débat à Stans dans la matinée du 22; antagonisme incessant des opinions; séparation prochaine des députés.

Retour d'Am Grund et message décisif de Nicolas, — message agissant, à mon avis, sur les Pays autant et plus que sur les villes, mais qui, la résistance des Pays une fois vaincue, aura permis aux villes de s'engager, soit pour elles-mêmes, soit pour Fribourg.

---

[1]) D. Schilling: *Wolt sich die sach nach vil müg und arbeit zuo keiner früntschafft schicken, verzoch sich doch bis uff sant Thomas abend* (c. à d., selon Schilling, jusqu'au 20 décembre; plus exactement jusqu'au 21) *dz es je lenger und böser wart.*

[2]) D. Schilling: *stuond in der nacht uff.*

Table.

ETUDE SUR LES RELATIONS
DE CHARLES VII ET DE LOUIS XI
ROIS DE FRANCE
AVEC LES CANTONS SUISSES.

1444—1483.

PAR

BERNARD DE MANDROT.

A.

Les relations de la royauté française avec les Suisses, ou pour employer la dénomination la plus usitée au XVe siècle par la chancellerie royale, avec la ligue de la Haute-Allemagne, n'ont pas eu, sous Charles VII, le caractère suivi et beaucoup plus personnel que Louis XI leur imprima, surtout dans la seconde partie de son règne. Il a paru intéressant néanmoins de rechercher quelle fut la part prise par Charles VII aux négociations multiples dont les cantons suisses furent le théâtre ou l'objet dans la période qui s'étend entre l'année 1444, date de l'expédition des Armagnacs ou Ecorcheurs, et l'année 1461, date de la mort du roi de France. On y trouvera une nouvelle manifestation du génie politique d'un souverain, lequel, par l'activité qu'il porta dans la conduite de ses affaires extérieures, fut le digne prédécesseur de son fils. Bien plus, dans une certaine mesure, il lui ouvrit des voies que le génie audacieux de Louis XI sut reprendre avec succès pour le plus grand profit de la maison de France. Chose remarquable en effet, la réconciliation des Confédérés avec la maison d'Autriche, œuvre laborieuse dont l'accomplissement devait exercer une influence si désastreuse sur les destinées de la branche bourguignonne des Valois, cette réconciliation, dis-je, fut l'objet constant des efforts de Charles VII. Il n'est pas jusqu'au dessein longtemps caressé par Louis XI, puis exécuté vers la fin du règne, d'attirer au service de France une troupe nombreuse de mercenaires Suisses, qui n'eut été déjà conçu par son père. On trouvera la preuve incontestable de ces deux assertions dans les pages qui suivent. Mais le caractère d'unité que la répétition des mêmes tentatives donnent à la politique de

Charles VII et à celle de Louis XI, au-delà du Jura, a paru assez frappant pour qu'il valut la peine d'être signalé tout d'abord.

I.

Issus de races différentes, séparés par des barrières naturelles et politiques, les Français et les Confédérés de la ligue Suisse ne semblaient guère, au XVe siècle, destinés à se rencontrer sur le terrain des négociations diplomatiques. Pour les mettre en présence, on peut dire qu'il fallut un accident: l'expédition des Ecorcheurs en 1444. Imparfaitement connu jusqu'à ces derniers temps, cet épisode curieux de l'histoire militaire de la France a été remis en lumière par un ouvrage récent de M. A. Tuetey [1]). Nouveau par les détails qu'il renferme sur la conduite de cette expédition avant et après la bataille de St-Jacques, précieux surtout par le grand nombre de documents inédits qu'il a exhumés de la poussière des Archives françaises et allemandes, le livre qui nous occupe a franchi le cadre des opérations militaires et transporte le lecteur sur le terrain des négociations subséquentes. Celles que les Confédérés entamèrent avec le chef de l'armée des Armagnacs, Louis, Dauphin, après le combat du 26 août 1444, font l'objet d'un chapitre spécial [2]). C'est dire que sur ce point il reste peu de chose à glaner.

C'est en effet au mercredi 26 août 1444 qu'il faut fixer le véritable point de départ des relations de la France avec les Suisses. On sait comment, en ce jour glorieux, une poignée de Confédérés vint se briser sur les bords de la Birse, contre la masse des Ecorcheurs [3]). Dès le lendemain les Français avançaient dans la direction de Soleure, et, malgré leur défaite, les Suisses s'apprêtaient à défendre énergiquement leur territoire.

---

[1]) Les Ecorcheurs sous Charles VII. Episodes de l'Histoire militaire de la France au XVe siècle d'après des documents inédits. Montbéliard, Henri Barbier 1874. 2 vol.

[2]) Ibid. T. I, ch. VIII.

[3]) Ibid. T. I, 217—236.

Le siége de Farnsburg levé en toute hâte par les Confédérés, celui de Zurich abandonné, les villes forestières du Rhin au pouvoir des Armagnacs, Bâle trembla un moment pour sa sûreté. Mais le Dauphin ne poussa pas plus loin un succès chèrement acheté, et les pères du concile, auxquels se joignirent les envoyés du duc de Savoie, obtinrent assez aisément du fils aîné du roi très-chrétien qu'il épargnerait cette cité où la sainte assemblée combattait pour la foi. D'autre part, la fermeté avec laquelle le conseil de Bâle répondit à ses sommations ne tarda pas enlever au prince français l'espoir d'obtenir par des menaces la possession d'une ville dont il était peu disposé à tenter la conquête par la force des armes [1]).

Plus facile encore fut la conclusion d'un arrangement pacifique avec les Confédérés. Le Dauphin n'avait contre eux aucun grief personnel; il ne pouvait, d'autre part, espérer aucun avantage de la continuation des hostilités. Aussi son agent attitré, Gabriel de Bernes [2]), fut-il chargé de suivre les négociations dont l'intervention amicale du duc de Savoie devait singulièrement aplanir le cours. C'était encore pour Louis, Dauphin, une occasion de faire pièce au roi des Romains dont les demandes pressantes de secours avaient fait place, après la victoire, à une ingratitude peu déguisée. Une première conférence fut tenue à Ensisheim où des envoyés des cantons parurent à côté des orateurs du concile et de l'évêque de Bâle. Après une semaine de discussions le Dauphin consentit à accorder une trêve de vingt jours aux gens de Bâle, de Berne, de Soleure et à tous leurs alliés. Il exprima en même temps le désir que cette trêve, qui commença le 20 septembre, suspendit les hostilités entre la maison d'Autriche et Zurich d'une part et les Confédérés de l'autre [3]).

C'est un mois plus tard, à Zofingen, que les pourparlers,

---

[1]) Tuetey, l. c., I, 236—244.

[2]) Conseiller et maître d'hôtel du Dauphin, lieutenant du gouverneur du Dauphiné; (Bibl. Nat. Portef. Fontanieu, 117—118, à la date de 1442), Seigneur de Targe (Chastellain-de Lettenhove, III, 161).

[3]) Tuetey, l. c., I, 245 ss.

entamés à Ensisheim au milieu de septembre, aboutirent à une entente définitive. Cette fois encore le maître d'hôtel du Dauphin, Gabriel de Bernes, muni des pleins pouvoirs de son maître, fut chargé de soutenir les intérêts français et de conclure un arrangement auquel le duc Louis de Savoie et les comtes de Neuchâtel et de Valengin prêtèrent leurs bons offices. Il eut été intéressant de connaître les détails de cette journée de Zofingen et les points sur lesquels porta la discussion. Malheureusement le recès en est perdu. Il nous est permis au moins d'affirmer que c'est à cette diète que fut élaboré et rédigé, à la date du 21 octobre 1444, le traité dont les historiens n'ont connu que la contre-lettre delphinale, datée d'Ensisheim le 28 octobre suivant, et conservée en original aux archives de l'Etat, à Berne. L'instrument que les orateurs de la ligue délivrèrent à Gabriel de Bernes n'existe plus, mais la Bibliothèque nationale de Paris en conserve une copie faite par les soins de Fontanieu, et son incorrection ne l'empêche pas d'être précieuse, car elle est unique, croyons-nous. Dans cette pièce, à la suite des articles du traité proprement dit, texte que reproduit avec quelques variantes insignifiantes la contre-lettre du Dauphin, les gouvernements de Bâle, Berne, Lucerne, Soleure, Uri, Schwytz, Unterwalden, Zug et Glaris promettent de respecter à perpétuité l'engagement pris en leur nom par leurs délégués et, pour confirmer cette promesse, les députés de Lucerne, Uri, Schwytz, Unterwalden, Zug et Glaris donnent mission à leurs alliés ou confédérés de Bâle, de Berne et de Soleure de sceller au nom de tous l'instrument du traité, dès que le Dauphin en aura délivré sa contre-lettre munie de son grand sceau et souscrite de sa main [1]).

Sept jours après, à Ensisheim, le 28 octobre, Louis, Dauphin, ratifia et confirma sans changement les articles de paix arrêtés entre son plénipotentiaire Gabriel de Bernes et les Confédérés. L'instrument original délivré par lui aux ligues existe encore aux archives de l'Etat à Berne, revêtu de sa signature autographe

---

[1]) Cf. Tuetey, l. c., I, 250 ss.

et de son sceau [1]). Le préambule fait mention des pleins pouvoirs confiés à Gabriel de Bernes pour conclure avec Bâle et les communautés suisses un « appointement » en forme de traité de paix et d'amitié sous certaines conditions délibérées par le prince entouré de ses conseillers. Ce préambule est suivi de la reproduction textuelle des articles de Zofingen.

Il serait superflu d'insister sur le dispositif d'un traité aussi connu. Cessation définitive des hostilités, promesse de bonne amitié perpétuelle, faculté réciproque donnée aux marchands des deux nations de trafiquer paisiblement aussi bien en France que dans la ligue, tels sont les points principaux de cet accord au point de vue qui nous occupe. En fait les Confédérés s'étaient gardés de tout engagement compromettant. Le Dauphin par contre devait de s'abstenir désormais de toute agression contr'eux aussi bien que contre Bâle et le Saint-Concile. Certes aucun mot du traité n'était fait pour offenser le plus susceptible des Confédérés. Non-seulement on avait soigneusement passé sous silence la défaite des héroïques combattants de St-Jacques, mais il semblerait presque que les rôles eussent été intervertis. Jamais vainqueur en effet n'enchaîna davantage sa liberté d'action; bien mieux Louis sacrifia complétement ses premiers alliés, les nobles Autrichiens d'Alsace. Ne promit-il pas en effet de protéger contre toute attaque de leur part, même par les armes, cette cité de Bâle dont deux mois plus tôt il menaçait avec eux les murailles?

Après avoir signalé le traité d'Ensisheim à la date du 28 octobre 1444, Fontanieu, dans son Histoire Manuscrite de Charles VII [2]) ajoute que sept jours après le Dauphin fit avec les mêmes Cantons, *pour lui-même,* ce qu'il venait de faire pour son père comme roi de France. Il y a là une erreur évidente. Aucun document, aucun témoignage historique ne fait mention d'un traité entre le Dauphin et les Suisses conclu postérieure-

---

[1]) Imp. dans la Collection officielle des anciens Recès fédéraux (Amtliche Sammlung der Eidgenössischen Abschiede). T. II, p. 807.

[2]) Bibl. Nat. de Paris Papiers Fontanieu Portef. 125—126.

ment à celui du 28 octobre. L'assertion de Fontanieu repose sur une confusion de dates, d'autant plus extraordinaire que c'est dans son recueil de pièces qu'on rencontre la copie des articles de Zofingen, avec la date du 21 octobre[1]). Cette copie qui porte au-dessous du titre la mention de sa provenance « *Caisse du Dauphiné* » doit être le document visé dans l'Histoire Manuscrite, car là aussi une note plus complète qui accompagne l'assertion critiquée renvoie à *la Chambre des Comptes de Grenoble, Caisse de Dauphiné.* Il faut en conclure : 1° que l'auteur a pris pour deux traités distincts ce qui n'est que la lettre et la contre-lettre d'un seul et même traité ; 2° que par une bévue inexplicable il a cru que les articles de Zofingen étaient postérieurs et non antérieurs de sept jours à la ratification d'Ensisheim.

De son propre aveu, Fontanieu ignorait le texte, perdu suivant lui, de l'instrument du 28 octobre. S'il l'avait connu, il se serait épargné une autre erreur, celle de croire qu'à Ensisheim le Dauphin contracta plus particulièrement au nom de son père, comme roi de France. Cette opinion est démentie par le texte qui ne contient aucune trace d'un pouvoir spécial délivré par le roi au Dauphin pour traiter en son nom. On peut même dire que le nom de Charles VII ne figura dans les négociations que d'une manière accessoire. Et cela est si vrai que lorsque, huit années plus tard, le même roi de France rechercha l'amitié des ligues, les « intelligences » arrêtées à cette époque furent généralement considérées comme le premier traité de perpétuelle amitié entre le trone de France et les Confédérés. Concluons donc que le traité du 21/28 octobre 1444, tout en stipulant certains avantages et certains engagements à l'égard des sujets du roi de France, fut avant tout un acte émané de l'autorité personnelle de Louis, Dauphin, agissant à la fois comme chef d'armée, comme Dauphin de Viennois, comme fils aîné du roi de France.

Réduite à des conditions aussi peu compromettantes, acceptée

---

[1]) Bibl. Nat. Papiers Fontanieu Portef. 119—120.

à l'unanimité par les ambassadeurs suisses présents à Zofingen, il semblait que « l'intelligence » dût être ratifiée sans hésitation par les cantons. Il n'en fut rien pourtant. Le 3 novembre, Gabriel, l'agent du Dauphin, arriva à Berne, accompagné des orateurs du duc de Savoie. Il se plaignit du retard que les Bâlois mettaient à accepter le traité. Son maître l'avait chargé aussi de s'enquérir des dispositions du conseil de Berne. Etait-on résolu de ce côté à tenir les engagements contractés à Zofingen? Au cas affirmatif, on se passerait de l'adhésion de Bâle[1]). L'envoyé français apportait la ratification du traité, signée et scellée le 28 octobre par le Dauphin, et tel était son désir de conciliation qu'il offrit aux Bernois de laisser le précieux document aux mains d'un de leurs concitoyens jusqu'au moment où toutes les communautés de la ligue auraient définitivement témoigné de leur adhésion[2]). En retour de cette marque de confiance et d'estime le conseil de Berne promit de faire tout pour entraîner ses alliés; il écrivit en ce sens aux Bâlois et assigna aux Confédérés un rendez-vous général à Lucerne pour le 9 novembre[3]). Les Bernois ne dissimulèrent pas à leurs amis combien il était désirable qu'ils fissent honneur à l'engagement unanime pris à Zofingen. N'était-il point, depuis les temps les plus reculés, de tradition dans la ligue qu'on

---

[1]) N'oublions pas que la Confédération des Huit Etats ne formait pas à cette époque un tout compact. Chaque canton ou *lieu* (ort) conservait son autonomie et sa position particulière et le fait qu'un des cantons refusait d'accéder à un traité d'amitié avec une puissance étrangère, n'entraînait pas le rejet du traité par les autres parties. D'ailleurs, en 1444, Bâle ne faisait pas encore partie de la Confédération. Cette ville n'y entra qu'en 1501. (V. Meyer, Gesch. des schweiz. Bundesrechtes, I.)

[2]) « Sunder hab er den brief so uns allen gehör versigelt in massen als das berett sy, und ob wir wellen so well er inn eim bidersman emphehlen zu unsren handen bisz im ein volkomen antwúrt werd was unser aller will harinn sin well. » — Berne à Lucerne, Arch. de l'Et. de Lucerne Missives.

[3]) Abschiede, II, 185.

respectât la parole donnée? Assurément le moment n'était pas venu de manquer à une coutume aussi vénérable[1]).

L'influence de Berne finit par triompher de toutes les hésitations, mais c'est le 25 novembre seulement que la paix fut proclamée à Bâle. L'antipathie notoire des cantons orientaux pour tout ce qui ressemblait à un engagement à prendre envers une puissance étrangère suffit à expliquer les termes pressants de la lettre bernoise. Il est moins aisé de comprendre la résistance de Bâle plus directement menacé que les Confédérés d'une agression française. Peut-être faut-il en rechercher la cause dans certaine revendication pécuniaire du Dauphin, lequel, aux premières conférences d'Ensisheim n'avait pas craint de réclamer une grosse indemnité pour l'insulte que les Bâlois étaient censés lui avait faite en tirant sur son escorte un jour que sous un déguisement il examinait de trop près leurs murailles[2]). Il n'est pas invraisemblable que Louis, Dauphin, eut désiré vendre la paix à ses adversaires, mais il est très certain qu'il fut impossible d'arracher aux Confédérés la plus petite satisfaction de ce genre. « Ils refusèrent énergiquement », dit le chroniqueur Tschudi, « de donner au Dauphin un sou ni une maille[3]) ». Le duc de Savoie et son père le pape Félix, si interessés au rétablissement de la paix, furent moins opiniâtres et c'est à leur argent aussi bien qu'aux efforts de leurs négociateurs que la chrétienté fut redevable d'une paix que rien désormais ne devait troubler.

II.

Dans les termes où la méfiance des cantons suisses avait fini par l'accepter, le traité du 21/28 octobre 1444 semblait peu

---

[1]) Arch. de l'Etat de Lucerne. Missive orig. de Berne à Lucerne, 3 nov. 1444.

[2]) Cf. Dr. A. Fechter, Basel im Kriege gegen die Armagnaken, dans Basler Taschenbuch auf das Jahr 1862, p. 66—68.

[3]) Tschudi, Chronicon Helvetic. II, 430 b.

fait pour devenir le point de départ de relations suivies entre la couronne de France et les Suisses. Quatre années pourtant n'étaient pas écoulées que les événements mettaient en présence des ambassadeurs français, ceux du roi Charles cette fois, et les orateurs de la ligue. Une série de griefs réciproques divisait depuis longtemps la ville encore autrichienne de Fribourg en Uechtland et le duc de Savoie. A la fin de 1447 les hostilités éclatèrent. Berne ne tarda pas à joindre ses forces à celles de la Savoie. En vain Bâle, en vain les cantons tentèrent à diverses reprises d'accommoder la querelle [1]). Le duc de Savoie refusa de traiter ailleurs qu'à Berne ou à Lausanne. La lutte menaçait de s'éterniser et de réveiller dans la Confédération la guerre autrichienne toujours imminente. Les sommations du roi Frédéric avaient produit d'autant moins d'effet à Berne que le duc Albert d'Autriche dont les lieutenants Pierre de Mörsberg et Louis Meyer commandaient à Fribourg, se montrait fort peu disposé à porter un secours effectif à la cité fidèle. Les Fribourgeois avaient décidément le dessous. Il fallait à la fois sauver la maison d'Autriche d'une nouvelle humiliation et éteindre ce commencement d'incendie qui venait fort mal à propos entraver les négociations qui se poursuivaient à Lausanne pour la paix de l'église. Ce fut la tâche des ambassadeurs que Charles VII joignit à ceux du duc de Bourgogne. Après avoir pendant quatre années repoussé les obsessions de la maison d'Autriche, qui, depuis 1443, le poursuivait de ses demandes d'alliance contre les Suisses [2]), Philippe le Bon avait enfin conclu avec le duc Albert un traité aux termes duquel la Bourgogne s'engageait à protéger

---

[1]) V. v. Liebenau, Die Beziehungen der Eidgenossenschaft zum Auslande in den Jahren 1447 bis 1459 (Geschichtsfreund des fünförtischen Vereins, Vol. 32, Einsiedeln 1877), p. 46—50. M. de L. a imprimé à la suite de son intéressant travail 28 lettres inédites qui font partie du dépôt des Archives de l'Etat de Lucerne. Nous aurons souvent à le citer.

[2]) V. entr'autres la lettre de Frédéric, roi des Romains à Philippe le Bon. Vienne, 22 fév. 1445. Imp. par Chmel, Mater. zur österr. Geschichte, I, 3, 166.

contre toute agression extérieure les domaines de la maison d'Autriche dans la Haute-Alsace autour de Bâle, et même Fribourg en Uechtland[1]). Il était, il est vrai, stipulé expressément que cette alliance ne pourrait être invoquée contre le duc de Savoie, mais elle visait les Confédérés, au moins dans l'idée du prince autrichien, bien que leur nom n'y fut pas prononcé. Il en résultait que le duc de Bourgogne se souciait peu de voir la guerre éclater de nouveau entre la maison d'Autriche et les Suisses dans la crainte que le duc Albert ne le mit en demeure d'éxécuter des engagements parfaitement définis par le traité[2]). Charles VII d'autre part ne cessa jamais tant qu'il vécut de porter grand intérêt à la maison d'Autriche. Il était en négociations avec le roi des Romains pour le rétablissement de la paix de l'Eglise, et Sigismond, duc d'Autriche, avait été pendant

---

[1]) Ce traité, daté de Bruges 10 mai 1447 et imp. par Chmel (Mater. z. öster. Gesch., I, 3, 247—255) se rattache à toute une série de négociations Austro-Bourguignonnes destinées dans la pensée du roi Frédéric et du duc Albert à obtenir l'assistance armée de Philippe le Bon contre les Suisses, et dans celle du duc de Bourgogne à échanger son titre de duc contre une couronne royale. (V. Liebenau, l. c., 24 s., — Fredericq: Essai sur le rôle politique et social des Ducs de Bourgogne dans les Pays-bas. Gand, 1875, p. 44—46 et surtout: Der österreich. Geschichtsforscher, I, 2e livr., 231—273.) Les demandes de secours du roi Frédéric remontent en 1443. (Tschudi, Chronic. Helvet., II, 403.) En 1447, Philippe le Bon envoya à Vienne une ambassade dont le but était de négocier la résurrection du royaume de Lotharingie. Sigismond adhèra en septembre (13) 1447 à Innsprück au traité du 10 mai. (Chmel, l. c.)

[2]) « Item specialiter inter nos prelocutum et concordatum est, quod licet opidum Friburgense in Uchtlanndia Lausanensis diocesis ad domum Austrie spectans infra terminum, ut prefertur, vigintiquator miliarium a Basilea computandorum comprehensum sit, quia tamen nobis Alberto duci et nostris plerumque ad id comode tutus non patet accessus et recessus, ab eodem non minus ipsum opidum in liga huiusmodi includi expresse volumus et comprehendi, ita quod nos Philippus ipsi opido et pro eius salvagardia ad favores consilia et auxilia nec non ad requisitionem consulatus eiusdem opidi Friburgensis, ad subsidia ipsis prestanda in adversis obligati esse volumus », etc. Chmel, l. c., 248.

quinze ans le fiancé de la fille même du roi de France, Radegonde. La jeune princesse était, il est vrai, morte en 1445, avant la célébration du mariage, mais cet accident n'avait nullement refroidi les dispositions bienveillantes du roi de France à l'égard du prince autrichien qu'il continuait à nommer « son fils ». En 1446, Charles avait obtenu du roi des Romains que Sigismond fut mis en possession du Tyrol. A ces raisons d'ordre à la fois moral et politique les documents permettent d'en ajouter une autre purement politique qui dut influer sur la conduite du souverain français. L'expulsion des Anglais de France n'était pas encore un fait accompli. Charles avait besoin de soldats et songeait à renforcer son armée par l'enrôlement de mercenaires étrangers. L'Allemagne [1]), la Savoie et les Cantons suisses devaient être mis à contribution. On comprend combien il était indispensable, pour le succès de cette entreprise, que la paix régnât au-delà du Jura et sur le Rhin.

Il n'en faut pas douter, Charles VII poursuivait la conclusion d'une convention militaire avec le duc de Savoie et avec les Suisses. On en trouve la preuve dans de curieuses instructions pour l'archevêque de Reims, l'évêque de Carcassonne et Jacques Cœur, conseillers du roi « de ce qu'ilz auront à faire touchant « le fait des aliances entre le Roy d'une part, Mgr. le Duc de « Savoye et les Suysses ou leurs commis et depputéz d'autre [2]) ». Le roi et le duc de Savoie devaient s'engager, pour la durée de leur vie seulement, à se prêter secours et assistance envers et contre tous, à l'exception du Pape, des rois des Romains, de Castille et de Léon, de Sicile, d'Ecosse et des électeurs de

---

1) Liebenau, Die Beziehungen etc., p. 29, n. 1.

2) Bibl. Nat. Msc. lat. 17. 779, f° 49. — Ce Msc. de 86 feuillets XVe s. pap. est coté au catalogue Delisle « Documents relatifs à l'administration des ducs de Savoie, provenus des papiers du chancelier Doriole ». L'Archevêque de Reims était en 1447—1448 Jacques Juvenal des Ursins. Jean III d'Etampes occupa de 1446 à 1455 le siège épiscopale à Carcassonne. Quant à Jacques Cœur, il était à cette époque (1447 ou 1448) au comble de la richesse et de la faveur.

l'empire alliés au roi de France. Le duc de Savoie serait tenu de servir le roi, lorsqu'il en serait requis, à l'encontre des Anglais et de tous autres, avec cinq cents hommes d'armes et mille hommes de trait, trois mois à ses dépens. Le roi conservait la faculté de prolonger ce service « en salariant et stipen- « diant ces gens d'armes de gages raisonnables telz que les « autres gens d'armes du royaume ont acoustumé d'avoir ». Pareil secours serait accordé par le roi de France au duc de Savoie, mais avec cette restriction que le duc serait en tous temps et en tous cas tenu de payer les auxiliaires que le roi lui aurait fournis. Mgr. de Savoie s'engagerait encore à accorder le libre passage sur son territoire aux gens du roi, s'il advenait que « le Roy voulist entrer ou faire entrer ses gens es pais de « Lombardie, Alemaigne ou autres pais voisins et prouchains « des pais et seigneuries de Mgr. le Duc de Savoie », — le tout à charge de réciprocité.

Les termes de l'alliance que Charles VII projetait de conclure avec les Suisses devaient reproduire en substance ceux de l'alliance savoyarde. Le roi entendait que les Confédérés seraient tenus de le servir « de quatre mille combatans à leurs despens « trois moys en guerre et le surplus aux despens du Roi à telz « gaiges que ont acoustumé d'avoir les autres gens d'armes du « Royaume. Et le pareil aide sera aussi fait par le Roy à eulz « et d'un tel nombre de gens, mais ce ne sera aucunement aux « despens du Roy, ainçois seront tenuz lesdits Suysses soul- « doyer ceulx que le Roy envoyera devers eulz pour ceste cause « selon l'usance du pais » [1]). — Dans ce projet primitif on songea

[1]) Bibl. Nat. Msc. lat. 17. 779, f° 49. — L'Instruction touchant le fait des alliances de Savoie contient un article par lequel « pour evicter toutes voyes de infraction desdites aliances » il devait être stipulé que si quelque débat venait à s'élever entre le Roi et Mgr. de Savoie « à cause des limitez » de leurs terres et seigneuries ou « autrement en quelque manière que ce soit », la question serait résolue par des arbitres commis et députés par les deux princes. — Cette clause devait être passée sous silence dans les lettres d'alliance avec les Suisses « sinon que eulz mesmes le requissent ainsi estre fait ».

à introduire certaines modifications, d'abord en ce qui concernait le roi des Romains et les électeurs de l'empire que le roi de France désirait excepter de l'alliance des Suisses « pour le débat « qui est entre lesdits Suysses et eulx ». On prévoyait aussi le cas où les Confédérés refuseraient le service gratuit de trois mois et « se on devroit point tendre qu'ilz feissent service de « nombre certain de gens sans ce que le Roy fust obligié de « leur faire nombre certain » [1]).

---

[1]) Bibl. Nat. Msc. lat. 17. 779, f° 50. — Au f° 47 du même recueil msc. se trouve un projet (ou une copie?) de pouvoir relatif à la même négociation. Nous le donnons ici in extenso. On remarquera qu'en général il faut ajouter peu de créance aux déclarations de la chancellerie royale touchant le désir soi-disant exprimé spontanément par les Suisses de servir, secourir le roi, etc.

Povoir touchant le fait des Aliances des Suysses.

Charles etc. A tous ceulx etc. Comme puis aucun temps ença nous ait esté ouvert et fait savoir que les communitéz des Suysses sont très desirans de nous aider, servir et secourir en tout ce qui leur sera possible, et seroient très joyeux d'avoir avecques nous aucunes bonnes aliances, ligues et confederacions à vie ou à temps ainsi que notre plaisir seroit, s'il nous plaisoit à ce entendre. A quoy, pour consideracion des choses dessusdites et pour le bon rapport qui fait nous a esté des grans sens, prudence, vaillance et bonne conduicte qui sont en eulx, et esperons aussi qu'ilz seront telz en augmentacion et acroissement de bon amour et service envers nous, comme dit est et rapporté nous a esté, nous sommes benignement inclinéz et condescenduz. Et por ce soit besoing de commectre aucunes gens notables, sages et discretz, pour besoingner, communiquer, traicter et appoinctier avecques eulx ou leurs commis et deputéz ayans sur ce povoir souffisant touchant le fait desdites aliances, savoir faisons que nous confians entièrement et a plain des grans sens, prudence, loyauté, preudommie, bonne diligence et expérience de noz améz et feaulx conseillers l'arcevesque duc de Reims, l'evesque de Carcassonne et de Jaques Cueur, iceulx avons commis, ordonnéz et deputéz, commectons, ordonnons et depputons nos ambaxadeurs, procureurs, commissaires et messages especiaulx, et leur avons donné et donnons par ces presentes et aux deux d'eulx plain povoir, auctorité, commission et mandement espécial de parler, communiquer, besoingner et traictier pour nous et en notre nom de bonnes et vrayes aliances, ligues et confederacions avecques lesdictes communitéz des Suysses ou leurs commis

Les documents curieux dont nous avons extrait ce qui précède ne portent pas de date et se présentent à l'état de simple projet. Il n'est pas permis d'affirmer que ces propositions d'alliance furent officiellement présentées aux parties interessées. Quant à leur date il est certain seulement qu'elle est antérieure au 7 avril 1449, époque à laquelle Félix V se désista de son pontificat, car la conclusion de l'alliance savoyarde est expressément subordonnée à la pacification de l'église dont le roi de France poursuivait avec ardeur l'accomplissement [1]). Il est non moins certain que si le dessein de Charles VII de s'assurer un certain nombre d'auxiliaires savoyards et suisses fut, à l'époque où il fut conçu, en 1447 ou au commencement de 1448 [2]), momentanément abandonné, ce dessein ne fut pas oublié. On en verra la preuve dans la suite de ce récit.

Donc, la querelle de Fribourg avec le duc de Savoie et Berne contrariait à la fois le roi de France et le duc de Bourgogne. Ils résolurent d'y mettre fin. Le 20 mai 1448 le gouvernement de Fribourg reçut avis que des « orateurs » français et bourguignons l'invitaient à envoyer des députés à Lausanne, où ils se trouvaient, pour conférer avec eux de la paix. Quatre jours plus tard les délégués fribourgeois, qui s'étaient rendus avec empressement à cet appel, revenaient chez eux et le 26 mai les ambassadeurs étrangers faisaient à leur tour leur entrée à Fribourg. C'était, pour le roi de France, Aimeri de Hoquedé, abbé de St-Thierry dans le diocèse de Reims et Guillaume de Menipenny, écuyer, Seigneur de Concressaut, conseiller du roi,

---

et depputéz ayans d'eulx povoir souffisant en ceste partie, et icelles aliances, ligues et confédéracions faire prendre, accorder, promectre, consentir et concluire entre nous, noz pais, terres et seigneuries, vassaulx et subgiéz d'une part et lesdites communitéz des Suysses, leurs pais, terres, seigneuries, vassaulx et subgietz d'autre à vie ou à temps etc.

[1]) Bibl. Nat. Msc. lat. 17. 779, f° 49.

[2]) Cf. à l'appui de cette date Vallet de Viriville : Histoire de Charles VII, III, 131 s.

accompagnés de leur suite[1]; pour le duc de Bourgogne, Philibert de Vaudrey, bailli de Bourgogne, et Jean de Sazin, licencié ès lois. Ces personnages n'étaient d'ailleurs pas seuls à s'entremettre entre les belligérants, car les Confédérés aussi bien que le sacré concile y mettaient également toute leur peine. Les premiers efforts des médiateurs ne furent pas couronnés de succès. Les dispositions des Fribourgeois étaient encore loin d'être pacifiques[2]. Les hostilités continuèrent et il ne fallut

---

[1]) La mission de l'abbé de St-Thierry avait un autre l'objet encore. Charles VII l'envoyait au roi des Romains pour déterminer ce prince à faire cause commune avec lui pour la pacification de l'église. (Lettre du concile de Bâle à Sigismond, duc d'Autriche, 25 mai 1448, dans Chmel: Materialien für österreich. Geschichte, I, 3, 286.) L'abbé de St-Thierry et le Seigneur de Concressaut durent également se rendre auprès de Sigismond pour examiner et estimer les seigneuries que le prince autrichien assignait en douaire à sa future épouse, Eléonore d'Ecosse. (Chmel, l. c. 291.)

La chronique fribourgeoise de Jean de Gruyère (Quellen z. Schweizergeschichte, hrsgeg. v. d. allgem. Geschichtforsch. Gesellschaft der Schweiz, I, 312) ne donne pas les noms des ambassadeurs et dit seulement « Unus ipsorum dominorum fuit quidam magnus abbas et quidam dominus nobilis et potens ex parte domini regis Francorum ». Les noms sont fournis par le texte même de l'acte de médiation définitif du 16 juillet 1448, imp. par Chmel (Sitzungsberichte der philos. histor. Klasse der Wiener Akademie, II, 441 s. — Cf. Abschiede, II, 230 et Gallia Christ., IX, 194). Aimeri fut abbé de St-Thierry de 1437 à 1461. Quant à l'Ecossais Menipenny, un des familiers de Charles VII, il fut employé plusieurs fois à des missions diplomatiques. (V. Vallet de Viriville, Charles VII, III, 222, 332).

Dans la suite des orateurs du roi figuraient Jacques Messilier, moine du diocèse de Reims, Pierre Capel, secrétaire du roi de France, Robin Aillery, écuyer, du diocèse de Reims, Robinet Daleiy, écuyer, du même diocèse, Alexandre de Lindsay, Ecossais, Ambroise Philippi, clerc de Guillaume de Menipenny, etc. (Chmel, Sitzungsber. etc., cité ci-dessus.)

[2]) « Le XXVII jor de juing (1448) tout le commun en l'egliese de Saint Francy ont fait serment de tenir ceste guerre jusque à la mort et que nos ayens secours de Monseigneur (le duc Albert d'Autriche) à l'ordonnance des capitans, advoyé, conseil, soixanta (Conseil des Soixante), deux cents (grand conseil des deux cents), et ont reconfirmey le serment jadis fait (25 juillet 1447) esdits capitans Mons. Pierre de Morimont et Ludwig Meyer scelong le contenu escript au livre des borgeis et celluy

rien moins que la certitude pour les gens de Fribourg qu'ils ne seraient pas secourus par la seigneurie d'Autriche et l'abandon par le duc de Savoie de certaines prétentions inadmissibles pour amener les parties belligérantes à écouter les conseils des médiateurs. Tout ce que le duc Albert avait su faire pour aider ses fidèles vassaux fut d'obtenir du roi des Romains, son frère, quelques sommations menaçantes aux Bernois et au duc de Savoie et on pense combien pareilles injonctions, qui n'avaient aucune chance d'être appuyées par les armes, furent peu écoutées de ceux auxquels elles s'adressaient. Un dernier effort des ambassadeurs de la ligue fut enfin couronné de succès. Le 16 juillet 1448, à Morat, dans le verger de l'auberge de l'Aigle Noir, grâce à la médiation des orateurs français et bourguignons et des villes et communautés de Bâle, Schwytz, Uri, Unterwalden, Zug et Glaris, un traité de paix mit fin à la guerre. Fribourg vaincu s'engageait à payer en quatre années 40,000 florins d'indemnité au duc de Savoie. D'autres conditions encore consacraient la défaite de la courageuse république que des tiraillements intérieurs avaient sensiblement gênée dans sa défense. Pressés sans doute d'en finir, les médiateurs français et bourguignons se préoccupèrent médiocrement de sauvegarder les intérêts de la maison d'Autriche. Le duc Albert ne fut pas même directement consulté. Concluons en que l'intervention du roi de France avait un but moins désintéressé que le désir unique de venir en aide à la puissance autrichienne. Ce but, nous l'avons déjà signalé. Tant que la guerre durait au-delà du Jura, le dessein formé par Charles VII d'amener les Suisses à

---

serment ung chascung a fait sur le precieux cors de Jesu Christ par telles paroles que ung chascung fasant le contraire a rendu s'ames à tous les diables et son cors eis osaux du ciel, auxi que l'on le chastroit, que maix plus ne fasse ou contraire et que tout les susdits a ce faire fassent fort lesdits capitans, advoyé, conseil, soixanta, deux cents, fermement et sains infrindure. Et fut fait le dit serment apprès tout le raport et parlement des seigneurs ambaxadeurs tant de France, de Bourgogne que des alliés. » (Archives canton. de Fribourg. Manuel du Conseil, N° 2, p. 15.)

servir dans son armée n'avait aucune chance de succès. Il ne faut pas oublier ce point de vue dans l'étude des efforts subséquemment tentés par Charles VII pour réconcilier les Confédérés avec la maison d'Autriche.

III.

Radegonde de France était morte le 19 mars 1445 sans avoir épousé Sigismond d'Autriche. A défaut de sa fille, Charles VII destina au prince autrichien une des sœurs de son allié, Jacques II, roi d'Ecosse. Au commencement de septembre 1448 les ambassadeurs de Sigismond se trouvaient à Chinon. Là ils épousèrent, au nom de leur maître, Eléonore d'Ecosse, et la conduisirent immédiatement en Allemagne [1]). Une mission française, à la tête de laquelle le roi avait placé son premier chambellan, Raoul, Sire de Gaucourt, accompagna la princesse et traversa avec elle la Savoie. L'avoyer et le conseil de Berne furent avisés que le cortège ducal passerait par la Suisse. Son arrivée à Berne était annoncée pour le 12 janvier (1449). Les Bernois en instruisirent immédiatement Lucerne en priant le conseil de cette ville de prendre telles précautions qu'il jugerait nécessaires pour que le passage de la duchesse Eléonore ne put devenir l'occasion de troubles en Argovie [2]). Ce n'est pas tout. Les conseillers de Mgr. de Savoie [3]) informèrent encore Berne que les orateurs du roi de France avaient mission d'arranger les différends qui divisaient la seigneurie d'Autriche et les Confédérés et d'accommoder entre

---

1) Vallet de Viriville, Charles VII, III, 128.

2) Arch. de l'Etat de Lucerne. Missive origin. de Berne à Lucerne, dimanche 11 janvier 1449.

3) « Unsers gnedigen herrn von Safoy rëte. » Il s'agit ici sans doute non du duc Louis, mais de son père, le pape Félix V (Amédée VIII), avec lequel le roi de France était en négociations constantes pour le rétablissement de la paix de l'église. Félix V résidait alternativement à Genève, à Thonon ou à Lausanne, tandis que le duc Louis séjournait à Turin. Il est peu probable que la princesse d'Ecosse eut passé les Alpes.

ces adversaires séculaires une « intelligence perpétuelle ». C'est tout ce que nous savons de cette tentative. Il est peu probable qu'elle fut poussée très-loin.

En mars 1450, un accord intervenu entre Albert d'Autriche et son cousin Sigismond fit passer aux mains de ce dernier les domaines de l'Autriche antérieure[1]). Si on acceptait la date donnée par Chmel à deux documents attribués par lui à l'année 1450, Charles VII aurait renouvelé au mois d'avril de cette même année ses promesses de médiation et fixé une conférence pacifique à Constance[2]). Mais à l'examen on reconnaît aisément que les deux lettres du roi de France n'appartiennent pas à l'année 1450. L'une d'elles se rapporte au 13 avril 1454[3]) et l'autre au 28 avril 1459[4]). Bien plus, le 8 mai 1450, par une lettre datée de Lezignan en Normandie et imprimée par le même éditeur à la suite des deux autres, avec une date exacte cette fois[5]), Charles VII s'excusa de ne pouvoir répondre actuellement aux sollicitations que « son très-cher fils et bien aimé parent » Sigismond lui avait adressées par l'entremise de ses ambassadeurs Jacques Trapp et Léonard de Velsegk. Le roi en effet était fort occupé de ses propres affaires. L'invasion du Cotentin

---

1) Après la guerre de 1448 des dissensions éclatèrent à Fribourg entre les bourgeois de la ville et les communes rurales au sujet du partage des frais de guerre. Albert d'Autriche ne réussit pas à les apaiser et son voyage à Fribourg en août 1449 n'eut d'autre résultat que celui de lui faire comprendre que Fribourg était perdu pour la maison d'Autriche. Il s'empressa alors de passer la main à son cousin Sigismond. Le pacte de famille de 1450 attribua à ce dernier pour huit années le Burgau, Fribourg en U., la Thurgovie, le Hegau, etc. (en un mot tous les domaines autrichiens menacés par les Suisses), à charge de payer en deux annuités 40,000 florins au duc Albert. (Liebenau, Beziehungen etc., 41.)

2) Mater. f. österr. Gesch., I, 3, 311 s.

3) N° CXLVI a.

4) N° CXLVI b. M. de Liebenau (Beziehungen etc., p. 29 et p. 62) a accepté les dates de Chmel. — Même erreur dans Abschiede, II, 244. — Nous aurons l'occasion de mentionner ces documents à leur véritable date.

5) N° CXLVI c.

par les Anglais et la glorieuse reprise de cette province par les troupes françaises datent précisément de cette époque [1]). La conquête de la Normandie fut achevée en septembre. Le roi, délivré de ses ennemis à l'ouest, dirigea alors ses forces sur la Guyenne. Commencée au mois de novembre 1450, interrompue par l'hiver et reprise au printemps de 1451, la campagne se termina par l'entrée des Français à Bordeaux (29 juin) et à Bayonne (fin août 1451).

La lettre de Charles VII du 8 mai 1450 laissait espérer à Sigismond qu'après la Toussaint les événements permettraient au roi de France de s'occuper des affaires de son allié. Entretemps un arrangement paraît être intervenu entre le prince autrichien et les Confédérés (Kaiserstuhl, 24 juin 1450) qui pour trois années instituait entre les parties un modus vivendi amical [2]). On retrouve la main du roi de France, dès le mois de septembre 1450, dans un traité conclu entre Fribourg d'une part et la Savoie et Berne de l'autre [3]). Quinze mois plus tard, au commencement de 1452, une ambassade française parut en Suisse et parcourut les cantons. Les registres de Lucerne témoignent de sa présence dans cette ville en janvier et février, puis en juillet [4]). L'objet de cette nouvelle mission était la conclusion d'un traité entre les Suisses, la France et l'Autriche.

Cette négociation fut probablement interrompue par le désaccord qui éclata entre le Dauphin, le duc de Savoie et le roi de France. Louis, Dauphin, avait épousé le 28 février 1451, malgré l'opposition formelle de son père, la fille du duc de Savoie. Il ne cessait d'ailleurs de concert avec ce dernier d'intriguer contre le gouvernement paternel [5]). Les choses allèrent si loin que Charles VII se décida à sévir. Au commencement

---

[1]) Vallet de Viriville, Charles VII, III, 193—199. La victoire de Formigny est du 14 avril 1450.

[2]) Abschiede, II, 243 s.

[3]) Liebenau, Beziehungen etc., 30.

[4]) Ibid.

[5]) Vallet de Viriville, Charles VII, III, 224.

de septembre 1452 le roi s'avança jusqu'à Cleppé en Forez. Le Dauphin s'empressa de faire sa soumission et le duc Louis, accompagné de son fils aîné, le prince de Piémont, se rendit en personne auprès du souverain irrité. Il s'agissait pour Charles VII de soustraire la Savoie à l'influence de son fils, Louis, Dauphin. Le traité du 27 octobre 1452 renouvela les anciennes alliances qui rattachaient la Savoie à la couronne de France [1]). C'est également à Cleppé que fut décidée la célébration du mariage du prince de Piémont avec Yolande de France. Cette union intime des deux pays exerça une grande influence sur les relations du roi de France avec les cantons.

Le 10 juin 1452 l'avoyer et le conseil de Fribourg avaient, avec l'approbation générale de leurs concitoyens, transféré au duc de Savoie les droits que la maison d'Autriche avait jusqu'alors possédés sur cette ville dont la longue fidélité avait été si mal reconnue. Sigismond ne sut tenter aucun effort pour éviter cette nouvelle spoliation à laquelle, cette fois du moins, les Suisses ne prirent aucune part [2]). Le duc saisit cette occasion

---

[1]) Bibl. Nat. Msc. fr., 2811. Lettre orig. du duc Louis de Savoie à Charles VII accréditant auprès du roi Messire Jacques de la Tour, son chancelier. Genève, 18 septembre 1452. Au dos on lit ces mots Reçu à Clepié le 25[e] de septbre. CCCCLII etc.

Le portefeuille Godefroy XCV à la bibl. de l'Institut contient, à l'état d'original sur parchemin, signé et scellé par le duc de Savoie, le traité de Cleppé. Le duc Louis publie son alliance avec le roi Charles VII, déclare renoncer à toute autre alliance, et promet de servir le roi de France et ses successeurs contre toute personne, le pape et l'empereur exceptés, avec 400 lances accompagnées de gens de trait, qui seront envoyés au roi deux mois après sa réquisition et auxquels il donnera la solde ordinaire, le paiement devant commencer dès que ces gens d'armes auront passé la Saône. Cette alliance sera jurée par 200 chefs d'hôtel savoisiens désignés par le roi, à l'exclusion de ceux qui par sentence du duc sont hors du pays. A « Cleppé près Feurs en Foreys », 27 oct. 1452. — Présents quatorze Seigneurs savoisiens dont les noms accompagnent la signature du duc.

[2]) Les Bernois se montrèrent peu satisfaits de ce qu'ils considéraient non sans raison comme une infraction à la convention que le duc de Savoie avait conclue avec eux à Thonon, le 4 août 1450, et par laquelle chacune

de renouveler auprès de Charles VII ses demandes d'assistance. Vers le milieu de 1452, au mois d'août ou de septembre, il envoya en France son fidèle conseiller, le chevalier Jacques Trapp, pour se plaindre à la fois des Bernois qui détenaient plusieurs de ses seigneuries, places et châteaux en Argovie et du duc de Savoie qui venait d'occuper Fribourg [1]). C'est évidemment en réponse à ces doléances que Charles VII résolut de tenter un nouvel essai d'accommodement durable entre son protégé le duc d'Autriche et les Confédérés. Au mois d'octobre des conférences furent tenues à Feldkirch [2]). Un noble Savoyard dont le nom figure à plusieurs reprises dans les négociations diplomatiques de l'époque, Jean de Lornay, reçut mission d'y représenter le roi de France.

Ses efforts ne se bornèrent pas du reste à la tâche difficile de concilier les intérêts opposés du duc d'Autriche et des cantons suisses [3]). Charles VII, menacé d'une nouvelle invasion anglaise, poursuivait un but moins désintéressé. En attendant

---

des parties contractait l'engagement réciproque de ne prendre ni d'occuper, sans le consentement et la volonté de l'autre partie, aucune portion du territoire fribourgeois. Le bruit courut à Berne que le duc devait arriver prochainement à Fribourg, accompagné du Dauphin. (Arch. de l'Etat à Lucerne. Missive orig. de Berne. Dimanche « post Corporis Christi », 1452. Cf. Abschiede, II, 246 s.) V. sur cette affaire qui se termina le 18 déc. 1452 par un compromis entre Berne et le duc Louis, Liebenau, Beziehungen etc., p. 52—54.

[1]) Charles VII à Sigismond, aux Montils les Tours 13 avril 1454 n. s. et non 1450. Cette lettre, imp. par Chmel, Mater. z. österr. Gesch., I, 3, 311, d'après les Archives, autrichiennes se trouve aussi à l'état Msc. dans le Ms. fr., 5909, f° 248, Bibl. Nat. Jacques Trapp arriva en France avant l'occupation de Bordeaux par Talbot. (« Verum postquam miles prenominatus ad nos appulit, Anglici hostes nostri antiqui, quorum ductor precipuus tunc erat defunctus dominus de Talbot, magna bellatorum classe paulo post in Aquitaniam advecti civitatem nostram Burdegalensem in deditionem susceperunt etc. », 22 oct. 1452.)

[2]) Liebenau, Beziehungen etc., 30 s.

[3]) En cette occasion, Uri et Lucerne se montrèrent particulièrement récalcitrants.

mieux il voulut s'assurer des bonnes dispositions des ligues par un traité formel. Les bases en furent posées à cette « Journée » de Feldkirch et les Bernois furent chargés par leurs alliés [1]) de la rédaction d'un projet de traité que Jean de Lornay emporta à Cleppé où se trouvait alors le roi, occupé à négocier l'alliance savoyarde. La réponse française ne se fit pas attendre. Quinze jours étaient à peine écoulés que Berne recevait du roi une contre-lettre qui reproduisait intégralement les termes du projet soumis à son approbation. Le gouvernement bernois avait mission de terminer l'affaire et d'expédier en France l'instrument définitif, revêtu du sceau des cantons. Le roi exprimait le plaisir qu'il éprouverait à recevoir à cette occasion les ambassadeurs de la ligue [2]).

Suivant la coutume, il fut extrêmement difficile d'obtenir des Confédérés leur adhésion définitive. Le 23 novembre, Berne en était encore à rappeler au conseil de Lucerne que ce traité avait été consenti par tous les cantons. En conséquence, il était opportun de ne pas différer plus longtemps la conclusion de l'affaire [3]). Les instances des Bernois finirent par l'emporter sur la résistance peu raisonnée de ses alliés. Zurich, Berne, Soleure, Lucerne, Uri, Schwytz, Unterwalden, Zug et Glaris scellèrent enfin la convention française qui porte la date du 8 novembre 1452 [4]).

La répugnance de la plupart des communautés de la ligue pour toute espèce d'engagement à prendre envers une puissance étrangère explique seule les hésitations que nous venons de

---

[1]) C'est à Lucerne, dans une journée tenue en octobre, que les cantons votèrent le traité avec la France. Berne à Lucerne, Arch. de l'Etat à Lucerne. Imp. Liebenau, Beziehungen etc., 91.

[2]) Berne à Lucerne, lundi après Simon et Jude, 30 oct. 1452. Arch. de l'Etat à Lucerne. Missives orig. Imp. Liebenau, Beziehungen etc., 90 s.

[3]) Berne à Lucerne, jeudi avant Ste-Catherine. Arch. de l'Etat à Lucerne. Missives orig. Imp. Liebenau, Beziehungen etc., 91.

[4]) Abschiede, II, 260 et 869 s. Il faut conclure de cette date du 8 novembre rapprochée de celle de la lettre bernoise citée ci-dessus, que l'opposition de Lucerne se produisit tout à fait in extremis.

signaler, car il est impossible d'imaginer une rédaction moins compromettante que celle qui fut adoptée pour «*l'intelligence perpétuelle*». Les ambassadeurs, marchands et sujets des ligues pourront désormais parcourir librement et sans obstacle les pays appartenant au roi de France. — C'était en propres termes la répétition d'une des clauses du traité d'Ensisheim. — Le roi ne fera aucune entreprise contre les communautés de la ligue de la Haute-Allemagne et n'accordera à aucun de leurs ennemis le libre passage dans ses états. De leur côté les Confédérés tiendront fidèlement le présent pacte d'amitié à l'égard du roi très-chrétien et de tous ses successeurs, n'assisteront aucun de ses adversaires, et ne permettront pas que personne dans l'étendue de leurs territoires prête assistance ou secours d'aucun genre aux ennemis du roi. Les sujets du roi de France sont assurés également de pouvoir traverser le territoire de la ligue, y séjourner et y repasser sans aucun empèchement, à la condition de ne causer aucun préjudice aux Confédérés.

Pour Charles VII, si on prend en considération l'esprit turbulent et aventureux de la jeunesse suisse, l'engagement solennel de neutralité arraché aux Cantons avait une réelle importance. C'était une précaution prise à la fois contre le duc de Savoie et contre le Dauphin. On va voir du reste que ce traité d'amitié n'etait dans la pensée du roi que le prélude de négociations plus importantes. L'ambassade suisse qui porta en France le nouveau traité dûment confirmé par les Cantons trouva le roi fort préoccupé des événements de Guyenne. Son gouvernement avait maladroitement appliqué aux populations de cette riche province, dont les Anglais avaient prudemment ménagé les intérêts matériels, le système vexatoire des impôts français. De là, des réclamations et finalement un appel aux armes anglaises. Sollicité par une députation de la noblesse de Guyenne, le roi Henri envoya en France l'illustre Talbot avec une petite armée. Le capitaine anglais n'eut qu'à paraître pour que Bordeaux ouvrit ses portes. Presque toutes les villes environnantes en firent autant. A la fin d'octobre 1452 la Guyenne semblait perdue

pour les Français. La saison était trop avancée pour que Charles VII put entrer sérieusement en campagne. Il employa l'hiver à s'y préparer[1]. La présence à sa cour des orateurs de la ligue parut une occasion favorable de reprendre le projet longtemps caressé d'attirer à son service une troupe de ces valeureux Suisses dont la réputation militaire était dès lors répandue dans toute l'Europe. C'était le rêve de tous les princes d'Occident assez riches pour payer une assistance aussi effective que coûteuse. Quatre ans auparavant le duc de Savoie n'avait pu trouver l'argent nécessaire pour soudoyer 6000 Bernois et leur absence lui avait couté le Milanais[2]. Le roi de France était plus riche. Aussi reçut-il à merveille l'ambassade des ligues. Les princes et les seigneurs de sa cour rivalisèrent d'attentions et de prévenances. Jamais pareil honneur n'avait été fait aux Confédérés. Charles cependant n'oubliait pas les affaires sérieuses. Nous n'en voulons pour preuve que la lettre adressée par Berne aux magistrats de Lucerne le 28 mars 1453, peu après le retour de l'ambassade, pour leur en annoncer le résultat[3]. « Sa Majesté a écrit à tous les Confédérés en recommandant aux orateurs bernois de leur dire qu'elle est en intention de se tirer aux champs à bref délai avec tous ses princes, ses seigneurs et son peuple pour aller mettre le siége devant une ville que les Anglais ont prise ... Le roi demande aux Confédérés de lui fournir mille gens de pied avec quatre hommes de bonne autorité, lesquels auront sous eux douze hommes d'armes à cheval, armés de lances, qui conduiront la troupe. Ce n'est pas que le roi ait besoin de leur nombre, car, avec l'aide de Dieu, il a assez de

---

[1]) Vallet de Viriville: Charles VII. III, 228 s.

[2]) V. la Correspondance du Pape Félix V (Amédée VIII) et de son fils Louis, duc de Savoie, au sujet de la ligue de Milan et de l'acquisition du Milanais 1446—1449 par E. H. Gaullieur (Archiv f. Schweiz. Gesch. VIII. 299). . . . . . « Tres vexilla Bernorum pro suis stipendiis omni mense reciperent pecunia tantum, decem et octo millia florenorum » etc.

[3]) Arch. de l'Etat à Lucerne. Missives orig. Imp. Liebenau, Beziehungen etc. 92 s. Mercredi av. Pâques.

monde pour courir sus aux Anglais, mais les Confédérés, qui se sont toujours montrés prudents et vertueux, en seront plus redoutés dans toute la Chrétienté et en retireront gloire et profit. Et aussi l'amitié et bonne intelligence qui sont entre Sa Majesté et eux en seront partout augmentées» ... Le roi promettait d'amener par eau les troupes suisses le plus près possible du théâtre de la guerre. Quant à la solde, elle serait pour chaque homme de pied de cinq florins du Rhin par mois. Les gens à cheval toucheraient la même paye que les hommes d'armes français. Cette solde commencerait à courir au départ de Berne, le premier mois étant payé d'avance. — Il semble que les Bernois étaient assez disposés à prêter l'oreille à ces propositions avantageuses [1]), mais elles furent repoussées par les Cantons. On répondit au roi très-chrétien que les Confédérés n'avaient pas coutume d'envoyer leurs soldats hors du pays prendre du service à l'étranger [2]). La vérité est que les plus aventureux parmi les jeunes Suisses manquaient rarement de courir là où il y avait de bons coups à donner et une grosse solde à toucher, mais jusqu'alors les Cantons n'avaient officiellement autorisé ou encouragé ces expéditions que lorsqu'ils y voyaient un avantage politique évident. Les engagements individuels au contraire étaient si fréquents que trois mois à peine après le refus opposé aux sollicitations du roi de France le Conseil de Berne était obligé d'en rappeler les termes aux Lucernois et les avertissait que des bandes s'organisaient sur leur territoire dans le but d'aller prendre du service à l'étranger [3]). M. de Liebenau en a conclu [4])

---

[1]) « Semlichs wir uwer wisheit zu wissen tund, umb willen ir uber die sachen sitzend, davon ratschlagent und bedencken *was grossen eren, lob und nutzes gemeinen eidgenossen in kunfftigen zitten davon ufferstan möchte* » etc. Liebenau, Beziehungen etc., 93.

[2]) « . . . das Ir noch wir nitt gewonet sient noch habent unser knecht usser noch von unsern landen an frömde end ze lassen ». Liebenau l. c. 94.

[3]) Berne à Lucerne 16 Juillet 1453, imp. d'ap. les Archives de l'Etat à Lucerne par Liebenau, Beziehungen etc. 94.

[4]) Beziehungen etc. 33.

que des Suisses avaient répondu individuellement à l'appel de Charles VII. La lettre bernoise n'est pas aussi affirmative [1]), et d'autre part Commynes déclare que les Suisses qui combattirent à Moutlhéry en 1465 sous la bannière du duc de Calabre furent les premiers qu'on vit en France [2]). Ajoutons toutefois qu'une lettre, adressée postérieurement au Conseil de Lucerne par les députés Confédérés réunis à Zurich le 25 janvier 1455, signale positivement le fait d'enrôlements pour la France [3]), et concluons-en que si l'affirmation de Commynes est exacte, il faut supposer que le gouvernement de Lucerne eut assez d'autorité pour faire respecter au dernier moment la décision des Cantons.

IV.

L'année 1454 fut signalée par une nouvelle tentative de Charles VII pour établir un accord durable entre les Confédérés et la Maison d'Autriche. La ville de Schaffouse menacée dans son indépendance par les Seigneurs autrichiens s'était tournée vers les Confédérés. D'autre part l'Argovie ne cessait d'être un brandon de discorde. Dès le commencement de 1453 le duc de Savoie avait proposé aux Bernois d'accommoder leurs différends avec l'Autriche. Mais sa conduite dans l'affaire de Fribourg avait jeté la méfiance à Berne. En juillet 1454, Raoul de Gaucourt, grand chambellan du roi de France, et Jean de Lornay son agent ordinaire en Suisse, écrivirent au Conseil de Berne que le roi, leur maître, les avait chargés d'une mission dont ils avaient hâte de s'acquitter. L'objet de cette mission n'était pas spécifié, mais les Bernois crurent comprendre dès l'abord qu'il ne s'agissait «de rien de fâcheux pour la Confédération». Aussi fixèrent-ils un rendez-vous pour le 18 juillet aux députés des

---

1) «wissent nitt eigenlich wem zu hilff». Lettre citée.

2) Ed. Dupont I. 62.

3) Imp. Liebenau, Beziehungen etc., 102.

4) Ibid. 34.

Cantons afin de conférer avec les orateurs du roi [1]). Renvoyée au 24 du même mois [2]) la conférence eut lieu à Berne, mais n'amena pas de résultat. Les ouvertures royales donnèrent à penser à Berne que la Maison d'Autriche exigeait, avant de consentir à une paix définitive, la restitution de l'Argovie arrachée dès 1415 aux mains débiles du duc Frédéric d'Autriche. C'était l'empereur Sigismond lui-même qui avait lancé les Confédérés sur cette riche province et qui, en 1418, avait sanctionné les faits accomplis. Aussi quand le siége des négociations fut transporté de Berne à Zurich (4 août) [3]), où les orateurs du roi de France rencontrèrent ceux du duc Sigismond, on exigea pour la continuation des pourparlers qu'il fut bien entendu que la question de l'Argovie serait entièrement laissée de côté. Les Confédérés consentaient à s'entendre avec l'Autriche, mais refusaient absolument de lui rendre la moindre parcelle de territoire. Tel fut le sens de la déclaration du bourgmestre et du Conseil de Zurich aux ambassadeurs français. A quoi ceux-ci répondirent qu'il ne s'agissait pas de cela; ils engageaient les Confédérés à se réunir pour les entendre, bien convaincus qu'ils ne s'en repentiraient pas, car ce qu'on avait à leur dire était pour leur avantage et leur profit. Ce fut donc à Zurich que les orateurs suisses furent convoqués pour le 16 août [4]). Nous ignorons ce qui se passa à cette journée. On trouve cependant dans un document de date postérieure (probablement de l'année 1461) une phrase qui semble se rapporter à ces négociations d'août 1454 [5]). Quoi qu'il en soit, il est certain que la négociation

---

[1]) Liebenau, Beziehungen etc., 34. Berne à Lucerne 25 juin 1454 (lendemain de Saint-Jean). Imp. ibid. 97.

[2]) Berne à Lucerne 11 juillet. Imp. ibid. 98.

[3]) Berne à Lucerne Mardi après Saint-Jacques (30 Juillet) 1454. Imp. ibid. 98.

[4]) Zurich à Lucerne 13 août 1454. Imp. Liebenau, Beziehungen etc., 99 s.

[5]) Chmel, Monum. Habsb. I, 186, à la date erronée de 1474. Si le premier paragraphe de cette pièce, sur laquelle nous reviendrons à sa date

n'aboutit pas. Peut-on s'en étonner d'ailleurs quand on voit Berne avertir Lucerne, le 13 août, que le duc d'Autriche rassemblait une grosse armée, sans qu'on sut s'il méditait une attaque contre les villes Souabes ou contre les Confédérés eux-mêmes [1]? Schaffouse, uni depuis le 1er juin aux cantons de Zurich, Berne, Lucerne, Schwytz, Zug et Glaris, continuait à se voir menacé par le trop célèbre Bilgeri de Heudorf. En vérité, Sigismond et la noblesse autrichienne s'y prenaient de singulière façon pour dissiper la méfiance des Suisses. Loin de se résigner à la perte de l'Argovie ils n'attendaient en réalité qu'une occasion favorable pour reprendre le terrain perdu. Dans ces conditions toute médiation devait avorter.

Cependant les rapports du roi de France avec son fils Louis, Dauphin de Viennois, empiraient tous les jours. Menacé de la colère paternelle, le Dauphin fit vainement appel à l'appui du duc de Savoie. Il n'en fallut pas davantage pour qu'il saisit le premier prétexte et se tournât contre son beau-père. Celui-ci invoqua son alliance avec Berne et demanda à cette ville de lui fournir des troupes. Le vieux grief de Fribourg et surtout le fait que le duc n'avait pas payé les 15,000 florins promis aux Bernois pour les indemniser du tort que leur avait causé l'occupation de cette ville firent rejeter d'abord les ouvertures du Prince de Piémont. Il fallut qu'il se résignât à retourner en Savoie chercher une partie de la somme promise. On lui accorda alors un secours de 3000 hommes qui sortirent de Berne le 27 août avec une bannière et se rendirent à Genève [2]. A la tête de ce contingent marchaient l'avoyer Rodolphe de Ringgoltingen et Gaspard de Stein. Laissant leur troupe à Genève,

---

probable, fait allusion à cette journée de Zurich en 1454, il faudrait ajouter aux noms de Jean de Lornay et de Raoul de Gaucourt celui d'un troisième ambassadeur du roi, Blaise Gresle, plus tard archevêque de Bordeaux (23 mai 1457).

[1]) Liebenau, Beziehungen etc., 65 n. 6.

[2]) Ben. Tschachtlan (Quellen z. schweiz. Geschichte I, 214).

les deux chefs bernois se joignirent aux ambassadeurs que le duc de Bourgogne avait envoyés pour aplanir la querelle; ils se portèrent en Dauphiné et furent assez heureux pour terminer pacifiquement ce conflit [1]). Un mois après son départ la petite armée bernoise rentrait dans ses foyers, rapportant, dit le chroniqueur Schilling [2]), honneur et joie, mais sans avoir rien fait, si ce n'est se tenir en belle humeur, bien manger et bien boire!

L'influence de Berne, on le voit, était le plus souvent prépondérante en matière d'affaires étrangères. Aussi les Bernois, bien différents en cela de leurs Confédérés des petits cantons, tenaient-ils particulièrement à être renseignés sur ce qui se passait à l'étranger. C'était généralement, à cette époque, des marchands appelés par leurs affaires à des voyages fréquents et lointains, qui rapportaient les nouvelles «d'au-delà». Nous en trouvons un témoignage dans deux lettres adressées par le Conseil de Fribourg à ses collègues de Berne au milieu de l'année 1455 [3]). Deux «honorables bourgeois» de Fribourg revenant l'un d'Avignon, l'autre de France, apportèrent dans leur ville natale la nouvelle des troubles du Dauphiné et celle des préparatifs que faisait Louis, Dauphin, pour résister aux effets du ressentiment paternel. C'est ainsi que Berne fut également instruit de l'expédition que Charles VII dirigea (juin 1455) contre Jean V d'Armagnac, son vassal insoumis et l'époux incestueux de sa sœur, la belle et infortunée Isabelle [4]).

Une des principales conséquences du rapprochement de Cleppé, en octobre 1452, avait été le mariage de Yolande de France promise depuis 1436 à Amédée, comte de Bresse, puis prince de Piémont. Le duc de Savoie s'était engagé à cette

---

[1]) V. les deux lettres imp. par Liebenau, Beziehungen etc., p. 100 s.

[2]) Quellen z. schweiz. Gesch. I, 214.

[3]) 1⁰ Fribourg à Berne 15 juin 1455. Minute aux Archives du canton de Fribourg. Missival du Conseil n° 1, p. 547.
2⁰ Fribourg à Berne 7 juillet 1455. Ibid. Missival n° 2, p. 551 s.

[4]) Cf. Vallet de Viriville Charles VII. III. 338—346.

occasion à assurer aux nouveaux époux une somme annuelle de 30,000 florins pour «l'entretenement de leur état», plus la possession de certaines places, terres et seigneuries. Il avait promis également de rappeler les nobles Savoyards qu'une sentence ducale rendue au Pont de Beauvoisin, sous l'influence de Jean de Compeys, avait condamnés à l'exil. Or en 1455, entièrement gouverné par sa femme, Anne, fille du roi de Chypre et par les favoris de la duchesse qu'on appelait en Savoie les Chypriens, le duc de Savoie ne s'était pas encore exécuté. Charles VII crut opportun de lui rappeler ses promesses et lui envoya une ambassade avec mission d'exiger aussi l'éloignement des Chypriens et leur remplacement dans le Conseil ducal par «gens notables, seurs et feables» du pays de Savoie. Par ordre du roi les Bernois furent tenus au courant de cette négociation [1]). Leur alliance avec la Savoie donnait à cette preuve de confiance une importance plus grande que celle d'un simple acte de courtoisie. Berne fut prévenu que le roi, pour peser davantage sur les résolutions du duc Louis, avait envoyé en Bresse son bailli d'Evreux, Robert Floquet, à la tête d'une grosse troupe de gens de guerre, et que Charles VII lui-même avec son armée n'était pas à plus de quatre journées de Genève [2]). Le roi de France, intervenant en

---

[1]) Lettre de Nicolas de Scharnachthal, avoyer, et de Thomas de Spechingen, chancelier de Berne, à l'avoyer et au Conseil de Fribourg, vendredi avant Saint-Michel (26 sept.) 1456. Archives cantonales de Fribourg, Missival du Conseil n° 2, p. 573 s. Cf. Vallet de Viriville Charles VII, III. 369 s.

[2]) C'est le 26 septembre que les envoyés du roi adressèrent au Conseil de Berne cette communication (lettre citée). Ce document ne nomme pas les orateurs français. Au mois de septembre 1455, Charles VII envoya à Genève, auprès du duc Louis, le comte de Dunois, le connétable de Richemont, Guillaume de Menypenny et maître Jean Simon, conseiller au parlement de Paris. Il n'est pas téméraire de supposer que c'est à ces personnages que fait allusion la lettre bernoise citée. Elle est immédiatement suivie par l'énumération en français des réclamations adressées au duc de Savoie par le roi, sous ce titre: «Copia articulorum subscriptorum. — Ce sont les choses que le Roy requiert être faictes et acomplies par Mon-

Savoie, tenait évidemment à s'assurer des dispositions pacifiques des Bernois. Ceux-ci ne furent pas sans s'émouvoir du rôle prépondérant que le roi de France et ses agents prétendaient exercer dans un pays qui les touchait de si près. Les termes de l'alliance étroite conclue a Cleppé en 1452 entre le monarque français et le prince savoyard, leur parurent porter atteinte à celle qu'ils avaient avec le duc Louis. Le rapport de leurs ambassadeurs qu'ils envoyèrent en mai 1456 à Bourg en Bresse, où se trouvaient réunis les trois états de Savoie et où parurent également des orateurs du roi, ne suffit pas à les rassurer [1]).. Aussi le roi n'hésita-t-il pas à fournir toutes les explications propres à dissiper ces légitimes inquiétudes. Maître Blaise Gresle et Jean de Lornay passèrent en Suisse avec des instructions [2])

---

seigneur de Savoe» — Cf. aux Arch. d'Etat à Genève (Pièces histor. nº 622) deux lettres de Charles VII aux sindics et bourgeois de Genève en date l'une de Bois-Sire-Amé, 4 août (1455), l'autre de Montquoquier, 23 novembre (même année). (Communiqué par Mr. le professeur Le Fort).

[1]) Berne à Lucerne 7 juin 1456. Imp. par Liebenau, Beziehungen etc., 104.

[2]) Ces renseignements et tous ceux qui suivent sont extraits de deux documents en français transcrits in extenso dans le Missival du Conseil de Fribourg nº 2 p. 647 et 648 (Arch. canton. de Fribourg). Ce sont:

1º «Instructions à maistre Blaise Grelle et Jehan de Lornay, escuyer, de ce qu'ils ont à dire dapart (sic) le Roy à ceux de la Seigniorie de Berne et leurs confederés» .... «Fait à Chastelier le xx jor d'ost l'an LVI; (signé) «Charles», (contresigné) «Chaligant» ... Donné pour copie et collation faige (sic) à l'original le x jor de septembre l'an LVI par moy .. Brosse Ronde».

2º «Instructions au comte de Gruyère, à Jehan, seigneur de Lornay, et a Mermet Cristine, procureur de Vuaud, des choses qu'ils ont à dire es seigneurs de Berne et à leurs alliés et confederés de la part de notre redoupté seigneur le duc de Savoe» .... (signé) «Loys», (contresigné) «De Clauso» ... «Donné pour copie collationnée faite a l'original le x jour de septembre l'an mil llllc LVI par moy .. Bellin».

Ces deux instructions furent communiquées à Fribourg, ce qui explique leur transcription sur les registres du Conseil de cette ville.

datées de Chastelier, le 20 août 1456, et destinées à éclairer la ligue sur la portée que le roi entendait attribuer à ses alliances avec le duc de Savoie, alliances que le duc Louis avait ratifiées et promulguées à Genève à la même date du 20 août 1456 et qui, à la requête du roi, avaient été sanctionnées par les états de Savoie[1]). Aux ambassadeurs du roi se joignirent ceux du duc. C'était le comte de Gruyère et Mermet Cristine, procureur de Vaud. Jean de Lornay représentait à la fois le roi Charles VII et son maître le duc Louis. L'instruction savoyarde, datée du 10 septembre, reproduisait en substance celle du roi de France. Les deux missions se rendirent à Berne et remirent leurs instructions au Conseil de cette ville. Le bruit s'étant répandu en Savoie que les alliances prises et passées entre le roi et Mgr. de Savoie étaient désavantageuses au duc et dérogeaient aux anciennes alliances qui liaient Mgr. de Savoie à la Seigneurie de Berne et à ses alliés, le roi tenait à rétablir la vérité sur ce point. Les alliances faites avec le duc de Savoie selon la forme et substance de celles qui avaient uni les prédécesseurs du roi avec la maison de Savoie étaient en réalité plus avantageuses pour le duc que pour le roi. Quant à la déclaration exigée du duc qu'il renoncerait à toute autre alliance, le roi n'avait point entendu que ce fut « en diminution ou préjudice des alliances anciennes que ceulx de la mayson de Savoe ont eu avec ceulx de la Seigneurie de Berne et leurs confederéz ». Cet article ne visait que d'autres alliances nouvelles « que le Roy avoit entendu être faites à son préjudice ». Bien au contraire le roi a toujours conseillé au duc de Savoie d'entretenir soigneusement son alliance avec la Seigneurie de Berne, pour le plus grand profit de la maison de Savoie dont le roi de France désirait « plus que unques le soustenement et acroissement, attendu que madame sa fillie aisnée est mariée avec monseigneur le Prince, fils aisné et principal héritier de la dite maison de Savoe ». Le roi avait insisté « en traitant le faict de

[1]) Vallet de Viriville, Charles VII, III. 370.

Monseigneur le Prince et de Madame la Princesse pour leur estat et parvision », pour que le pays de Vaud leur fut baillé « en entention que quant Mondit Seigneur le Prince et Madame « la Princesse auroent seignorie et demeure près d'eulx » (les Bernois) « ce porroent être cause toujours de plus grand com-« munication et entretenement entre la maison de Savoie et les-« dits de Berne. Et à ceste cause le Roy ha fait dire et re-« monstrer à mondit Seigneur le Prince et ses officiers que en « toutes choses se voulussent conduire et maintenir avec la dite « seigneurie de Berne et leurs confédérés en bonne doulceur et « amour; et quant faulte y auroit le Roy se vouldroit employer « par tous bons moyens à tout radresser, en magniere que les « bonnes amistiés et aliances de la Maison de Savoe et eulx « fussent bien entretenues et gardées ». Le roi avait tenu à avertir les seigneurs de Berne et leurs Confédérés des choses susdites afin que, si les rumeurs défavorables qui circulaient en Savoie allaient jusqu'à eux, ils n'y ajoutassent aucune foi, car elles procédaient « plus de gens mal contens et légiers à mal « parler que de chouse qui soit esdits traitiés et aliances faites « entre le Roy et mondit Seigneur de Savoe ou l'en pehust fon-« der ne notter telles ymaginations ».

De son côté le duc de Savoie protestait de son ardent désir d'entretenir la bonne amour et confédération que ses prédécesseurs et lui avaient toujours eue avec les Confédérés. Il avait, il est vrai, conclu une alliance étroite avec le roi très-chrétien, mais sa ferme résolution était de « vivre au bien et à l'onneur « de la Seigneurie de Berne, de ses alliés et de ses Confederés ». Enfin le duc ne pouvait croire que les « paroles et lengaiges » qui l'avaient mis en suspicion auprès de ses bons voisins de la ligue « soent elevés par poent de ceulx de ladite Seigneurie de « Berne, ains peut être par aulcuns voisins qui ne vouldroent « point le bien de Mondit Seigneur ne des siens ».

Prévoyant que les assurances verbales de ses orateurs ne suffiraient pas à convaincre entièrement les Suisses, Charles VII avait autorisé ses ambassadeurs, pour le cas où ils verraient les

Bernois mécontents des renonciations que Mgr. de Savoie avait faites en termes généraux « des aultres alliances qu'il avoit fait « avec aultres », à leur offrir de leur bailler des lettres du roi « déclaratoires qu'il n'entend poent que par icelles renunciations « soyt aulconnement derogé aux aliances qu'il (le duc de Savoie) « ha avec lesdits de Berne et leurs Confederés ». Cette déclaration fut effectivement faite par Charles VII à Saint-Symphorien d'Auzon le 9 décembre suivant [1]).

Telle fut la conclusion de cette négociation qui prouve jusqu'à quel point les princes les plus puissants se souciaient peu d'indisposer contr'eux les communautés Suisses. Dans le cas particulier du roi de France il est bon de rapprocher les instructions si flatteuses pour les Confédérés que nous venons d'analyser des événements qui troublaient le Dauphiné à la même époque, on en saisira mieux encore l'objet et l'opportunité. Louis, Dauphin, qui n'avait cessé depuis plusieurs années de susciter du fond de sa retraite des intrigues et des conspirations autour du roi lui-même, avait fini par lasser la patience paternelle. Charles VII s'était avancé jusqu'aux confins du Dauphiné, résolu à sévir. Comme d'habitude le Dauphin avait tenté d'arrêter les effets de la colère paternelle par des négociations dilatoires, que le roi avait mal accueillies. Peu s'en fallut alors que le fils rebelle ne donnât le spectacle lamentable d'une résistance armée. On comprend qu'en pareille circonstance le roi jugeât utile de ménager les Suisses dont l'irritation eut pu se traduire par un secours accordé au Dauphin. On sait comment la fuite de ce prince, qui quitta clandestinement son gouvernement à la fin d'août 1456, termina cette triste querelle et replaça le Dauphiné aux mains du roi de France (septembre 1456) [2]).

---

[1]) Elle est conservée aux Arch. de l'Etat à Berne. — Abschiede II, 281 s.

[2]) Vallet de Viriville, Charles VII, III. 370.

V.

Les efforts des ambassadeurs de Charles VII à Zurich en 1454 n'avaient contribué en aucune façon à améliorer la position de la maison d'Autriche. Non seulement Schaffouse avait obstinément refusé de se remettre sous la souveraineté Autrichienne, mais cette ville s'était attachée par une alliance aux Suisses (mai 1454). Vainement Bilgeri de Heudorf en avait menacé les murailles, le succès avait trahi ses efforts [1]). Une autre perte très-sensible à l'Autriche fut celle de Rapperschwyl. Partagée depuis 1453 en deux factions rivales, l'une favorable au maintien de la domination autrichienne, l'autre portée à secouer le joug pour s'allier aux Suisses, cette ville ne tarda pas, elle aussi, à subir l'influence de la ligue puissante qui attirait peu à peu les débris détachés de la puissance autrichienne. En septembre 1458, à Constance, pendant une fête de tir, une légère insulte faite à un Lucernois faillit causer la perte de l'antique cité impériale. Uri, Schwytz, Unterwalden se jetèrent avec Lucerne en Thurgovie et menaçèrent Constance qui acheta la paix. Au retour de cette expédition, connue sous le nom de guerre du Plappart, les bataillons d'Uri, de Schwytz et d'Unterwalden passant à Rapperschwyl, le parti hostile à l'Autriche saisit cette occasion d'arracher sa patrie à une domination détestée. Rapperschwyl s'allia à Uri, Schwytz, Unterwalden et Glaris. Les autres cantons ne s'étaient pas mêlés à cette guerre. Le 26 mai 1458 une diète tenue à Baden, en Argovie, avait même chargé Lucerne d'arrêter les hostilités en invoquant la paix de cinquante ans (1412—1462), trève sans cesse rappelée, mais rarement obéie. Cette apparence de neutralité suffit à rendre vaines les réclamations que Sigismond éleva au sujet de cette nouvelle et injustifiable agression. C'est ainsi que par sa faiblesse, par sa détestable administration et surtout par l'audace de ses ennemis les plus acharnés servie par la complicité peu déguisée des autres,

---

[1]) V. Liebenau, Beziehungen etc., 66.

la maison d'Autriche voyait s'émietter jusqu'aux derniers débris de son empire au Sud du Rhin et du lac de Constance. Des changements survenus depuis peu dans son sein aggravaient encore sa position critique. Le 23 novembre 1457, le jeune Ladislas, roi de Bohême et de Hongrie, était mort empoisonné à Prague au moment d'épouser Madeleine de France, fille de roi Charles VII[1]). Des contestations s'élevèrent au sujet de son héritage entre les trois chefs de la maison d'Autriche. Enfin au printemps de 1458 un accord intervint entre l'archiduc Albert et son cousin Sigismond. L'archiduc abandonnait définitivement à Sigismond en échange de sa part de la principauté d'Autriche, tous les domaines antérieurs, lesquels étaient, il est vrai, pour la plupart engagés à des tiers. Sigismond, on le conçoit, hésita fort à accepter cet échange. Il fallut pour le décider que l'archiduc promit de dégager le plus grand nombre des seigneuries engagées. Plus déterminantes encore lui parurent les assurances du roi de France, Charles VII, qui ne cessait de l'assister de ses conseils, et qui lui promit son aide pour la libération de ces domaines qu'il l'exhortait à accepter[2]).

Au commencement d'août 1458 Sigismond se rendit en Tyrol. La première chose qu'il entreprit après son retour en Autriche fut un acte de libéralité et d'affection à l'égard de sa femme Eléonore d'Ecosse. Ce fut surtout un acte de prudence et d'habileté dont le duc d'Autriche se promettait les meilleurs résultats. Il remit à la duchesse tous ses domaines de Suisse et

---

[1]) Vallet de Viriville, Charles VII, III. 397—405.

[2]) « Item dicant prefato duci, quod si forte dominia illa que sunt in Alsacia, Sungaudia, Brisgawdia, comitatu Phiretarum et alia prope Renum sibi provenirent, *quod non dubitet ea acceptare,* quamquam sint in parte obligata, quia, si ita contingat, volumus eum juvare facto et opere ad hujusmodi dominia recuperanda, conservanda et augmentanda, *eciam usque ad concessionem propriarum pecuniarum nostrarum pro redemptione eorum* etc. (Instructions du roi Charles VII à J. de Finstingen et J. précepteur d'Isenheim, ses ambassadeurs auprès de Sigismond (1458). (Fontes rerum Austriac. Diplom. et Acta T. II, 303 s.)

du Vorarlberg, espérant ainsi se soustraire à de nouvelles difficultés avec les Confédérés. Il est peu douteux que le prince autrichien suivit en cette occasion les désirs du roi de France, car celui-ci ne se borna pas à remercier le duc du douaire assigné à une princesse qu'il aimait comme sa propre fille. C'est en présence des ambassadeurs de Charles VII que Sigismond remit solennellement, le 16 août 1458, à Innspruck, à la duchesse Eléonore les droits qu'il possédait sur le Comté de Kyburg, Rapperschwyl, Winterthur, Frauenfeld [1]), Diessenhofen et sur tous ses châteaux et seigneuries de Thurgovie, Rheineck, Altstätten, le Rheinthal, Feldkirch etc. et même sur Fribourg en Uechtland.

Dès le lendemain (17 août) les conseillers du roi de France, Jean de Finstingen, maréchal de Lorraine, et Jean de Champdenier, commandeur de la maison de Saint-Antoine d'Isenheim, accompagnés de Werner de Zymmern, conseiller du duc d'Autriche, reçurent mission de se rendre dans les seigneuries de la duchesse Eléonore pour y recevoir, en son nom, le serment de fidélité de ses nouveaux sujets [2]). Les instructions remises par le roi à ses ambassadeurs attestent formellement que ces domaines devaient être mis sous la protection du roi de France. Mais Jean de Finstingen ne put aller jusqu'au bout de sa mission, car il fut contraint de se retirer devant l'hostilité des habitants; peu s'en fallut même qu'il y perdit la vie [3]).

On peut se demander si cette intervention de Charles VII était dictée par la seule affection qu'il portait à Sigismond et à Eléonore. Nous croyons pour notre part y reconnaître un dessein politique dont les expéditions de Lorraine et de Bâle portent la trace dès 1444. Le but de l'expédition du Dauphin

---

[1]) Pupikofer's Geschichte der Stadt Frauenfeld, p. 110 s.

[2]) Denkschriften der K. K. Wiener Acad. der Wissenschaften. Philos.-histor. Classe T. IX. *Die Fehde der Brüder Gradner gegen Herzog Sigmund, von Dr. Jäger, p. 273.*

[3]) Fontes rerum Austriac. Diplom. et Acta T. II. p. 303: « ut (oratores nostri) dominia, opida, castra et cetera loca donata per dictum ducem, *in nostra protectione suscipiant* » etc. — Cf. Mon. Habsburg. I, p. 246.

contre les Suisses fut, à n'en pas douter, de débarrasser le royaume des compagnies d'Ecorcheurs qui le dévoraient. Mais peut-on croire, quoiqu'en ait dit M. Tuetey [1]), que Charles VII n'en poursuivit pas un autre? Schilter assure que le roi, à cette époque, fit proclamer que Strasbourg et toute la contrée jusqu'au Rhin appartenaient à la France, et cette opinion a été reprise par plusieurs historiens modernes, M. Vallet de Viriville entr'-autres. Pas plus que M. Tuetey nous ne connaissons de « document officiel » conçu dans ce sens. Il semble cependant qu'en battant en brèche cette opinion, notre confrère n'a pas assez tenu compte des déclarations que Gabriel de Bernes porta le 6 septembre 1444, au nom du Dauphin, devant les représentants du Conseil de Bâle et les délégués du Concile. L'orateur du Dauphin n'hésita pas à alléguer « que de toute antiquité la ville « de Bâle était sous la protection du royaume de France, comme « cela ressortait clairement de divers actes et instruments, et « montra que, par suite des circonstances difficiles où le roi de « France s'était trouvé dans ces derniers temps, il avait négligé « l'exercice de son droit, mais que son dessein était de faire « revivre ces anciennes traditions [2]) ». Le 2 septembre, le Dauphin lui-même, répondant aux ambassadeurs du roi des Romains qui se plaignaient de l'invasion de villes appartenant à l'Empire, déclarait qu'il était venu « pour faire rentrer sous l'autorité « royale certaines terres soumises de longue date à la couronne « de France, lesquelles s'étaient soustraites à l'obéissance [3]) ». On sait aussi comment, après le combat de Saint-Jacques, le Dauphin comprenant le peu de profit qu'il y aurait à continuer la lutte avec les Suisses, pénétra en Alsace, s'empara successivement de presque toutes les places du pays et menaça Strasbourg dont il demanda en vain la soumission à son autorité [4]).

---

[1]) Tuetey, Les Ecorcheurs sous Charles VII, I. 139 s.

[2]) Tuetey, ibid. I. 243.

[3]) Tuetey, ibid. I. 256.

[4]) Tuetey l. c. 272—324. Le consciencieux historien cite (p. 300) un passage d'une lettre du Francfortois Walter de Schwartzenberg, du 1er octobre

Dans les années qui suivent, Charles VII a sans cesse les yeux tournés vers l'Allemagne; il cherche à y combattre l'influence du duc de Bourgogne qui vise à une couronne royale et à la reconstitution, sur les flancs mêmes de la France, de l'ancien royaume de Lotharingie. A ses traités avec Albert d'Autriche, le roi de France oppose des alliances avec Sigismond. Aux vues ambitieuses du duc de Bourgogne sur le Luxembourg, Charles VII répond en favorisant les prétentions de Ladislas, roi de Bohême et de Hongrie, auquel il promet sa fille Madeleine comme il a promis Radegonde puis donné Eléonore d'Ecosse à Sigismond. Ladislas mort, Charles VII prit aussitôt sous sa garde le Luxembourg et Thionville. Il porta même comme candidat au trône de Bohême son second fils, Charles de France, auquel la diète préféra Georges Podiebrad[1] (2 mars 1458). Les projets ambitieux de 1444, lorsqu'on les rapproche de cette longue série de négociations, de ces efforts persistants du roi de France pour établir son influence en Allemagne et pour paralyser l'influence contraire de la Bourgogne, paraissent s'éclairer d'une lumière nouvelle. Aucun document, à notre connaissance, ne témoigne qu'après 1444—1445 le roi Charles ait songé à revendiquer cette frontière du Rhin qui n'avait jamais, quoiqu'il en eut dit, appartenu au royaume de France; mais nous ne croyons pas nous tromper en rapprochant les tendances manifestées par Charles VII jusqu'à sa mort des projets que lui prêtaient les contemporains de l'expédition des Armagnacs. C'est à ce désir d'augmenter l'influence française sur le Rhin qu'il faut rapporter cette offre d'assistance pécuniaire faite à Sigismond pour le rachat de ses domaines engagés, cette sauvegarde

---

tobre 1444, qui est l'écho des inquiétudes qu'on nourrissait en Allemagne au sujet des desseins ambitieux du roi de France. « Der Konig von Franc- « richen der meynet furre, er wolle alz das land wider haben daz zu der « Kronen von Francrich vor habe gehörrit, myt namen waz stede und « landez hinsit Reynez lighen ».

[1]) Ambassade à Prague de Thierry de Lenoncourt (v. Arch. pour l'histoire autrichienne t. LIV, p. 37—174).

promise pour la protection du douaire d'Eléonore et ces efforts, infructueux d'ailleurs, pour rétablir d'une manière détournée l'autorité du pauvre duc d'Autriche dans ses seigneuries du Rhin.

Quel qu'en fut l'objet, l'entreprise ne réussit guère. Sigismond put s'en convaincre lorsque, dans les derniers mois de 1458, il fit, avec la duchesse, un voyage dans les Seigneuries autrichiennes du Vorarlberg et du Rhin. Sa présence n'empêcha pas, nous l'avons vu, Rapperschwyl d'échapper à l'Autriche. Des réclamations inutilement répétées aigrirent ses rapports avec les Suisses. L'horizon s'obscurcissait, la guerre semblait inévitable pour le printemps de 1459. Sigismond s'y prépara, mais son expérience du passé le rassurant médiocrement sur l'issue d'une nouvelle campagne, il fit prier le Pape Pie II d'agir auprès des Suisses afin d'empêcher l'ouverture des hostilités [1]).

Cette demande fut très-bien accueillie par le souverain Pontife. Tout entier au désir de rassembler encore une fois toutes les forces de la chrétienté pour les jeter sur les Turcs maîtres de Constantinople, l'ancien secrétaire de l'empereur comptait particulièrement sur le duc Sigismond qu'il connaissait de longue date et auquel il portait encore une vive affection. La présence du prince autrichien au congrès de Mantoue était ardemment recherchée par Pie II qui lui avait adressé le 25 janvier 1459 une invitation spéciale. Aussi, dès le 13 avril, le Pape enjoignit-il aux évêques et aux villes de Constance et de Bâle de faire tous leurs efforts pour apaiser la querelle. Le 1er mai, son homme de confiance, le notaire apostolique Etienne de

---

[1]) Dr. Jäger, Mém. cité. — « Memoriale doctoris Laurentii Plumnaw ad dominum papam » (mars? 1459 et non 1460), imp. Fontes rerum austriac. 2e p. Diplomataria et Acta T. II. p. 139—142. L'envoyé autrichien était chargé d'apprendre au pape que la journée d'accommodement qui devait se tenir à Constance le dimanche d'Oculi (25 fév. 1459), entre le duc et les Confédérés, était remise au 25 mai, jour de la Saint-Urbain ; Sigismond suppliait le pape de s'y faire représenter. Cette journée avait été arrangée par les efforts réunis de l'évêque de Constance et des ambassadeurs du roi de France (ceux de 1458 sans doute).

Nardini, plus tard archevêque de Milan, fut expédié à Sigismond avec la mission d'étouffer à tout prix l'incendie, s'il en était temps encore. Le 25 du même mois le légat ouvrit à Constance des conférences pour le maintien de la paix. Il était assisté dans cette œuvre difficile par l'évêque de Constance, Henri de Höwen, par des députés des villes de Constance et de Bâle et enfin par les ambassadeurs dont le roi de France avait accordé la présence aux sollicitations pressantes de Sigismond [1]). C'était l'évêque de Viviers, Elie de Pompadour, qui avait pris part naguère aux négociations poursuivies par Charles VII pour le rétablissement de la paix de l'église (1447), Georges Havart, Seigneur de Rozier, maître des requêtes, Jean de Champdenier, commandeur de Saint-Antoine d'Isenheim et Maître Bertrand Brissonet, notaire et secrétaire du roi. Du côté des Confédérés, Zurich, Berne, Lucerne, Uri, Schwytz, Unterwalden, Zug, Glaris, Schaffouse et Saint-Gall s'étaient fait représenter à cette journée mémorable. Cette fois les efforts réunis des médiateurs furent courronnés de succès. Le 9 juin, samedi avant la Sainte-Vite, l'accord s'établit sur les points suivants :

1⁰ La paix de 50 ans (28 mai 1412 — 28 mai 1462) serait fidèlement observée jusqu'à son expiration.

2⁰ Dans l'intervalle le pape ou le roi de France convoquerait pour le règlement définitif des points en litige une confé-

---

[1]) Dr. Jäger l. c. Les envoyés de 1458, le maréchal de Lorraine, le commandeur d'Isenheim et le héraut Mouson avaient rapporté au roi des lettres du duc d'Autriche qui exprimaient toute la reconnaissance de Sigismond pour les services que ces agents lui avaient rendus. Ces lettres suppliaient le roi de se faire représenter à Constance le 25 mai 1459. Le 28 avril de cette année Charles VII annonça au duc d'Autriche qu'il se rendait à son désir et exprima la confiance que son allié se montrerait facile et raisonnable afin que, ajoutait-il, « si non inde sequatur desideratus effectus, cuncti per vos id non stetisse cognoscent » (lettre datée du château de Rasilly [près Chinon] et imp. par Chmel, Mater. z. österr. Gesch. I, 3, 312 à la date erronée de 1450. — Cf. Itin. Ms. de Vallet de Viriville à la Bibl. Nation).

rence solennelle à Bâle, à Constance ou ailleurs. Là, en présence du légat pontifical, des ambassadeurs du roi très-chrétien, de l'évêque de Constance et des députés des villes de Constance et de Bâle, les plénipotentiaires autrichiens et suisses exposeraient leurs griefs mutuels que les hauts médiateurs tâcheraient d'accommoder avant de procéder enfin à la conclusion d'une paix perpétuelle [1]).

Charles VII n'était pas au bout des peines que lui causait depuis si longtemps celui qu'il continuait à appeler son fils. La nouvelle trève consentie à Constance n'avait pourvu qu'au plus pressé: la conservation de la paix. Dans la seconde moitié de décembre 1459 une nouvelle réunion fut tenue à Constance en présence de l'évêque Henri et d'une mission française [2]). Il y fut décidé qu'une « *journée* » solennelle serait fixée dans cette même ville pour le dimanche d'*Oculi* de l'année suivante (16 mars 1460), suivant ce qui avait été convenu le 9 juin précédent. Avis fut donné de cette convocation aux parties intéressés sous le sceau de l'évêque de Constance [3]).

En réalité le duc d'Autriche et les Confédérés étaient fort éloignés d'une entente définitive. Un nouvel incident vint remettre tout en question. Au mois de novembre 1459 Sigismond s'était rendu auprès du pape Pie II, à Mantoue. Non content de traiter avec son protecteur des interêts de la chrétienté me-

---

[1]) Imp. in extenso Abschiede II, 881 s. Cf. Dr. Jäger, Mém. cité.

[2]) « welhe matery des frids in gegenwart ewrer kuniglich maiestat botschafften am jungsten zu der stat Costentz vernewt und abgeredt ist, also nach seiner lawt ain zu leiben, in dem ewer kunglich wirdikait ain sunder gevallen darin emphangen » etc. (lettre des Confédérés à Charles VII s. d. Imp. par Chmel, Mon. Habsb. I, 231 avec la date erronée de 1474). Il n'est pas douteux, comme l'indiquent Jäger l. c. 278 et Abschiede II, 301 s. que cette lettre soit des premières semaines de 1460. Mais est-il probable qu'elle soit du 6 janvier, comme le voudraient les ouvrages cités? Ce n'est pas notre avis, car les Confédérés s'y plaignent d'un bref pontifical qui ne fut lancé que le 18 janvier.

[3]) Tschudi, Chron. II, 594 a.

nacée par les Turcs, le plus rancunier des Habsbourg ne manqua pas de lui énumérer les griefs qu'ils nourrissait contre ses trop heureux adversaires de la ligue suisse, dont les entreprises l'empêchaient de songer à la croisade projetée. Il se plaignit amèrement de ce que les Confédérés, au mépris de la convention stipulée à Constance le 9 juin précédent, continuaient à détenir Rapperschwyl et qui pis est avaient intimé leur serment à une moitié de la ville de Stein [1]). Le résultat de ces doléances, qui furent adressées également au roi de France, ne tarda guère à se faire sentir. Le 15 des Kalendes de février (18 janvier 1460), un bref pontifical prescrivit au duc d'Autriche et aux Suisses de tenir rigoureusement la paix de 50 ans et enjoignit aux Confédérés de restituer à Sigismond Rapperschwyl et Stein sous peine d'excommunication immédiate [2]).

L'effet produit en Suisse par le bref de Pie II fut immense et naturellement c'est sur celui qui l'avait inspiré que retomba le poids de l'irritation générale. Les accusations du duc d'Autriche furent traitées de calomnies. En vain Sigismond chercha à se justifier et prétendit qu'en signalant au pape les infractions commises par les Suisses, il l'avait prié simplement de convoquer, pour aplanir le différend, la conférence prévue et prescrite par la convention de Constance. En vain il représenta que c'était dans le même sens qu'il s'était adressé au roi très-chrétien et qu'en somme il n'avait travaillé que pour la paix [3]). Les Suisses ne s'y laissèrent pas prendre et accusèrent carrément le duc d'avoir, en arrachant le bref incriminé à la partialité que le pape montrait en sa faveur, accompli contr'eux un acte d'hostilité et enfreint la paix de 50 ans.

---

[1]) V. lettre justificative adressée l'année suivante, après la déclaration de guerre des Confédérés (automne 1460), par Sigismond à Petermann de Rarogne, de Feldkirch 12 oct. 1460 (Tschudi, Chron. II, 604 s.). Cf. lettre des Confédérés au roi de France citée supra et infra.

[2]) Abschiede II, 305.

[3]) Sigismond à Petermann de Rarogne (lettre citée).

On trouve l'expression de ces sentiments dans la réponse que les Confédérés adressèrent au commencement de 1460 à une lettre royale datée de Bourges le 15 novembre précédent [1]). « Le duc s'était plaint au roi de France de ce que les Suisses avaient, au mépris de la foi jurée, mis en leur main plusieurs de ses châteaux et le roi les avait priés d'en opérer la restitution. Voilà qui affligeait très-fort les Confédérés en leur montrant combien le roi était mal instruit de tout ce qui s'était passé. Mais on avait le ferme espoir que Sa Majesté mieux informée reconnaîtrait l'innocence des Confédérés qui n'avaient jamais eu et n'avaient actuellement qu'un désir, celui de vivre en paix avec le duc d'Autriche. Maintenant encore, après l'accommodement fait à Constance, les officiers du duc ne cessaient d'arrêter, de dépouiller et de maltraiter les particuliers suisses qui avaient le malheur de s'aventurer dans leur pays, sans considérer que les sujets autrichiens pouvaient traverser de jour et de nuit, en toute sécurité, le territoire des Cantons. Toutes les réclamations avaient été vaines. Bien plus, sur les imputations calomnieuses de Mgr. Sigismond, le pape venait de lancer contre les Confédérés les foudres de son excommunication. Etaient-ce là des procédés conformes à la lettre de l'entendement de Constance et de la paix de 50 ans? — Une nouvelle diète était annoncée à Constance où plusieurs princes allemands devaient se rendre en personne ou par représentants pour établir une paix perpétuelle entre la maison d'Autriche et les Confédérés. Certainement ceux-ci n'épargneraient rien pour en faciliter la réussite, ils y feraient valoir leur innocence et y maintiendraient leur honneur, afin que leur réputation demeurât intacte auprès des hommes » [2]). Faut-il s'étonner après cela si la réunion tenue à Constance le dimanche d'Oculi (16 mars) [3]) ne produisit pas

---

[1]) Cette lettre reçue le 3 décembre 1459 est perdue, mais la réponse indique suffisamment qu'elle était l'écho des doléances autrichiennes.

[2]) Lettre citée plus haut, p. 100, n. 2. Chmel, Mon. Habsb. I, 231 s.

[3]) On ne possède pas le recès de cette journée, mais un passage d'une pièce de date postérieure (mai 1461 sans doute et non 1474 comme l'a

le résultat espéré et si les efforts subséquents tentés au printemps de 1460 par les évêques de Constance et de Bâle ne rencontrèrent pas l'assentiment unanime des Cantons? Le 1er juin, cependant, à Baden, la majorité des députés Confédérés se prononça pour l'acceptation d'une journée amicale et insista pour que la minorité se ralliât à cette proposition [1]). Peut-être les médiateurs eussent-ils fini par l'emporter si une nouvelle maladresse du duc Sigismond n'eut achevé de le perdre.

Nous n'avons point à raconter ici la fameuse querelle de ce prince et de l'évêque de Brixen en Tyrol, le célèbre cardinal Nicolas de Cusa [2]). Elevé par la cour de Rome au siége épiscopal de Brixen, en opposition au candidat élu par le chapitre et aux désirs du duc d'Autriche, Nicolas de Cusa se mit en lutte ouverte avec son souverain temporel. On en vint aux voies de fait. L'évêque se rendit à Rome auprès de son protecteur Pie II qui lui confia le gouvernement de cette cité, tandis que lui-même allait présider à Mantoue le grand congrès, destiné dans sa pensée à sauver la chrétienté menacée par les Turcs. Là le pontife essaya, mais en vain, de ramener Sigismond à des sentiments moins hostiles au cardinal. Celui-ci commit l'imprudence de rentrer en Tyrol. Il n'y demeura guères. Surpris à Bruneck par son ennemi, Nicolas dut souscrire à ses conditions (Pâques 1460), mais porta une seconde fois au pape l'expression de son ressentiment. Sigismond eut beau députer à Sienne un ambassadeur chargé d'expliquer sa conduite, Pie II, irrité de son insubordination, refusa de l'écouter et n'hésita pas à lancer contre son ancien protégé les foudres de l'excommunication. Révoquant le bref du 18 janvier, la bulle du 1er juin délia les

---

cru Chmel qui a imp. ce document Mon. Habsb. I, 194—199) atteste que cette diète eut lieu. On y promit de part et d'autre de respecter le statu quo jusqu'à la Saint-Jean Baptiste (24 juin). (V. Chmel l. c. 198 « Item quamvis in dieta Oculi hic Constantie servata » etc.)

[1]) Abschiede II, 303. 304.

[2]) V. Müller L. IV c. VI, Trad. Monnard T. VII, p. 36—52.

Suisses de toute obéissance au duc d'Autriche et les excita à prendre les armes contre le prince rebelle [1]). En vain Sigismond en appela au pape mieux informé, au concile, à l'empereur et aux princes allemands. Les excitations du pape firent éclater les ressentiments que les intrigues de Sigismond à Mantoue avaient accumulées contre lui. A la fin de septembre toute la Suisse orientale était en feu. Les ennemis de l'Autriche, petits et grands, coururent aux armes [2]) et envahirent de tous côtés la Thurgovie. Cependant la Haute-Allemagne était dans le plus complet désordre. L'empereur Frédéric, en lutte avec son frère l'archiduc Albert et son cousin Sigismond pour le partage de la succession de Ladislas, embrassait le parti du pape. La maison d'Autriche, divisée contr'elle-même, ne put soutenir ce nouvel assaut. Au sud du Rhin et du lac de Constance, Winterthur seul échappa. A l'ouest, l'Alsace et le Hegau étaient menacés. Les efforts du duc de Bavière, Louis, Palatin du Rhin, réussirent enfin à arrêter les hostilités. Fidèles à leur mission pacifique, les villes et les évêques de Bâle et de Constance joignirent leurs instances à celles du duc. Le 10 décembre 1460 il fut convenu qu'une suspension d'armes serait tenue jusqu'au dimanche de Pentecôte de l'année suivante (24 mai 1461) [3]).

---

[1]) Abschiede II, 305. Dr. Jäger l. c. p. 278 s.

[2]) V. dans Abschiede II, 307, les dates des différentes déclarations de guerre: Unterwalden, 20 sept., Rapperschwyl, 20 sept., Lucerne, 23 sept., Zug, 30 sept. Les comtes Guillaume et George de Werdenberg-Sargans, 25 sept., Bernard Gradner (l'ancien favori disgracié de Sigismond), 27 sept., Zurich, 29 sept. — Zurich entraîna Berne et Soleure, malgré les efforts du duc (v. ibid. sa lettre aux Bernois du 12 oct.). Le prétexte général invoqué par les lettres de défi est la plainte portée par Sigismond au pape l'année précédente et le ban publié contre les Confédérés qui en fut la conséquence. (V. Tschudi, Chron. II, 602 ss. et le chant de victoire imp. ibid. 609 s.)

Le 25 oct. Pie II excitait encore les Suisses à la guerre — Ils n'avaient plus besoin d'encouragement. (Dr. Jäger, Die Fehde etc. citée p. 285, n. 4).

[3]) Imp. Abschiede II, 883—886 d'après les Arch. de Zurich; et Chmel, Mater. II, 1. 227—229 d'après les Arch. autrich.

Le pape ne se tenait pas pour satisfait. Le 10 janvier 1461 il invitait encore l'évêque de Bâle à s'abstenir de toute intervention pacificatrice. Le duc de Bourgogne [1]) et l'archiduc Albert avaient vainement tenté d'arrêter sa colère. Nous ignorons quelle fut en cette circonstance la conduite du roi de France [2]). D'ailleurs la conquête de la Thurgovie par les Suisses fut si rapide qu'il est probable que Charles VII n'eut pas le temps d'intervenir. Il est certain néanmoins que ses sentiments à l'égard de son fils d'adoption ne furent nullement modifiés par cette nouvelle catastrophe.

La trève du 10 décembre 1460 avait stipulé qu'une autre journée pacifique serait tenue à Constance au commencement du mois de mai 1461. Le pape tenta vainement de rallumer la guerre en interdisant aux Confédérés d'entrer en arrangement avec l'ennemi commun. Il avait contre lui les efforts de presque tous les princes chrétiens [3]). La trève fut donc observée jusqu'à son échéance. Mais dans l'intervalle (30 mars 1461) un nouveau pacte intervenu entre l'archiduc Albert et Sigismond avait rendu courage à ce dernier. L'archiduc cédait à son cousin certains domaines qu'il possédait encore sur les confins de la Confédération [4]) et un serment d'alliance étroite dirigée contre les Suisses avait uni les deux princes [5]). Aussi lorsque, dans les premiers

---

[1]) Philippe de Bourgogne (sollicité par Eléonore d'Ecosse) au pape, 13 nov. 1460 (Dr. Jäger l. c.)

[2]) Le 30 août 1460 le nouveau roi d'Ecosse, Jacques III, qui venait de succéder à son père, implora l'intervention de Charles VII en faveur de sa tante Eléonore menacée par les Suisses de perdre les Seigneuries que son mari lui avait remises en 1458. Mais cette lettre imp. par Chmel (Mater. z. österr. Gesch. II, 1. 233 s.) a trait aux événements antérieurs à la conquête de la Thurgovie.

[3]) V. cependant la lettre de l'empereur, en date de Gretz, lundi de Pâques (6 avril) 1461, sollicitant des Confédérés un secours de 3000 hommes contre Albert et Sigismond d'Autriche (Tschudi, Chron. II, 612).

[4]) « etlich Schlosz, Land und Lut hie diszhalb des Gebirgs des Arlen und des Ferren » (Tschudi, Chron. II, 613 a).

[5]) Dr. Jäger l. c. p. 286.

jours de mai, les plénipotentiaires des deux parties adverses se présentèrent, suivant ce qui avait été convenu, devant le légat du pape revenu à des sentiments plus pacifiques, devant les ambassadeurs de Charles VII [1]) et l'évêque de Constance, les envoyés autrichiens ne craignirent pas de réclamer au nom de leurs maîtres non-seulement les Seigneuries dont les Confédérés s'étaient récemment emparés, mais tous les anciens domaines que la maison d'Autriche avait possédés jadis au-delà du Rhin. Ils sommèrent en même temps les Suisses de rentrer en l'obéissance de la Seigneurie d'Autriche. Ces revendications présentées en seize articles [2]) montrent combien les princes autrichiens se rendaient peu compte du véritable état des affaires. Les députés Confédérés y répondirent point par point, puis M[e] Marquard Brisacher, au nom de l'Autriche, reprit la parole pour réfuter les arguments de ses adversaires [3]). La discussion s'envenimait. Les prétentions autrichiennes, connues dans la ligue, y soulevaient une vive indignation. Peu s'en fallut que les orateurs suisses ne quittassent Constance en rompant les négociations. Il semble que ce fut surtout par les efforts des ambassadeurs que Charles VII envoya d'abord à Sigismond, puis aux Confédérés qu'une nouvel rupture put être évitée [4]). Une autre réunion fut fixée pour la semaine avant la Pentecôte (17—24 mai) à

---

[1]) Nous n'avons pu retrouver les noms des personnages qui représentèrent la France à Constance au mois de mai 1461.

[2]) Imp. par Tschudi, Chron. II, 617 s. Cf. Chmel, Monum. Habsb. I, 194—199.

[3]) Chmel l. c. 186—193. La lecture de ces documents remplis d'allusions aux événements récents et leur comparaison avec Tschudi l. c. ne permet pas, nous l'avons dit, de leur attribuer une autre date que celle de mai 1461. (Cf. à l'appui de cette opinion Dr. Jäger l. c. p. 288 et Abschiede II, 313.) La pièce imp. p. Chmel p. 194 ss. est le factum présenté aux médiateurs par les envoyés autrichiens (Coram vobis etc.), celle imp. p. 186 ss. est la réfutation par Marquard Brisacher de la réponse des Suisses à ses premières accusations.

[4]) Tschudi, Chron. II, 618 a.

Constance [1]). A cette date on vit arriver dans cette ville le duc de Bavière, Louis, qui n'avait pas cessé de travailler pour la paix, l'évêque de Bâle et les envoyés de la même cité, les orateurs des Confédérés, les évêques de Trèves, de Spire, de Worms et d'Augsbourg; les margraves de Brandenbourg et de Bade, les ambassadeurs du roi très-chrétien, ceux du roi d'Ecosse et du duc de Bourgogne. Pour s'assurer du temps indispensable aux négociations, l'illustre assemblée, à laquelle se joignit l'évêque de Constance, commença par prolonger la trève jusqu'au 4 juin, puis la discussion commença. Elle fut longue et laborieuse. Enfin, le 1er juin 1461, une paix ou pour mieux dire une trève de quinze années fut convenue entre les parties [2]). Dans l'impossibilité où se trouvaient les médiateurs d'arracher à la maison d'Autriche une renonciation formelle à ses anciens droits, en présence du nombre presqu'infini de points litigieux qui demeuraient en suspens, tout ce qu'on put faire fut d'essayer de fermer pour quelques années l'ère des violences et des agressions. Vains efforts du reste, car la paix de quinze ans ne devait pas être mieux tenue que celle dite de cinquante ans qui l'avait précédée !

La date même de cettte négociation marque suffisamment que Charles VII était au bout de ses efforts. Un mois plus tard, (22 juillet 1461), il expirait après un long règne dont les faiblesses éclatantes ont trop souvent fait oublier l'incontestable grandeur. Au point de vue qui nous a occupé, il laissait en mourant son œuvre incomplète. Il était réservé à Louis XI de l'achever et de réconcilier définitivement ces ennemis séculaires, Sigismond, duc d'Autriche, et les Confédérés. On peut dire que ce fut le plus admirable coup de sa dextérité politique, assuré-

---

1) Ibid. 612 b.

2) Abschiede II, 317 et 886—890. Cf. Tschudi, Chron. II, 612—615. Le 20 mai 1461 Charles VII adressa aux Bernois, de Méhun s/Yèvre, un dernier appel à la conciliation (Arch. de l'Etat de Berne, Missival Allem. A f° 343).

ment le plus fécond, car son résultat immédiat fut l'écroulement de l'empire bourguignon. On connaît le rôle prédominant des Suisses dans le grand duel livré entre les deux branches de la maison de Valois et le profit que Louis XI sut tirer des relations d'amitié nouées par son père avec les Confédérés. Après avoir assisté à leur enfantement, nous sera-t-il permis, pour conclure, de restituer à Charles VII un titre souvent décerné à son fils, celui de « Père de la diplomatie française » ?

B.

I.

Conçu dans les termes les plus larges et les moins compromettants, le traité de perpétuelle amitié, ratifié par Charles VII le 27 février 1453, avait assuré aux Confédérés les avantages qu'ils s'étaient promis d'en retirer. Peu disposés, en règle générale, à étendre leurs alliances, ils négligèrent, à la mort de Charles VII, de nouer avec son successeur de nouvelles relations. Ils ne le complimentèrent même pas sur son avènement au « sceptre des lys » [1]). Quant à solliciter de Louis XI la confirmation d'un traité que son Père avait approuvé pour lui et pour ses successeurs, c'est une formalité que les Suisses jugèrent inutile. « De toutes les alléances ou intelligences faictes par nous avecques gens quelqu'ils soyent, » diront au roi les ambassadeurs de la ligue en novembre 1463, « jamais n'avons acoustumé d'en faire aulcune confirmacion ni ratificacion, ains estent comme sont jurées » [2]). Rien donc, au début du nouveau règne, ne semblait présager un échange de rapports suivis entre la couronne de France et la grande ligue de la Haute-Allemagne. Les troubles qui agitèrent la Savoie en 1462 et le rôle que Louis XI joua dans les affaires de ce pays, en forçant les Suisses à sortir de leur indifférence, engendrèrent une série de négociations qui méritent d'être retracées.

---

[1]) « regioque liliorum sceptro adherere .... affectantes » (Traité de 1453).

[2]) Relation des ambassadeurs suisses citée plus loin.

On sait dans quel abaissement la maison de Savoie se trouvait plongée au milieu du XVe siècle. Denué d'énergie et de talent, le duc Louis I avait abandonné à sa femme, la Chypriote Anne de Lusignan, les rênes du gouvernement[1]. Les grandes charges, les offices étaient livrés aux favoris de la duchesse. Le parti national, à la tête duquel se plaça un fils même du duc, Philippe, comte de Bresse, ou Philippe-Monseigneur[2], s'éleva résolument contre l'influence de ces étrangers qu'on accusait de comploter la ruine de la Savoie et son annexion à la France[3]. Aux intrigues qu'il reprochait à sa mère Philippe répondit par des actes de violence. Le meurtre de Jean de Varax, maître d'hôtel de la duchesse, l'arrestation illégale et la mise en jugement du chancelier de Savoie, Jacques de Valpergue, soupçonné, non sans quelque apparence de raison, d'être l'agent du roi de France, tous ces actes de rébellion de Philippe de Bresse mirent le comble au désordre.

Louis XI nourrissait-il des desseins ténébreux contre l'indépendance de la Savoie, ou n'avait-il, comme il le déclarait lui-même, d'autre désir que celui d'assurer le trône de son beau-père contre les entreprises d'un fils rébelle? Nous l'ignorons. Toujours est-il qu'à Genève, où Philippe possédait de nombreux partisans, le bruit courut, dès les premiers jours de juillet 1462, que des gens armés arrivant de France se répandaient dans le pays[4]. On craignit une surprise et les syndics furent invités à

[1] V. le portrait très-saisissant que Chastellain a laissé du duc Louis. (Ed. Kervyn de Lettenhove, t. V. p. 38 ss.)

[2] Nous employons la forme Philippe-*Monseigneur* de préférence à celle généralement usitée de Philippe-*Monsieur* pour deux raisons; la première, c'est qu'elle paraît plus conforme aux habitudes du temps, la seconde, c'est qu'elle est continuellement employée dans la Relation des ambassadeurs suisses de 1463 citée plus loin.

[3] Guichenon, Hist. de Savoie I. 591 ss.

[4] V. sur ces événements d'octobre 1462 les registres du Conseil de Genève dans Galiffe: Matér. pour l'hist. de Genève I. 450 ss.

prendre toutes les mesures nécessaires à la sûreté de la ville. C'est le moment que le duc de Savoie choisit pour établir sa résidence à Genève que le parti Chyprien se flattait sans doute d'arracher aux adhérents de Philippe. Peine inutile! au mépris des défenses et des menaces du duc, le comte de Bresse put pénétrer dans la ville (8 octobre). Les deux partis se retrouvaient en présence. Tandis que Philippe flattait les bourgeois et déclarait n'en vouloir qu'aux Chypriens, un émissaire du roi de France cherchait à intimider les Genevois et déclarait hautement que son maître prenait les Chypriens sous sa protection [1]). La rumeur d'une intervention française se répandait de plus en plus et le Conseil de Genève, d'accord avec le comte de Bresse, préparait la défense. Une crise était imminente. Selon toute apparence, une manifestation anti-chyprienne porta la terreur dans l'âme du vieux duc, car le roi accusa l'année suivante les Genevois d'avoir en cette occasion outragé le père de la Reine de France, de « luy avoir couru sus et fait des choses notoires, voire en la propre maison de son habitation » [2]). Le duc quitta Genève et s'en vint à Lyon implorer la protection de son gendre, le roi de France (octobre 1462).

Louis XI, on le voit, tenait chaudement le parti du duc. Il avait déclaré, assurait-on, que, l'expédition de Catalogne terminée, ses troupes marcheraient sur Genève. Aussi l'irritation y fut-elle très-vive lorsque des envoyés des deux princes parurent dans la ville. Un des syndics s'emporta jusqu'à insulter publiquement le duc de Savoie et n'épargna pas son royal protecteur. De son côté, le roi accusait nettement les Genevois de haute trahison [3]). Une mesure rigoureuse n'avait pas peu contribué à exaspérer Genève; Louis XI, par une ordonnance datée

---

[1]) Galiffe l. c. p. 480.

[2]) Relation des ambassadeurs suisses à Abbeville, nov. 1463. Arch. de Genève, pièce n° 648. Imp. assez incorrectement par Galiffe l. c. 253 ss. et Abschiede II. 331 ss.

[3]) Galiffe l. c. 372.

de Saint-Michau s. Loire, le 25 octobre 1462, avait interdit aux marchands français de fréquenter désormais les foires de Genève et aux étrangers de faire passer par les marches du royaume les marchandises destinées à ces foires. Lyon était désigné pour remplacer Genève [1]).

Le coup était sensible au commerce genevois [2]). Il atteignait également les communautés de la ligue de la Haute-Allemagne dont les marchands allemands traversaient les territoires pour se rendre à Genève et pour retourner chez eux [3]). Les Bernois s'en émurent. Dans ces affaires de Savoie leurs sympathies avaient été pour Philippe-Monseigneur, bien qu'aucun document ne permette de supposer qu'il eut reçu d'eux une assistance officielle [4]). Il est certain que le piteux état où se trouvait la Savoie préoccupait fort le gouvernement bernois. Des envoyés de Berne et de Fribourg qui se trouvaient à Genève à la fin d'août 1462 [5]) n'avaient pu manquer de raconter à leurs commettants ce qu'ils avaient vu et entendu. Les rumeurs d'invasion française en Savoie ne tardèrent point à se répandre à Berne. Philippe-Monseigneur qui avait été à Romont, sollicitant sans doute l'appui des Bernois, avait tout intérêt à exciter leurs alarmes. On en trouve la trace dans une lettre que Berne adressa à Lucerne le 15 septembre pour lui communiquer la grosse nouvelle, très-peu fondée en réalité, de la marche du roi de France qu'on disait avancer vers la Savoie et les pays d'Allemagne, à la tête d'une nombreuse armée [6]). Il importait d'éteindre un incendie dont les ravages pouvaient devenir incalculables. Une diète fut

---

[1]) Arch. nat. Par. Reg. du Trésor des Chartes 198. Actes 455, 460.

[2]) Sur ces foires « icelle ville est principalement fondée » (Amb. suisses à Abbeville, Relat. citée).

[3]) Ibid. et de Gingins (Mém. de la Soc. d'hist. romande VIII, 177).

[4]) Des aventuriers (Reisläufer) suisses avaient rejoint Philippe-Monseigneur à Genève (Galiffe l. c. 497 et passim.)

[5]) Ibid. p. 459.

[6]) Arch. de l'Etat de Lucerne. Miss. orig. du mercredi après l'Exaltation de la Croix.

convoquée à Lucerne pour le 21 septembre (Saint-Mathieu). Sur les instances des Bernois, Lucerne promit de joindre ses envoyés aux leurs pour qu'une ambassade collective des Confédérés tentât une démarche auprès de Monseigneur de Savoie. Le 5 octobre Berne réclama le concours annoncé [1]). — Il paraît probable que la retraite du duc Louis en France mit obstacle à l'accomplissement de ce projet qui fut repris par Berne six mois plus tard. Une nouvelle diète fut tenue à Lucerne vers la fin de mars 1463, et les envoyés bernois y tracèrent le tableau le plus sombre des dissentiments qui avaient éclaté entre le roi de France et une partie de la maison de Savoie. Berne était résolu à tenter un arrangement et priait ses alliés d'envoyer une ambassade commune en Savoie [2]). Comme d'habitude, la réponse à une pareille proposition fut peu favorable. Berne et Fribourg suffiraient bien à conduire cette affaire pour laquelle du reste on leur donnait de pleins pouvoirs ... Ce n'est pas ce que voulaient les Bernois. « Nous espérions, écrivent-ils avec quelque dépit, terminer cette affaire avec votre secours, pour l'honneur et à l'avantage de tous, et voici qu'on nous apprend votre refus de joindre vos ambassadeurs aux nôtres. Cette réponse a lieu de nous surprendre, car cette affaire vous intéresse autant que nous .... Les choses vont de mal en pis en Savoie et il est indispensable que les Confédérés y envoyent une ambassade. Fribourg a prié Mgr. de Savoie de se bien comporter jusqu'à notre arrivée » [3]). Une nouvelle réunion fut fixée pour le 12 avril, à Lucerne. Nous ignorons quelles résolutions y furent adoptées. Il semble certain pourtant que les propositions bernoises rencontrèrent peu de faveur.

De ce qui précède il ressort qu'on avait soupçonné sérieusement à Berne et à Fribourg les desseins du roi de France sur la Savoie. Louis n'avait pas tardé à en être instruit et

---

[1]) Arch. de Lucerne. Miss. orig. du mardi après la S[t] Michel.
[2]) Abschiede II. 326 s.
[3]) Ibid.

s'était, dès l'abord, efforcé de rassurer les Bernois. Thibaut de Neufchastel, maréchal de Bourgogne, qui, avant de passer dans les rangs des ennemis du roi, fut quelque temps un de ses gros pensionnaires et son agent particulier sur les marches d'Allemagne, Thibaut se rendit à Berne, où il était fort bien vu, pour calmer les appréhensions que la conduite du roi avait fait naître[1]). Malheureusement après lui on vit arriver de Savoie un autre orateur royal, l'archevêque de Bourges[2]), qui, sans doute pour

---

[1]) Thibaut IX, Seigneur de Neufchastel s. Moselle et de Blamont (1410—1469). — Nous n'avons trouvé d'autre trace de ce premier voyage du Maréchal à Berne que ce qu'il en dit lui-même (Abschiede II. 328). Il est probable qu'il eut lieu vers la fin de 1462. En considération de ses services, le roi lui accorda vers cette époque 4000 livres de pension annuelle. (Lettre orig. de Thibaut aux gens des Comptes de Grenoble, aux Arch. de la Cour des Comptes de Dauphiné à Grenoble, d. de Dax en Guyenne 25 fév. 1463 n. s.) En 1463 Thibaut reçut également du roi la ville d'Epinal (le P. Anselme VIII, 350 et Commynes-Dupont I. 15, n. 2). Il se brouilla avec Louis XI dès 1464 et prit en 1465 une part active à la guerre du Bien Public « à cause que dès pieça en Lorraine le dit Seigneur lui avait donné Epinal et puis osté pour la donner au duc Jehan de Calabre, dont grant dommaige en avoit le dit mareschal » (Commynes-Dupont I. 104). D'autre part, Lenglet (Commynes II. 597) assigne aux lettres par lesquelles Louis XI retira Epinal à Thibaut la date du 6 août 1466, ce qui transformerait cet acte de défaveur en une conséquence de la part prise par le Sire de Neufchastel au Bien Public. — Le Portef. Fontanieu nº 130 (Bibl. nat.) contient une lettre orig. du maréchal, datée de Dijon, 6 mai, s. d. d'année (1462 ou 1463?); il mande au roi de France qu'il s'est rendu dernièrement à Belfort en Allemagne où étaient assemblés quelques membres du Conseil du duc d'Autriche, le comte de Lof (Lupfen sans doute) et quelques autres Seigneurs d'Allemagne et qu'il peut assurer S. M. que, « quand son plaisir sera, elle trouvera dans ces marches des places et des gens pour la servir ».

[2]) Abschiede II. 328. Le texte dit simplement « l'Evêque » de Bourges. Ce serait Jean Cœur (Gallia Christiana II. 88 s.). D'après ce recueil, ce personnage aurait eu 41 ans en 1462, et cependant Thibaut dit (Abschiede l. c.): « L'évêque est jeune ». — Un inventaire de Legrand (Pièces T. V. Bibl. nat.) contient cette mention: « Instructions données à Mgr. de Bourges le 31 juillet 1462 pour aller devers le duc de Savoie ». — Le Ms. fr. 2899 fol. 79 (Bibl. nat.) renferme une indication plus précise et qui paraît se

détacher les Bernois de Philippe-Monseigneur, ne craignit pas d'employer la menace. Ses discours firent le plus mauvais effet et il ne fallut pour l'effacer rien moins qu'une nouvelle mission du Sire de Neufchastel. Thibaut se rendait à Berne lorsqu'un ordre du duc de Bourgogne, son maître, le retint en Comté pour assister à la réunion des trois états de Bourgogne, le 23 juillet 1463. Sur sa demande, le Conseil de Berne lui députa à Blamont deux hommes qui devaient jouer un grand rôle à la tête du parti français, Thuring de Ringgoltingen et Nicolas de Diessbach. La conférence eut lieu le 16 juillet. Le maréchal, après avoir excusé la vivacité des paroles de l'archevêque, s'appliqua à rassurer les Bernois au sujet des desseins agressifs faussement attribués au roi de France. « S. M. avait appris qu'à Berne et dans la ligue le peuple tenait des propos hostiles et qu'on parlait de lui faire la guerre s'il faisait mine d'envahir le pays. Le roi n'y avait jamais pensé. Son père, le roi Charles, n'avait-il pas conclu des alliances avec les Confédérés et leurs descendants pour lui-même et pour ses successeurs? Les rois de France étant des princes très-chrétiens, S. M. transgresserait-elle un pacte que son père avait confirmé de son sceau? Le roi Louis était instruit aussi que les Confédérés avaient passé des alliances défensives contre lui. Si c'était vrai, il fallait les rompre, car le roi, en prince loyal, tiendrait les « intelligences » aussi longtemps que les Seigneurs de la ligue [1]). S. M. demandait une

---

rapporter à notre ambassade. Dans un Inventaire des sacs et lettres du Roy (Charles VII) . . . à Tours est portée « l'aliance des Suyssez » (évidemment la lettre des Confédérés de novembre 1452), et une note de la même main, celle de Doriole, mais d'une autre encre, a ajouté ces mots: « Le 11e (?) jour de Septembre MCCCCLXII, baillé par l'ordonnance du Roy à Mgr. de Bourges la coppie des alliences des Biernoys et Svissois, signée de Maistre Anthoine Desrive (?) et la coppie de l'allience que le Roy bailla. » On peut en conclure que la mission de Jean-Cœur à Berne doit se placer vers la fin de 1462 ou au commencement de 1463.

[1]) Cf. les paroles du roi aux ambassadeurs suisses à Abbeville (nov. 1463, rapport cité): « Pourquoy par avant je vous ay fait dire par beau cousin le mareschal de Bourgogne que j'estoye content de tenir et observer

réponse. » — Et comme les délégués bernois faisaient observer qu'ils devaient en référer aux Confédérés, le maréchal reprit: « Je vous parlerai en ami. Bien que le roi ne m'ait rien dit à cet égard, il me semble que s'il avait voulu avoir à faire aux Confédérés, il leur aurait écrit, or, il ne l'a pas fait; il s'adresse aux Bernois, parce qu'en somme la chose ne concerne qu'eux, car ils sont seuls les alliés de la maison de Savoie .... Mgr. Philippe de Savoie est au fond de tout ceci [1]. »

Des deux côtés, on le voit, la méfiance était éveillée. Malgré le conseil de Thibaut, les Bernois ne voulurent pas s'engager seuls, ils consultèrent leurs alliés [2] et la réponse fut « qu'on observerait les intelligences comme bonnes et léales gens faire doivent » [3]. De plus, ayant à cœur de réconcilier le comte de Bresse et les Genevois avec le roi et d'obtenir la révocation du funeste édit de Saint-Michau s. Loire, Berne, cette fois avec l'appui de ses confédérés et alliés, résolut d'envoyer à Louis XI une solennelle ambassade. Le maréchal de Bourgogne en fut aussitôt informé. « Après avoir mûrement considéré les bons avis que votre amitié pour nous vous a inspirés, nous avons décidé à l'unanimité de députer au roi une ambassade collective [4]. »

Les envoyés se réunirent à Berne le dimanche après la Saint-Michel (2 octobre) 1463 et se mirent en route dès le

---

les intelligences faictes entre feu Monseigneur mon Père (que Dieu absoille) et vous et les ratiffier et confermer par ainsi qu'ilz (les Confédérés) feissent pareillement ».

[1]) Abschiede II. 328 s.

[2]) Berne à Thibaut de Neufchastel (Arch. de Berne, Missival allem. A. 418), le vendredi après la Saint-Mathieu 1463 (23 sept.).

[3]) .... tout ainsi comme pour les alliéz a esté répondu à M. le maréchal de Bourgogne, de les vouloir tenir et léalement observer », etc. (Rapport des ambassadeurs suisses cité). C'est tout ce que nous savons de cette réponse qui dut être envoyée à Chastel s. Moselle (Muselburg) vers la fin d'août, comme le maréchal lui-même l'avait demandé (Abschiede II. 329).

[4]) Lettre citée ci-dessus n. 2.

lendemain [1]). Zurich avait député Messire Henri Schwend, chevalier; Berne, Thuring de Ringgoltingen et Petermann de Wabern; Fribourg, Jean de Praroman et Jacques Cudrefin; Soleure, Nicolas de Wengi; Lucerne, Henri de Hunwyl et Schwytz Conrad Kupferschmid [2]). Uri et Unterwalden n'avaient pas de représentant spécial. — Les archives de Genève ont conservé une copie ou une traduction contemporaine de la relation adressée par les ambassadeurs à leurs commettants. Il faudrait la reproduire en entier, car tout y est curieux, mais son étendue nous contraint de renvoyer au texte imprimé et malheureusement rajeuni par Galiffe [3]). Nous n'en retiendrons que la substance.

Le roi venait de racheter au duc de Bourgogne les villes de la Somme. C'est à Abbeville, le samedi 19 novembre, que la mission suisse parvint à le rejoindre. Le lundi suivant, après lui avoir présenté leurs lettres de créance et l'avoir salué de la part des alliés, les ambassadeurs s'excusèrent de n'avoir point encore félicité le roi de son avènement et rejetèrent la faute de ce retard sur les « diverz et périlleux cours des guerres qui ont esté en les marches et pays par-delà ». Quant à leur mission proprement dite, elle était double. Les « alliés » suppliaient le roi de permettre à ses sujets de fréquenter les foires de Genève « comme bien anciennement a esté accoustumé, et non pas devant, mais après de ce que les fères de Lyon seront tenues ». Ils suppliaient également S. M. de « vouloir bien oublier son « correur et maltallent » contre Philippe-Monseigneur de Savoie et de le « reprendre bénignement en ses bonne amour et grâce ».

---

[1]) Lettre citée ci-contre n. 2.

[2]) Ces noms sont fournis par la relation même de l'ambassade. — Legrand (Hist. msc. de Louis XI, I. 557 v°, Bibl. nat.) rapporte que la mission composée de trente-cinq personnes fut défrayée par le roi du 19 au 28 novembre.

[3]) L'éditeur du T. II des Abschiede a reproduit purement et simplement (p. 331—338) le texte donné par Galiffe (Matériaux p. l'Hist. de Genève 253 ss.).

En ce faisant le roi obligerait grandement ses « très-humbles serviteurs les alliéz ».

A cette « allégation » des orateurs suisses, le roi répondit « de sa propre bouche ». Il les remercia de leurs compliments, leur souhaita la bienvenue, comme à ses « bons amys qui, en sa povreté, ne l'avaient point persecutéz ne fait desplaisir, comme ont fait aultres. » Aussi était-il prêt, comme il l'avait fait dire aux Bernois par le maréchal de Bourgogne, à tenir les anciennes « intelligences » et à les confirmer à nouveau.

Une conférence eut lieu le lendemain en l'église collégiale de Saint-Wulfran[1]). Les conseillers du roi désignés pour suivre les négociations avec les ambassadeurs suisses étaient G. Juvénal des Ursins, Seigneur de Trainel, ancien chancelier de France, Aymar de Poissieu, dit Capdorat, bailli de Mantes et gouverneur du Dauphiné, et le général des finances, Briçonnet. Sur le premier point, le seul touché par le roi, celui des « intelligences », les conseillers du roi de France déclarèrent que non-seulement leur maître était prêt à confirmer par ses lettres patentes celles qui existaient déjà, mais qu'il offrait d'en faire « de nouvelles et plus amples ».

Les foires de Genève et la conduite des Genevois furent l'objet de longues et « aigres » récriminations de la part des commissaires français. Quel que fut le grand désir du roi de complaire aux alliés, il ne pouvait oublier les insultes prodiguées au duc de Savoie, père de la reine de France et au roi lui-même. — Philippe-Monseigneur aussi était pour S. M. un sujet de grande irritation, tellement qu'il n'était pas encore « délibéré de le leisser passer sans condigne pugnicion ». Toutefois le roi désirait sur ce dernier point avoir l'opinion des orateurs alliéz.

Ceux-ci, ayant demandé à réfléchir, la séance fut reprise le mercredi matin. Les ambassadeurs protestèrent de « l'entière et parfaicte » intention des Suisses de tenir et observer les « intelligences ». Ils remerciaient le roi de son offre, mais s'excusèrent

---

[1]) « Saint-Offran » dans le texte. Notre correction n'est pas douteuse.

sur leur défaut d'instructions à ce sujet. Sur les deux autres points ils s'abstinrent prudemment de nouveaux développements et se bornèrent à déclarer qu'ils tenaient Philippe-Monseigneur « estre plain en beaucoup de bonnes vertus ».

Il semble que cette réponse ne satisfit pas Louis XI, car le même jour, après dîner, les ambassadeurs, convoqués au logis des conseillers royaux, les entendirent s'exprimer plus « rudement » qu'avant sur le fait des Genevois. Lorsqu'ils en « feroient condigne réparacion et émende, tant à M. le duc leur prince et seigneur, comme aussi au Roy et qu'ilz se submectroyent aussi de souffrir la punicion qu'ilz en avoyent mérité, lors le Roy aviseroit que plus avant se devroit faire ». Plus ample encore et plus sévère fut le discours des commissaires français au regard de Philippe de Savoie. S. M. était informée qu'il « s'entremectoit d'avoir le gouvernement de la maison de Savoye, ce que le Roy ne souffreroit pour rien que ce soit, car audit Philippe n'appartenoit ». Ils ajoutèrent que le Roi était absolument décidé, avec l'assentiment du duc de Savoie, « de mettre bon régime et gouvernement en ladite maison de Savoye », comme aussi de punir les rebelles. Le Roi désirait savoir des envoyés suisses si les alliés avaient l'intention de s'opposer à sa volonté, ou « donner faveur, ayde ne confort en manière qu'il fust audit Philippe-Monseigneur ou à aultres quelconques qui contre le vouloir du Roy se vouldroyent opposer ».

A cette question directe et qui montre bien de quel côté étaient tournées les préoccupations du roi, les envoyés répondirent que « leurs seigneurs et amys . . . . n'avoyent point pensé ny ymaginé que leur deussent occourir les choses qui leur occouroyent », et ne leur avaient donné sur ce point « aulcune charge ni commission ». Il était impossible par conséquent d'y répondre.

Le but de l'ambassade paraissait manqué. Les envoyés suisses n'avaient obtenu de réponse satisfaisante ni au sujet des foires de Genève ni à l'égard de Philippe de Savoie. Le roi étant parti pour la chasse, la mission se disposait à quitter Abbe-

ville, lorsqu'il lui fut dit que le roi désirait la revoir. Bon gré mal gré il fallut attendre S. M. qui ne revint de la chasse que le samedi suivant, « bien tard ».

Il paraît qu'entretemps les ambassadeurs avaient entendu reprocher aux Suisses d'avoir fait « alliances et promesses » contre le roi de France. Aussi leur premier soin, lorsqu'ils se trouvèrent en présence de Louis XI, le dimanche « après diner », fut de se disculper de cette accusation malfondée. Ils protestèrent de leur désir de servir et d'honorer le roi, Monseigneur le duc de Savoie et « sa noble maison », et supplièrent S. M. « de son bénigne congé ». La réponse du roi fut des plus affables. Les gens de son conseil avaient parlé « plus rudement » qu'il ne voulait le faire. Il n'oubliait pas qu'il les avait toujours trouvés bons et loyaux, même « en sa povreté ». Aussi son désir était-il de tenir et d'observer les « intelligences » faites par son père avec eux. Il n'avait « alliances d'aide » avec aucun prince, mais il était prêt à en faire avec les alliés de « nouvelles et plus amples » que celles qui existaient.

A cette proposition renouvelée les envoyés ne purent que répéter ce qu'ils avaient déjà répondu aux gens du Conseil, à savoir qu'ils n'avaient reçu aucun pouvoir à ce sujet. Toutefois, ajoutèrent-ils, « nous en ferons très-volontiers relacion à vos dits très-humbles serviteurs les alliéz, ou s'il vous plaît d'y envoyer, votre bon plaisir s'en face ».

« A ce dit le Roy: « Je vous feroy fere la dessus dite confirmacion pour l'emporter[1]), et, s'elle vous plaist, vous me ferés la réciproque; et néantmoins j'envoyrai mes ambassadeurs par-delà tant pour ces choses comme aultres le plus brief que je porray ». Reprenant alors la question des foires, il leur exposa que les foires de Genève n'avaient été établies que pour « mettre au bas les fères de Lyon et aultres du royaulme ». D'autre

[1]) La lettre royale porte la date du 27 nov. 1463. Orig. avec sceau aux Arch. de l'Etat à Berne. Imprimé en dernier lieu et très-exactement Abschiede II. 892.

part, les Genevois avaient grandement offensé non-seulement le duc de Savoie, mais aussi le roi et la reine. Toutefois, s'ils venaient vers le duc en reconnaissant leur offense et s'engageaient à lui être obéissants comme à leur prince et seigneur, le roi autoriserait ses sujets à fréquenter les foires de Genève non pas durant, mais après celles de Lyon. Quant à Philippe de Savoie, s'il n'avait fait que chasser les Chypriens, le roi ne lui en voudrait guère, car ils «n'ont point porté profit à la maison de Savoye». Mais il avait fait perdre au roi «son serviteur de chancelier», ce qui lui avait porté grand dommage, car il était «en traictié de lui fere avoir Geynes, qui a esté tout rompu par son trépas»[1]. De plus il avait entrepris d'arracher à son père le gouvernement de Savoie, au mépris de tout droit. A ses violences passées Philippe venait d'ajouter la prise du château de Montmélian. Si néanmoins le prince rebelle consentait à faire sa soumission pleine et entière, le roi le traiterait «comme son bon frère» pour l'honneur de Dieu et des alliés. Louis XI s'étendit longuement sur ces affaires de Savoie. Il était bien résolu à y mettre bon ordre et pour cela y enverrait ses gens. Ses bons amis les alliés seraient bienvenus à faire de même. «Et tout cecy il jura le dampnement de son âme, disant: «Je n'en ay qu'une, et, (mectant sa main à la poictrine), jà soit que l'en die, comme il m'a esté rapporté, que je quiers avoir la seigneurie et dominacion de la maison de Savoye, ce qui n'est point ne que onques ne pensay, ne n'en désire avoir hommaige ou en faire fiéz ne avoir seigneurie en manière que ce soit, combien que ce fust esté et sereit à moy legière chose de faire, veu que j'ay à moy les plus principaulz barons de Savoye, (les nommant tel et tel, ung chascun par son nom), — mais je n'y vois point ne n'y entens d'aller senon en bonne foy et entencion, comme je vous ay dit.» Après ces paroles les orateurs suisses prirent congé du roi de France et retournèrent dans leur pays.

---

[1]) Cf. Vallet de Viriville, Charles VII, III. 127 et pass., et Urbain Legeay, Hist. de Louis XI, I. 345 s.

Louis XI avait promis d'envoyer ses ambassadeurs « par-delà ». Deux mois plus tard en effet, le 2 février 1464, au soir, une ambassade française composée de quatre personnes arriva à Berne et s'empressa de se mettre en rapport avec l'avoyer et le Conseil [1]. Après avoir présenté leurs lettres de créance, les Français communiquèrent au Conseil les instructions dont ils étaient munis et l'assurèrent des dispositions bienveillantes de leur maître. Leur discours porta spécialement sur deux points, le renouvellement du traité de 1453 et l'affaire de Savoie. Sur le premier point ils déclarèrent qu'ils avaient mission de confirmer les « intelligences » existantes et d'en faire de nouvelles, comme le roi en avait exprimé le désir aux orateurs de la ligue. Le projet des envoyés français était de se rendre successivement dans tous les cantons alliés pour s'assurer de leur réponse. Quant à Philippe-Monseigneur dont les orateurs suisses avaient sollicité le pardon, le roi, après y avoir mûrement réfléchi, déclarait ne pouvoir se résoudre à oublier la conduite coupable de ce prince. Les envoyés entrèrent dans de grands détails à ce sujet sans ménager le comte de Bresse. Le roi était décidé à sévir et enverrait dans ce but des troupes en Savoie. Que feraient les Confédérés? S'opposeraient-ils à cet acte de justice en prêtant à Monseigneur Philippe leur assistance, ou bien laisseraient-ils les volontés du roi s'accomplir?

---

[1]) Nous n'avons pas retrouvé les noms des envoyés du roi. On peut croire cependant que la mention portée dans un inventaire de Legrand, (Pièces T. V), à la date de 1463 (ce qui peut signifier 1464, puisqu'ils s'agirait du mois de février), se rapporte à cette mission. La voici: « La réponse des Bernois faite par eux à Amé de Beaumont envoyé devers eux de par le roi touchant l'ordre estre mis en Savoie ». — La date de l'arrivée de la mission française est fournie par une lettre de Berne aux Confédérés, octave de la Purification 1464 (Arch. de Berne. Missiv. allem. A. 448). — Nous empruntons les détails de la conférence au rapport que Louis Hetzel, envoyé par Berne, en fit au conseil de Fribourg le jeudi avant l'ancien carnaval (Arch. du canton de Fribourg. Manuel du Conseil nº 3. p. 77 s.).

A ces ouvertures les Bernois objectèrent qu'ils ne pouvaient donner réponse à l'égard des « intelligences » sans consulter leurs alliés et pour éviter aux envoyés l'ennui d'un long et pénible voyage, ils offrirent de convoquer à Berne les députés des Cantons. Cette proposition fut acceptée et la conférence fixée au mardi suivant. Sur la question de Savoie, le Conseil trouvait la réponse du roi bien sévère et ne pouvait s'empêcher d'espérer que les ambassadeurs avaient pouvoir d'en adoucir la rigueur.

Après le dîner qui fut pris en commun la conversation recommença, et les Français finirent par convenir qu'ils avaient reçu de pleins pouvoirs pour accorder à Monseigneur Philippe le pardon de leur maître, à la condition expresse que le comte de Bresse renonçât expressément à se mêler du gouvernement de Savoie et fit obéissance au duc son père, au roi et au prince de Piémont son frère aîné. Le roi en échange lui accorderait de grands avantages et le duc de Savoie lui ferait une pension que le roi, à défaut de son beau-père, s'engageait à porter à 4000 écus[1]).

Le premier soin des Bernois fut d'informer leurs alliés des propositions françaises. Le 9 février[2]) ils invitèrent instamment les Confédérés à délibérer sans retard sur les points indiqués. Ils s'étaient toujours montrés les amis fidèles de Monseigneur Philippe, peut-être dépendait-il d'eux de ramener en Savoie l'ordre et la tranquillité. A l'égard du traité l'avis de Berne était que le roi en ayant remis sa confirmation aux orateurs de la ligue, on ne pouvait demeurer en arrière, sans toutefois qu'il fut utile de s'avancer davantage, car, en somme ce traité d'amitié n'avait jamais causé de tort aux Cantons. Rendez-vous était donné pour la réponse à Berne, le mardi après l'ancien Carnaval (19 février).

Philippe de Savoie de son côté reçut communication des intentions du roi à son égard[3]). Enfin, malgré quelques menées

---

[1]) Tout ceci dans le Manuel du Conseil de Fribourg cité.

[2]) Berne aux Confédérés, lettre citée de l'octave de la Purification.

[3]) Rapport de Louis Hetzel cité.

contraires [1]), le 23 février 1463, les Confédérés se décidèrent à renouveler et à confirmer le traité d'amitié passé onze années auparavant avec Charles VII [2]). Fait curieux, et qui montre avec quelle circonspection il faut accepter les termes des documents les moins contestables, les lettres de confirmation délivrées par le roi à Abbeville le 27 novembre 1463 et dont la contre-partie fut ratifiée à Berne le 23 février suivant, ces lettres portent la mention expresse que les Suisses ont humblement sollicité ce nouvel instrument. On a pu voir par les termes de la Relation des orateurs alliés comme par tout ce qui précède combien cette allégation est peu conforme à la réalité [3]).

Quoi qu'il en soit, si le roi n'avait pas réussi à s'attacher plus étroitement la ligue de la Haute-Allemagne, il était assuré du moins que les Suisses ne prêteraient pas à Philippe de Savoie l'appui de leur bras redoutable. C'était l'essentiel. Quant à dire avec M. de Gingins [4]) qui a connu seulement les principaux traits de cette négociation, que « le roi méditait déjà ses vastes plans contre la Bourgogne » et que « ce traité de 1463 forme le premier anneau de la chaîne de négociations et d'intrigues qui aboutit à la guerre de Bourgogne et à la catastrophe de Nancy », les documents que nous connaissons ne nous y autorisent pas. Les affaires de Savoie furent l'objet principal sinon unique des négociations et le nom du duc de Bourgogne n'y fut peut-être pas prononcé. Il est incontestable que l'intérêt de la ligue était de maintenir ses bonnes relations avec la France. Engagés dans des luttes presque continuelles contre l'Autriche, leur ennemie héréditaire, il importait aux Confédérés d'assurer

---

[1]) Le maréchal de Bourgogne aux Bernois de « Chastel s. Mézelle » 18 février 1464 (en français), dans le Missiv. allem. A. 552 v°, aux Arch. de Berne.

[2]) Cette contre-lettre est en latin dans Tschudi, Chron. Helv. II. 650, et en français dans Commynes-Lenglet III. 367, Preuves.

[3]) De Gingins, Mém. de la Soc. d'Hist. Romande VIII. 179, n. 3. — La lettre de Berne du 9 février 1464 citée est très-positive sur ce point.

[4]) Ibid.

leurs derrières contre toute diversion possible. C'est en somme ce que leur garantissait du côté de la France « l'entendement » de 1463/64, lequel, sans étendre en rien leurs engagements, améliorait la position respective des parties contractantes et confirmait leur sécurité [1]).

II.

Il faut avouer qu'après avoir obtenu de la bonne foi des Suisses le résultat qu'il avait à cœur, Louis XI leur fit jouer un rôle sur lequel ils ne comptaient guère. On a vu avec quel empressement les Bernois avaient communiqué à Philippe de Savoie la promesse de pardon qu'ils se flattaient d'avoir arrachée au roi de France. Confiant dans les bonnes dispositions du roi et muni d'un sauf conduit que Louis lui avait envoyé à Lyon par Gargasalle, premier écuyer de son écurie, le comte de Bresse fut attiré dans un piége. Arrêté à Vierzon avec toute sa suite, le prince savoyard fut enfermé à Loches. Il y resta deux ans [2]). On comprend quelle fut l'indignation des Bernois qui s'étaient faits en quelque sorte les instruments de sa perte. S'il faut en croire Stettler, ils allèrent jusqu'à menacer le roi de lui retirer leur amitié [3]). Tout aussi positif est Chastellain. « Les Bernois », dit-il dans son langage coloré, « s'en démenoient jusques à en menacer le roy » [4]). — Un document contemporain montre tout le parti que les ennemis de Louis XI espérèrent tirer de ce

---

[1]) Le roi qui, suivant le témoignage de Commynes, était « l'homme du monde qui plus travailloit à gaigner ung homme qui le povoit servir ou qui luy povoit nuyre » parait avoir dès cette époque cultivé l'amitié des chefs bernois. (Charte de Louis XI pour monseigneur Nic. de Sernetal (Scharnachthal), à Mauny 2 août 1464, citée par de Rodt (Feldzüge Karl's des Kühnen I, 30,

[2]) Guichenon I, 590 ss. — Berne à ceux d'Ulm, de Nuremberg etc. le 28 mai 1466 (Arch. de Berne, Manuel du Conseil n° 1, p. 222).

[3]) Liv. V, p. 186.

[4]) Ed. Kerwyn de Lettenhove T. V, p. 8—11.

mécontentement. Le 26 mai 1465, à la veille d'envahir la terre de France « soubz couleur de Bien Public », Charles, comte de Charolais, dépêcha en Bresse, en Savoie et en Suisse, François de Menthon, chevalier, bailli d'Aval, avec mission de soulever contre le roi les sujets de Philippe-Monseigneur et d'exhorter les amis du prisonnier de Loches à concourir à sa délivrance. Mgr. de Charolais savait combien « la prise et détenue dudit Philippe » déplaisait à ses amis des ligues « et que ilz désirent sa délivrance et ce tant pour l'onneur de la maison (de Savoie) et l'amour qu'ilz ont à la personne dudit Philippe comme pour ce que mon dit Sgr. de Charroloys a esté adverty que le Roy l'a déceuz soubz couleur de certaines paroles qu'il dist aux ambassadeurs desdits de Berne et de Fribourg, assavoir que se le dit Philippe aloit devers luy il lui feroit beaucop de biens et le tiendroit comme son frère ; esquelles parolles le dict Philippe adjousta foy et pour ce entreprinst d'y aller, dont il luy est advenu comme chacun peult voir et savoir » [1]).

Quelle réponse les Bernois firent-ils aux pressantes sollicitations de l'émissaire bourguignon ? Nous l'ignorons. Mais nous savons, à n'en pas douter, que si Louis XI eut à compter des Suisses parmi ses adversaires de Montlhéry, c'est que ces compagnons s'étaient enrôlés sans l'autorisation de leurs gouvernants. Ils étaient là cinq ou six cents [2]) qui combattirent vigoureuse-

---

[1]) « Instructions et mémoires à Messire Fr. de Menthon etc. pour dire et remontrer de par Mgr. de Charoloys à Mgr. le comte de Genève et aux comtes de Gruyères et de Montrevel, Sgr. de l'Aubergement, aux bonnes villes, communaultéz de Berne, de Fribourg et à leurs aliéz, et aux nobles du pays de Bresse et de Vaulx et aux aultres bonnes villes les choses cy dessoubz escriptes etc. . . . . . Fait à Hondecourt le 26[e] jour de May, mil IIII[c] LXV . . . S. Charles et plus bas : Gros ». (Bibl. du Collège à Fribourg Ms.). — L'orig. ms. de la lettre de créance pour le même personnage adressée « à noz très chiers et especiaulx amis les advoyer, conseillers et communauté de Fribourg et à leurs alliéz . . . . m. d., se trouve aussi à la Bibl. du Collége de Fribourg (Aktenstücke z. Gesch. des XV. und XVI. sæc. T. VII, p. 1).

[2]) 500 d'après Commynes, 600 suivant Tschudi.

ment sous la bannière de Jean de Calabre, fils du roi René de Sicile. Ce furent, dit Commynes [1]), « les premiers qu'on vit en ce royaulme et ont esté ceulx qui ont donné le bruit à ceulx qui sont venuz depuis, car ilz se gouvernèrent très-vaillamment en tous les lieux où ils se trouvèrent ». Revenus à Berne ces « Reisläufer » furent sévèrement punis pour avoir violé les termes du traité avec la France [2]).

La crise du Bien Public passée, Louis XI finit par céder aux instances de Berne et Philippe de Savoie fut rendu à la liberté en 1466, avant Pâques [3]). Il vint alors à Berne et « demanda à nos Seigneurs de lui donner un envoyé de leur Conseil pour l'accompagner auprès du roi Louis de France, vu qu'il était en grande disgrâce de ce prince. Sur quoi on délibéra de lui accorder l'ambassade qu'il réclamait » [4]). L'homme choisi pour cette mission délicate ne fut autre que le célèbre avoyer Nicolas de Diessbach, l'un des plus fins politiques de son temps. L'avoyer se fit accompagner en France par deux de ses cousins, Louis et Guillaume de Diessbach. Ils se rendirent d'abord à Genève où Philippe-Monseigneur les reçut à merveille et demeurèrent là quinze jours; puis ils accompagnèrent le comte à Bourg en Bresse où ils séjournèrent assez longtemps. Enfin tous ensemble ils prirent la route de France et trouvèrent la cour à Montargis en Gatinois. « Le Roi apprenant l'arrivée d'une ambassade de Berne demanda le nom de l'ambassadeur; on lui répondit que c'était un avoyer nommé Nicolas de Diessbach. Or le Roi le connaissait bien, l'ayant vu souvent, et savait que c'était un homme à employer. Il l'envoya quérir et lui fit le meilleur

---

[1]) Ed. Dupont, I. 62. Comment M. Dändliker a-t-il pu croire, en présence de ce texte formel, que ces mercenaires suisses combattirent pour le roi contre le comte de Charolais? (Ursachen und Vorspiel der Burgunderkriege p. 24.)

[2]) Stettler, L. IV, p. 185.

[3]) Guichenon I, 590 ss.

[4]) Autobiographie de Louis de Diessbach imp. dans le Schweizer. Geschichtsforscher VIII, 162.

accueil . . . . . » [1]. Quant au but de l'ambassade il fut pleinement atteint. Philippe de Savoie rentré en grâce fut nommé lieutenant du roi et gouverneur du pays de Guyenne avec une pension de 2000 livres [2].

Les témoignages d'estime et de bienveillance dont le roi se montra prodigue à l'égard des Diessbach [3] ne tardèrent pas à porter leurs fruits. On a vu comment l'année précédente le comte de Charolais avait cherché à exploiter l'affaire de Philippe Monseigneur pour se procurer des auxiliaires à Berne. En 1466 la Bourgogne entama à Berne des négociations dont il est difficile de préciser la portée. Un chroniqueur bernois du 17e siècle, Stettler, que nous avons déjà cité, mais dont la date ne permet pas d'accueillir sans réserve les assertions, est le seul guide que nous possédions pour ces tractations bourguignonnes dont Rodolphe, comte de Hochberg-Neuchâtel, vassal du duc Philippe le Bon et bourgeois de Berne, fut l'intermédiaire. Zellweger [4] a supposé que la Bourgogne, satisfaite du concours des aventuriers suisses qui avaient fait si bonne figure à Montlhéry, désirait s'assurer des Confédérés par une alliance formelle. Cette opinion n'a rien de déraisonnable. Il est évident en outre que le duc de

---

[1] Louis de Diessbach à qui nous empruntons ces détails (Autob. cit.) ajoute « Hie hebt sich ob Gott will an das Glück und Heil der von Diesbach, denn der Ritt vil Guts bracht ». Tout son récit est des plus curieux. Né en 1452 Louis de D. n'avait alors que 14 ans. Il le dit lui-même. M. de Gingins (Append. au T. VII de Muller-Monnard) place cette ambassade en 1464 et de Rodt en 1467. Mais Zellweger donne 1466 et les raisons qu'il apporte à l'appui de cette date nous ont paru concluantes. C'est aussi la date de Stettler (L. V, 187). Le voyage dut avoir lieu vers le milieu de cette année; au moins le manuel du Conseil de Berne (n° 1, 371) mentionne-t-il à la date du 22 décembre 1466 des remerciements au roi pour la grâce faite à monseigneur de Diessbach.

[2] Bibl. Nat. Ms. fr. 20,685 p. 409. Compte de Jean Briçonnet du 16 déc. 1466 au 30 sept. 1467.

[3] A l'avoué de Berne, 200 livres. (Legrand, Pièces, T. 9, Bibl. nat.). Cf. Autob. de Louis de D. citée.

[4] Versuch etc., p. 10.

Bourgogne et le comte de Charolais ne pouvaient considérer sans inquiétude les progrès de l'influence française à Berne; ils n'ignoraient ni les négociations de 1463/64 ni le renouvellement des intelligences de 1453. A la veille de succéder à son père, le comte de Charolais devait être naturellement porté à s'assurer du moins la neutralité des Cantons en vue de la grande lutte qu'il allait poursuivre contre le roi de France.

Celui-ci de son côté ne manqua pas d'être instruit des menées bourguignonnes qui paraissent avoir été poussées activement pendant le voyage de Diessbach en France, c'est-à-dire dans la seconde moitié de 1466. Nous en trouvons la preuve dans une mention significative du Rathsmanual bernois, en date du 22 décembre, qui montre que Messire de Diessbach ne s'endormit pas sur ses succès et tint tête à Berne aux adversaires du roi, son patron [1]). Stettler [2]) n'hésite pas à attribuer aux efforts du roi le rejet des ouvertures bourguignonnes et le témoignage que nous venons d'invoquer confirmerait cette assertion. Faut-il en conclure que dès cette époque le parti français dominait à Berne? Ce serait une erreur que des faits postérieurs viendraient démentir. Mais il faut avouer que si le comte de Charolais cherchait encore à exploiter l'affection des Bernois pour Philippe de Savoie, ce fut un trait de génie du roi de parer le coup en envoyant à Berne le prince savoyard non plus en suppliant, mais chargé d'honneurs et de dignités. Ce fait curieux rapporté par Stettler [3]) est implicitement contenu dans la mention citée du Rathsmanual de Berne.

---

[1]) N° 1, 371 « Au roi de France, comment une proposition nous a été faite et comment rien n'a été conclu grâce au zèle qu'a mis M. de Diessbach à l'empêcher. Nous ne voulons rien achever *avant l'arrivée de Mgr. Philippe*, etc. — M. Dändliker l. c. p. 25 ne paraît pas avoir connu cette mention.

[2]) P. 197.

[3]) L. V. p. 187. Il importe de distinguer ce deuxième voyage de Philippe à Berne vers janvier (?) 1467 de celui qu'il avait fait en cette ville en 1466.

Quelle fut au juste la mission du comte de Bresse à Berne et dans quelle mesure réussit-elle? Nos documents sont muets à cet égard. Le 3 avril 1467, à Zurich, Rodolphe de Hochberg, agissant au nom du duc Philippe le Bon et du comte de Charolais, son fils, porta devant la diète un projet de traité dont les conditions étaient aussi peu compromettantes que celles dont Louis XI avait obtenu la confirmation en 1464 [1]). Comme la France, la Bourgogne, quelqu'eussent été ses premières propositions, dut se contenter d'une assurance de neutralité réciproque. Encore ne réussit-elle qu'à moitié. Il fallut que le Conseil de Berne insistât énergiquement et fit observer à ses alliés que de pareilles « intelligences » n'avaient rien de périlleux et ne constituaient en aucune façon une véritable alliance [2]). Le traité porte la date du 22 mai 1467; deux mois après Berne en était encore à supplier Soleure et Zurich d'y apposer leur sceau. Du reste ces trois communautés furent avec Fribourg les seules parties contractantes du côté des Suisses. Le traité, réduit à l'essentiel, ne réussit pas, bien que très-avantageux pour la ligue, à réunir les suffrages des petits cantons [3]). Telle était leur aversion pour les alliances étrangères! — On sait comment éclata peu après la guerre dite de Mulhouse qui fut suivie du siége de Waldshut par les bandes alliées. Le duc d'Autriche se hâta de profiter de la discorde qui partageait les assaillants pour leur offrir la paix qu'ils voulurent bien accepter

---

[1]) Abschiede II, 364.

[2]) Ibid. 366.

[3]) Par les mêmes raisons que celles exposées plus haut. Les Bernois, liés commercialement à la Haute-Bourgogne et condamnés fatalement par leur alliance avec Mulhouse et avec Schaffouse à entrer en lutte avec la noblesse d'Alsace et par suite avec l'Autriche, les Bernois avaient, il faut le dire, un intérêt bien autrement pressant que les Cantons orientaux à se ménager la neutralité bourguignonne. M. Dändliker l. c. p. 25 s. n'admet pas que l'alliance avec Mulhouse qui datait déjà de l'été de 1466 ait pu déterminer, en 1467, Berne à accepter ce qui avait été rejeté dans la seconde moitié de l'année précédente. Il nous semble que si les propositions bourguignonnes furent rejetées en 1466, c'est que: 1⁰ elles étaient plus étendues que celles

(27 août 1468). Sigismond s'engageait à payer, dans le terme de dix mois, 10,000 florins du Rhin aux Confédérés comme indemnité de guerre. Waldshut et le Schwarzwald demeuraient affectés à la garantie du paiement, avec la condition expresse que si le duc d'Autriche ne s'exécutait pas à la date convenue, ces deux districts prêteraient serment d'obéissance aux Confédérés.

Ces événements et peut-être aussi l'absence momentanée de Diessbach interrompirent pour quelque temps les relations des Bernois avec le roi de France. Le silence des documents en est une preuve et bien plus encore une lettre de l'avoyer et du Conseil de Berne au roi, qui, tout en le remerciant des pensions accordées à Nicolas et à Guillaume de Diessbach et des bienfaits dont il comblait cette famille, excuse les Bernois de leur silence prolongé dont la faute avait été à leurs grandes occupations [1]).

Le roi de son côté était tenu au courant de tout ce qui se passait par Louis de Diessbach que son cousin Nicolas avait rappelé à Berne pour le dérober à l'influence toute bourguignonne du Sire de Luyrieux, puis envoyé en France où le roi l'avait pris à son service [2]). Louis XI ne négligea pas l'occasion de flatter les Suisses. Il leur offrit son assistance armée contre leurs ennemis. Cette « habileté » réussit à merveille. La guerre était terminée ou touchait à sa fin et on sait que les Confédérés n'avaient pas besoin d'aide, mais Berne n'eut pas de termes assez forts pour exprimer sa reconnaissance. « C'est le cœur bien joyeux que nous avons appris la proposition de V. M. de nous assister contre nos ennemis avec une troupe de gens armés.

---

de 1467. 2⁰ N. de Diessbach était là pour les combattre, tandis que l'année suivante il accomplissait un voyage en Orient avec son cousin Guillaume (v. de Rodt l. c. I. 32). Ces deux motifs sont à ajouter à ceux que donne M. D. l. c. p. 26.

[1]) 23 juillet 1468 (Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 56 v°).

[2]) Ibid. et Autobiogr. cit. p. 163. De Rodt, Feldzüge etc. I, 104 s., juillet 1468.

Nous remercions de cette faveur éclatante la bienveillance innée qui s'est manifestée envers nous tous et envers Berne en particulier, car ce n'est pas à nos mérites que nous pouvons l'attribuer. Bien que nous n'ayions pas besoin d'un secours si important, la guerre étant finie, nous vous sommes aussi reconnaissants que si vous nous aviez réellement secourus » [1]).

« Le traité de Waldshut, a dit M. de Gingins [2]), établissait une espèce de paix plâtrée entre l'archiduc et les Suisses sans éteindre les inimitiés nombreuses et invétérées qui divisaient les bourgeois des villes libres du Haut-Rhin et la noblesse des provinces antérieures appartenant à la maison d'Autriche ». Impuissant à combattre, Sigismond se trouva non moins impuissant à payer. Déjà il avait engagé à ses vassaux une grande partie de ses domaines alsaciens; son crédit était épuisé. Au fond ni lui ni les nobles d'Alsace ne désiraient la paix; ils l'avaient subie par nécessité, mais ils comptaient bien trouver avant l'échéance un allié disposé à embrasser leur querelle et à les soustraire à la dure obligation qu'ils avaient contractée [3]). Le voyage de Sigismond en France auprès du roi qui se garda bien d'accueillir ses dangereuses propositions [4]), puis en Bourgogne à la cour du nonveau duc, est un fait trop connu pour nous arrêter. Bornons-nous à constater avec M. Dändliker qu'il est fort improbable que Louis XI, comme on l'a dit trop souvent sans preuves, ait engagé le duc d'Autriche à s'adresser à Charles de Bourgogne [5]). La vérité est que le grand-duc d'Occident eut pour accepter les offres de Sigismond de très-bonnes raisons, comme son suzerain en avait eu d'excellentes pour les repousser. Par le traité de Saint-Omer (mai 1469) le duc d'Autriche en-

---

[1]) Berne au roi, 20 nov. 1468 (Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 63). Cette lettre écrite évidemment sous l'influence des Diessbach se termine par de chaudes recommandations en faveur de cette famille.

[2]) Append. au T. VII de Müller-Monnard, p. 368.

[3]) Tschudi II, p. 702 et 708.

[4]) Carême 1469. Ibid.

[5]) Ursachen und Vorspiel der Burgunderkriege p. 21 s.

gageait au duc de Bourgogne le landgraviat d'Alsace, le Comté de Ferrette, Rheinfelden, Seckingen, Laufenburg, le Hauenstein, Waldshut, le Schwarzwald etc. pour une somme de 50,000 florins. Charles s'obligeait aussi à payer aux Confédérés les 10,000 florins du traité de Waldshut et à désintéresser les créanciers du duc d'Autriche en Alsace. Enfin, et c'est ici la clause importante pour l'appréciation des événements postérieurs, Charles prenait sous sa sauvegarde Sigismond avec ses terres, pays, châteaux et cités envers et contre tous et particulièrement contre les Suisses. Mais, remarquons-le bien, cette promesse de sauvegarde ne pouvait être invoquée par le duc d'Autriche que dans le cas où il se verrait attaqué par ses ennemis héréditaires. Les termes de la lettre de garde sont absolument précis sur ce point essentiel et Sigismond dut s'y tromper d'autant moins que le duc de Bourgogne manifesta immédiatement l'intention de réconcilier la maison d'Autriche avec les Confédérés [1]).

Le traité de Saint-Omer (2 et 9 mai 1469), si peu honorable qu'il fut pour Sigismond [2]), lui apportait le salut. Repoussé par le roi, pressé par ses créanciers, sans argent, sans puissance, le pauvre duc était aux abois. Sans la Bourgogne, Waldshut et le Schwarzwald étaient perdus à tout jamais. Au moins le duc d'Autriche conservait-il la chance, bien faible en apparence, de pouvoir racheter un jour ses domaines aliénés. Depuis longtemps il en jouissait fort peu et les entreprises violentes des Suisses et de leurs adhérents venaient sans cesse troubler sa possession. Elles ne pouvaient être réprimées que par un prince puissant. Sigismond, à n'en pas douter, avait sur ce point des arrière-pensées. A défaut de l'alliance offensive qu'il n'avait pu obtenir, ce prince rancunier devait souhaiter vivement que Charles fut contraint à venger les humiliations dont les Suisses avaient

---

[1]) V. de Gingins (Append. au T. VII de Müller-Monnard, p. 119 ss). Zellweger, Archiv f. schweiz. Geschichte T. V, p. 12, et Schweiz. Museum, Frauenfeld 1838. Chmel, Monum. Habsb. I, 1—8 etc.

[2]) « das doch dem durchluchten loblichen Huoz Oesterrich . . . . . . ein klein Ehre was » (Schilling, Beschreibung der Burgunderkriege p. 71).

abreuvé la maison d'Autriche. Ses efforts continuels pour entrainer le duc Charles à lui prêter un concours plus effectif, ses exhortations incessantes à la guerre prouvent bien que les desseins secrets du duc d'Autriche dépassaient les termes de la lettre de sauvegarde. C'est un point du reste sur lequel tout le monde est d'accord. Mais cette unanimité rigoureuse des historiens cesse complétement d'exister lorsqu'il s'agit d'apprécier la conduite du duc de Bourgogne. Tandis que M. de Gingins oppose la politique « franche et naturelle de Charles le Hardi aux ténébreux desseins du duc d'Autriche » et affirme que « la prudence et la sécurité de ses provinces méridionales prescrivaient au duc de Bourgogne d'accepter les offres pressantes de Sigismond [1]), M. Dändliker soutient qu'en n'imitant pas son suzerain le roi de France, Charles donna la preuve qu'il se souciait fort peu de l'amitié des Confédérés. Bien plus, il viola ses engagements de neutralité et rompit le contrat de 1467 qu'il avait souscrit; « il était d'ailleurs peu habitué à agir loyalement quand un manque de parole pouvait lui profiter » [2]).

Entre ces deux opinions extrêmes, où est la vérité? La question est celle-ci. Est-il avéré que Charles en prenant Sigismond sous sa sauvegarde viola les termes du traité de 1467? Le comte de Charolais, comme son père, s'était engagé formellement à ne causer aux Confédéres ni tort ni dommage d'aucun genre et à ne tolérer dans ses domaines aucune entreprise hostile à la ligue de la Haute-Allemagne. Rien de plus. D'autre part le traité de Saint-Omer n'était exécutable contre les Suisses que s'ils attaquaient Sigismond. Ils n'avaient qu'à se tenir en paix pour que le traité de 1467 demeurât à l'abri de toute atteinte. Un fait que les documents contemporains mettent à l'abri de toute discussion, c'est que le duc de Bourgogne résista jusqu'à la fin aux objurgations du duc d'Autriche qui le

---

[1]) Append. au T. VII de Müller-Monnard, p. 370.

[2]) Ursachen etc. cit. p. 29 s.

pressait d'attaquer les Suisses et se renferma toujours dans les termes étroits de la lettre de garde.

Que si, abordant la question à un autre point de vue nous nous demandons si Charles le Hardi fit un acte de bonne politique en acceptant les propositions du duc d'Autriche, nous répondrons qu'il eut été impardonnable de les repousser. Ce n'est pas dans la conception de l'œuvre que le duc se trompa, mais bien dans son exécution. Centralisateur brutal et *welche*, Charles ne comprit jamais le caractère allemand. Comme tous les princes de sa race il était très-ambitieux, très-entier et de plus, disons le, peu adroit. Mais sans parler encore du grand dessein auquel son père avait songé avant lui et qui devait remplir la deuxième partie de sa carrière, le duc de Bourgogne pouvait-il négliger l'occasion qui se présentait de relier les morceaux épars de son empire et d'assurer par un solide établissement en Alsace, le rachat étant si improbable, le sort de ses provinces méridionales? Encore une fois l'ouvrier faillit à l'œuvre, mais l'entreprise était digne de réussir.

L'émotion avait été vive dans la ligue lorsqu'on y connut le voyage de Sigismond en France. A une journée tenue à Zurich en mars 1469, les députés, « considérant que le duc Sigismond s'est rendu en personne à la cour de France et a envoyé des ambassadeurs au duc de Bourgogne » [1]), proposèrent que les Cantons envoyassent dans les deux pays une ambassade pour défendre les Confédérés contre toute accusation calomnieuse, se renseigner sur les réclamations du prince autrichien et apprendre quelle réponse il avait obtenue. — Les craintes qu'on pouvait concevoir sur l'attitude du roi furent de courte durée. Dès le 12 avril le banneret Archer, député par Berne à la diète de Lucerne, se chargea de les dissiper [2]). « Le duc d'Autriche, dit-il, avait envoyé au roi le comte d'Eberstein pour se plaindre des Suisses et solliciter une assistance armée. Mais le roi avait nette-

---

1) Tschudi II, 702.

2) Abschiede II, 394.

ment refusé son concours. Il en avait par ses lettres [1]) informé Berne et ses confédérés en déclarant qu'il ne voulait ni leur déclarer la guerre ni rien entreprendre contr'eux. Les Seigneurs de Berne saisissaient cette occasion d'avertir leurs alliés que Nicolas et Guillaume de Diessbach étant sur le point de partir pour la France, il serait bon de les accréditer auprès du roi, avec mission de lui recommander la ligue et de le remercier de sa lettre ». Cette proposition fut acceptée sous réserve que les instructions des ambassadeurs ne seraient pas étendues à d'autres

---

[1]) Schilling p. 70 dit que le roi fut instruit de la modération des Suisses et de la vérité par de bons amis des Confédérés qui se trouvaient alors à la cour.

Voici le texte de la lettre de Louis XI, tel qu'il se trouve à l'état de traduction allemande contemporaine ms. aux Archives de Lucerne (Frankreich-Bünde).

« Ludwig, von Gottes gnaden Kunig zu Franckrich. Allerliebsten und grossen frunde, der graff von Eberstein und ander der partye us tutschen landen sind komen zu uns zu machen und handlen ein Buntnis und verstentnis, und meint derselb graff von Eberstein die buntniss zwuschend uns und dem hertzogen von Osterich ze besliessen. Aber darumb dz wir wol underricht sind der kriegen und miszhell die sind zwuschend dem genanten von Osterich und uch und wir ouch bedencken uwern guten willen zu unns, so verkunden wir uch dz wir weder mit dem noch andern dhein Bund noch anders dz uch widerwertig oder in dheinem weg miszvellig were wollen besliessen, sundern uch alzit underrichten der sachen die unns furkoment und uch beruren, als wir das ze tunde schuldig sind als unsern sunder lieben puntgnossen wollwollenden und frunden, und bitten uch dz ir desglichen uwers teils ouch tun, und uns underrichten wollen der dingen die uns mogen zu hinderung darlangen. Allerliepsten und grossen frunden, unnser herr hab uch in seinem heiligen Hut. — Geschriben zu Amboyse uff dem lesten tage Meyens. — Ludwig.

An unnsern allerliebsten und grossesten frunde die burgermeister und gubernierer der gemeind der Berner und der eitgenossen ».

Il faut lire Mertzens et non Meyens, car cette lettre est évidemment de 1469, or le roi ne se trouva cette année-là à Amboise que le 31 mars (Itin. Ms. de Louis XI par M[lle] Dupont). D'autre part c'est à cette lettre que fait allusion le recès du 12 avril 1469 cité.

objets [1]), et le 29 mai, les députés des Cantons réunis à Berne recommandèrent collectivement au roi l'avoyer de Diessbach et son cousin Guillaume chargés tous deux de remercier Louis XI de la faveur qu'il avait témoignée aux Confédérés pendant la dernière guerre contre l'Autriche [2]) ainsi que de la réponse qu'il avait opposée au duc Sigismond [3]). — Les voyageurs furent admirablement reçus à la cour de France; le roi les garda quelque temps auprès de lui et les combla d'honneurs et de présents. Ils revinrent à Berne au commencement d'août [4]). Le Conseil en avertit aussitôt les Confédérés: « Nos députés nous ont appris qu'on a discuté mercredi dernier à Lucerne (2 août) la proposition du duc de Bourgogne de fixer une journée amicale pour régler nos différends avec l'Autriche. Cependant Messieurs Nicolas et Guillaume de Diessbach, chevaliers, sont arrivés de la cour de France, où ils ont passé quelques jours pour leurs affaires et pour celles de la ligue. Les nouvelles qu'ils rapportent sont fort importantes (gar treffenliche) ». — Rendez-vous était donné à Soleure pour le dimanche après la Saint-Laurent (13 août). Quant aux propositions du duc de Bourgogne, Berne était d'avis de ne point les accepter [5]).

Ce qu'étaient ces importantes nouvelles, le recès de Soleure du 13 août, nous l'apprend. En voici la substance:

« Les Seigneurs Nicolas et Guillaume de Diessbach se sont rendus, munis des lettres des Confédérés, auprès du roi de France qui les a bien reçus et les a écoutés avec bienveillance. Comme ils remerciaient le roi très-chrétien d'avoir refusé son assistance au duc d'Autriche et éconduit le comte d'Eberstein, son envoyé,

---

1) « so vil uns allein umb dz stuk und nit witter dem Kung danken und uns verantwurten ».

2) « des man billich der Christenlichen Crone von Franckrich zu Gutem niemer vergesset » dit Schilling l. c. p. 71.

3) Abschiede II, 397.

4) Et non pas en novembre (Zellweger, Versuch etc. p. 13; de Rodt, Feldzüge etc. I, 105).

5) Arch. de Berne. Missiv. allem. A. 612 et Abschiede II, 401.

le roi a répondu que depuis sa lettre aux Cantons le duc d'Autriche est venu à Troyes, sollicitant une entrevue. Mais S. M. a refusé, en déclarant que sa volonté était non pas de faire du tort aux gens de la ligue, mais bien plutôt de les assister dans leur nécessité. Sur cette réponse le duc d'Autriche s'est rendu tout droit auprès du duc de Bourgogne et a si bien travaillé que le duc l'a pris en sa sauvegarde, spécialement contre les Suisses ... Après maint entretien privé avec le roi et son Conseil, les deux Seigneurs de Diessbach ont été très-secrètement instruits de ce qui suit. Pendant la dernière guerre entre le roi et Monseigneur de Bourgogne, le roi, muni d'un sauf conduit, est allé trouver le duc à Péronne, mais celui-ci a fait fermer les portes de la ville et n'a pas craint de menacer de mort le roi son seigneur, et tous ceux qui étaient avec lui s'ils ne couraient sus aux Liégeois, alliés de la France. C'est ce que la couronne de France n'oubliera jamais. Le roi a raconté aussi que le Cardinal (Balue), maintenant en prison, a voulu le livrer avec son frère au duc de Bourgogne. — L'opinion des deux de Diessbach était que le ressentiment du roi Louis contre le duc ne s'apaiserait qu'après une vengeance éclatante .... — Le roi a remis à Messieurs de Diessbach des lettres de créance pour les Confédérés et les a chargés des ouvertures suivantes. Puisque le duc de Bourgogne soutient le duc d'Autriche contre les Confédérés, ceux-ci devraient refuser de faire désormais aucun traité avec lui; tout au moins, si cela leur déplait, devraient-ils s'engager à ne pas aider le duc dans ses entreprises contre le roi; en échange le roi promettrait de ne pas assister le duc contre les Confédérés» .... Enfin le roi conseillait aux alliés de ne pas quitter leurs défilés et leurs montagnes et de faire bonne garde, de la sorte ils sauraient bien résister au duc. — S'il devenait nécessaire de discuter ces choses plus au long le roi enverrait ses ambassadeurs «par delà»; il était donc inutile de lui envoyer des orateurs .... [1]).

---

[1]) Abschiede II, 400 s.

Les députés des Cantons devaient se réunir à Lucerne le mardi après la Saint-Barthélemy (29 août) pour répondre aux propositions françaises [1]). Il est probable que cette réunion n'eut pas lieu et il paraît certain que la réponse demandée par le roi fut longtemps différée, car c'est le 3 novembre seulement que « les ambassadeurs des villes et provinces de la grant lige d'Alamaigne haute, congreguéz à Zurich » se décidèrent à l'envoyer par l'entremise de l'ancien avoyer de Diessbach. Encore le roi dut-il s'en tenir pour médiocrement satisfait. « Et sur ce » (la proposition d'intelligences plus étroites) « nous avons souventeffois » écrit l'avoyer à Louis XI, « mis la chause en terme et conseil, par quoy la chause a esté toujours differée. Combien que pour les grandes occupations et nouvelles qui courent par de ça n'en ayons pu mectre conclusion, dont en avons grant desplaisance, touttesfois si summes nous en bon et ferme propos et vouloir d'entrettenir les dessus dictes confedéracions tant ainsi comme elles sont entre vous et nous confaictes ...... » [2])

Les « grandes occupations qui courent par deça » c'est l'excuse de Diessbach. La vérité est que le duc de Bourgogne avait réussi dans une certaine mesure à calmer les craintes des Confédérés. Guillaume de la Baume, Seigneur d'Ilens, son conseiller et son chambellan, et Jean de l'Estaques, clerc de son argentier, avaient le 23 juin, la veille de l'échéance, acquitté intégralement et recouvré l'obligation scellée du duc d'Autriche et de plusieurs de ses vassaux pour une somme de dix mille florins [3]). Le duc Charles avait saisi cette occasion pour proposer sa médiation en vue d'aplanir les difficultés qui divisaient les Confédérés et la maison d'Autriche. Les agents du roi n'avaient rien négligé pour ranimer l'inquiétude et le 13 août, à la diète de Soleure, il avait été décidé d'envoyer des ambassadeurs en Bourgogne

---

[1]) Abschiede II, 400 s.

[2]) Ibid. 402 s.

[3]) Ibid. 398. — L'instruction de Charles à ses ambassadeurs est aux Arch. de Dijon et porte la date du 26 mai (Gachard. Arch. de Dijon, p. 162).

pour prier le duc de renoncer à la sauvegarde qu'il avait promise à Sigismond [1]). Mais le comte de Neuchâtel était venu répéter de la part de son maître les assurances les plus tranquillisantes [2]). Le roi de France avait beau faire, les anxiétés des Confédérés très-sincères, très-légitimes tout d'abord, avaient dû s'apaiser devant les preuves tangibles du bon vouloir du duc Charles. En effet, si le prince bourguignon avait médité une agression, il paraît peu probable qu'il eut, en payant les dix mille florins que Sigismond devait aux Suisses en vertu du traité de Waldshut, reconnu implicitement la validité d'une convention que l'empereur Frédéric lui-même venait de déclarer nulle et non avenue [3]). On a mis en doute la sincérité des propositions de médiation que le duc avait adressées aux Suisses, on a prétendu qu'elles avaient seulement pour but de leurrer les Suisses. Et pourquoi? L'intérêt de la Bourgogne engagée désormais à tirer l'épée pour défendre le duc d'Autriche contre une agression des Confédéres n'était-il pas de tout faire pour que les relations des deux adversaires jusque là si tendues prissent une tournure moins menaçante?

Malheureusement pour le duc Charles son protégé le duc d'Autriche tenait essentiellement à le brouiller avec les Alliances et ne cessait d'intriguer à la cour de Bourgogne pour faire sortir le duc de sa neutralité. D'autre part Charles le Hardi avait choisi pour administrer ses nouvelles provinces du Rhin un gouverneur peu propre à la politique de pacification et d'apaisement qu'il était si urgent de poursuivre en Alsace [4]). Pierre de

---

[1]) Abschiede II, 401.

[2]) Ibid. 404, Berne à Hagenbach.

[3]) Dändliker, Ursachen etc. p. 31. — Gratz 25 mai 1468.

[4]) « Hett sich sein herr von Burgund basz bedacht
und hett ein fromen landvogt gmacht
der von ehren wer gewesen,
sie weren villicht beide wol geneszen;
sunst hat er einer dem andren gehofiert
und damit sich selb beid in den tod gefiert.
Hagenbach was ein solcher man,
der unglück wol kunt fahen an. »
(Reimchronik über P. v. Hagenbach. Ed. Mone, p. 258 b.)

Hagenbach a été fort maltraité par l'histoire et cela est peu surprenant, car ce qu'on sait de lui vient surtout de ses ennemis. Nous n'avons pas ici à discuter son administration, nous nous bornerons à signaler l'influence que sa conduite exerça sur les relations des Confédérés avec Louis XI. Deux mois après son entrée en fonctions les Suisses lui signalèrent les molestations dont Mulhouse était l'objet et lui rappelèrent les promesses pacifiques de son maître [1]). L'année suivante, au mois de mars, ils s'adressèrent au duc lui-même. « C'était avec une vive satisfaction qu'ils avaient vu Monseigneur de Bourgogne envoyer en Alsace ses officiers avec mission d'y rétablir l'ordre et la sécurité et d'assurer aux ligues la liberté du commerce. Ainsi le voulait le traité passé entre le feu duc et quelques-uns des Cantons. Mais les ennemis des Confédérés, Bernard d'Eptingen, Jean de Huse et d'autres, loin de se tenir en repos, continuaient à maltraiter les alliés des Suisses ; leur commerce était inquiété. Bref, on suppliait le duc de mettre ordre à cet état de choses » [2]).

A peine cette missive était-elle partie que ce conseil de Berne reçut une lettre d'Adrien de Bubenberg, alors à la cour de Bourgogne qui n'était pas, venant d'une source aussi peu suspecte, pour calmer l'inquiétude que causait aux Bernois l'attitude peu bienveillante de Hagenbach à l'égard de Mulhouse. Bubenberg conseillait à ses commettants de ne pas répondre avant son retour aux propositions du margrave de Hochberg, qui venait de leur écrire pour leur proposer une « journée amicale » avec l'Autriche. Il leur signalait la présence à la cour de Bourgogne d'une ambassade autrichienne dont la mission était de se plaindre amèrement des Confédérés et de solliciter contr'eux l'assistance armée du duc Charles [3]). — Enfin le 10 mai, à Bâle, Bubenberg rapporta aux envoyés de Zurich, de Berne, de Lucerne, de Schwytz et au Conseil de Bâle certaines paroles hau-

---

[1]) Abschiede II, 404 (6 déc. 1469).

[2]) Ibid. 406 (1er mars 1470).

[3]) Ibid. (5 mars 1470).

taines du duc qui tendaient à prouver que Mgr. de Bourgogne était décidé à soutenir son bailli de Ferrette [1]).

C'était, il faut l'avouer, une insigne maladresse de la part du duc. Quelque pacifiques que fussent en realité ses intentions à l'égard des Suisses, le traité de Saint-Omer l'avait placé dans une position assez délicate pour qn'il évitât toute parole capable d'éveiller les susceptibilités de ses voisins [2]). Mais le bon sens ne fut jamais sa vertu dominante. Habilement exploités par les agents du roi de France, les rapports de Bubenberg ne tardèrent pas à porter leurs fruits [3]). Dès le 20 mai, Berne résolut d'envoyer en France Guillaume de Diessbach pour y négocier avec Louis XI des « intelligences » moins générales que celles de 1463/4. Ce n'était pas là un projet nouveau, car on a vu les efforts jusque-là infructueux du parti français. Il est constant que dès les premiers mois de 1470 les propositions du roi étaient à l'ordre du jour en Suisse [4]). Ce n'est pas qu'on eut la moindre velléité de rompre avec la Bourgogne, mais on redoutait quelque piége et il semble que Bubenberg lui-même, tout attaché qu'il fut au duc de Bourgogne ne fit aucune opposition à la

---

[1]) Abschiede II, 409.

[2]) Il est juste d'ajouter que le duc avait été irrité par la nouvelle de l'arrestation d'un de ses sujets par les Suisses. C'était le résultat d'une erreur de nom et le prisonnier fut aussitôt relaché. Dès le 16 mai les Confédérés s'excusèrent auprès du duc. Ils profitèrent de l'occasion pour protester de leur attachement. Ils espéraient vivement que Mgr. de Bourgogne observerait étroitement les traités, ainsi que son bailli, P. de Hagenbach, en avait donné l'assurance (Abschiede II, 410).

[3]) Le 20 mars 1470, Louis XI écrit d'Amboise à Nicolas de Diessbach que le duc de Bourgogne rassemble des troupes dans le duché et en Comté. Ces gens de guerre sont destinés au Comté de Ferrette et peut-être à marcher contre les Confédérés (Abschiede II, 406).

[4]) Abschiede II, 405 (23 févr. 1470). — Le recueil ms. intitulé Formular M. 118 f° 144 aux Arch. de Lucerne contient la copie d'une lettre des Confédérés au roi en date du 5 déc. 1469, à Lucerne, par laquelle on lui recommande un envoyé de Galeas Marie Sforza, duc de Milan. Cette lettre renferme de grandes assurances de dévouement, mais il n'y est pas fait allusion au nouveau traité.

négociation française. Le 1er juin, Nicolas de Diessbach annonçait à son patron le succès de ses longues démarches. « Ce est vrai, écrit-il, que mon nepveu et moy nous sumes transpourtéz par plusieurs fois vers les dits aliéz, tant en villes comme en pays de valées, sans adviser missions, travail ne peine, ainsi comme est bien de raison, jusques autant que lesdits aliéz ont conclud et deliberé d'un mesme accord de vous donner sur ce réponse. Ce est la chouse commise à mon dit nepveu, lequel le vous rapportera de par eulx . . . . . . » [1]).

Cette réponse qu'on lui donnait enfin, le roi l'attendait depuis trop longtemps pour ne pas être pressé d'en finir [2]). Dès le 24 juillet Berne pouvait annoncer à ses alliés le retour de leur envoyé pour le surlendemain. Il amenait avec lui les orateurs royaux chargés de conclure un nouveau traité [3]). Les députés de la ligue étaient convoqués pour le 26 juillet, mais quatre cantons, Lucerne, Uri, Unterwalden et Glaris, ne s'étant pas fait représenter à cette journée, on leur envoya le projet préparé par les députés des autres cantons et on fixa une nouvelle réunion pour le 7 août, à Lucerne [4]). Malgré les efforts

---

[1]) Nic. de D. au roi (Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 33) : Le 1er mai Diessbach, en recommandant à son « souverain seigneur » Jean Meysen et Felix Swend, tenait le roi au courant de ses efforts pour faire accepter le nouveau traité et le suppliait d'avoir patience (ibid. 99).

[2]) Diessbach à Me Baudet Menon, secrétaire du roi, 1er mai 1470 . . . . . « vos attente hortando ut animum regis hoc pauco tempore pacientem facere curetis » (ibid. 99 v°). — Toutes ces lettres témoignent de relations très-fréquentes entre le roi et ses agents pendant les premiers mois de 1470.

[3]) Abschiede II, 412. — Dans un extrait du 4e compte de Me André Briçonnet pour « l'année finie le dernier septembre 1470 » (Bibl. nat. Ms. fr. 20,685 f° 501), on trouve la mention suivante : « Pierre Morin pour 24 marcs 2 gros d'argent blanc en six hanaps et deux pots vairéz par les bords . . . . donnés à Guillaume de Diessbach ambassadeur de Berne : 264 liv. — Et f° 498 v°. « Anthoine Vauflou, messager de Berne, pour porter à Nicolas de Diessbach, chev., 300 l. t. et à Guillaume de Diessbach aussi chev., 240 » l. t. (C'était leur pension.)

[4]) Abschiede II, 412.

des Bernois qui le 19 juillet encore avaient jeté de l'eau sur le feu en instruisant leurs Confédérés de certaines menaces proférées par Hagenbach contre Mulhouse [1]), il semble que les Cantons orientaux reculassent encore. Le Conseil de Berne leur fit sentir qu'il n'était plus temps de refuser leur adhésion et les rassura si bien sur les risques que présentait le nouveau traité que la diète du 7 août réunit à Lucerne les députés de tous les Cantons [2]). C'est là qu'on arrêta les termes des intelligences. Enfin le 13 août, à Berne [3]), Zurich, Berne, Lucerne, Uri, Schwytz, Unterwalden, Zug et Glaris d'une part, représentés par l'avoyer et le Conseil de Berne, et de l'autre Louis de Sainville, écuyer de l'écurie [4]), et Jean Briçonnet, maire de Tours, au nom du roi de France, s'engagèrent mutuellement à ne prêter au duc de Bourgogne assistance ni secours d'aucun genre si ce prince se mettait en guerre avec l'une ou l'autre des parties contractantes [5]). Ce n'était pas une alliance offensive, mais ce n'était plus une promesse générale de neutralité comme en 1463/4. On prévoyait le cas spécial d'une agression bourguignonne. Pour le reste les anciens traités demeuraient en vigueur. Le 23 septembre, à Tours, le roi ratifia et scella le traité et le 24 octobre Berne en avisa ses alliés en les invitant à revêtir l'instrument de leurs sceaux respectifs [6]).

---

[1]) Abschiede II, 412.

[2]) Ibid. 413.

[3]) Ibid.

[4]) Et non Senneville comme l'ont écrit de Rodt, Zellweger et Müller. La signature originale porte Sainville. « Loys de Sainville, écuyer d'écurie du roi » reçut, le 29 juin 1470, 55 l. t. pour un voyage devers les Bernois, et Jean Briçonnet, marchand de Tours, 200 l. t. (Bibl. nat. Ms. fr. 20,685 f°s 483 et 501).

[5]) Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 112 s. — L'orig. de la contre-lettre royale est aux mêmes Archives (imp. Abschiede II, 908 s.).

[6]) Abschiede II, 414. L'original est revêtu du sceau du roi de France et de ceux des huit Cantons.

III.

Les craintes répandues à Berne par les rapports du Seigneur de Bubenberg étaient-elles fondées? Qu'était-ce donc que cette ambassade autrichienne dont les agissements à la cour de Bourgogne avaient inquiété le prudent Bernois au point d'imposer silence à ses sympathies bourguignonnes? Avait-elle réussi dans sa mission et les Confédérés devaient-ils tout craindre du puissant allié du duc d'Autriche? Les textes vont nous l'apprendre.

En mars 1470 des orateurs de Mgr. Sigismond avaient effectivement paru à Bruges [1]). Ils avaient « amplement déclaré les maux et les dommaiges » faits sur les pays et sujets du duc d'Autriche par les Suisses, aussi bien du temps du feu duc, son père qu'à une époque plus reculée. Traités, édits impériaux, paix générale de cinq années, les alliances avaient tout enfreint, tout violé. Pour réprimer leurs attaques, Mgr. d'Autriche considérant la puissance et la sagesse du duc Charles et les anciens liens qui unissaient les deux maisons d'Autriche et de Bourgogne, avait recherché la protection du duc de Bourgogne et l'avait prié de le recevoir de son hôtel. Mgr. de Bourgogne avait en conséquence pris en sa sauvegarde le duc d'Autriche, ses pays et ses sujets. Les Suisses avertis n'en avaient pas moins continué leurs agressions et se disposaient à « mouvoir nouvelle guerre au dit pays d'Otherice ». La conclusion de ce réquisitoire fut que le duc Charles était requis « de prestement se conclure de faire guerre ausdits Zwissois et ceux des Alliances, et pour ce mettre une bonne et grosse armée sus, car se ainsi ne le fait, lesdits des Alliances sont deliběréz en ceste prouchaine saison d'été de entrer à puissance d'armes au dit pays d'Otherice » [2]).

---

[1]) Abschiede II, 406.

[2]) V. l'Instruction à ceux qui vont vers le duc d'Autriche, imp. par Lenglet (Commynes III, 238 ss. Preuves). L'éditeur des recès fédéraux II, 406, a attribué cette Instruction à l'année 1470 et l'examen de cet impor-

Telle était la requête dont la substance connue de Bubenberg l'avait si fort ému. Hâtons-nous d'ajouter qu'il eut été moins pressé d'alarmer ses compatriotes s'il eut connu la réponse du duc de Bourgogne. Cette réponse, Guillaume de Rochefort, le marquis de Rothelin et Charles Soillot, secrétaire du duc, furent chargés de la porter à Sigismond au mois de mai de la même année [1]). — Après avoir déclaré la ferme volonté de leur maître d'exécuter les engagements qu'il avait contractés envers son allié l'année précédente, les orateurs bourguignons avaient mission de remontrer au duc d'Autriche comment les grandes affaires que Mgr. de Bourgogne avait en France, son alliance avec le duc de Bretagne, menacé par le roi Louis [2]), les troubles d'outre mer et le péril où se trouvait le roi d'Angleterre [3]) constituaient un obstacle absolu à tout projet d'expédition en Allemagne. Du reste, le duc espérait « par d'autres moyens convenables » empêcher les Alliances d'envahir les domaines de la maison d'Autriche. Aussi bien les Suisses n'avaient-ils « aucune raison pour ce faire, attendu que toutes les sommes de deniers à eux promises par les traitéz dernièrement faits leur ont esté payées nonobstant les deffenses Impériales qui leur ont esté faites. » Il était d'autre part absolument inopportun d'exécuter cette année les lettres impériales, car, si le duc de Bourgogne faisait arrêter les Suisses qui se trouvaient en ses pays, la guerre s'en suivrait certainement et la puissance bourguignonne était encore trop mal assise en Alsace pour que la résistance fut possible.

---

tant document confirme cette opinion, qui du reste n'est plus contestée. Lenglet avait supposé 1472 et Zellweger 1471, ce dernier par des motifs incompréhensibles (Versuch etc., p. 19, n. 24).

[1]) Les noms des envoyés bourguignons ne sont pas fournis par l'Instruction, mais il est certain que ces personnages demeurèrent auprès de Sigismond du 15 mai au 7 août 1470 et la date de leur arrivée s'accorde avec celle de l'Instruction (v. compte de l'argentier cité par le major Henrard, Mém. cour. par l'Acad. de Belgique XXIV, 29).

[2]) Mars-avril 1469/70. Hist. de Bretagne II, 112 et Preuves. Actes du 19 avril etc.

[3]) Commencement de 1470 (Commynes-Dupont I, 233 n.).

Enfin en admettant que le duc se résolut à « mouvoir la dite guerre » il ne fallait pas oublier qu'il était tenu « premièrement et avant tout œuvre » de sommer les Alliances de faire réparation raisonnable à Mgr. d'Autriche, en leur « signifiant l'alliance qu'il a avec mondit Sgr. d'Otherice » et en les requérant d'accepter sur les points contestés le jugement de l'Empereur ou du pape. Le duc Charles trouvait que le duc d'Autriche pouvait bien se déporter de sa requête, attendu que les Suisses n'avaient pas encore commencé la guerre et qu'ils n'avaient procédé à aucune voie de fait depuis la conclusion du traité de Saint-Omer. Pour les « entretenir » et les empêcher d'ouvrir la campagne, le duc annonçait son intention de proposer aux Suisses une « journée amiable » où l'on s'efforcerait d'aplanir les différends et de réconcilier la maison d'Autriche avec ses anciens ennemis. Pour le cas où malgré les efforts du duc la guerre viendrait à s'allumer ses envoyés devaient réclamer au duc d'Autriche quelques renseignements purement militaires [1]).

Ceux qui soutiennent que le duc de Bourgogne nourrissait contre les Suisses des projets ténébreux n'ont pas manqué d'insister sur cette dernière partie de la célèbre instruction. Mais si l'on met de côté ces « formes diplomatiques » que M. de Gingins a invoquées en faveur de son client, si on oublie que l'ambassade bourguignonne avait à remplir une autre mission de la plus haute importance et pour le succès de laquelle il importait de ne pas froisser un prince dont on allait réclamer les services, nous le demandons, n'était-il pas tout naturel que Charles menacé, au dire du duc d'Autriche d'une agression prochaine des Confédérés, prit quelques précautions pour sa sûreté et s'informât des ressources du pays comme des moyens d'y faire vivre son armée ?

Le duc de Bourgogne, disons-nous, avait intérêt à ménager Sigismond. C'est que le duc d'Autriche s'était fait en Allemagne l'agent de son allié pour la négociation du « grand dessein »

---

[1]) Instruction citée.

qui allait devenir l'objet suprême de l'ambition bourguignonne. M. Freeman [1]) a cherché dans la double position de Charles à la fois prince français et vassal de l'empire la clef de sa merveilleuse histoire. Ce que l'éminent critique anglais appelle sa carrière française finit en 1472. Dès lors cette grande idée dont la réalisation semble avoir été sous des formes diverses le but des efforts inconscients de dix siècles de générations humaines, l'établissement d'un grand état central placé entre la France et l'Allemagne, cette idée fut la préoccupation dominante de Charles le Hardi.

Dès 1447 et 1448 des négociations avaient été engagées entre Philippe le bon et l'Empereur pour l'érection en royaume des états du duc de Bourgogne [2]). L'idée première de cette combinaison paraît avoir émané du pape Pie II [3]). En 1459 et 1460 des négociations directes furent reprises entre le duc et l'Empereur, mais on ne parvint pas à s'entendre. Le duc voulait que l'Empereur allemand rétablit à son profit le royaume de Lotharingie tel qu'il était constitué sous Lothaire II [4]). Frédéric refusait de détacher de l'Empire provinces ni sujets et demandait, en échange du titre purement honorifique qu'il offrait au duc, une forte indemnité pécuniaire. Plus tard Philippe tint beaucoup à ce que l'on sut bien que, s'il l'avait voulu, il eut ceint la couronne royale. Il s'en vanta hautement en 1464 aux ambassadeurs de Louis XI. « Je veulx bien, dit-il, que chacun scache que sy j'eusse voulu, je feusse roy » [5]).

Son fils aussi y songea toute sa vie, mais son ambition fut

---

[1]) Historical essays p. 280 ss. (critique de l'hist. de Charles le Hardi de Mr. Foster-Kirk). London, Macmillan & Co. 1871.

[2]) Der österreich. Geschichtsforscher (I, 2e livr. 231—273).

[3]) V. pour l'ensemble de ces négociations P. Fredericq: Essai sur le rôle politique et social des ducs de Bourgogne dans les Pays-Bas. Gand, Hoste, 1875; p. 42—51.

[4]) Ibid.

[5]) Jean du Clerq. Mém. L. v. c. 15 (Ed. de Reiffenberg t. IV, p. 80), cit. par Fredericq l. c.

plus haute encore. Au titre de roi il rêva de joindre la dignité impériale. En 1469, George Podiebrad, roi de Bohême, s'engageait moyennant 100,000 florins du Rhin à employer son influence auprès des six autres électeurs pour faire nommer Charles, roi des Romains [1]). — La seconde partie de l'Instruction de mai 1470 « à ceux qui vont vers le duc d'Autriche » prouve qu'on ne perdait pas de vue le grand dessein à la cour de Bourgogne. La question du mariage de Marie de Bourgogne, fille du duc Charles, avec le fils de l'Empereur Frédéric III, Maximilien, y est traitée tout au long. En échange, l'Empereur devait « bailler » au duc « la couronne et le gouvernement du royaume des Romains en traittant que mondit Sgr. parvenu à l'Empire par le bon plaisir de l'Empereur ou par son trépas bailleroit la ditte Couronne des Romains à son beau-fils ». Les orateurs du duc devaient rappeler à Mgr. Sigismond qu'il avait été question aussi « de comprendre et joindre au dit royaume un vicariat impérial de toutes les terres et principautés qui sont assises deça le Rhin » [2]).

Dès le mois d'août 1470, Sigismond se rendit auprès de l'Empereur pour l'entretenir de cette importante affaire et le mois suivant il était en mesure d'informer le duc de Bourgogne du résultat de sa démarche [3]). Le projet de mariage souriait fort à S. M. Impériale, mais quant à la question de la royauté des Romains il n'y fallait pas songer. L'Empereur le regrettait

---

[1]) Fredericq l. c.

[2]) Lettre de Pie II, c. (1459).

[3]) Innspruck 26 sept. 1470. Minute allem. datée imp. Mon. Habsb. I, p. 10—15. Le texte lat. sans date est imp. p. 25—28 du même recueil. L'éditeur a pris cette traduction pour une lettre différente qu'il a datée de l'année 1473. Il s'est trompé aussi en imprimant (ibid. p. 20—24) à la date de 1473 la réponse de l'Empereur Frédéric aux ouvertures de Sigismond. — Il y a aussi des recommandations particulières (p. 24) à Sigismond pour l'affaire du mariage. Si le duc refuse sa fille, Sigismond tiendra la chose secrète pour le cas où Sa Grâce Impériale voudrait se tourner vers le roi de France.

pour l'Empire et pour la Chrétienté qui eut trouvé dans Mgr. de Bourgogne un puissant défenseur contre les attaques des Turcs; il espérait vivement que le rejet de cette proposition n'entraînerait pas celui du mariage projeté. Par contre Frédéric se déclarait disposé à ériger en royaume un des pays que le duc tenait en fief de l'Empire sous réserve des droits régaliens et du serment d'obéissance que le duc serait tenu de prêter à l'Empereur. En outre, et ce devait être sans doute le pourboire du négociateur, Charles prendrait l'engagement formel envers l'Empereur et le duc d'Autriche de les assister contre leurs ennemis et leurs sujets rebelles et particulièrement contre les Suisses et contre la ville de Fribourg en Uechtland qui s'étaient soustraits à l'obéissance de la maison d'Autriche.

Les archives autrichiennes ont conservé la réponse du prince bourguignon très-correcte en sa forme, mais singulièrement fière et dédaigneuse [1]. Le duc remerciait Mgr. Sigismond de ce qu'il avait fait et se bornait à lui faire remarquer que l'idée « du royaume » n'était pas venue de Bourgogne. Le duc n'y avait jamais pensé, mais plusieurs personnes l'avaient persuadé que l'Empereur y tenait fort. « Quant à nous, ajoutait-il, nous n'avions en cette affaire aucun motif d'intérêt personnel et c'est avec peine que nous avons accepté l'avis de ceux qui nous conseillaient d'aller de l'avant. C'est ce que nos orateurs ont dû vous faire comprendre. La réponse de l'Empereur nous afflige donc très-peu. Qu'il s'y tienne et nous serons soulagés d'un grand souci. Néanmoins, pour ne pas paraître faire défaut à la Chrétienté, à l'Empire et à votre illustre Maison, nous vous abandonnons le soin de cette affaire, mais nous ne pouvons guère accepter pour gendre celui dont vous nous parlez s'il ne nous est pas permis de continuer l'Empire en sa personne. Et vous le savez bien, car nos orateurs vous l'ont expliqué tout au long. Nous nous soucions du reste fort peu de voir nos domaines érigés en royaume et de ceindre une couronne si ce

[1]) Mon. Habsb. I, p. 13 s. — A Hesdin, 15 janvier 1470/71.

n'est pour le bien et le salut de tous. Quant aux Suisses, nous leur écrivons et leur envoyons un orateur que vous connaissez. »

Cet ambassadeur fut probablement le même Guillaume de Rochefort qui s'était rendu l'année précédente à la cour du duc d'Autriche, car, le 1er février 1471, il écrivit aux Suisses que son maître l'avait chargé d'assurer une fois de plus les Cantons de son amitié particulière et du désir qu'il avait d'apaiser tout dissentiment entre les Confédérés et Mgr. Sigismond [1]).

C'est ainsi que les documents permettent à la critique impartiale de saisir assez nettement la situation respective de deux des principaux acteurs du drame dont le prologue se jouait dès l'année 1470. Le rôle le plus net sinon le plus loyal est celui de Sigismond dont le but était d'arriver par tous les moyens possibles à jeter le duc de Bourgogne sur l'ennemi héréditaire de sa maison. Mais son allié, satisfait d'avoir accru ses états d'une belle province, peu soucieux de se brouiller avec les Suisses pour une querelle qui lui était étrangère, s'appuyait sur la lettre de ses engagements de 1469 et opposait aux instances du duc d'Autriche le traité d'amitié qui le liait à certains cantons suisses [2]).

IV.

Le traité du 23 septembre 1470 était, il faut bien le reconnaître, plus utile au roi de France qu'aux Confédérés et

---

1) De Rodt: Feldzüge etc. I, 127.

2) « Car il est vray que avant l'alliance faite entre mon dit Seigneur d'Otherice les dits Zwitsois et les dites Alliances avoient intelligence avec mon dit Seigneur le Duc et dont ont été scelléz faits et lettres expediées » (Instruction citée p. 241). Et plus loin (p. 242). « Et pour ces causes et raisons contendront les dits Ambassadeurs afin que mon dit Seigneur d'Otherice se veuille contenter de mon dit Seigneur et de la manière de faire, laquelle il convient tenir par necessité et aussi par raison en gardant l'honneur de mon dit Seigneur, veue l'intelligence qu'il a avec les dits Zwitsois, *laquelle intelligence fut considerée et pesée quand les dites lectres de garde furent despechées* ».

c'est ce qui explique dans une certaine mesure la peine que Berne et le parti français avaient eue à le faire accepter des Cantons. Quelle apparence y avait-il que Louis XI assistât jamais le duc de Bourgogne dans des projets d'agrandissements territoriaux? Envisagée au point de vue français, l'affaire était tout autre. Le roi sentait le besoin de priver définitivement son rival d'auxiliaires dont mieux que personne il connaissait la valeur. Quant à faire plus, il n'y fallait pas penser, pour le moment du moins. Les Diessbach le savaient, le roi aussi. Mais comme ce dernier n'était pas homme à laisser refroidir les bonnes dispositions de ses amis de la grande ligue de la Haute-Allemagne, il fit ce qu'il fallait pour s'attacher plus étroitement les Confédérés. Il les flatta d'abord en les traitant sur le pied d'une égalité familière, se servit de leur influence en Savoie pour y exécuter ses desseins et joignit dans ce but ses ambassadeurs aux leurs [1]. Philippe de Savoie était leur ami, leur protégé, Louis XI le combla de bienfaits, en fit son confident [2]. Enfin, argument important, il le chargea de distribuer 3000 livres « à aucuns tant de la communautté de Berne que de leurs autres alliéz de la grant ligue d'Allemagne affin qu'ilz soyent plus enclins à nous faire service » [3]. A ces témoignages d'amitié les ambassadeurs des Cantons réunis à Zurich le 20 juin 1471 répondirent par des protestations du plus profond dévouement. Ils remercièrent en termes excellents le roi des faveurs dont sa munificence avait comblé les Diessbach [4]. En attendant de mieux faire, les Cantons observaient scrupuleusement les traités et interdisaient sous des peines sévères tout engagement dans l'armée de Bourgogne [5].

---

[1]) Arch. de Berne. Missiv. lat. A. 138, 152 et Guichenon.

[2]) Guichenon I, 593.

[3]) Mandement à Claude Cot, trésorier général en Dauphiné. Vendôme 9 oct. 1471 (Bibl. nat. Ms. fr. 22,490 f° 8 et Ms. fr. 20,616, pièce 40).

[4]) « Ita ut primum regii et vestri, deinde nostri veniant appellandi ».

[5]) Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 167 v°.

Que se passait-il de ce côté? Le duc, on l'a vu, annonçait hautement son intention de rapprocher le duc d'Autriche des Confédérés. Il s'y était engagé et il n'est pas douteux qu'il y travailla activement pendant les années 1471 et 1472. L'Empereur lui-même, à la fin de 1471, après la diète de Ratisbonne, fit aux Confédérés des propositions tendant au même but [1]). Zellweger n'a vu dans ces négociations qu'un dessein concerté de leurrer les Suisses [2]). Nous ne pouvons être de son avis. D'abord il paraît certain que les efforts du Bourguignon furent absolument indépendants de ceux de l'Empereur. Puis, chose singulière! Pendant que Sigismond obsédait le duc Charles pour qu'il prit les armes contre les Confédérés [3]), lui-même faisait pratiquer la ligue dans le but de s'accommoder avec elle! Est-il une preuve qui montre mieux combien le prince autrichien commençait à désespérer de son protecteur que ce fait qu'à Lucerne, le 26 janvier 1472, les députés des Cantons furent chargés de s'enquérir des dispositions de leurs commettants au sujet d'une intelligence ou d'un accord perpétuel avec l'Autriche? Les bases de l'entente étaient les suivantes: Mgr. Sigismond renoncerait à toute revendication territoriale; les sujets des deux pays pourraient aller et venir, acheter et vendre librement et sans opposition. Enfin le duc d'Autriche dégagerait ses domaines d'Alsace et obtiendrait, s'il réclamait l'appui des Confédérés, un secours militaire pour quatre années, moyennant une solde convenable [4]).

A qui faire croire que le duc Charles eut approuvé de pareilles conditions? Et, remarquons-le, ce ne fut pas là une proposition en l'air. Le 11 mars, à Lucerne, la chose fut remise en délibération [5]). Enfin, au commencement d'août (1472), une

---

[1]) Abschiede II, 426. — Frédéric demandait aux Suisses leur assistance effective contre les Turcs.

[2]) « Es erweist sich heraus deutlich dass diese Unterhandlungen nur darauf berechnet waren, die Schweizer hinzuhalten ». Versuch etc. p. 20.

[3]) Carême 1472. Mon. Habsburg. I, 14.

[4]) Abschiede II, 429.

[5]) Ibid. 431.

journée fut tenue à Constance qui mit fin pour quelque temps à ces négociations [1]). Les parties ne purent s'entendre, mais le projet d'accord tel qu'il fut rédigé pour mémoire par Hermann, évêque de Constance, et par Jean, comte d'Eberstein, est le développement des conditions indiquées plus haut. Les articles de ce projet furent soigneusement consignés par écrit, pour servir de pierre d'attente à des négociations futures [2]).

Il y avait à cette journée de Constance un ambassadeur bourguignon, mais il est hors de doute qu'on se garda de discuter devant lui les articles qui concernaient le rachat de l'Alsace et du comté de Ferrette. Du reste, rendons à Sigismond la justice de reconnaître que tout en négociant avec les Suisses, il ne négligeait pas la Bourgogne. A cette même diète, le 10 août, deux jours avant la rédaction de ces bases d'accommodement dont on jugeait si opportun de conserver la teneur, il fut procédé entre Autrichiens et Bourguignons à l'élaboration d'articles qui visaient une solution toute différente, c'est-à-dire le cas où la guerre viendrait à être déclarée. Mais ici, comme toujours, il importe de lire attentivement les documents. Zellweger, qui a imprimé in extenso le projet de convention austro-bourguignon [4]), poursuivi de l'idée que ces deux gouvernements s'entendaient pour leurrer les Suisses, oppose aux vaines et apparentes tentatives de conciliation cette « alliance » secrète conclue contre les Confédérés. Or, nous le répétons, si, d'une part, jamais Bourguignon ne mit la main aux articles austro-suisses, de l'autre, les termes mêmes du mémorandum austro-bourguignon n'autorisent nullement à supposer que les ambassadeurs du duc Charles eussent en vue autre chose que le cas où une agression des Suisses mettrait leur maître dans l'obligation d'exécuter les

---

[1]) Abschiede II, 435—437.

[2]) Ibid.

[3]) La matière fut jugée trop délicate pour qu'on fit autre chose que mentionner au procès verbal cette clause du rachat des provinces du Rhin (ibid. 436).

[4]) Versuch etc. p. 100. Pièce justif. n° X.

termes de la lettre de sauvegarde. Quelques jours avant, le 28 juillet, des envoyés bourguignons, sans doute les mêmes qui se rendirent à Constance, avaient apporté à Bregentz une réponse aux doléances que Sigismond, par l'organe de ses ambassadeurs, avait adressées, une fois de plus, au duc de Bourgogne, pendant le carême précédent[1]). Une fois de plus aussi Charles se déclarait prêt à remplir ponctuellement ses engagements, tout en observant que la sagesse commandait d'épuiser tous les moyens de conciliation avant de recourir aux armes. Le duc avait écrit aux Confédérés pour leur proposer « une journée amiable », mais la réponse ne lui était pas parvenue. Quoi qu'il en fut, en cas d'attaque, Sigismond pouvait compter sur son allié et comme il fallait se tenir prêt à tout événement, on lui demandait son avis sur le meilleur plan de campagne à adopter. Les trois articles du 10 août ne sont pas autre chose que le développement de cette réponse. Et cette fois encore, la question suspensive « si les Suisses entreprennent quelque chose contre le duc Sigismond, ses châteaux ou ses seigneuries » est explicitement rappelée[2]). Ajoutons que cette convention ne consacre aucun engagement nouveau et ne fait que régler certains détails pour le cas où la lettre de garde deviendrait exécutoire[3]).

Loin de souhaiter une rupture, le duc de Bourgogne recherchait l'amitié des Alliances. Son envoyé, l'abbé de Casanova, qui se rendait à la cour impériale avec une mission[4]), ne né-

---

[1]) Mon. Habsb. I, p. 14—16.

[2]) Zellweger, texte cité.

[3]) C'est à tort que Zellweger a intitulé cette pièce « Bund », car elle ne présente pas les caractères d'une alliance. C'est tout au plus la copie de quelques résolutions adoptées par Sigismond et les envoyés bourguignons. On ne saurait cependant en soupçonner l'authenticité, car Sigismond y fit allusion dans sa lettre au duc de Bourgogne en 1474 (v. Mon. Habsb. I, 111) où il lui reproche de n'avoir pas tenu ses engagements, « ea presertim que in dieta Constantiensi per vestros oratores nobiscum conclusa erant de exercitu instruendo et adversus premissos olim hostes dirigendo etc. »

[4]) Auguste de Ligniana, abbé de Casanova, en allemand Neuhaus, en français Maisonneuve, fut en 1471 recommandé par les Bernois au pape

gligea pas, en passant à Zurich vers Noël (1472), d'assurer les Confédérés de l'affection que le duc n'avait cessé de leur porter et du désir qu'il avait toujours de conclure avec eux un traité d'alliance formelle pour le plus grand bien de la Chrétienté. On sait combien des propositions de ce genre rencontraient peu d'écho dans la ligue. La bonne volonté du duc de Bourgogne n'en demeure pas moins un fait acquis. Doit-on en conclure qu'une pareille offre constituait une infraction aux termes de la lettre de sauvegarde et témoigne combien Charles se souciait peu au fond des intérêts autrichiens [1]? Non, car si le duc de Bourgogne voulait empêcher les Suisses d'attaquer son protégé officiel, il ne pouvait employer de moyen plus sûr pour atteindre ce but que de les lier plus étroitement à la Bourgogne.

Nous avons insisté sur la sincérité des efforts du duc de Bourgogne pour maintenir et consolider ses relations avec les Cantons suisses. C'est que Charles en effet n'avait jamais eu plus d'intérêt à éviter des complications de ce côté. Sa carrière française se termine avec la trêve de novembre 1472 qui mit fin à sa lutte armée contre le roi Louis XI. C'est vers l'Allemagne qu'il allait porter désormais « le principal effort de sa fièvreuse activité ». La double négociation du mariage de sa fille et du vicariat impérial paraissaient être en bonne voie. Casanova venait d'arrêter avec l'Empereur les bases du contrat. Le duc était fort occupé à s'annexer la Gueldre. Il ne pouvait donc que souhaiter le maintien de la paix sur le Rhin. Malheureusement les intrigues autrichiennes et, il faut le dire, les imprudences de Hagenbach, venaient démentir sans cesse les assurances pacifiques du duc de Bourgogne. Centralisateur inflexible comme son maître, le grand bailli de Ferrette appliqua en Alsace les

---

Sixte IV pour l'évêché de Lausanne. On le trouve, en 1476, abbé de Saint-Claude, en Franche-Comté (de Rodt, Feldzüge etc. I, 161 n. 1). L'abbé avait été chargé d'une mission de l'Empereur Frédéric pour le duc de Bourgogne qui le renvoya à Vienne avec sa réponse, 14 décembre 1472 (Mon Habsb. I, 16 s.). — V. Zellweger, Versuch etc., p. 22, et de Rodt l. c.

[1]) M. Dändliker, Ursachen etc., p. 35.

procédés absolus de l'administration bourguignonne. De l'aveu même de ses ennemis il réussit par un ensemble de mesures sévères à rétablir l'ordre et la sécurité dans ces pays plongés, sous le régime autrichien, dans l'anarchie la plus complète, mais sa rigueur inexorable, l'irrégularité de ses mœurs, son mépris des choses saintes, son dédain mal dissimulé des priviléges locaux, tout contribua à le rendre impopulaire. Au point de vue de ses relations avec les Suisses, Pierre de Hagenbach commit la faute, très-naturelle si l'on considère son origine, d'épouser trop souvent les rancunes de la petite noblesse du Sundgau et du Brisgau qui voyait avec peine les dispositions bienveillantes du duc Charles à l'égard des Cantons suisses et n'avait d'autre désir que celui d'amener un conflit. Le gouverneur bourguignon manqua fréquemment dans son langage de tact et de prudence. Il ne sut ou ne put pas empêcher certaines manifestations hostiles aux Confédérés et ces attentats, bien qu'émanant exclusivement des nobles Autrichiens, furent naturellement reprochés par ceux qui en furent les victimes au bailli de Ferrette qui protégeait ouvertement les agresseurs. Cette complicité apparente fit beaucoup de tort au duc de Bourgogne, mal instruit en général de ce qui se passait en Alsace et naturellement porté à soutenir son gouverneur. D'ailleurs, si Charles eut blâmé certaines brutalités de langage de Hagenbach, il est probable qu'il encourageait ses tendances centralisatrices et ses efforts pour extirper le vieux levain d'indépendance qui animait ces populations germaniques. Leur esprit d'insubordination était encore entretenu par le voisinage des villes impériales, Bâle, Colmar, Schlettstadt, Strasbourg. Mulhouse surtout entravait l'action du gouvernement bourguignon au double point de vue civil et militaire. Hagenbach fit tout pour transformer cet « étable à vaches suisses » en un « jardin de roses ». Quels que fussent ses embarras financiers, quelque fondées qu'aient pu être certaines réclamations pécuniaires que les nobles du Sundgau élevaient contre cette ville, Mulhouse tenait de trop près aux Confédérés pour qu'il fut prudent d'y toucher. Aux observations très-modérées qui lui furent adressées

dès 1469 et 1470, Hagenbach prêta peu d'attention [1]. Le duc lui-même que des rapports erronés indisposèrent un moment contre les Suisses montra, nous l'avons dit, quelque rudesse à l'égard de Bubenberg (mars 1470). Ce ne fut du reste qu'un nuage et Charles, l'erreur reconnue, se montra aussi bienveillant que par le passé [2]. — Quoi qu'il en soit, les desseins de Hagenbach sur Mulhouse continuaient à inquiéter les Confédérés autant que les menées autrichiennes à la cour de Bourgogne. Le 7 avril 1473 l'enlèvement sur le Rhin de quelques marchands suisses par deux nobles autrichiens du Sundgau, Bilgeri de Heudorf et Diebold de Geroldseck, causa à Berne et dans la ligue une vive émotion. Résolus à venger cette violation flagrante du traité de Waldshut, les Suisses prirent les armes. Heureusement pour le duc de Bourgogne qui n'eut pas manqué, quoique fort innocent de ce méfait, d'être entraîné dans la lutte, les Strasbourgeois se chargèrent de venger l'affront fait à leurs amis des Alliances [3]. A Constance, le 25 avril, Hagenbach exprima aux envoyés suisses tout son regret de ce qui s'était passé. Il eut donné, dit-il, mille florins pour que Messire Bilgeri n'enlevât pas ces marchands sur les terres de son maître. L'ordre était donné à ses gens de ne pas inquiéter les Suisses en Alsace, car le duc de Bourgogne n'avait aucune mauvaise volonté contre les Confédérés. Mais il ne fallait pas oublier que le duc d'Autriche, ses sujets et ses domaines étaient sous la protection du duc de Bourgogne qui

---

[1] 6 décembre 1469, Abschiede II, 404. — 1er mars 1470, Abschiede II, 406, 412 etc.

[2] V. sur Hagenbach : Mone, Introd. à la chron. rim. de P. de H. dans Quellensamml. d. badischen Landesgesch. T. III. 2e livr. pass.

[3] Zellweger, Versuch etc., 23. — Vers la fin du carême (1473) le duc d'Autriche se jeta sans déclaration de guerre sur la Seigneurie de Sonnenberg. Le comte Eberhard de S. et le comte André son fils étant bourgeois de Schwytz et de Glaris, ces cantons les prirent sous leur protection. — L'Empereur finit par évoquer l'affaire à Vienne (ibid. p. 22). — N'y a-t-il pas là comme un parti pris de Sigismond pour contraindre le duc Charles à la guerre?

ne pouvait les abandonner [1]). « L'abbé de Bourgogne » (Casanova) de son côté pria les Confédérés de laisser dormir quelque peu l'affaire de Heudorf; Mgr. de Bourgogne ne manquerait pas de l'arranger à leur satisfaction. A Lucerne, le 5 mai, une ambassade bourguignonne répéta les mêmes déclarations [2]). — La réponse des alliés fut très-ferme et témoigne de l'irritation qui règnait en Suisse. Le duc Charles avait, en prenant Mgr. d'Autriche en son service et sous sa protection, porté atteinte à l'intelligence conclue jadis par son père et par lui avec les quatre communautés de Zurich, Berne, Soleure et Fribourg. Le duc d'Autriche, de son côté, avait ouvertement violé le traité de Waldshut . . . « Et voici, ajoutèrent les députés suisses, que Monseigneur Bilgeri a attaqué sur le libre Rhin un convoi de marchands et les a tués ou emmenés captifs. Il est, lui aussi, conseiller et serviteur du duc de Bourgogne et c'est dans les limites de la juridiction bourguignonne que ce forfait a été commis. Tant que Mgr. d'Autriche n'aura pas réparé l'insulte et le dommage faits aux Confédérés, il ne saurait être question d'un accommodement. Et si, ce que nous sommes loin d'attendre, le duc de Bourgogne ou d'autres prennent contre nous la cause de Mgr. Sigismond, nous nous placerons sous la protection de Dieu et de Notre-Dame et nous combattrons avec l'aide de nos amis jusqu'à toute extrémité. »

Le 21 mai une sorte d'ultimatum fut envoyé à Sigismond pour le sommer de réparer le tort qu'avait causé Heudorf [3]). En même temps on prenait des mesures de défense [4]). — Dans

---

[1]) Abschiede II, 445. — Hagenbach paraît avoir assez peu résidé en Alsace pendant les premiers mois de 1473. Il fut en mission auprès de l'Empereur (janvier), puis à Sedan (mars) et ailleurs. Du reste aucun document contemporain ne l'accuse d'avoir inspiré l'attentat d'Ottenheim (v. Mone, Introd. cit. à la chron. rim. de P. de H. p. 243 n.).

[2]) Il est probable que l'ambassadeur fut encore Casanova. Sur cette journée v. Abschiede II, 446 s.

[3]) Zellweger, Versuch etc., p. 104, et Abschiede II, 448, 450.

[4]) Abschiede II, 448.

cette extrémité les Confédérés ne négligèrent pas d'instruire le roi de France de ce qui se passait. Les rapports officiels étaient devenus assez rares de ce côté et il semble qu'on sentit à Berne le besoin de les reprendre. Le 19 mai, la diète réunie à Lucerne, diète à laquelle assistait Nicolas de Diessbach, chargea Berne d'écrire au roi que le duc de Bourgogne levait des troupes en Lombardie; mais on ignorait leur destination. S. M. était instamment priée de tenir toujours les Confédérés pour ses bons amis et de les instruire de l'état des affaires « par delà » [1]).

L'anxiété des Suisses ne fut pas de longue durée. Moins que jamais le duc de Bourgogne voulait la guerre. Le 28 juillet, Casanova parut à la journée de Lucerne, muni de nouvelles instructions. Le duc avait appris les projets qu'on lui attribuait. Rien n'était moins justifié. Bien loin de vouloir attaquer les Confédérés, il était disposé, au cas où son accord avec Zurich, Berne, Soleure et Fribourg serait jugé insuffisant, à conclure avec tous les cantons une alliance perpétuelle ou même une alliance d'une année. Mgr. avait appris l'attentat commis sur le Rhin par Bilgeri de Heudorf et le dessein qu'avaient les Suisses de venger cet affront sur le duc d'Autriche. Il les priait de n'en rien faire et se chargeait de tout arranger. Il prétendait même accommoder entre le duc d'Autriche et les Confédérés une alliance d'une année ou une union perpétuelle.

A cette proposition l'orateur bourguignon en ajouta une autre pour laquelle il demanda le secret. Le duc avait résolu d'exécuter le vœu que son bienheureux père avait contracté autrefois de faire la guerre aux Turcs et de délivrer le Saint-Sépulcre. Mgr. de Bourgogne s'était allié pour cet objet au roi de Naples et aux Vénitiens. Mais le duc de Milan était un obstacle à l'accomplissement de ce grand projet. Ce prince était l'ennemi de la Bourgogne; il était donc nécessaire de le châtier de telle

---

[1]) Abschiede II, 448. — Lettre du 18 juin 1473, Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 199. — Les Suisses étaient décidés à ne pas commencer les hostilités (Abschiede II, 451, 5 juillet 1473).

sorte qu'il fut mis dans l'impossibilité de nuire. Les Suisses devraient bien se charger de cette besogne avec les Vénitiens. Ils en avaient la puissance, et, quant à l'argent nécessaire, le duc de Bourgogne leur en donnerait tant que leurs enfants mêmes en seraient tout réjouis [1]).

Cette ouverture qui dut surprendre quelque peu les députés de la ligue avait évidemment un double objet: détourner les Suisses de toute ingérence dans les affaires d'Alsace et les faire servir aux desseins ambitieux de Charles au-delà des Alpes. Mais il fallait que le duc se fit quelques illusions pour croire que les Confédérés accepteraient la dernière partie de sa proposition. Du reste, cette diète de Lucerne devait être féconde en surprises. A Casanova succéda un messager du roi de France dont le discours eut donné fort à penser à l'abbé de Bourgogne, s'il l'avait connu. Le prévôt de Munster en Argovie, Josse de Silinen, se présenta devant l'assemblée, muni de lettres qui l'accréditaient auprès des Alliances, en qualité d'ambassadeur du roi [2]). Il raconta comment le duc Sigismond d'Autriche avait envoyé en France le comte Jean d'Eberstein et un docteur nommé Me Philippe pour solliciter du roi un prêt de 50,000 florins. Cette somme était destinée au rachat des domaines engagés. Le duc priait aussi le roi de le recevoir en ses conseil et

---

[1]) Abschiede II, 453 s. Le 25 avril, à Constance, Casanova avait prié les Confédérés de ne pas conclure encore de traité avec le duc de Milan; son maître leur ferait bientôt savoir pourquoi (Abschiede II, 445). Par contre le 31 juillet, à Bâle, un envoyé de Galeas Marie déclara que le duc de Milan savait de bonne source que le duc Charles nourrissait des projets contre Bâle et les Confédérés (Ochs, hist. de Bâle, IV, 215 c. par Zellweger, Versuch etc. 26 et n. 40).

[2]) Le 20 juin 1472, les ambassadeurs de la grande ligue de la haute Allemagne assemblés à Zurich avaient recommandé au roi Josse de S. « ex nobili et elegantissima stirpe procreatum » (Arch. de Berne Missiv. lat. A. 167). — V. la biographie de ce personnage par le chanoine Lütolf dans le t. XV du Geschichtsfreund. — La lettre de Berne citée répond à la question posée par M. Vaucher Rev. histor. T. 3, p. 304 n. 3.

service. S. M. avait d'abord refusé, puis avait répondu que si le duc commençait par dégager ses domaines du Rhin et les faisait rentrer en sa main (entreprise pour laquelle l'argent se trouverait aisément), si de plus il s'arrangeait avec les Confédérés sur les bases posées à Constance, le roi de France le recevrait en son conseil, le traiterait comme son serviteur et lui ferait une pension digne d'un prince. Au cas contraire, le roi ne se mêlerait pas de cette affaire, se souciant fort peu de payer de son argent l'inimitié des Suisses. Josse de Silinen ajouta que si tel était le bon plaisir des Confédérés il avait ordre de pousser les négociations avec l'Autriche; mais si l'affaire ne leur convenait pas, on en resterait là [1]).

Il y a tout lieu de croire que la réponse des Confédérés aux propositions du prévôt de Munster fut différée pendant plusieurs mois. On se borna d'abord à remercier le roi de cette nouvelle preuve de sa bienveillance. La conduite du duc d'Autriche était si peu franche, sa politique si tortueuse que les Suisses avaient le droit de douter du succès de la médiation royale. Du reste, Louis XI ne leur avait pas laissé ignorer que Sigismond avait accompagné sa demande d'argent d'une demande de secours contre ses ennemis héréditaires [2]). Le duc de Milan, d'autre part, venait d'avertir les Cantons que le duc d'Autriche avait sollicité son alliance contr'eux. Enfin l'entrevue annoncée du duc de Bourgogne avec l'Empereur, à Trêves, excitait en Suisse une curiosité mélangée de crainte. Strasbourg signalait aux Confédérés la présence en Comté de 10,000 Lombards que 6,000 autres allaient bientôt suivre! Le duc d'Autriche avait assemblé 17,000 hommes qu'il se proposait de jeter sur la ligue [3])! — A Bâle, où il s'était rendu pour saluer l'Empereur, Hagenbach avait été plus insolent encore que d'ordinaire et ses plaisanteries menaçantes avaient péniblement impressionné les

---

1) Abschiede II, 454.

2) Ibid. 458.

3) Ibid. 459.

ambassadeurs des Cantons [1]). « Sa Majesté l'Empereur et Mgr. le duc de Bourgogne, écrit Berne au roi Louis XI, en date du 29 septembre 1473, se sont rencontrés à l'heure qu'il est. Ils machinent quelque chose ; contre qui, on n'en sait rien encore. Les avis sont très-partagés. Pour nous, nous avons confiance en Dieu. Puisse tout cela finir mieux qu'on ne le croit ! Nous et nos alliés nous espérons, avec l'aide de Dieu, de nos bras et de nos amis repousser vigoureusement toute attaque, de quelque part qu'elle nous vienne [2]). »

Ce fut le malheur de Charles le Hardi que la ligne générale de sa politique aventureuse le mit continuellement en suspicion auprès de ceux-mêmes qu'il songeait le moins à attaquer. Car, il faut bien le dire, cette fois encore les inquiétudes des Confédérés n'étaient pas justifiées. On sait que la conférence de Trêves n'aboutit pas au résultat espéré. Des difficultés inattendues s'élevèrent, les négociations furent ajournées et le duc fut contraint de remporter les insignes d'une royauté qu'il s'était prématurément flatté de voir consacrer par l'Empereur. Frédéric s'empressa de se soustraire à la position fausse où la résistance patriotique des électeurs l'avait placé, mais non pas toutefois sans avoir pris congé du duc de Bourgogne, comme on l'a souvent répété [3]). Charles s'éloigna le dernier, traversa la Lorraine à la tête d'une petite armée et pour la première fois se rendit dans ses nouvelles possessions d'Alsace. On s'est plu à le représenter, furieux de sa déconfiture de Trêves, parcourant le pays, la bouche remplie de menaces [4]). Tel n'est pas assurément l'état d'esprit qui dicta la lettre par laquelle il témoigna aux Cantons du plaisir qu'il aurait à recevoir leurs ambassadeurs [5]). Aussi plein de bienveillance fut l'accueil qu'il fit aux envoyés

---

[1]) De Rodt: Feldzüge etc. I, 171.

[2]) Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 213. Cf. Abschiede II, 459—462.

[3]) V. Chmel, Monum. Habsb. I, LXXVII et p. 50 s.

[4]) Dieb. Schilling p. 92.

[5]) Knebel's Chronik I, 29. — Lettre du 31 déc. 1473 datée de Brisach.

de Berne, de Fribourg et de Soleure qui vinrent sous la conduite de Nicolas de Scharnachthal et de Petermann de Wabern lui présenter les doléances des Confédérés au sujet de l'affaire de Mulhouse et de l'incident de Heudorf [1]). Quoiqu'on en ait dit, la réponse du duc dut être telle qu'elle dissipa l'anxiété des Confédérés. Nous n'en voulons pour preuve que ce fragment d'une lettre de Berne au roi de France. « Le duc a acquiescé à nos réclamations et s'est montré assez modéré. Elle nous est donc rendue cette rosée de concorde et de justice que nous reclamions avec tant d'instances ! Si les choses avaient tourné différemment, nous courions virilement aux armes pour défendre notre république et repousser une injuste agression. — Mais comme le motif qui nous a fait agir pourraît être mal interprêté, nous avons voulu en instruire Votre Majesté » [2]).

V.

Cependant les négociations qui devaient aboutir à l'union perpétuelle suivaient leur cours, menées par les agents du roi Josse de Silinen, Nicolas de Diessbach et Petermann de Wabern. On eut quelque peine à convaincre les cantons forestiers. Plusieurs diètes furent tenues à Lucerne en janvier et février 1474 [3]). Un envoyé du roi, Antoine Cannart, vicomte d'Auge (?), assista à ces délibérations. Louis XI était tenu au courant de tout [4]). De son côté, il ne négligeait pas de stimuler le zèle des

---

[1]) Knebel l. c. Cf. de Rodt, Feldzüge etc. I, 190—197. M. Dändliker s'est donné beaucoup de peine pour concilier les témoignages de Knebel et du greffier de Bâle qui attestent la bienveillance de l'accueil fait aux envoyés suisses avec le récit absolument opposé de Diebold Schilling (p. 95), très-partial comme d'habitude (Ursachen etc., p. 49—51).

[2]) Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 245 v° s. l. n. d. (janvier 1474).

[3]) Abschiede II, 470—473.

[4]) Berne au roi, 16 fév. 1474, Arch. de Berne Missiv. lat. A. 254 v°, 255. — Antoine Cannart « Algie ou Agie vicecomes » y est traité de « vir

négociateurs. En mars, son ambassadeur annonçait de sa part que le duc de Bourgogne projetait de s'emparer de Mulhouse. Aussi le roi se tenait-il prêt à opposer toute sa puissance au duc pour l'amour et l'honneur des Confédérés. Et quant aux « choses d'Autriche », S. M. priait qu'on les terminât au plus vite; « tel était son désir ardent » [1]).

Ces négociations laborieuses aboutirent à Constance, en mars. Le roi fut représenté à cette conférence décisive par ses conseillers, Josse de Silinen et le comte d'Eberstein. Berne y députa Nic. de Diessbach et Petermann de Wabern et les autres cantons envoyèrent également des délégués. La base de l'accord fut le projet rédigé le 12 août 1472 par le comte d'Eberstein et par Hermann, évêque de Constance [2]). — Le 6 avril, Berne annonça au roi l'heureuse issue des négociations. « Le duc d'Autriche doit sans tarder rendre au duc de Bourgogne tout ce qu'il lui doit, lui annoncer le dépôt à Bâle d'une somme déjà rassemblée de 80,000 florins du Rhin et faire rentrer de la sorte en sa main les domaines engagés. Et si, ce qui n'arrivera pas, espérons-le, le duc de Bourgogne refuse d'accepter ce rachat et de rendre les seigneuries susdites, le duc d'Autriche prendra les armes pour recouvrer ses domaines, et il y parviendra, Dieu aidant, avec notre assistance et celle de nos Confédérés . . . . . Nous avons résolu avec nos alliés d'envoyer à V. M. dans un bref délai nos orateurs qui lui raconteront par le menu toute cette affaire et ce qui s'est passé jusqu'à ce jour » [3]). — Pour compléter la ligue, une alliance pour dix années fut conclue le

---

maturitate et elegancia nobilissimus » — « Antoine Canart, escuier, 141 l. t. 13 s. 3 d. pour un voyage en janvier devers ceux de la Haute ligue d'Allemagne » (8e compte de J. Briçonnet pour l'année finie en septembre 1474. Bibl. nat. Ms. fr. 20,685, f° 615).

[1]) Abschiede II, 482 s. — La trève entre le roi et le duc de Bourgogne devait expirer le 1er avril et Charles paraissait peu disposé à la prolonger. Elle fut continuée cependant jusqu'au 15 mai.

[2]) Pour les détails v. Abschiede II, 473—482.

[3]) Arch. de Berne, Missiv. lat. A, 268 v°.

31 mars entre les Cantons, les évêques et cités de Strasbourg et de Bâle et les villes de Colmar et de Schlettstadt. Le 4 avril Sigismond se lia également aux « Alliances inférieures » [1]).

« Le traité de Constance, comme l'a dit M. de Gingins, « renfermait implicitement le principe de la guerre contre le duc de Bourgogne, mais cette combinaison machiavélique dont Louis XI et ses affiliés avaient seuls le secret, était calculée de manière à en dérober la portée au public: celui-ci ne pouvait y voir et n'y vit en effet que le bienfait d'une paix définitive avec l'Autriche » [2]). Le sentiment public, chez les Suisses, était réellement fort éloigné de l'idée d'une rupture. Nous possédons pour nous éclairer sur la situation des esprits dans la ligue un document de haute valeur, connu depuis longtemps, mais qu'il est indispensable de rappeler. C'est la relation des ambassadeurs du duc de Bourgogne, Henri de Colombier et Jean Allard qui parcoururent les cantons aux mois de mars et d'avril 1474 pour combattre l'effet des intrigues françaises, et rassurer les Confédérés sur les intentions de leur maître. Le rapport de ces envoyés accentue nettement la différence de vues qui séparait le gouvernement bernois des petits Cantons. Tandis qu'*en l'absence de Diessbach* Berne fait aux Bourguignons un accueil convenable, mais « relève nettement divers sujets de plainte que le gouverneur d'Alsace donnait soit à la ville de Mulhouse, soit aux Suisses » les petits Cantons furent unanimes à reconnaître que l'administration bourguignonne avait été favorable à leur commerce [3]). Sans insister plus que de raison sur un document aussi connu, il nous semble qu'il n'y a nulle témérité à constater que les Confédérés pris en masse étaient fort éloignés encore de courir aux armes. Et ce fait a bien son importance

---

[1]) Abschiede II, 482.

[2]) Append. au T. VII de Müller-Monnard, p. 384.

[3]) Commynes-Lenglet III, 353, Preuves. — Il est singulier que M. Dändliker n'ait rien dit de cette ambassade (cf. Vaucher, Rev. hist. T. 3, 2e fasc. p. 312 s.).

pour apprécier sainement la part d'influence que les intrigues de Louis XI purent avoir sur la crise finale.

Cependant l'orage crevait en Alsace. Nous n'avons pas à refaire l'histoire des événements qui suivirent la proclamation de « l'union perpétuelle ». La déclaration de rachat quelque peu irrégulière du duc d'Autriche [1]), la réponse du duc Charles [2]), l'arrestation et l'exécution de Hagenbach sont des faits trop connus pour nous arrêter.

Le 7 avril, les députés des Cantons présents à Constance avaient confié à Nicolas de Diessbach la mission de se rendre auprès du roi de France pour mettre sous ses yeux le résultat de la conférence de Constance et terminer l'affaire [3]). Le 11

---

[1]) 6 avril 1474. Mon. Habsb. I, 92 s. Charles reçut cette lettre le 17 avril.

[2]) Ibid. 103—105; 105—108. La réponse de Sigismond à ces deux lettres du duc de Bourgogne datées du 22 avril à Luxembourg, se trouve sous une triple forme dans ce même volume. Le texte latin p. 110—114 est évidemment la rédaction définitive dont les textes allemands p. 114—116 et 117—119 sont des projets.

[3]) Abschiede II, 485. — La lettre de créance et les instructions pour Nic. de Diessbach portent la date des 24 et 22 avril (ibid.). — Les arch. de Lucerne (Acten Burgunderkrieg) conservent à l'état d'orig. une lettre de « Jos de Silinon », prévôt de Munster, qui accompagna Diessbach en France. Cette lettre est datée de Lyon, 1er mai 1474, et porte que « les ambassadeurs ont expédié en toute hâte un courrier au roi pour le prier de ne conclure aucun traité nouvean avec le duc de Bourgogne avant leur arrivée ». On sait que la trêve prolongée expirait le 15 mai, et on comprend que les Confédérés se souciaient aussi peu que le duc d'Autriche de voir le roi se retirer sous sa tente au moment où sa coopération effective allait devenir nécessaire. Louis XI n'en prolongea pas moins les trèves jusqu'au mois de mai 1475. — A sa lettre au Conseil de Lucerne Josse joignit la missive du roi qui avait excité l'inquiétude des ambassadeurs. La traduction contemporaine de cette lettre adressée à l'avoyer et au Conseil de Berne, en date de Senlis, le 9 avril, se trouve également aux Arch. de Lucerne (Acten Burgunderkrieg). Le roi accuse réception de certaines lettres de Berne (celle du 14 mars, que nous avons citée, sans doute) et exprime la satisfaction qu'elles lui ont causée. « Quant à ce qui nous con-

juin l'instrument définitif fut dressé en présence du roi, qui se trouvait alors à Senlis. Mais « l'union perpétuelle » ne fut pas la seule question traitée entre Louis XI et son agent confidentiel. Dès le 14 mars, le prévôt de Munster avait porté devant la diète de Lucerne des propositions royales qui tendaient à resserrer les liens qui unissaient les Suisses à la France [1]). Le 7 avril, à Constance, les députés des Cantons furent chargés de rapporter à leurs gouvernements la question suivante: « Si le roi de France voulait contraindre le duc de Bourgogne à ne pas troubler les Confédérés dans leurs affaires et leur demandait de lui fournir des hommes pour obtenir ce résultat, lui accorderait-on l'autorisation de lever des mercenaires dans la ligue » [2])? Nous ignorons quelle réponse fut faite à ces ouvertures, mais il est certain que c'est là qu'il faut chercher le début de l'importante négociation qui va suivre.

Louis XI garda auprès de lui Nicolas de Diessbach jusqu'à ce que le duc de Bourgogne fut bien engagé dans la guerre de Neuss. C'est le 10 août seulement que Nic. de Scharnachthal communiqua à la diète de Lucerne la conclusion définitive de l'affaire autrichienne, le retour du Sgr. de Diessbach et la prochaine arrivée en Suisse d'une ambassade française [3]). Toutes les

---

cerne, ajoute-t-il, nous attendons l'expiration de la trêve avec le duc de Bourgogne qui va jusqu'au milieu de mai. Entretemps se réuniront les ambassades des deux côtés et aussi celle du duc de Bretagne et tout ce qui sera fait et décidé nous vous l'apprendrons de suite. »

[1]) Abschiede II, 482. Cf. la proposition du roi « de se prêter au jour du péril assistance mutuelle etc. » avec la note ci-dessus!

[2]) Ibid. 484.

[3]) De Rodt, Feldzüge I, 261. — Le même auteur donne (p. 260) l'analyse d'une lettre écrite de France par l'avoyer de Diessbach au petit Conseil de Berne (24 juin 1474) pour le rassurer sur les conséquences de la trêve conclue (13 juin) entre le roi et le duc Charles. — « De sérieuses considérations qui leur seront exposées de vive voix ont poussé le roi à ce faire; du reste S. M. a compris les Confédérés dans la trêve etc. » — Le retour de Diessbach, qui « ne rapporta que de bonnes nouvelles », s'effectua dans les derniers jours de juillet (Berne à Lucerne, 1er août — Vincula Petri — Abschiede II, 492 s.)

mesures furent prises pour que les orateurs du roi trouvassent dans la ligue un accueil convenable. Le succès de leurs propo-

---

Le roi ne ménagea pas aux ambassadeurs les marques de sa satisfaction, comme le prouve la pièce qui suit:

Bibl. nationale fr. 22,490 f° 11. Orig. Parch.

«Ensuit la distribucion faicte par Noel le Barge, trésorier des guerres du Roy Notre Sire de la somme de *trois mil cinq cens cinquante quatre livres sept solz six deniers tournois en deux mil troys cens cinquante escuz d'or,* que ledit Seigneur a ordonnée et voulu estre baillée et delivrée de par lui aux ambassadeurs des Suysses et Bernois, en faveur de ce qu'ilz sont venuz en ambassade devers lui de par les ligues d'Almaigne ou mois de Juing Mil CCCC soixante et quatorze.

Et premièrement:

A Mess^e Nicolas de Diesbach chlr., avoué de Berne, en Mil escuz d'or pour don, qui vallent a XXX s. III d. par la pièce . .	XV^c XII l. X s.
A maistre Job de Silinon, prévost de Saint Michiel de Luzerne, pour semblable, en autres mil escuz d'or, pareille somme de	XV^c XII l. X s.
A maistre Adam Gouffe, secrétaire des dits ambassadeurs, en cent escuz d'or pour pareille cause et audit pris	CLI l. V s.
A Evrat de Aljalfuger (?), Almant, en cinquante escuz d'or pour semblable et audit pris	LXXV l. XII s. VI d.
A Mess^e Jehan, Conte d'Abrestain (Eberstein), pour le premier quartier de sa pension que le Roy lui a ordonnée à commencer du premier jour de Juillet IIII^c soixante et quatorze, en deux cens escuz d'or audit pris, la somme de	III^c II l. X s. t.
Somme toute des dites parties	III^m V^c LIII l. VII s. VI d. t.

Je Bertrand Briçonnet, notaire et secrétaire du Roy Notre Sire, certiffie à tous à qui il appartiendra que, en ma présence, ledit Noel le Barge, trésorier des guerres, a ce jourduy baillé et delivré aux ambassadeurs cy-dessus nommez, la dite somme de troys mil cinq cens cinquante escuz d'or que le Roy Notre dit Sire leur a donnée et ordonnée pour les causes et ainsi que dessus est plus à plain declairé. Tesmoing mon seing manuel cy mis le XXIXe jour de Juing, l'an Mil CCCC soixante et quatorze.

(signé) Briçonnet.

sitions paraissait assuré. Les Bourguignons venaient d'entrer en campagne pour venger la mort de Hagenbach et remettre sous le pouvoir du duc les domaines que Sigismond lui avait arrachés si brutalement. Le 20 août, Berne, en réponse à une lettre des plus affectueuses du roi, l'instruisit des mouvements de troupes bourguignonnes en Comté. « On prétend », dit cette missive, « que ces troupes sont destinées à nous combattre; Dieu aidant, nous en viendrons facilement à bout et nous leur apprendrons qu'il est dangereux de nous braver » . . . « Nous attendons les orateurs de V. M. et nous leur ferons sentir, quand ils seront là, notre affection par des actes plus encore que par des paroles [1]) ».

Ces orateurs si désirés arrivèrent à Berne le dimanche 28 août, au soir [2]), munis des pleins pouvoirs du roi « de faire prendre, accorder et conclure telles et si amples confédérations et alliances qu'ils verraient estre à faire » [3]). C'était Maître Guarcias Faur, président du parlement de Toulouse [4]), Messire

---

[1]) Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 308.

[2]) Berne au maréchal et bailli d'Autriche, 30 et 31 août (Arch. de Berne, Missiv. allem. C. 290 s.) — Berne au roi, 3 septembre (Missiv. lat. A. 311). — Berne à Lucerne, 29 août lundi av. Verena (Arch. de Lucerne, Acten Burgunderkrieg). — Zellweger, Versuch etc., p. 43, donne le 25 août, de Rodt et de Gingins, le 26.

[3]) Ces pouvoirs sont imp. dans Commynes-Lenglet, Preuves III. 337, et sont datés « du second jour d'aoust, l'an de grâce 1474 au Plessis du Parc lès Tours. »

[4]) En latin *Fabri*, en allemand *Schmid.* — Zellweger, Versuch etc., p. 43 n. argue de la forme allemande et de la forme latine qu'il faut écrire Fa*v*re et non Fa*u*re. De Barante (ducs de Bourgogne X. 244) et l'éditeur des Abschiede (II, 496) ont adopté également *Favre*. De Rodt dit *Faure* et Moreri, dans son dictionnaire, *du Faur*. Suivant ce dernier auteur *Gratien du Faur,* Sgr. de Pujols et de Saint-Jorry, d'abord chancellier du comté d'Armagnac (1473. Bibl. nat. Ms. fr. 20,685, fº 575), puis président du parlement de Toulouse, était fils de Jean du Faur qui testa en 1444 et petit fils de Jean du Faur, sénéchal d'Armagnac. Notre personnage testa en 1481, mais vivait encore en 1484. — En réalité aucune des orthographes adoptées jusqu'ici pour le nom du célèbre ambassadeur de Louis XI n'est

Louis de Saint-Priest [1]) et Antoine de Mohet, bailli de Montferrand en Auvergne [2]). Ils apportaient avec eux l'instrument de l'union perpétuelle Austro-Suisse, scellé par le roi [3]). — Le 29, Berne convoqua une diète à Lucerne pour le 6 septembre [4]). — Le 30, les ambassadeurs français parurent devant les deux Conseils et après avoir déposé leurs lettres de créance exposèrent le message, dont ils étaient chargés. Diessbach avait si bien préparé le terrain que, dans le petit Conseil au moins, la majorité se déclara pour l'adoption des propositions royales. L'ancien avoyer, Adrien de Bubenberg, avec quelques autres membres opposés à la guerre se rangea parmi les opposants [5]). La lettre que l'avoyer et le Conseil de Berne écrivirent au roi le 3 septembre montre avec quelle faveur les orateurs royaux avaient été accueillis. Ce ne sont que protestations d'amour et de reconnaissance [6]). Le même jour la mission, accompagnée de Nic. de Diessbach et de Petermann de Wabern, prit le chemin de Lucerne. C'est là que fut tenue le mardi avant la Nativité de la Vierge (6 sept.) la grande assemblée qui allait décider du sort de la Confédération. Les huit cantons et Soleure y étaient représentés.

Les Français commencèrent par mettre sous les yeux de

---

complétement exacte. Le cabinet des titres de la Bibl. nationale contient six quittances orig. sur parch. (1478, 1479, 1480) qui toutes commencent par ces mots « Je Gacias Faur, conseiller du Roy notre Sire et tiers président en sa court de parlement de Thoulouse ». Les signatures m. p. portent *Guarcias Faur* et une seule fois *Gacias Faur*.

1) Louis de Saint-Priest, chevalier, Sgr. de Saint-Priest, pensionné à 1200 l. t. (mai 1472). (Bibl. nationale, Mss. Chartes royales T. 18, f° 16.)

2) « Ant. Mohet, escuyer, Sgr. de Villaines et de l'Avangarde, conseiller du Roy Notre Sire et son bailli de Montferrand » (Bibl. nat., Ms. fr. 2909, f° 49).

3) Berne au maréchal et bailli d'Autriche cit.

4) Arch. de Berne, Missiv. allem. C. 289.

5) De Rodt, Feldzüge etc. I, 267.

6) Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 311.

la diète l'instrument de l'union perpétuelle et annoncèrent qu'ils avaient fait prier le duc d'Autriche de venir les trouver en personne à Constance ou à Zurich pour terminer l'affaire. Ils invitèrent chaque Canton d'envoyer à cette journée ses députés avec de pleins pouvoirs pour jurer l'alliance au cas où le duc consentirait à la sceller. — Ils arrivèrent ensuite à la seconde partie de leur mission. « Le roi estimait tant les Suisses qu'il n'avait qu'un désir: les assister de son corps et de sa chevance envers et contre tous. Il les avait compris tant la trève conclue avec « le Bourgignon » jusqu'au prochain mois de mai, et il entendait y comprendre également l'Empereur et le duc d'Autriche. — Cette trève avait pour but de permettre à S. M. d'apprendre les intentions des Alliances et de s'entendre avec elles sur la meilleure manière de se défendre contre les agressions certaines du duc de Bourgogne. Celui-ci n'avait pas craint de solliciter du roi la paix ou une trève de neuf ou onze années, dans le but unique de pouvoir, sans être inquiété, ouvrir la guerre contre les Cantons. Mais le roi n'y voulait pas consentir et offrait son assistance aux Suisses en cas de besoin. Quinze mille chevaux se tenaient massés sur les marches de Bourgogne, prêts à voler au secours des Confédérés et à tomber sur les derrières du duc s'il faisait mine de les attaquer. L'opinion de S. M. était que le duc en faisant la guerre aux Suisses, (guerre qu'en fait il avait déjà commençée), rompait la trève qu'il avait avec le roi et donnait à ce dernier le droit de prendre les armes. — S. M. venait d'attirer à son service le duc de Lorraine, auparavant l'allié du duc de Bourgogne, et c'était un grand avantage pour la ligue, car en Lorraine se trouvaient les meilleurs châteaux et places fortes qui couvraient l'Alsace et le Sundgau jusqu'à Bâle ».

«Donc, si les Confédérés étaient contraints de faire la guerre au duc et si tel était leur plaisir, le roi leur offrait son concours. De plus il paierait chaque année, sa vie durant, à chacun des huit Cantons ainsi qu'aux deux communautés de Fribourg et de Soleure une pension de 2000 francs, et distribuerait

annuellement aussi 20,000 francs entre tous les Cantons, pour les aider à soutenir la guerre ».

« Si d'autre part les Suisses consentaient à se passer du secours effectif de la France et menaient la guerre tout seuls, le roi s'engagerait à payer, pour toute la durée de la guerre, une somme annuelle de 80,000 francs aux huit Cantons et aux deux villes susdites, lequel paiement s'effectuerait par quartiers, le tout comme preuve de l'affection que S. M. portait aux Confédérés. En échange le roi demandait aux Suisses de lui fournir un nombre convenable d'hommes qu'il paierait de ses deniers, ceci pour le cas où ce secours lui serait nécessaire et où les Suisses n'auraient pas besoin de leurs troupes. Même en ce cas la pension promise serait acquittée. Enfin S. M. priait les Confédérés de ne conclure trève ni paix sans l'y comprendre, à charge de réciprocité » [1]).

Le 17 septembre, à Lucerne, la majorité se prononça pour accepter l'alliance effective du roi et la pension de 2000 francs pour chaque communauté de la ligue [2]). Un projet de traité étant rédigé, Berne reçut la mission de le discuter avec les envoyés du roi, puis d'en expédier une copie à tous les Cantons. Dès le 22, les deux Conseils de Berne s'assemblèrent pour délibérer sous la présidence de Diessbach [3]). Tous jurèrent de garder le secret. En l'absence de Bubenberg la réunion vota à l'unanimité pour l'adoption du projet d'alliance tel qu'il était présenté et décida qu'il serait soumis à la prochaine diète de Zurich pour y recevoir l'approbation des Confédérés.

---

[1]) Abschiede II, 406 ss. — Les ambassadeurs confièrent aussi à la diète que l'Empereur sollicitait l'alliance de leur maître ; mais le roi ne voulait rien conclure sans l'approbation des Confédérés et dans tous les cas les comprendrait dans le traité.

[2]) Abschiede II, 501. Fribourg refusa de se laisser pensionner (Müller-Monnard VIII, 260).

[3]) Le petit Conseil et une délégation du Conseil des 200 (Müller-Monnard VII, 259. — De Rodt, Feldzüge etc. I, 267 s. — Zellweger, Versuch etc. 46).

Avec quelques variantes de formes le projet soumis à la diète n'était que la reproduction des propositions portées à Lucerne par Guarcias Faur et ses collègues. La solde des mercenaires que la ligue fournirait au roi sur sa demande, au cas d'une agression dirigée contre lui ou contre son allié le duc de Lorraine, serait fixée à quatre florins et demi du Rhin par tête et par mois, l'année étant de douze mois, et le premier mois devant commencer le jour où chaque soldat quitterait sa maison. Quand le roi croirait devoir réclamer le secours promis, il ferait parvenir à Berne, Zurich, Lucerne, ou en tout autre lieu désigné par les Seigneurs des ligues un mois de solde d'avance. Pour les deux mois suivants il fournirait caution suffisante dans l'une des deux villes de Genève ou de Lyon. C'est à Lyon aussi que seraient payée la pension de deux mille francs promise à chaque communauté de la ligue ainsi qu'à Soleure et à Fribourg [1]).

La copie de ce projet fut expédiée aux différents Cantons et au roi lui-même afin qu'il le revêtit de son approbation. Mais Louis XI trouva certains articles ambigus vu la généralité de leurs termes et exigea qu'ils fussent précisés. Le 2 octobre il fut secrètement convenu entre les ambassadeurs français et l'avoyer et le Conseil de Berne sous le sceau de la ville :

1⁰ que le roi ne serait tenu de secourir la ligue « qu'en tant que ses ennemis eussent si grande puissance que les dits Seigneurs des ligues pressèz et en urgente necessité eussent besoin nécessairement d'être secourus et ne pussent autrement résister à leur ennemi ».

2⁰ En ce cas, si le roi « occupé en ses guerres propres ne pouvait les secourir d'hommes contre le duc de Bourgogne », il ferait payer aux ligues vingt mille florins du Rhin, à Lyon,

---

[1]) Abschiede II, 502 s. — Bien que ces « Punctuata regis Francorum et dominorum de liga » ne soient pas datés, il est certain qu'il faut leur assigner la date du 20—24 septembre. Pour les raisons à l'appui de cette opinion, v. Abschiede l. c.

« par chaque quartier d'année tant que la guerre effectuellement durera ».

3⁰ Berne promettait sous sa propre responsabilité et « sur sa foy et honneur » en la personne de ses magistrats « que toutes et quantes fois que le dit Roy demandera secours aux dits Seigneurs de la ligue » on lui fournirait « six mille hommes en ses guerres et expedicions, suivant la teneur de la dernière union et alliance faite entre eux, toutefois en payant » [1]).

Rien de plus clair ! le roi payait et payait bien, mais il ne se souciait pas d'être dupe et prenait des garanties. Du côté des Bernois l'événement prouva combien il eut été impossible de faire accepter aux Cantons des engagements aussi précis et beaucoup plus étendus en réalité que ceux insérés au traité. Même dans ses termes relativement indéterminés le projet du 24 septembre eut de la peine à passer. Il fallut pour le faire accepter des Cantons toute l'habileté de Diessbach et, disons-le, tout l'appât de l'or français !

Si l'objet poursuivi par les envoyés de Louis XI était unique, leur mission était double. Sigismond n'avait pas encore revêtu de son sceau « l'union perpétuelle ». Le premier soin de Guarcias Faur et de ses collègues à leur arrivée à Berne avait été de demander au duc d'Autriche un rendez-vous à Constance ou à Zurich [2]). Sigismond trouva sans doute le procédé humiliant. Il se borna à envoyer ses gens à Berne pour prier les ambassadeurs du roi de venir le trouver à Feldkirch [3]). Bien que la proposition agréat peu aux orateurs français, l'affaire était d'une importance trop immédiate pour qu'ils hésitassent

---

[1]) Commynes-Lenglet III, 370. Preuves — avec le titre inexact de « Déclaration plus ample du contenu aux précédents articles et alliances, faite par le canton de Berne la même année 1474 ». Il ne s'agit pas ici, comme le fait remarquer l'éditeur du T. II des Abschiede p. 505 d'une déclaration relative à un traité conclu et parfait.

[2]) Abschiede II, 406.

[3]) Vers le 24 septembre, Abschiede II, 502. Cf. Berne à Lucerne, samedi après la Saint-Mathieu (24 sept.). (Arch. de Lucerne, Missiven.)

à répondre affirmativement. Ils espéraient d'ailleurs que le duc, satisfait de cette marque de respect, se montrerait plus empressé de mener les choses à bonne fin. Berne écrivit en ce sens aux Confédérés en les priant instamment d'envoyer leurs délégués à Feldkirch le dimanche après la Saint-Michel (2 octobre). Il fut convenu qu'on terminerait là les deux négociations pendantes, celle de « l'union perpétuelle » et celle de l'alliance française [1]).

Sur les instances des Suisses l'union perpétuelle avait subi entre les mains du roi et de Diessbach une transformation peu favorable aux intérêts autrichiens. Deux nouvelles clauses y avaient été clandestinement introduites. La première portait que les quatres villes de Rheinfelden, Seckingen, Lauffenburg et Waldshut sur le Rhin ainsi que le district du Schwarzwald seraient lieux ouverts aux Confédérés. L'autre stipulait que le traité lierait non-seulement le duc d'Autriche, mais tous ses successeurs. Sigismond n'ayant pas d'enfants, il est facile de comprendre que cette dernière condition impliquait pour la maison d'Autriche une renonciation définitive à ses droits sur tous les domaines situés au sud du Rhin que les Suisses lui avaient arrachés peu à peu. Aussi le duc soutenait-il, non sans raison, que la rédaction adoptée à Senlis n'était pas conforme aux bases de Constance qu'on était convenu de maintenir. D'autre part les événements le pressaient. Les Bourguignons avaient fait irruption dans la Haute-Alsace et le bailli et maréchal d'Autriche, Hermann d'Eptingen, ainsi que les Seigneurs et les villes des Alliances inférieures avaient immédiatement adressé aux Confédérés une demande pressante de secours. Le 6 septembre, à Lucerne, le jour même où les envoyés du roi étalaient devant la diète leurs brillantes mais dangereuses propositions, on délibéra sur la réponse qu'il convenait de faire à ces sollicitations. Cette réponse, la voici: « Les Confédérés ne voulaient pas commencer la guerre contre le duc de Bourgogne et n'y étaient

---

[1]) Vers le 24 septembre, Abschiede II, 502. Cf. Berne à Lucerne, samedi après la Saint-Mathieu (24 sept.). (Arch. de Lucerne, Missiven.)

nullement tenus. Ce n'était pas eux qui se trouvaient attaqués, mais bien le duc d'Autriche; à lui de se défendre. Quand l'union perpétuelle serait définitivement conclue et jurée par le duc et par les villes du Rhin, les Confédérés rempliraient tous leurs engagements en hommes braves et loyaux. — Si pourtant l'Autriche payait aux ligues la somme de 8000 florins et ratifiait l'alliance, les ligues se décideraient à entrer en campagne. Aussi bien on attendait la guerre tous les jours, car elle était inévitable » [1]).

C'est pour aplanir ces difficultés et pour faire cesser la résistance opposée par certains cantons à l'alliance française que le congrès de Feldkirch s'ouvrit le 2 octobre 1474 [2]). Il dura dix jours. Les orateurs du roi étaient accompagnés des Bernois Nicolas et Guillaume de Diessbach, Petermann de Wabern et Thuring Frickardt. Le premier point discuté fut l'article du traité de Senlis relatif à « l'ouverture » des villes du Rhin. Sigismond soutint que cette condition ne pouvait que nuire à ses intérêts et à ceux de toute la maison d'Autriche et par l'organe de maître Conrad Stirzel de Fribourg en Brisgau il pria les ambassadeurs français de déclarer comment leur maître entendait cet article. Aussitôt Nicolas de Diessbach se leva et prenant la parole en allemand au nom de tous les Confédérés: « Très-noble prince, dit-il, gracieux Seigneur, notre volonté n'est pas que cette « ouverture » [3]) tourne au détriment de Votre Grâce ni des siens. Nous ne serions pas des hommes loyaux et nous manquerions à notre foi, si nous usions de ce droit contre vous et les votres ». A son tour Guarcias Faur déclara que jamais S. M., en admettant l'insertion de l'article en question, n'avait

---

[1]) Abschiede II, 406 ss.

[2]) Tous les détails que nous donnons sur cette diète de Feldkirch sont extraits du procès-verbal dressé séance tenante et imp. Mon. Habsb. I, 181 ss. et Abschiede II, 506 s.

[3]) « dise öffnung (aperturam dictorum castrorum) ». Ibid. Le procès verbal est en latin, mais les paroles de Diessbach sont en allemand («vulgaria verba»).

eu l'idée de causer un tort quelconque au duc d'Autriche et à sa maison. Pour ajouter plus de poids à cette assurance verbale, les trois commissaires français signèrent de leur main et scellèrent de leur sceau une déclaration conforme [1]). Sigismond céda en protestant [2]) et l'article fut publié.

Le lendemain (11 octobre) on passa à l'examen du second point en litige. Le duc d'Autriche soutenait qu'à Constance il n'avait pas été fait mention expresse de ses successeurs et que dans tous les cas il n'avait jamais entendu s'engager que pour lui et ses descendants en ligne directe et non pour ses successeurs en général [3]). Sur cet article on ne parvint pas à s'entendre. Sigismond allégua que céder sur ce point dépassait son pouvoir et les ambassadeurs qu'il envoya au roi pour le prier d'amender cet article ajoutèrent: « Les contrats qui lient les uns aux autres les princes de la maison d'Autriche s'opposent formellement à ce qu'aucun prince autrichien aliène pour toujours sans le consentement de tous, la moindre portion de ses droits » [4]). Les parties en référèrent donc au médiateur souverain, le roi de France, les Confédérés avec la conviction très-justifiée que l'article ne subirait aucun changement [5]), le duc, en faisant valoir par ses envoyés les arguments que nous venons d'exposer. Il ajoutait aussi, un peu naïvement, « que le traité lui était déjà fort désavantageux et qu'il n'avait rien obtenu de ce qu'il demandait, tandis que les Confédérés n'avaient eu qu'à

---

[1]) Mon. Habsb. I, 256 s. et Abschiede II, 508. Les signatures portent: « Guarcias Fabri » ; « Saint Pryet » ; « de Mohet » ; la date : 10 octobre 1474, « à Veltkirche in continenti post prolationem et publicationem dicti laudi ».

[2]) Par l'organe de Me Achatius Mornower, docteur ès lois, et de Burchard Knoringer, écuyer (Procès-verbal cité). V. aussi la lettre de Sigismond à l'Empereur (Abschiede II, 510).

[3]) Le procès-verbal du 12 août 1472 disait simplement « une paix perpétuelle et toujours durable (ewigen und ymmerwerenden) ». V. Abschiede II, 435.

[4]) Mon. Habsb. I, 259 s. et Abschiede II, 508 s. Cf. Mon. Habsb. I, 261—264 et Abschiede II, 511—513.

[5]) 11 octobre 1474. Mon. Habsb. I, 257 et Abschiede II, 508.

ouvrir la bouche pour être satisfaits ». Le roi traina les ambassadeurs autrichiens en longueur, refusant de les recevoir et leur envoyant Josse de Silinen, tout dévoué, comme l'on sait, aux Confédérés, et Guarcias Faur, en face duquel ils s'étaient trouvés à Feldkirch [1]). Comme on pouvait s'y attendre, leur mission échoua complétement, et, le 2 janvier 1475, Louis XI déclara positivement qu'il ne changerait rien à la première rédaction du traité [2]). En attendant, à Feldkirch, les deux parties avaient juré l'alliance en présence des envoyés français et quelques jours plus tard, le 21 octobre 1474, à Lucerne, elles la revêtirent de leurs sceaux [3]).

La grande affaire de l'alliance Franco-Suisse fut terminée aussi à l'avantage du roi et de ses partisans dans cette mémorable diète de Feldkirch. Le temps ne nous a pas conservé la relation des négociations qui furent si habilement conduites par les orateurs du roi et surtout par Nicolas de Diessbach. Nous savons seulement que le projet reçut sa forme définitive à Feldkirch ; c'est celle qui fut adoptée par les Cantons à Lucerne le 21 octobre. Pouvoir fut donné à Berne d'en informer le roi, de s'engager envers lui au nom de tous et d'obtenir sa contre-lettre. Tous les Confédérés durent promettre par écrit d'accepter le traité tel que Berne avait reçu mission de le rédiger. — Outre sa contre-lettre le roi devait envoyer immédiatement les premiers trente mille francs promis [4]).

Les hésitations avaient fini par disparaître en présence des offres séduisantes du roi de France. Le grand art des agents bernois, français et autrichiens avait été de convaincre les Confédérés que la guerre était inévitable et qu'il valait mieux la

---

1) Mon. Habsb. I, 261—264.

2) Abschiede II, 920.

3) Ibid. 513. Le traité daté de Senlis, 11 juin, est imp. en allem. Monum. Habsb. I, 234—239 et Abschiede 913—916. On le trouve en français dans Commynes-Lenglet III, 312 Preuves.

4) Abschiede II, 513.

commencer pendant que le duc de Bourgogne et ses meilleures troupes étaient occupés au siége de Neuss. Les arguments sonnants avaient fait le reste. Les Suisses, on s'en souvient, avaient promis à Sigismond leur concours au prix de huit mille florins et de l'acceptation du traité. Ces deux conditions étant remplies, (le roi s'était chargé de payer), il ne restait plus qu'à s'exécuter [1]. Néanmoins les Suisses tinrent, formalité dont ils s'étaient bien souvent affranchis, à être sommés par l'Empereur de prendre les armes. Berne encore fut chargé de rédiger la lettre de défi avec la condition expresse qu'il y serait fait mention des injonctions du Saint-Empire, du duc d'Autriche et des Alliances inférieures. C'est uniquement en qualité d'auxiliaires des susdits que les Suisses se déclarèrent les ennemis du duc de Bourgogne [2]).

Ce jour-là encore Nicolas de Diessbach était présent et avait pesé sur les déterminations. Il était revenu en hâte de Feldkirch annoncer au petit Conseil de Berne le succès qu'il venait de remporter et était reparti immédiatement pour Lucerne afin de mettre la dernière main à l'œuvre si longtemps poursuivie [3]). « Notre avoyer, écrivit Berne au roi le 26 octobre, Messire Nicolas de Diessbach, est revenu de Lucerne où l'on a expédié plusieurs choses, ce qui va permettre aux orateurs royaux de s'en aller. Nos Confédérés ont fait preuve de dispositions assez tranquilles (*mentem satis placidam*) et nous ont donné pouvoir

---

[1]) V. le texte du traité de Senlis l. c. Les Confédérés obtinrent non pas 8000, mais 10,000 florins. Louis XI prétendait, en dépit de la promesse faite par ses envoyés au duc d'Autriche, à Feldkirch, ne payer la pension de ce prince qu'à partir d'octobre 1475 au lieu d'octobre 1474. Les ambassadeurs autrichiens protestèrent et on finit par convenir que le roi payerait le montant de la pension (10,000 florins) directement aux Suisses. (V. la relat. des envoyés autrich. cit. Mon. Habsb. I, 261—264).

[2]) La sommation de l'Empereur à Lucerne porte la date du 27 oct. L'orig. est aux Arch. de Lucerne. Le 28 octobre Frédéric écrivit à Sigismond pour approuver le traité de Senlis (Mon. Habsb. II, 159 et Abschiede II, 510).

[3]) Berne au roi 20 octobre 1474. Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 317 v°.

de conclure. Nous ferons tout pour que les orateurs puissent se mettre en route sous peu de jours ...... *Nous ne pourrons persuader à nos Confédérés de se mettre en guerre contre la Bourgogne que si V. M. en fait autant de son côté.* Vos ambassadeurs l'ont compris et nous ont donné l'assurance que V. M. entrerait en campagne avec toute sa puissance. D'ici à peu de jours, quand l'alliance sera définitivement conclue, nous nous déclarerons, nos Confédérés et nos alliés anciens et nouveaux, les ennemis du duc, et, vos orateurs partis, vers vendredi [1]), nous entrerons en campagne en force, avec l'espoir que V. R. M. agira de même, comme elle nous l'a affirmé par ses lettres et par ses ambassadeurs. De la sorte, et avec l'aide de Dieu, nous pousserons notre ennemi des deux côtés et obtiendrons un résultat décisif » [2]).

L'instrument définitif du traité Franco-Suisse porte la date du 26 octobre [3]) et ne diffère pas du projet rédigé le mois précédent et connu sous le titre de « Punctuata Regis Francorum et dominorum de liga ». L'engagement secret pris par Berne le 2 octobre le complétait au profit du roi de France. C'est encore Nicolas de Diessbach qui fut charger de porter à Louis XI le pacte d'alliance. Ses instructions lui furent délivrées en date du 1er novembre [4]). L'avoyer avait mission de remercier S. M. pour l'envoi de ses orateurs dont la courtoisie et l'affabilité avaient été appréciées de tous [5]). Il devait lui remettre la lettre d'alliance, lui expliquer pourquoi on n'y avait pas précisé le chiffre des mercenaires à fournir et l'assurer que la ligue était à même

---

[1]) Le rendez-vous fut donné à Bâle pour le dimanche 30 octobre.

[2]) Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 319.

[3]) Commynes-Lenglet III, 338 Preuves. Cf. Abschiede II, 516.

[4]) Elles furent discutées et adoptées le samedi après Simon et Jude (29 oct.) par les deux Conseils de Berne. C'est la rédaction latine qui est datée du 1er novembre (Abschiede II, 516 s.).

[5]) « Nam illi ipsi cum omnibus et singulis familiariter et humanissime conversati sunt » (ibid.).

d'en lever un nombre fort respectable[1]). S. M. serait informée que les Confédérés s'étaient déclarés les ennemis du duc de Bourgogne et avaient déjà pris les armes; on insistait auprès d'elle pour qu'elle fit de même. Le reste de l'instruction avait trait aux réclamations du duc d'Autriche qu'on suppliait le roi de ne pas accueillir.

[1]) On remarquera qu'il n'est pas question ici de la « Déclaration plus ample » du 2 octobre. — Il est probable que les ambassadeurs français l'avaient emportée; de plus elle était demeurée secrète.

(La suite est réservée pour le vol. VI.)

BAUSTEINE
ZUR POLITISCHEN GESCHICHTE
HANS WALDMANN'S
UND
SEINER ZEIT.

Von

KARL DÄNDLIKER.

Unter allen historischen Erscheinungen sind Leben und Thaten grosser Kriegs- und Staatsmänner am meisten der willkürlichen oder unwillkürlichen Entstellung ausgesetzt. Die Blüthen der sagenbildenden Poesie ranken sich am liebsten an gefeierten und imponirenden Persönlichkeiten, an den Helden eines Volkes, empor.

Insbesondere werden unter solchen Persönlichkeiten jene zu Mystificationen reichlich Anlass geben, deren Wesen und Charakter, deren Laufbahn und Ende an's Romantische oder Tragische streifen und daher die Phantasie in aussergewöhnlichem Masse in Bewegung setzen.

Dies bestätigt sich bei dem grössten und merkwürdigsten Helden, den die Geschichte der alten Eidgenossenschaft kennt: bei Hans Waldmann.

Da gilt es, mit dem scharfen Messer der Kritik das falsche Bild zu zerstören, mit unerbittlicher Hand die falschen Schösslinge, die schmarotzenden Sagengewinde zu beseitigen und das wahre Leben und Wesen zu enthüllen.

Die Erkenntniss, dass der vaterländischen historischen Wissenschaft eine solche Aufgabe vor Allem in der Geschichte Waldmann's gestellt sei, ist schon längst gewonnen. Schon vor dreissig Jahren hat der fleissige Schaffhauser Geschichtforscher Kirchhofer die Ueberzeugung öffentlich ausgesprochen, dass die Geschichte Waldmann's einer genauen Sichtung und kritischen Untersuchung bedürfe[1]. „Das Leben Waldmann's“, sagt er, „bedarf einer neuen Bearbeitung. Nach bald vierhundert Jahren theilt man sich noch für und gegen Waldmann und seine

---

[1]) Archiv für Schweizergeschichte VI, 114 f.

Gegner. Jener, heisst es, sei zu sehr als Heros dargestellt, diese zu tief herabgesetzt. Der neue Biograph muss auf die Quellen zurückgehen und in einer so wichtigen Sache genaue Beweise führen. Genauer müssen die mancherlei Staats- und persönlichen Verhältnisse in's Auge gefasst werden. Man muss in die Verbindung der Familien einzudringen suchen, auch was alt hergebrachten oder neuen Hass erzeugen mochte. Waldmann's Geschichte ist noch nicht erschöpft. Aus seinem Leben, Gesandtschaften, Vermittlungen, Relationen ist gewiss noch Vieles nachzuholen, auch noch Manches zu erörtern, was in den letzten Tagen sich zutrug". — Seit diesen Bemerkungen von Kirchhofer sind durch namhafte Forscher, wie Theodor von Liebenau, Segesser und von Stürler, sehr wichtige Beiträge zu einer neuen Bearbeitung der politischen Geschichte Waldmann's geliefert worden [1]. Vor zwei Jahren habe ich selbst versucht, Hans Waldmann's Jugendzeit und Privatleben an Hand der Urkunden und wirklich zuverlässigen Quellen zu schildern [2], und glaube, einige Traditionen bereits als falsche erwiesen zu haben.

Schon als ich diese Privatgeschichte Waldmann's herausgab, hatte ich alles Material für den politischen Theil seiner Biographie gesammelt; allein der sehr empfindliche Mangel an Mussezeit hinderte mich, an die Bearbeitung zu gehen. Als nun Prof. Rohrer von Luzern im letzten Bande des „Jahrbuch für Schweizerische Geschichte" eine Untersuchung über Waldmann's Kirchenpolitik herausgab, die einige überraschende, mit meinen Anschauungen sich nahe berührende Resultate zu Tage förderte, fühlte ich mich veranlasst, diese Arbeit an die Hand zu nehmen.

Wer immer sich schon eingehend mit Waldmann's Geschichte beschäftigt hat, wird das Bedürfniss empfunden haben, durch

---

[1]) Liebenau, Documente zur Geschichte des Bürgermeisters Hans Waldmann. — Liebenau, Frischhans Teiling. — Segesser, Die Beziehungen der Schweizer zu Matthias Corvinus. — Stürler, Beschreibung des Waldmann'schen Auflaufs zu Zürich, von einem Zeitgenossen, Archiv IX, 279 ff.

[2]) Hans Waldmann's Jugendzeit und Privatleben (Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Bd. XX, Heft 1, 1878).

die schwankenden und unsichern, theilweise widersprechenden Urtheile und Auffassungen hindurch sich eine Bahn zu brechen und zu einer sichern, auf exacter Forschung beruhenden Ansicht über Waldmann's Politik und Person zu gelangen.

Eben diesem Bedürfniss entsprangen meine Untersuchungen. Ich wollte auf allen Punkten möglichst gewissenhaft das Wahre vom Unwahren, das Sichere vom Zweifelhaften und Unbewiesenen scheiden, und auf den neuen Ergebnissen meine Urtheile aufbauen. Ich wollte insbesondere Waldmann's Geschichte im engsten Zusammenhange mit derjenigen der ganzen Zeit, speciell der Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte Zürich's betrachten, die Parteiverhältnisse genauer ergründen, und alle irgendwie erkennbaren Factoren aufdecken, die auf den Sturz des grossen Zürcher Bürgermeisters eingewirkt.

In den hier folgenden Untersuchungen und Abhandlungen habe ich mich vorläufig auf das Wesentlichste und Wichtigste beschränkt. Was ich schon früher versprochen [1]: die Geschichte Waldmann's zusammenhängend und vollständig, in Verbindung mit der ganzen Zeitgeschichte darzustellen, kann ich heute noch nicht erfüllen; ich halte die Gelegenheit dazu noch nicht für günstig; es müssen erst noch manche Urtheile über äussere und und innere Politik, über Cultur- und Personalfragen jener Periode abgeklärt und überdies eine Reihe von Specialuntersuchungen noch vorgenommen werden, für die mir gegenwärtig die Zeit mangelt. Ich rechne zu den letzteren einige Vorfälle und Episoden, mit denen Waldmann's Leben und Thätigkeit zwar vielfach sich verflicht, die im Folgenden aber vorläufig noch ausser Acht gelassen worden: so den „Mötteli-Handel", den Hohenburger Process und den Walliser Zug; über letztere zwei liegen noch so viele Acten vor, dass sie durchaus separatim behandelt werden müssen.

Kann ich aber auch diesmal nicht etwas Lückenloses bieten, so darf ich doch sagen, dass es, wie ich meine, genug ist, um

---

[1]) „Waldmann's Jugendzeit", S. 4 Anm.

Waldmann's Aufkommen, Regiment und Sturz genau erkennen, den Mann und seine Stellung richtiger beurtheilen zu können. Was Kirchhofer 1849 verlangte, habe ich hiemit grösstentheils zu erreichen versucht.

Wenn es mir nun vornehmlich darauf ankam, vorläufig für die Beurtheilung Waldmann's und seiner Politik sichere Grundlagen zu gewinnen, so erhebe ich doch keineswegs die Prätension, dass alle von mir aus den Materialien gezogenen Schlüsse und Urtheile als absolut unerschütterliche und abschliessende zu betrachten seien; ich weiss, dass manche auf subjectiver Empfindung beruhen und vielleicht immer beruhen werden, und gebe sie daher mit dem grössten Vorbehalt; ich habe ein Genüge daran, wenn ich mir sagen darf, dass ich mindestens zu weiterem Nachdenken und Nachforschen angeregt habe.

Denn es hat seine eigenartigen Schwierigkeiten, einen Mann zu schildern, von dem man mit dem Dichter sagen muss:

„Von der Parteien Hass und Gunst verwirrt
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte!"

Wo hat nun der Hass, wo die Gunst entstellt? Wie weit geht die persönliche Verschuldung, wie weit nicht? Das sind schwere, brennende Fragen, die nicht zu umgehen sind. Wenn es aber überhaupt eine schwere Aufgabe ist, das Innere der Menschen und damit die Motive ihres Handelns und den Grund ihres Geschickes, zumal in entlegener Vergangenheit, ganz klar zu durchschauen, das Getriebe der menschlichen Interessen und Leidenschaften aufzudecken, so in diesem Falle ganz besonders, da die Materialien relativ spärlich und dürftig sind. Man weiss ja, dass Waldmann's Feinde und Richter die Processacten vernichtet haben; auch ist durch Nachlässigkeit und Unachtsamkeit früherer Verwaltungen so manches wichtige Document der Archive verloren gegangen. Was an Urkunden und Acten noch vorhanden war, das vermochte zwar, wie ich mit einer gewissen Genugthuung sagen darf, manche neue Aufschlüsse zu geben; aber, um die Person Waldmann's ohne Geheimniss und Räthsel voll und ganz vor uns wieder erstehen zu lassen, dazu fehlen

uns, wie mir scheinen will, für immer die Mittel. Der Geschichtsforscher findet sich in der peinlichen Lage eines Wanderers, dem im tiefsten Dunkel der Nacht nur von Zeit zu Zeit blitzartig einige Lichter leuchten. Wie beneidenswerth muss uns in solcher Lage das Schaffen des Malers und Dichters erscheinen: beide vermögen zusammenhangslose Trümmer zu wirkungsvollem Gesammtbild zu gestalten und ein im Ganzen wie im Einzelnen bestimmtes und vollständiges Bild ihres Helden zu zeichnen, indem sie mangelnde Züge und Striche in freier Weise ergänzen, Widersprüche lösen und Harmonien bilden! Während die Kunst nur eine solche Grenze ihres Schaffens kennt, die gross und weit genug ist, um die freieste Bewegung zu gestatten: die allgemein menschliche Lebenswahrheit, so ist die historische Wissenschaft in erster Linie an eine andere, mitunter recht eng gezogene gebunden: die meist trübe und trümmerhafte historische Ueberlieferung.

Dass ich gegen solche Hindernisse ernstlich gekämpft, wird man mir glauben. Ich danke noch den Herren Archivaren Dr. Strickler in Zürich, der mit liebenswürdigster Uneigennützigkeit und Zuvorkommenheit mir Material zutrug, und Dr. Th. von Liebenau in Luzern, sowie Herrn Bibliothekar Dr. Horner für ihr freundliches Entgegenkommen. Dem Herrn Zeller-Werdmüller bin ich noch ganz besonders verbunden für einige recht werthvolle Mittheilungen, die an Ort und Stelle als solche bezeichnet sind.

Wenn, wie ich nur zu gut selbst weiss, diese Arbeit, besonders formell, nicht das ist, was sie hätte werden können, so darf ich wohl zu meiner Entschuldigung bemerken, dass mir zur Herstellung derselben ein verhältnissmässig kurzer, überdies durch die Pflichten des Lehramtes und andere Bethätigungen sehr eingeschränkter Zeitraum zur Verfügung stund.

Küssnach bei Zürich, am Berchtoldstag 1880.

A. Waldmann's Aufkommen.

Die bisherige Tradition, zuletzt fixirt durch Bluntschli [1]), lässt Waldmann als armen, existenzlosen Burschen aus dem zugerischen Dorfe Blickensdorf wie von ungefähr nach Zürich übersiedeln oder herlaufen und in Zürich lediglich durch seine ausserordentlichen Talente und durch zufälliges Glück hohe Stellung gewinnen. Ein solcher Vorgang ist unläugbar etwas befremdend. Dass man damals in einer Stadt wie Zürich einen Mann ohne Reputation und ohne Protection so rasch und rückhaltlos beförderte, ist schwer zu glauben. Dem entsprechend fällt aber auch bei näherer Untersuchung diese Darstellung als irrig dahin. Ich glaube in der Abhandlung über „Waldmann's Jugendzeit und Privatleben“ die Uebersiedlung Waldmann's von Blickensdorf nach Zürich an Hand der Acten in ein ganz anderes Licht gestellt und die Anschauungen über die Familienverhältnisse Waldmann's berichtigt zu haben [2]). Waldmann's Mutter zog — um in wenige Worte das Resultat zusammenzufassen — nach dem frühen Tode ihres Mannes nach Zürich, wo schon seit längerer Zeit ihr Vater, Werner Schweiger, sich niedergelassen und das Bürgerrecht erworben hatte; sie war vermöglich und liess den jungen Hans ein Handwerk lernen. — Nun denke ich mir, dass Waldmann's Aufsteigen zu Amt und Würde eben mit diesen Verhältnissen in Verbindung zu bringen sei. Man wird nicht bloss an seine „Talente“ und „Fähigkeiten“ erinnern dürfen, die ja allerdings auch sein Glück begründen halfen, und am wenigsten wohl dürfte Füssli's rasch hingeworfene, allerdings etwas bestechliche Bemerkung befriedigen, dass Ausgelassenheit, Wohlgestalt, Beredtsamkeit, Gescheidtheit, freigebiges und unhäusliches Wesen, in welchen der junge Reisläufer Waldmann glänzte, Talente gewesen, „denen man nur ihren

---

[1]) Bluntschli, Geschichte der Republik Zürich II, S. 1 ff.

[2]) Waldmann's Jugendzeit und Privatleben, S. 7.

Lauf, je ungezähmter, je besser, lassen durfte, um damit sein gewisses Glück zu machen, wo und wie man wollte". So aus dem Blauen in's Blaue hinaus ist doch wohl Waldmann's politische Thätigkeit nicht erwachsen. Nun haben allerdings schon Füssli und Bluntschli auf die Heirath Waldmann's mit der Wittwe des Einsiedleramtmanns Ulrich Edlibach (1464) viel Gewicht gelegt, zum Theil mit Recht: Waldmann gewann hauptsächlich hiedurch eine höhere sociale Stellung [1]), ein wenn auch nichtstädtisches Amt (als Einsiedleramtmann) und eine Verbindung mit einem angesehenen Geschlecht. Allein dies dürfte nicht die einzige Connexion gewesen sein, durch die Waldmann empor kam. Bluntschli's Behauptung [2]), Waldmann sei „anfangs ohne Familienverbindung und ohne Vermögen" gewesen, ist durchaus irrig, und die im Gespräch mir einst kundgegebene Vermuthung des Herrn Zeller-Werdmüller, dass Waldmann noch eher, als durch die Edlibach, durch die Schweiger empor gekommen, scheint mir sehr zutreffend zu sein. Herr Zeller hat auch bereits seine Ansichten über die Beziehungen der Familien Schweiger und Waldmann durch andere Hand veröffentlichen lassen [3]). Darnach wäre der Grossvater Waldmann's, Werner Schweiger, schon 1427 Bürger von Zürich, und Waldmann's Mutter in erster Ehe vermählt mit einem N. N. Schweiger, Bürger von Zürich. Der Sohn dieses Schweiger, der Stiefbruder also von Hans Waldmann, Hans Schweiger, war schon 1459 Rathsherr und nahm 1460 auf dem Zuge nach Diessenhofen eine ansehnliche Stellung ein [4]): er wurde zum obersten Hauptmann gewählt (und neben ihm trug ja unser Waldmann der Stadt Banner); 1462 wurde er Landvogt zu Sargans. Die Schweiger werden also dem jungen Waldmann die politische Laufbahn eröffnet haben.

---

[1]) Waldmann's Jugendzeit, S. 12.

[2]) Geschichte der Republik Zürich II, 2.

[3]) L. Clericus, Eine Waldmann-Reliquie, Berlin 1879, S. 23.

[4]) Edlibach, Chronik S. 110.

Ueber die Art, wie Waldmann emporrückte; wussten die älteren Geschichtschreiber keine vollständige Auskunft zu geben. Die Raths- und Richtbücher im Staatsarchiv Zürich mit ihren Verzeichnissen der städtischen Beamten geben uns aber darüber einigen Aufschluss. Waldmann hat darnach von der Pike auf gedient; er erscheint zunächst als Träger ganz untergeordneter Functionen im städtischen Verwaltungsorganismus. Ich finde ihn zuerst im Jahre 1466, wo Hans Schweiger noch unter den Räthen aus der Constaffel („consules“) erwähnt ist, unter den Sechs, die den Auftrag haben: „söllend an beide Gericht gahn“, ebenso 1467, 1468 und 1469; in den letzteren zwei Jahren hat er zugleich noch den Auftrag, „das Umgeld und den Zoll dem Schreiber im Kaufhaus zu leiden“. In diesen Stellungen verbleibt er bis 1473; mitunter bekleidet er auch andere Beamtungen. Z. B. erscheint er 1473 als Brodwäger, oder, wie die Acten sagen, unter denen, welche „das Feilbrod und die Semmeln wägen, und was sie zu klein bedunkt, schneiden, die Bussen einziehen und dem Baumeister antworten, und alle Wuchen zu dem Münster gehen“. Zu Weihnachten 1473 wird er Zunftmeister und erscheint nun im kleinen Rathe; es war die Stufenfolge der Beamtungen, wie sie damals Alle passirten, die eine politische Carriere einschlugen [1]). Ob es Zufall war, dass er gerade auf 1473 in den Rath befördert wurde und seine Stelle als Einsiedleramtmann aufgab, oder ob dies mit den Verhältnissen seines Stiefsohnes Edlibach zusammenhing, der gerade vorher sich vermählte und nun zum Amtmann vorrückte [2]), muss dahin gestellt bleiben. Wenn wir bedenken, dass die Stelle eines Einsiedleramtmanns unvereinbar war mit einer Rathsstelle, dann hat die Annahme Vieles für sich, dass Waldmann absichtlich bis 1473 gewartet, ehe er auf eine Rathstelle reflectirte, um

---

[1]) Die Meisten, die zuerst in untergeordneter Beamtung (für Gericht, Zoll etc.) stehen, rücken laut den Verzeichnissen dann mit der Zeit vor in den kleinen Rath.

[2]) Edlibach's Chronik S. VIII.

dann das Amt in der Familie belassen zu können. Indess scheint aus den Acten doch hervor zu gehen, dass Waldmann sich schon früher bemühte, durch die Zunft in den Rath zu kommen; denn 1467 bemerkt ein Feind Waldmann's (Saler) spöttisch zu einem Andern: „Was hat dir Waldmann zu sagen davon, dass unsere Zunft (die Gerbe) ihn nicht genommen hat, der Wollweber wegen vor meine Herren zu gehen? Was ist das, dass sie ihn nicht genommen haben? Wofür hält er sich selber? Wir halten nichts auf ihm[1])!“ etc. Waldmann klagte hierauf, als er dies vernahm. Da wurde ihm gesagt, wie der Saler zu Bremgarten „in des Rotters Hus“, da des Waldmann gedacht wurde, weil er zu einem Zwölfer und hernach zu einem Zunftmeister genommen worden und es nicht blieb, öffentlich gesagt habe: „Min Herren, die Meister wellind sin niendert zu“. Dies deutet Füssli wohl richtig dahin, dass die Zunft ihn zum Zwölfer und Zunftmeister portirt hatte, dass aber die Zunftmeister ihn nicht annahmen —: die Zunftmeister wurden nämlich stets anmassender und wollten die Wahlen vorher prüfen[2]). Sehr bezeichnend ist aber die Aeusserung Saler's: „Er geht zu uns und gehört nicht zu uns“. Es bezieht sich dies wohl darauf, dass Waldmann zweien Zünften angehörte, was damals häufig vorkam: 1468 erscheint er als Eisenhändler in der Constaffelzunft[3]), gleichzeitig aber auch auf der Zunft zur Gerbe. Später muss Waldmann die Zunft wieder gewechselt haben; er erscheint Anfangs der 70er Jahre in der „Kämbelzunft“[4]), und diese bewahrte auch bis 1798 Waldmann's Trinkbecher[5]). Ob dieser Wechsel der Zunft mit politischen Berechnungen zusammenhing, oder ob andere sociale Verhältnisse Waldmann's von Einfluss waren, — wer mag es bei der Lückenhaftigkeit der Nachrichten

---

[1]) Waldmann's Jugendzeit, S. 11.

[2]) Füssli, Waldmann S. 10.

[3]) Waldmann's Jugendzeit etc. S. 12. 13.

[4]) Leu, Nachrichten vom Edlibach'schen Geschlecht und Hans Waldmann (Mscr. Stadtbibliothek).

[5]) Waldmann's Jugendzeit etc. S. 24.

und der Unklarheit der städtischen Verhältnisse jener Zeit entscheiden? Im einen wie im andern Falle musste Waldmann Misstrauen erwecken, und es stimmt ja ganz mit dieser Thatsache überein, wenn schon 1462 Mitglieder der Gerbezunft höhnisch ihrem Genossen Waldmann die Sympathie und Parteinahme für die Junker zum Schnecken vorwerfen[1]. *Vielleicht hat Waldmann den Versuch gemacht, durch die Junker empor zu kommen, durch die Constaffel, in der auch sein Stiefbruder Schweiger war.* Doch mochte er wenig Erfolg haben; zwei Vorfälle, die ich den Richtbüchern jener Zeit entnehme, zeigen, dass die Adeligen ihm nicht eben freundlich entgegen kamen, sondern sein Ehrgefühl und Standesbewusstsein empfindlich verletzten. Er zankte z. B. mit dem Berner Patricier Brandolf von Stein, den er „dutzte" und mit dem er in der Gasse nächtlichen Scandal bekam; er sucht ihm gegenüber seine Stellung und Herkunft zu retten, indem er sagt: „Wir mögen uns wohl dutzen, wiewohl mich meine Mutter zu einem Schneider und Gerber gethan hat; wäre das nicht geschehen, so hätte ich doch zu essen gehabt, denn ich bin von Vater und Mutter von bideren Leuten". Zu Waldshut fühlt er sich 1468 schwer verletzt, als der Ritter Heinrich Escher, Hauptmann der Constaffel, einen leeren Sack, auf dem Waldmann zu Nacht gelegen, wegnahm, um ihn heim gen Zürich zu senden; er rief stolz: „Wo ist der Sack, ich will ihn haben!", schimpfte über Escher und sagte (wohl weil Anderen ein derartiges Lager belassen worden), es „gehe nicht gleich zu"[2]. Bei solchen Stimmungen und Gesinnungen begreifen wir leicht, dass er bei den Adeligen nicht Erfolg hatte und er wieder mehr an die Handwerker- oder Zünfterpartei sich hielt. Für des Mannes spätere politische Haltung aber muss es von entscheidenden Folgen gewesen sein, dass er bei den Junkern durchfiel; wenn er dieser Partei später so rücksichtslos entgegen trat, so möchte ein gut

---

[1] Waldmann's Jugendzeit, S. 10.

[2] „Raths- und Richtbücher" im Staatsarchiv.

Theil persönliche Verletztheit und Rachsucht dahinter stecken. Aber eben dieses Laviren und Schwanken, diese interessirte Haltung mochte auch bei den Handwerksgenossen Misstrauen und Vorurtheil erregen; nicht minder auch sein leichtfertiger, händelsüchtiger Charakter, der aus den Processacten jener Zeit zur Genüge erhellt [1]). Wir sahen, wie die Zunftmeister seine Candidatur zurückwiesen, wohl hauptsächlich darum, weil er in verschiedenen Händeln nicht in ehrendem Lichte erschien, und weil man seine böse Zunge fürchtete. Im Handel wegen eines gewissen von Greifensee wurde ihm vorgeworfen, er habe gegen seine geschwornen Eide gehandelt (wohl als Advocat oder Vogt?), ebenso in der Angelegenheit eines gewissen von Buchberg, worauf er acht Tage in den Thurm kam und um 2 Mark Silber gebüsst wurde. Ein Verwandter Waldmann's, Johannes Grebel, mit dem Waldmann ärgerliche Händel hatte, behauptet, Waldmann habe einst über den Zunftmeister Kambli geschmäht und gesagt: dieser habe eine offene Lüge über ihn ausgesprochen, das wolle er „kund thun“ (d. h. beweisen), wenn er es nicht kund thue, solle man ihm das Haupt mit einer Diele von den Achseln stossen [2]) als einem wissentlichen Bösewicht; Waldmann habe es dann nicht kund thun können und sei darum um eine Mark Silber gebüsst worden [3]). Nun hatte freilich Waldmann einmal gesagt, er wollte nicht um alles Gut in der Welt, dass man von ihm rede, was man von Grebel rede; aber auch Grebel hatte gemeint, er wollte nicht um Alles ein Mann sein, wie Waldmann. In einem Process indess, betreffend eine Forderung Grebel's an Waldmann, die dieser energisch zurückwies, bekam Grebel vor Gericht vollkommen Recht [4]). So dürften wohl Grebel's Aussagen nicht ganz verworfen werden, und wenn dem so ist, so begreift man leicht, wie die Zunftmeister

---

[1]) Waldmann's Jugendzeit, S. 9—11.

[2]) Sprichwörtliche Redensart jener Zeit.

[3]) Rordorf, Waldmanniana, Stadtbibliothek Mscr.

[4]) Vgl. Waldmann's Jugendzeit, S. 7.

dazu kamen, 1467 die Candidatur Waldmann's zu beanstanden. Trotz Allem gelang es Waldmann nun doch, 1473 durchzudringen. Und kaum stund er ein Jahr im Rathe, so traten Ereignisse ein, die ihm die glänzendste Laufbahn eröffneten. Es kamen die Burgunderkriege und mit ihnen die Periode, wo er auf den Schlachtfeldern und in den Rathssälen, im Militär und unter den Politikern, in den vordersten Reihen steht, durch Thatkraft und Heldensinn, Scharfblick und Gewandtheit glänzt und an jedweden Vorzügen des Körpers und Geistes Alle übertrifft.

B. Waldmann in der Epoche der Burgunderkriege.

Wenn wir Waldmann an den wilden Beute- und Eroberungszügen der Sechzigerjahre sich so eifrig betheiligen sehen [1]), kann man sich leicht vorstellen, mit welchen Gefühlen und Gedanken er den Burgunderkriegen entgegen gegangen. Der Mann, der unter den Kriegsgesellen stets der Eifrigste und Keckste gewesen, musste wohl die neue Kriegsarbeit, die in Aussicht stand, mit Freude begrüssen: sie bot Befriedigung seinem politischen Ehrgeiz wie seiner unbändigen Waffen- und Streitlust. Gleich so vielen thatenlustigen Recken dieser Periode mochte auch er mit dem Dichter sagen:

„Im welschen Land hebt sich ein Strauss,
Da mag wohl Etwas werden draus,
Die Klauen woll'n wir wetzen!"

---

[1]) Waldmann's Jugendzeit, S. 8 f. Ich trage hier noch nach, dass laut Actenstücken des hiesigen Archivs die Theilnehmer am Kemptener Zug von 1460 (also auch Waldmann) von der Obrigkeit für acht Tage in den Thurm gelegt und an Geld gebüsst wurden.

Gleich beim ersten Zusammenstoss mit den Burgundern, beim Zug nach Héricourt, November 1474, ist Waldmann betheiligt: er zog aus mit den Rathsgliedern, die, wohl als eine Art Kriegsrath, neben dem Zürcher Hauptmann Felix Keller standen[1]). Was er aber zu Héricourt für Heldenthaten verrichtet, wissen wir nicht; sein Stiefsohn Gerold Edlibach meint uns damit genug gesagt zu haben, dass er überhaupt dabei gewesen.

Dem ersten Waffengang machte der Winter ein Ende, und die Mehrzahl der Eidgenossen meinte nun, die Waffen ruhen lassen zu wollen. Aber die Berner zogen voll ungestümen Thatendrangs im Frühjahr 1475 neuerdings aus und führten auf eigene Faust den begonnenen „Waffentanz" weiter. Zürich dagegen hielt sich mit anderen Orten ferne und blieb ruhig. Waldmann, so kriegslustig und kriegseifrig, wie wir ihn stets kennen lernen, wird wohl kaum dieser Zurückhaltung das Wort geredet haben. Ungern genug mochte er sich darein fügen, zu Hause still zu sitzen. Wie dann aber im Herbst Zürich und die anderen Orte wieder eingriffen, trat auch Waldmann wieder vor. Gerold Edlibach sagt uns, dass Waldmann Hauptmann der Zürcher gewesen[2]). Die eidgenössischen Tagsatzungsverhandlungen aber zeigen ihn uns als Vogt im Freiamt in der Stellung eines von den Eidgenossen gesetzten Hauptmannes der Freiämtler[3]). Die Abschiede berichten uns nämlich von einem Streit, der sich erhoben, indem die Freiämtler wünschten, in Zukunft sich selber den Hauptmann zu setzen. Wie nun Edlibach dazu kam, Waldmann als Hauptmann der Zürcher zu bezeichnen, ist mir nicht klar. Ob Waldmann wohl Beides zugleich sein konnte und war? Sei dem, wie ihm wolle, als Hauptmann fungirt er auf dem Zuge durch Waat nach Genf[4]).

---

1) Edlibach, Chronik S. 145.

2) S. 147.

3) Abschiede II, 575 h.

4) Im September 1475 wird daher Waldmann als landesabwesend bezeichnet (Abschiede II, S. 563). Oefters wird er dann in den Tagsatzungs-

Das war aber Alles nur Vorspiel. Jetzt fiel Karl selbst mit seiner Hauptmacht über die Schweizer her, und aus dem Spiel ward voller Ernst. Es kam der Tag von Grandson, 2. März 1476. Ob Waldmann an diesem ersten grossen Triumph der Eidgenossen über den stolzen Burgunder Theil genommen, lässt sich leider bestimmt nicht sagen. Wenn dem so wäre, so hätte doch wohl Edlibach, der jede Betheiligung seines Stiefvaters an öffentlichen Ereignissen sorgfältig notirt, ihn zu nennen nicht unterlassen. E. von Rodt, in seiner Bearbeitung der Kriege Karl's des Kühnen, behauptet bestimmt (II, 58) die Theilnahme Waldmann's als Unterhauptmann neben dem Oberhauptmann Göldlin. Was für einer Quelle er indess diese Nachricht entnommen, kann ich nicht finden [1]. Sollte er also betheiligt gewesen sein, so hat er doch jedenfalls nicht eine hervorragende Stellung eingenommen, wie man auch daraus ersehen kann, dass nach Edlibach's Angaben [2] eine Anzahl Zürcher, wie Heinrich Göldli, Hartmann Rordorf, Felix Schwarzmaurer (die späteren Feinde Waldmann's), die Ritterwürde erhielten, Waldmann dagegen nicht. Sein Stern war noch nicht aufgegangen. Doch liess er nun nicht lange mehr auf sich warten.

Auch nach der Schlappe von Grandson gab Karl nicht nach, sondern betrieb zu Lausanne eifrig neue Rüstungen. Man glaubte, er werde Freiburg überrumpeln. Da beschlossen die Eidgenossen auf einem Tag zu Luzern, eine Besatzung von 1000 Mann gen Freiburg zu legen. Von Zürich zogen 200 unter Waldmann nach Freiburg und trafen dort die andern Eidgenossen [3]. Hier wurden Alle einig, einen obersten Hauptmann zu wählen. Die Wahl fiel auf Hans Waldmann. Mit sichtlichem Stolz berichtet

---

acten wegen Angelegenheiten im Freiamt als Vogt genannt (s. Abschiede II, 573. 575).

[1] Nach gütiger Mittheilung des Herrn Prof. Dierauer in St. Gallen erwähnt die auf dem Stiftsarchiv St. Gallen liegende Mannschaftsliste, die Rodt als Quelle aufführt, keine Namen.

[2] Edlibach, S. 151.

[3] Edlibach, S. 153. Abschied, 18. März (S. 582 f.).

uns Edlibach, wie alle Orte ihre Fähnlein aufgerollt, unter das Zürcher Banner getreten, und wie diese und die Freiburger unter Anführung Waldmann's viele Ausfälle bald dahin, bald dorthin unternommen und oft viel Raub und Beute nach Freiburg zurückgebracht hätten. Von Waldmann selbst ist noch der Inhalt eines Briefes erhalten, den er Donnerstag den 16. Mai an Edlibach schrieb uud der uns einen trefflichen Einblick thun lässt nicht nur in Lage und Stellung, sondern auch den Charakter Waldmann's [1]). Er erzählt, wie sie vor Romont gezogen, wo wohl 4000 Burgunder gelegen. Mit diesen hätten sie gerne gestritten, aber die Burgunder wagten sich nicht zur Stadt hinaus; die Eidgenossen hätten sich begnügen müssen, einen Feind zu tödten und fünfe zu fangen. Waldmann lässt seinen Kriegsmuth deutlich durchblicken: „wenn wir nur 6000—7000 Mann hätten, wollten wir das burgundische Heer aufsuchen und schlagen; wenn meine Herren von Zürich und andere Eidgenossen uns Hülfe schicken würden, so weiss ich fürwahr, dass wir den Herzog und all sein Volk aus dem Lande schlagen würden mit Hülfe Gottes; denn sie warten unser nirgends!" Und noch einmal bekräftigend: „wenn wir 6000 Mann hätten, so wollten wir mit Gottes Hülfe den Herzog und sein Volk angreifen und aus dem Lande schlagen; darum wollt ich um Leib und Gut wetten, und Jedermann sagt, dass ihn Niemand fürchten dürfe; denn der Mann ist unser eigen, und wir besorgen nur, dass er uns gleich entfliehen möchte". Am letzten Mittwoch, erzählt er weiter, hätten sie gegen die Feinde ausziehen wollen; allein die Freiburger hätten sie gebeten, noch zu warten, bis ihr Bote vom Tage zu Luzern [2]) komme. Waldmann mahnt sodann seinen Stiefsohn, dem Bürgermeister Röust, dem Meister Widmer und „den Herren" dies zu sagen, und beklagt sich, dass diese ihm nicht schreiben und ihn Nichts wissen lassen; darum „bedürfe" er auch ihnen nicht schreiben. Er höre wohl sie sagen,

---

[1]) Ochsenbein, Urkunden der Schlacht bei Murten, S. 202.

[2]) Am 15. Mai.

er und die Seinen seien Waghälse („Wagbölz“); doch wolle er „das Beste thun“ und ihnen „viel Ehre heimbringen, so Gott will“, und „mehr thun mit eigener Person, als je einer gethan hat, das muss Jedermann wissen“ — „und doch will ich“, fügt er bei, „kein Gold an mich henken“.

Das sind goldene Worte von so reiner und heldenhafter Gesinnung, wie uns leider keine mehr von ihm überliefert sind. Oder waren es Aeusserungen eines Renommisten, der den bösen Ehrgeiz durch schöne Phrasen zu bemänteln sucht? Wir wollen das Bessere glauben und annehmen, es sei der aufrichtige Herzenserguss eines noch nicht durch Gold und Ehren verdorbenen Charakters. Der grosse Mann stund damals den Pfaden noch fern, die ihn später in's Verderben führten.

In seinem Briefe bezeichnet Waldmann seine Stellung als eine nicht sehr erfreuliche. Es gebe unter seinen Leuten Ritter, die nie einen Todten gesehen; das sei eine Schande. Viele der Eidgenossen, die er als Zusätzer unter sich gehabt, seien fortgelaufen, und die Mannschaft schwinde zusammen; wenn sie länger beisammen seien, würden sie immer mehr uneins werden. Man solle das den Herren anzeigen.

Mitten im Geschäftseifer unterdrückt er nicht seine warmen Gefühle gegen die Seinigen. „Halte wohl Haus“, schreibt er Edlibach, „und thue allweg das Beste; denn will's Gott, so will ich ehrlich heimkommen oder darum sterben. Darum so behüte dich Gott treulich! Grüsse mir meinen Herrn Bürgermeister und Meister Widmer, den Stapfer und wer mir nachfragt, und all' unser Hausgesinde, meine Frau, deine Mutter und meine Schwester!“

Dieser treuherzige, freundliche Ton aus der Seele eines Mannes, den uns die Geschichtsüberlieferungen nur zu sehr als abschreckendes Beispiel von Stolz, sittlicher Verdorbenheit und Gewaltthätigkeit geschildert haben, thut Einem wahrlich recht wohl. Hier begegnen uns doch frische, gemüthliche Züge, die uns den Adel der Menschennatur auch in der sonst rauhen und rücksichtslosen Art des Mannes ahnen lassen, der früher als

Söldner einen so anstössigen Lebenswandel führte und später als Machthaber so viel mehr Hass als Liebe säete. Insofern ist dieser Brief eine höchst werthvolle Geschichtsquelle, deren zufällige Erhaltung die empfindlichste Lücke im traditionellen Bilde von Waldmann, zu einem Theile wenigstens, ausgefüllt hat.

Unzweifelhaft war die Gesinnung und Absicht, die Waldmann bezüglich der kriegerischen Fragen kund gab, ziemlich vereinzelt. Es war kühn, der Gedanke, sogleich mit ganzer Macht einen Entscheid in offenem Felde zu wagen. Die Mehrzahl der Eidgenossen vermochte diesen hohen Standpunkt nicht zu erklimmen, und liess sich nur gezwungen zu einer neuen Schlacht herbei.

Karl belagerte Murten, den Vorposten der Berner, „die Vormauer der Eidgenossen“. Bern rief die Eidgenossen um bundesgemässe Hülfe an; doch war die Bereitwilligkeit sehr gering. Schon wankten die Mauern Murten's, schon erlahmten die Kräfte, und noch immer war von den eidgenössischen Zuzügern aus Norden und Osten nichts zu sehen! Dem Waldmann, der immer noch zu Freiburg stand, brannte der Boden unter den Füssen. Am 17. Juni schrieb er dem Rathe von Zürich und schilderte mit ergreifenden Worten die Noth Murten's: das Bollwerk sei untergraben, der beste Thurm von den Burgundern in vier Schüssen niedergeschossen, auch andere Thürme und Mauern zerschossen. Die Berner hätten ihn gebeten, mit seinem Zusatz Freiburg zu verlassen, zu ihnen zu stossen und den Kampf zu beginnen. Doch habe er es abgeschlagen und den bestimmten Entschluss kund gegeben, nichts zu thun, bis der Zuzug von Zürich da sei; man sollte nicht ohne diese handeln und vorgehen. — Darum mahnt er seine Herren, den Zug zu befördern, damit sie nicht die Hintersten seien; „denn habt keinen Zweifel, die Leute sind unser Eigen. Man schätzt sie wohl dreimal so viel als vor Grandson; aber erschrecke Niemand: wir wollen sie mit Gottes Hülfe tödten; sie mögen uns nicht entrinnen!“

Also wieder derselbe zuversichtliche, kühne Sinn!

Die zürcherische Hülfe indess liess noch lange auf sich warten [1]). Waldmann ging fast die Geduld aus. Er verliess endlich seinen Posten Mittwoch den 18. Juni und zog mit seinem Contingent nach Gümminen, dem Sammelplatz des Heeres. Immer aber drang er ernstlich darauf, mit dem Angriff noch zuzuwarten, bis die Zürcher und andern Ostschweizer da wären. Man hielt inne; aber noch war die Hülfe nicht in Sicht. Waldmann musste viele Spottworte von Bern und den andern Eidgenossen hören [2]), und er war tief bekümmert beim Gedanken, dass die Eidgenossen den Kampf am Ende doch ohne die Zürcher bestehen müssten. Einen Brief um den andern schrieb er nach Zürich mit der Mahnung zur Eile. Endlich nach langem, peinlichem Harren rückte das Zürcherheer, 2000 Mann, ein, Freitag Nachmittags 4 Uhr. Waldmann's Betrübniss schlug in helle Freude um. Er war zum Hauptmann des ganzen Zürcher Zuges ernannt worden und schrieb nun eilends nach Murten, wohin die Eidgenossen schon abgezogen, die Zürcher seien da; man solle nun den Angriff nicht weiter hinaus schieben als bis Morgens früh; auf diese Zeit wolle er mit seinem ganzen Zug bei ihnen sein; bis dahin aber müsste er warten, da die Seinen durch Hunger und Strapazen ermattet seien. — In der That war der Marsch ein ausserordentlich anstrengender gewesen, um so mehr, als es in Strömen geregnet hatte. Dennoch sahen die Berner die neue Zögerung nicht gerne und wünschten, dass die Zürcher alsogleich nach Murten ziehen. „Sie weinten", sagt Edlibach (wohl nach Berichten, die er von Waldmann empfangen), „wie Kinder, und riefen: O fromme Leute, legt Euch nicht nieder; ziehet hin, es thut unserm Leben Noth!"

Waldmann bedachte, „was gute physische Beschaffenheit über den Muth vermag" [3]), und wollte seine Mannschaft ruhen

---

[1]) Ueber die Ursachen siehe Ochsenbein, Murten S. 147, ganz besonders aber Meister, die Schlacht bei Murten S. 27 f.

[2]) Edlibach, Chronik S. 155.

[3]) Joh. v. Müller, Schweizergeschichte. Leipzig 1806, V. 64.

lassen. Allein die Berner murrten so allgemein und so ernstlich, dass Waldmann im Einverständniss mit seinen Zürcher Collegen noch vor Mitternacht zum Aufbruch blasen liess [1]. Der neue Marsch in stockfinsterer Nacht, auf Wegen, die mit tiefstem Koth bedeckt waren, wirkte sehr niederschlagend; bei 600 blieben liegen. Da liess Waldmann bei der Gümminen-Brücke Halt machen, um dem Kriegsvolk geistige und leibliche Stärkung zukommen zu lassen. Und hier nun, im Anblick des Weges, der sie direct nach Murten, dem Ort der schweren und verhängnissvollen Entscheidung, führen sollte, stand Waldmann auf und sprach selbst zum Volke. „Er redete allerlei, wie man sich halten sollte": sagt Edlibach ganz kurz und trocken, ohne zu bedenken, welches Vergnügen er uns durch die Ueberlieferung wenigstens der Hauptgedanken von Waldmann's Schlachtrede bereitet hätte. Waldmann wird auch hier in jenem Sinn und Geist gesprochen haben, wie er heim geschrieben: „Der Feind ist unser; erschrecke Niemand; mit Gottes Hülfe werden wir ihn schlagen und Ehre heimbringen. Lieber sterben, als Unehre ärndten!" Solche Ueberzeugungen des Führers mussten das Volk mit sich reissen. Der Morgen dämmerte, der Himmel klärte sich, und nachdem die Mannschaft sich durch einen guten Trunk gestärkt, ordnete Waldmann den Zug wie zum Angriff und rückte über die Gümminen-Brücke den Berg hinauf, durch den Murtenwald zum Heer der Eidgenossen. In der Besorgniss, die Letzteren möchten angreifen, bevor er zu ihnen gestossen, hatte er einmal über's andere Boten geschickt mit der Nachricht, er werde kommen.

Man muss bei Edlibach lesen, wie im Lager der Eidgenossen heller Jubel entstund ob der Ankunft der Zürcher, und wie vergnügt man deren treffliche und musterhafte Ordnung, das Werk Waldmann's, bewunderte.

Ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen, traten die

---

[1] Edlibach; siehe auch den Brief bei Ochsenbein, Urkunden der Belagerung von Murten S. 315.

Hauptleute des ganzen Bundesheeres zusammen, und in der Berathung siegte die Meinung, die Waldmann schon längst mit Feuereifer kund gethan: es sei der Schweizerehre allein angemessen, den Feind nicht zu erwarten, sondern zu suchen und anzugreifen. Ungestüm drängten die meisten Eidgenossen auf den Beginn der Schlacht; Eifer und Aufregung liess Viele das Morgenbrod verschmähen, und die Zürcher, wiewohl noch etwas müde, wiesen die Meinung zurück, dass man ihretwegen noch zuwarten solle. „Das soll man den braven Zürchern nicht vergessen", meint der Berner Chronist (Schilling). Bei der Heeresordnung ward Waldmann zum Führer des Gewalthaufens ernannt, der, aus ca. 11,000 Mann bestehend, im Kampfe den Hauptangriff thun sollte. Doch muss man darum in Waldmann nicht nach moderner Art einen Obergeneral oder Feldherrn mit dictatorischer Gewalt sehen. In den Kämpfen unserer Vorfahren hat nie die Feldherrnkunst oder das strategische Genie den Ausschlag gegeben. Unsere Kriege waren Volkskriege: die Massenkraft, der Massenstoss entschied. Treffend sagt Bluntschli[1]): „In den Schlachten der Schweizer ragen die Führer gewöhnlich nur wenig über das Volk hervor; die Hauptkraft ist in diesem und geht von ihm aus". Dem entsprechend war auch die Form der Führung eine demokratische: die Führer waren immer an den Kriegsrath gebunden, gleichsam nur Executoren der Beschlüsse des letzteren, und nur in momentanen Eventualitäten war ihr Verhalten eigenem Ermessen anheimgegeben. Auch der Führer des Gewalthaufens war, wie diejenigen der Vor- und Nachhut, den Directionen des Kriegsrathes unterstellt. Immerhin erscheint die Stellung Waldmann's als die ehrenvollste.

Noch bevor die Schlacht begann, ahmten die Eidgenossen die bei fremdländischen Heeren übliche Sitte des Ritterschlages nach[2]). Auch Waldmann empfing nun die Ritterwürde, und

---

[1]) Geschichte der Republik Zürich II, S. 1.

[2]) Meister: Die Schlacht bei Murten. Neujahrsblatt der Feuerwerker 1876, S. 34.

von da an wird er in Schriften und Urkunden stets als „Herr Hans Waldmann, Ritter“ aufgeführt.

Unserer Aufgabe liegt es ferne, eine Beschreibung der Murtener Schlacht zu liefern. Was Waldmann für einen Antheil am glorreichen Erfolge hat, kann nicht mehr genau bestimmt werden. Wir wissen nur aus dem Berichte der Zürcher Hauptleute [1]), bei dessen Abfassung Waldmann wohl auch betheiligt war, dass die Zürcher und der Gewalthaufen überhaupt sehr exponirt war wegen des Artilleriefeuers der Feinde. Aber sie „drückten sich durch und jagten den Feind in die Flucht“.

Nach herkömmlicher Sitte blieben die Eidgenossen noch drei Tage auf dem Schlachtfeld. Waldmann und seine Zürcher Collegen erhielten dabei am 25. ein Schreiben von ihrer Obrigkeit mit der Mahnung, sie sollten den Sieg ganz verfolgen und ausbeuten, und dafür sorgen, dass aus der Beute Zürich besonders auch Büchsen bekomme, und dass bei einem allfälligen Frieden Zürich Zollfreiheiten durch die Waat erhalte wie Bern [2]). Die Zürcher fürchteten schon, von dem speculativen Bern übervortheilt zu werden, und wollten nicht zu kurz kommen. Dass dies nicht geschehe, dafür wird der für Zürich's Ehre und Ruhm glühende Waldmann sein Möglichstes gethan haben. Vermuthlich hat Waldmann dann auch Theil genommen an dem Zuge durch die Waat bis Genf.

Was sie wollten, hatten nun die Eidgenossen erreicht: Ruhe vor dem gefährlichen Feind und Sicherung ihrer Westgrenze. Wer bürgte aber dafür, dass Karl nicht nochmals sie heimsuchen würde, um die Schmach seiner Niederlagen zu tilgen? Viele Eidgenossen mochten dies voraussetzen, und so wurde denn im December des Jahres 1476 die Bitte des Herzogs Renatus von Lothringen, man möchte ihm beim Wiedergewinn seines von Karl eroberten Landes behülflich sein, nicht zurückgewiesen. Waldmann war mit dem Herzog befreundet, und es lag ja auch

---

[1]) Ochsenbein, Urkunden der Schlacht bei Murten, S. 315.

[2]) Ochsenbein, S. 318.

ganz in seiner Neigung, dass er einen neuen Feldzug betrieb. Die Tagsatzung konnte sich zwar nicht für einen officiellen Feldzug der eidgenössischen Orte selbst entschliessen, erlaubte, beförderte und leitete dagegen die Anwerbung von Söldnern [1]). Unter Waldmann's Anführung zogen 1500 Söldner von Zürich gegen Basel, dem Sammelort der Knechte. Dort ward er, wie Edlibach sehr ausführlich und anschaulich schildert [2]), von Herzog Renatus persönlich sehr sympathisch und ehrenvoll empfangen und zum obersten Hauptmann aller 8000 Schweizersöldner gewählt. Unter seiner Führung errangen die Eidgenossen den glorreichen Erfolg von Nancy (5. Januar 1477), wo Karl's Macht mit seiner Person selbst in den Staub sank.

Damit schloss der Kampf gegen die burgundische Macht; das Lustspiel der Eidgenossen und die Tragödie Karl's hatten ihr Ende erreicht. Wenn die Eidgenossen stolz sein durften auf ihren Kriegsruhm, wenn sie eines gefährlichen und lästigen [3]) Nachbarn los geworden, Sicherheit und Machterweiterung gegen Westen erreicht und hohe Ehren geerntet hatten, so war dies zum guten Theile dem kräftigen, persönlichen Eingreifen, der ganzen heldenhaften Art Waldmann's zu danken. Was er vor der Schlacht von Murten gesagt: er werde „mehr thun mit eigener Person, als je Einer gethan hat“ — das durfte er nicht nur mit Bezug auf jenes einzelne Ereigniss, sondern im Hinblick auf das ganze Unternehmen als erfüllt betrachten. Die Burgunderkriege haben denn auch Waldmann zum Haupt der zürcherischen und eidgenössischen Politik erhoben.

---

[1]) Nach Allem erscheint der Nancy-Zug nicht lediglich als Freibeuter- oder Freiwilligen-Unternehmen. Die Obrigkeiten geben nicht nur die Erlaubniss zum Auszug, sondern ermuntern und unterstützen die Expedition. Es ist ein von Oben verordneter, aber im Einzelnen auf Freiwilligkeit beruhender Zug. Die Ansicht Hirzel's (Zürcherische Jahrbücher III, 262 f.), dass es durchaus officielles Unternehmen sei, widerspricht den Acten (vgl. z. B. Abschiede III, 638 f.) und dem Berichte Schilling's (S. 367).

[2]) Edlibach S. 163, 164.

[3]) Ursachen und Vorspiel der Burgunderkriege, S. 37 ff., 77 ff.

C. Waldmann's Regiment.

a) Aufsteigen und Parteipolitik.

Dass Waldmann 1476 Bauherr, 1480 Oberstzunftmeister, dann 1482/83 Bürgermeister geworden und die Göldli'sche oder Constaffelpartei zum Niedergang, die Zunftpartei dagegen zum Siege gebracht habe, liest man in allen bisherigen Darstellungen und Geschichtsbüchern. Auf welche Weise aber dieser denkwürdige Umschwung in der innern Politik Zürich's erfolgt sei, welches seine Bedeutung sei im Zusammenhange der ganzen zürcherischen Verfassungsgeschichte, darüber findet man nirgends recht befriedigenden und genügenden Aufschluss. Es sind diese Fragen denn auch wirklich kaum je allseitig vollkommen zu beantworten, da die Quellen uns nur mangelhaften Aufschluss darüber geben; wir haben hier wohl die dunkelste Partie in der Geschichte Waldmann's vor uns.

Wenn man liest, dass vom Jahre 1483 an Waldmann die Zunftpartei zur Herrschaft gebracht habe, dass mit seinem Regiment das Zunftmeister-Collegium zu einer Art demokratischer Oligarchie ausgebildet worden und den Versuch gemacht habe, die Constaffel erheblich zu schwächen und auf den Besitz von bloss sechs Rathsstellen zu beschränken, so darf man ja nicht dabei an eine urplötzliche, unvermittelte, in keinem Zusammenhange mit der früheren Geschichte Zürich's stehende Umwälzung denken. Füssli und Bluntschli haben es unterlassen, den ganzen Umschwung, der sich unläugbar in dem Aufkommen des Waldmannischen Regimentes vollzog, nach seinen Antecedentien genauer zu prüfen und die Verfassungsgeschichte Zürich's genauer zu erforschen. Es muss dies lebhaft bedauert werden, da unzweifelhaft beiden ein reichlicheres Material zu einem derartigen Studium zu Gebote stund, als uns heute. Was sich darüber noch feststellen liess, möge nun folgen.

Mit der Zeit des Sempacherkrieges hörte das Vorherrschen des alten Adels zu Zürich auf, und neben diesem und dem

neuen Adel nahmen nun die Zünfte ihren vollen Antheil am Regimente. Da andrerseits die vielen Kriege, die entvölkernden Pestzeiten und das zunehmende Faustrecht den Untergang des Handels herbeiführten und die Kaufleute herunterbrachten, so spielten neben den nöthigsten Handwerkern, Gerbern, Schmieden, Schneidern, Schustern, Bäckern und Müllern die Wirthe eine Hauptrolle [1]: zwei Bürgermeister vor Waldmann, die unten noch aufgeführt werden sollen, entstammten dieser Classe von Bürgern.

Der geschworne Brief von 1393, auf welchem die Verfassung Zürich's bis 1489 (resp. 1498) beruhte, brach entschieden die überwiegende Macht der Constaffel durch die Bestimmung, dass die 13 vom Rathe der Zweihundert gewählten Räthe, die mit den 13 Zunftmeistern den halbjährlich wechselnden kleinen Rath ausmachten, nicht mehr ausschliesslich aus der Constaffel, sondern aus dieser und den Zünften und Handwerkern zusammen sollte genommen werden. Ebenso hatte auf Grund eines Beschlusses von 1370 und des geschwornen Briefes von 1373 [2]) der geschworne Brief von 1393 verfügt, dass, wenn die („kleinen") Räthe saumselig seien, alsdann die Zunftmeister Beschlüsse von Gesetzes-Autorität erlassen dürften — eine Bestimmung, die im Verlauf unserer Betrachtung noch genauer besprochen werden wird.

Es war jene ersterwähnte Verfügung über die Wahlen ein kräftiger Schlag gegen das von Brun festgesetzte Uebergewicht der Constaffel. Die stärkere und zahlreichere Classe der Handwerker konnte und musste den Anspruch erheben, m e h r Stellen

---

[1]) Diese voranstehende Bemerkung über die innere Politik Zürich's im 15. Jahrhundert verdanke ich einer brieflichen Mittheilung des Herrn Zeller-Werdmüller. Eine Bestätigung der Ansicht, die Wirthe hätten eine bedeutende Rolle gespielt, möchte wohl auch der Umstand sein, dass 1415 die Zunftmeister sich zu dem Beschlusse veranlasst sahen, es sollten die Wirthe ausstehen, wenn im Rathe über deren Gäste eine Verhandlung sei (s. Zunftmeisterbuch im Archiv I, fol. 2 a).

[2]) S. Sal. Hirzel, Zürcherische Jahrbücher I, 308 und 325.

im kleinen Rathe zu besetzen, als die Constaffler. Ob dieser Anspruch nun gleich von 1393 an nicht bloss auf dem Papier stund, oder ob, wie Füssli (S. 248) vermuthet, „das gute Vorurtheil und die Gewohnheit dem Adel ein Uebergewicht liess, welches ihm der Buchstabe vergönnte“, vermag ich nicht zu sagen; aber das ist sicher, dass im Laufe des folgenden Jahrhunderts Zünfte und Zunftmeister Schritt für Schritt an Macht und Gewalt gewannen. Dies geht namentlich aus dem von Herrn Staatsarchivar Dr. Strickler wieder aufgefundenen Zunftmeisterbuch des 15. Jahrhunderts hervor. 1415 beschliessen die Zunftmeister, dass die von der Constaffel „jnen nie in jr Zunft langind oder Jemand darus zühind“; wenn es geschehen sollte, so wollten sie einander schirmen. Sie suchen also die Zünfte sorgfältig von irgend welcher Beeinflussung durch die Constaffel zu bewahren und ihre volle Selbständigkeit und Integrität zu sichern. Um ihren Beschlüssen mehr Nachdruck zu verleihen, setzen sie sodann 1424 fest, dass zu dem, was sie vor die Räthe oder die Burger bringen und worüber sie sich vorher geeinigt hätten, ein Jeder der Ihrigen unbedingt stehen solle; wenn Einer dies nicht thue, so wollten sie ihn so strafen, dass sich Andere in Zukunft davor hüten. 1429 beschliessen sie: was im Rathe das Mehr erhalte unter einem Burgermeister, das dürfe der andere nicht umstossen. 1441 wurde auch von Burgermeistern und Räthen beschlossen (natürlich auf die Initiative der Zunftmeister hin), dass inskünftig Keiner von Constaffel oder Zünften in den grossen Rath soll gewählt werden, bevor die Meister sich darüber erkennt hätten [1]). Durch diesen Beschluss sollte bewirkt werden, dass in den grossen Rath, den die Verfassung von 1393 gegenüber früher zu weit grösserem Ansehen gebracht [2]) hatte, und

---

[1]) Lauffer, historische und kritische Beiträge II, 146; auch Füssli S. 10 Anm.

[2]) Bluntschli, Staats- und Rechtsgeschichte von Zürich S. 340; s. auch noch unten.

der durch seine Zahl Gewicht besass, nicht Elemente kommen, die den Zunftmeistern und der Handwerkerpartei nicht genehm oder gar schädlich wären, und es ist klar, dass durch diesen Beschluss der Einfluss der Zunftmeister auf die ganze Staatsmaschinerie sich erstreckte. Für den Fall, dass man aber Beschlüsse, die von den Zunftmeistern ausgegangen, durch den grossen Rath hintertreiben wollte, ward 1456 erkennt [1]), dass, was unter den Zunftmeistern und kleinen Räthen das Mehr erhalte, gesetzliche Gültigkeit habe und nicht noch vor den grossen Rath — „die Burger" [2]) — gezogen werden soll. Man sieht, wie sorgfältig nach allen Richtungen das Ansehen und die Macht des Collegiums gesichert und befestigt wird. Ebenso noch vor Waldmann wurde von den Zunftmeistern beschlossen, dass inskünftig Wahlen neuer Zunftmeister nicht mehr, wie der geschworne Brief von 1393 aussage, von den Zweihundert, sondern von ihnen selbst bestätigt werden sollten [3]).

Am schlagendsten erhellt die treffliche Organisation und die Macht des Zunftmeistercollegiums aus der, nach der Handschrift zu schliessen, um 1430 abgefassten [4]) Zunftmeisterordnung im Meisterbuch. Dieselbe enthält, theils wörtlich aufgeführt, theils bloss resümirt [5]), folgende Bestimmungen:

1. „Item, als des Ersten durch gutz gerichtz und der statt nutz und ere willen zunfft erdacht sind und uffgesetzt nach sag des geswornen briefs, darumb ist den zunfftmeistern gar vil gewaltz geben, als das ein artikel in dem selben geswornen brieff gar luter wiset; umb das demselben artikel genüg bescheh, so habend die

[1]) Meisterbuch I, fol. 8 a.

[2]) Mit diesem Ausdruck wird nicht die Gemeinde, sondern der grosse Rath bezeichnet: s. Hottinger, Museum für hist. Wissenschaften, Bd. I, S. 37 f.

[3]) S. Füssli, Waldmann S. 10 Anm. unten.

[4]) Gleich nach dieser Ordnung folgt, von derselben Handschrift, ein Beschluss von 1432.

[5]) Ich habe für gut gefunden, nur das Wichtigere und Charakteristische wörtlich aufzuführen.

meister gemeinlich ein ordnung under jnen, das sy zwen erwellend, die obrestmeyster sin sollend, und sind die diss nachgeschribnen stuck pflichtig".

2. Die Obristmeister sollen die Meistern zu jeder Zeit, wann es ihnen beliebt, berufen dürfen. Wer zu spät kommt, zahlt 1 β, wer gar nicht kommt, ohne genügende Entschuldigung, 5 β.

3. „Item, was och die zwein meister, oder jr einer, sachen im ratt hört, die man für nimpt sich darumb ze bekennend oder davon ze reden, das wider der meister ordnung were, die sy setzend, oder wider der statt recht oder frigheit, oder alt harkommen, oder wider sölich ordnung die etwan von beiden retten beschehend, oder ob es sölich sachen werind, die deheinen der rätten oder meister antreffend, öch welicher leyg sach es were, die die statt, dz land, oder lütt antreffe, bedunkt den einen meister oder sy beid, oder einen alten meister, ob sy beid nit jm rat werind, so mag er heissen einen burgermeister die sach uff schlahen, und die selben sach denn für die meister bringen, das sy sich des ersten dar umb underredint, und dis stuck sol jeglicher meister, der zu zitten ist, verbunden sin by sinem eid ze haltend, umb das die meister gemeinlich by jr gewaltsami blibind, als sy die harbracht hand".

4. „Item welicher hand sach och die meister für kumpt, es sig jm ratt oder usserthalb rattes, oder ob es für sy beid oder einen bracht wurd von wem das ist, dz sy beid oder jr einen bedunkt, das es notturfftig sig fürzenemmend, sölich sachen sind sy verbunden für die meister ze bringend by jr eiden, die sach treff an, wen es welle, nieman ussgelassen, wan die meister das wenden söllend, das nieman kein gewalt beschehe, sunder das menglichem gliches widervare, des sind sy gebunden und hand och des und aller sachen gantzen, vollen gewalt, dar jnn ze tund und ze lassend nach des artikels sag in dem geschwornen brieff begriffen".

5. „Item welicherley sachen die meister für sich nemend darum sy sich underredent, sölichi stuck sol je ein obrer meister jm ratt fürbringen und sind die meister daruff gevallen, dz es jr meinung ist, so bedarff der burgermeister kein frag darumb haben, sunder sol dann sölichs nach jr meinung ghalten werden“.

6. Wenn einem Meister befohlen ist, mit Jemandem zu reden, so soll er es alsogleich thun und auf's Gewissenhafteste handeln.

7. (Gleich der Verfügung von 1424 s. oben S. 209).

8. Alle Meister sind gebunden bei ihrem Eid, den Bürgermeister und die Räthe und die zwei obersten Zunftmeister und einen Jeden der Ihrigen zu schützen und zu schirmen gegen jedwede Kränkung und Gefahr.

9. Es soll auf keine Weise Etwas von dem verrathen werden, was vor die Meister kommt, weder mit Worten noch Geberden noch Winken; man soll weder mit Burgermeister und Räthen, noch irgend Jemandem darüber reden, damit die Meister „by jr gewaltsami bestan mugend“.

10. Man soll einem neuen Meister die Gebote und Bussen bekannt geben, damit er sich darnach richte.

11. Die Meister haben ihr eigenes Buch, darein sie ihre Satzungen schreiben, damit sie ordentlich gehalten werden. „Und sölich satzung mugend noch söllend von den rätten nüt abgelassen werden, sy komind denn vor wider für die meister, des sich die dar umb underredint und jr meinung sig, das man sy ab mug gelassen, wan was sy satzend und ordnend da by hat sy ein gantzi gemeind gesworn ze schirmend als das och der artikel wiset jn dem geswornen brieff“.

12. „Der Artikel in dem geswornen brieff (in dem geschwornen Brief von 1393: s. oben S. 208) begriffen, den man jerlich zwürent schwert:

„Darumb so haben wir mit gutem rat mit willen und wissen aller unser burger gemeinlich geordnet und gesetzt, was sachen

kumpt für den burgermeister die rette und zunftmeister, sy syend nüw oder alt, das jnen ze besorgen oder ze richtend empfolhen wirt, das söllend sy unverzogenlich ussrichten, dücht aber die zunfftmeister, die zu den zitten by den rätten sitzend, dz der burgermeister oder die rätt daran sumig weltind sin, so söllend und mugend dieselben zunftmeister zu einander gan, und och die rätt den sy zu jnen gebiettend, welich aber der retten zu jnen nitt weltind, so söllend doch die zunfftmeister dieselben sach und alle ander sachen, so sy dann zu mal dunket, das unser gemeinen statt erlich nutz und notturftig sig, usrichten und besorgen als sy jr truw und jr ere wiset, und söllend och das by jren eiden unverzogenlich tun, und also wie dick sy wellend, und was och die zunfftmeister und die so von den rätten by jnen sind, also ussrichtend und besorgend gemeinlich oder der mer teil under jnen, das sol war und stett bliben und sol sy unser gmeind daby schirmen, und als dik, so die zunfftmeister gemeinlich oder ein teil under jnen, der sig denn lützel oder vil, also zu einander gand unser gemeinen statt ze besorgend, das mugend sy wol tun und sol sy darumb nieman straffen; welt sy aber jeman darumb straffen, so sol sy unser gemeind dar vor schirmen by den eiden, so sy gesworn hand an alle geverd".

Bis dahin also war es gegen die Mitte des Jahrhunderts gekommen, dass das Zunftmeistercollegium an Ansehen und Autorität noch über den Räthen stund und mit diesen in der Gesetzgebung concurriren konnte. Es war dies kein Verfassungsbruch, nicht das Resultat einer gewaltsamen, revolutionären Umwälzung, sondern nichts mehr und nichts weniger als der reguläre, consequente Ausbau der Hauptgrundsätze, die der geschworene Brief von 1393 selbst aufgestellt hatte. Die wichtigsten

Artikel dieses Zunftmeistereglements stützen sich immer auf diesen zuletzt (Nr. 12) aufgeführten, so merkwürdigen Artikel der Verfassungsurkunde von 1393, und die Einleitung (Art. 1) bezeichnet ja das ganze Reglement als Ausführung dieses Artikels. Dieser Artikel ist also Ausgangspunkt der ganzen Entwicklung. Wenn derselbe nun das Zunftmeistercollegium, wie man sieht, zu einer Art Gesetzeswächter erhebt, der mit einer unter Umständen auch vom Rathe losgelösten, gesetzgebenden Gewalt ausgestattet ist und mit dieser Gewalt direct unter dem Schutze der ganzen Bürgergemeinde steht, so sind alle anderen im Reglement und in den Beschlüssen von 1415, 1424 etc. ausgesprochenen Rechte und Befugnisse nur Ausfluss dieses Verfassungsartikels: dann müssen ja ohne Rücksicht auf jede andere Autorität ausser der Gemeinde selbst, also ohne Rücksicht auf kleine und grossen Räthe, die Beschlüsse der Zunftmeister unumstösslich sein (Art. 5 und 11). Das Zunftmeistercollegium hätte sonach ungefähr eine Stellung eingenommen, wie in der Blüthezeit der römischen Republik die Volkstribunen; wie ihm denn auch eine Art Veto (Art. 3) und das Recht, die Bürger gegen Gewalt zu schützen, zustand. Muss man nun nicht nach Allem sich sagen, dass die Oligarchie des Zunftmeistercollegiums, die man Waldmann zum Vorwurf macht, schon längst vor ihm begründet gewesen?

Diese ganze Entwicklung der Dinge macht nun freilich ein etwas anderes Gesicht, wenn wir jenen die Zunftmeister betreffenden Artikel von 1393 im Zusammenhang mit anderen Bestimmungen der Verfassung betrachten. So, wie der Artikel lautet, kann die gesetzgeberische Autorität der Zunftmeister nur in Gegensatz zu dem kleinen, nicht aber dem grossen Rathe gestellt worden sein. Ein darauf folgender Artikel weist vielmehr diesem grossen Rathe der Zweihundert factisch die höchste Stellung im Staate zu, da er bestimmt [1]), dass, worüber Burgermeister, Räthe und Zunftmeister nicht einhellig werden, dass

---

[1]) Helvetische Bibliothek VI, 27.

diese und andere Sachen von den neuen Räthen und neuen Zunftmeistern vor den grossen Rath der Zweihundert gezogen werden mögen. Es war diese Bestimmung offenbar ein Ersatz des Beschlusses von 1370, dass der kleine Rath an Beschlüsse des grossen gebunden sein solle[1]), welcher Beschluss im geschworenen Brief von 1373 schon weggelassen worden. Demnach lässt sich besagter Artikel kaum anders fassen, als dass die erlaubten Eingriffe der Zunftmeister in die gesetzgeberische Thätigkeit des kleinen Rathes immerhin nicht gegen den Willen des grossen Rathes erfolgen konnten. Dass dies aber nicht scharf und deutlich ausgesprochen und vorbehalten war, musste unvermeidlich zu Missverständniss, Missbrauch und demnach zu unangenehmen Collisionen führen. Der Beschluss von 1456 (s. oben S. 210) beweist dies deutlich genug: er soll die Erlaubniss des Zuges vor die Zweihundert einschränken auf Dinge, bezüglich deren kein Mehr sich ergab, und die Möglichkeit nehmen, noch „andere Sachen“ vor den grossen Rath zu bringen. Ob aber das Zunftmeistercollegium eine solche Verfassungsfrage von sich entscheiden konnte? Wenn nicht, dann war jedenfalls nicht Waldmann, wie man meinte, Urheber des Verfassungsbruches.

Wir kommen nun auf die Waldmannische Zeit und ihr Verhältniss zu dieser Entwicklung der Dinge.

Man darf schon nach dem Bisherigen den Regimentsumschwung, der nun mit Waldmann eintrat, nicht zu gewaltig und tiefgreifend sich denken. Wenn bis 1450 die Zunftmeister und damit die Zünfte zu solchem Ansehen gelangten, so war es nichts so ganz Ausserordentliches, wenn Einer aus den Zünften, und dazu ein kräftiger Führer der Zunftpartei, zur Bürgermeisterwürde gelangte. Ueberdies war Waldmann nicht einmal der Erste, den die Zunftmeister auf den Bürgermeisterstuhl zu heben vermochten. Hottinger erwähnt in seiner Abhandlung über die inneren Zustände

[1]) Sal. Hirzel, Zürcher Jahrbücher I, S. 308.

Zürich's zur Zeit des alten Zürichkrieges[1]) den Johannes Herter (1409—1414) als den ersten; nach Mittheilungen des Herrn Zeller-Werdmüller finden sich noch folgende Vorläufer Waldmann's: Jakob Glentner (1414—1428) aus der Gerberzunft; Rudolf Stüssi (1428) von der Weinleutenzunft; Johannes Keller (1445) ebenfalls von der Weinleutenzunft (beide wahrscheinlich Wirthssöhne: vgl. oben S. 208); Rudolf Cham (1454) vom „Weggen"; Heinrich Röust (1469) auch vom „Weggen".

Demnach darf man wohl behaupten, dass die Wahl Waldmann's zum Bürgermeister keineswegs eine so gar auffallende und abnorme Thatsache war, wie man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Dass man immerhin derartige Fälle in den Kreisen des Adels brandmarkte und diese Emporkömmlinge, wenn gleich sie in den Ritterstand erhoben und damit gleichsam geadelt worden waren, scheel und verächtlich als „homines novi" ansah, ist dadurch nicht ausgeschlossen. Zugleich aber muss man wohl annehmen, dass, da der Bürgermeister von kleinen und grossen Räthen und Zunftmeistern zusammen gewählt wurde[2]), im grossen Rath der Zweihundert die Zunftmeister und Zünfte einen Anhang gehabt haben, der zeitweise einflussreich war.

Der Regimentsumschwung, der zur Zeit von Waldmann's Aufkommen eintrat, darf aber auch aus dem Grunde nicht als ein schroffer und unvermittelter bezeichnet werden, als die damit eintretenden Personalveränderungen keineswegs sehr zahlreiche und durchgreifende waren.

Nach den Festsetzungen des geschwornen Briefes von 1393 functionirten jedes Jahr zwei kleine Räthe von je 26 Mitgliedern (13 „Räthe" [consules] und 13 Zunftmeister [scabini]) und zwei Bürgermeister jeweilen für sechs Monate. Die erste Rathsrotte mit dem einen Bürgermeister amtete von Weihnacht bis

---

[1]) Schweiz. Museum von Gerlach, Hottinger und Wackernagel 1838, II, S. 128.

[2]) Verfassung von 1393: s. Helvet. Bibl. S. 23.

St. Johannes des Täufers Tag, die andere von St. Johannestag wieder bis zu Weihnachten [1]). Dieselbe Verfassung bestimmte, dass jeweilen an den genannten Terminen (Weihnacht und Johannes des Täufers Tag) der Rath neu gewählt und geändert würde, erlaubte jedoch, dass der für die erste Hälfte eines Jahres gewählte Rath und Bürgermeister auch in der ersten Hälfte der folgenden Jahre regiere, der zweite in der zweiten Hälfte u. s. f. Dies wurde nun auch stehender Brauch, so dass Jahrzehende hindurch jeweilen im Natal-Halbjahr (Weihnacht bis St. Johann) die gleiche Rathsrotte und der gleiche Bürgermeister [2]) regierte, und so auch eine bestimmte Rathsrotte mit einem bestimmten Bürgermeister das Baptistal-Halbjahr (St. Johann bis Weihnacht). Bedeutende Personalveränderungen sind, wie man aus den Registern — in den „Raths- und Richtbüchern" [3]) — sieht, selten. Eben diese Rathsverzeichnisse zeigen uns nun, dass mit dem Aufkommen Waldmann's zur Bürgermeisterwürde ein auffallender Personenwechsel nicht stattfand, dass also auch mit Rücksicht auf diese Verhältnisse der Umschwung nicht so durchgreifend und auffallend war. Ich habe in der Beilage am Schluss eine Uebersicht aller Personalveränderungen im Rathe von 1470 bis 1489 zusammengestellt, um eine sichere Basis für die Beweisführung zu bieten. Daraus ist ersichtlich, dass vor Frühjahr 1489 der Personenwechsel nirgendwo von einem Jahr zum anderen ein aussergewöhnlicher oder auffallender ist, nirgendwo derart, dass man von einem merklichen Umschwung reden könnte, der auch nur annähernd demjenigen von 1489 gleich sehen würde. Vergleicht man zwar z. B. die Räthe von 1480

---

[1]) Daher die in der Tabelle (Beilage) aufgeführte Unterscheidung von Natales (Weihnachts-Räthe) und Baptistales (St. Johannes-Räthe).

[2]) Auffallend ist, wie aus der Tabelle der Beilage erhellt, dass Waldmann in den Jahren 1484 und 1485 in der Baptistal-Periode erscheint, sonst aber immer (seit 1473) im Natal-Halbjahr. Sollte dies ein Fingerzeig auf den Parteikampf sein?

[3]) Herr Dr. Strickler lässt nun die Rathsverzeichnisse dieser älteren Zeit zu bequemerem Gebrauch ausziehen und zusammenstellen.

mit denen von 1470, so findet man im Weihnachtsrath fünf neue Mitglieder der Räthe und acht der Zunftmeister; allein aus der Tabelle erhellt, dass diese Veränderung ganz allmählig erfolgte und nur die Summe einer ganzen Reihe fast unmerklich kleiner Veränderungen ist. Nicht viel anders ist das Resultat eines Vergleichs der Natal-Räthe von 1480 und 1487, der Baptistal-Räthe von 1480 und 1470. Im Baptistalrath 1487 sind sogar, verglichen mit 1480, bloss zwei neue Räthe und fünf neue Zunftmeister, und auch dies ist das Resultat mehrmaliger kleiner Veränderungen. Man wird aus der Tabelle ersehen, dass von Jahr zu Jahr meist bloss ein bis zwei Personen wechseln, selten drei, und nur ein einziges Mal vier (bei dem Natal-Rath von 1478). Finden wir drei bis vier Stellen anders besetzt, so dürfen wir der Veränderung einige Bedeutung zuschreiben. Dies ist nun der Fall mit dem Zunftmeister-Collegium des Baptistalhalbjahrs 1471 und des Natalhalbjahrs 1473, sowie mit den „Räthen“ des Baptistalhalbjahrs 1476 und des Natalhalbjahrs 1478. Wenn man also auf die Zahl der Namensänderungen sieht, fallen bedeutendere Personenwechsel in die Periode der Burgunderkriege, einige Zeit vor dem durch Waldmann bezeichneten Umschwung. Indess sind, wenn man die Personen genauer besieht, einige dieser Veränderungen gar nicht so eingreifend. Z. B. im Natal-Rath 1473 sind einfach zwei Zunftmeister des vorhergehenden Jahres (Ottiker, Effinger) zu „Räthen“ gewählt, und umgekehrt ein „Rath“ (Grebel) zum Zunftmeister: das Rathscollegium im weiteren Sinne blieb fast dasselbe. Mitunter geschieht es, dass ein Mitglied ein paar Jahre „ruht“ und dann wieder in den Rath kommt (z. B. Ludwig Huber, Zunftmeister, der 1471 Bapt. bis 1475 Nat. fehlt; Rudolf Heinz 1471 bis 1474; Hegnauer 1473 bis 1478; etc.). Es müsste nun freilich, um sichere und exacte Resultate zu erzielen, ein genaues Personenstudium hinzu kommen; man müsste wissen, welche Mitglieder wegen Absterbens ersetzt werden und welche aus Gründen der Politik oder Moral weichen mussten; man müsste insbesondere die Familienbeziehungen und die Partei-

gruppirungen genauer kennen und feststellen. Allein dazu fehlen mir gegenwärtig die Mittel, und es ist fraglich, ob bei der Dürftigkeit der diesbezüglichen Materialien überhaupt je genügende Klarheit in dieser Richtung erlangt werden kann. Auf alle Fälle dürfte die von mir zusammengestellte Tabelle beweisen, dass in die eigentlich Waldmannische Zeit (1483 bis 1489) kein einmaliger erheblicher und eingreifender Personenwechsel fällt.

Wird man nun bei solchen Verhältnissen noch von einer plötzlich veränderten Richtung der Politik, von einem durchgreifenden, unvermittelten Umschwung reden dürfen?

Als die wichtigste von Waldmann bewirkte Revolution zu Zürich wird allgemein die Beschränkung der Constaffel auf die Hälfte der bisher von ihr besetzten Rathsstellen, auf sechs Vertreter im kleinen Rathe, aufgeführt. Waldmann's Feinde haben diese Massregel als Verfassungsbruch bezeichnet und in Waldmann's Todesurtheil als schweres Verbrechen aufgeführt [1]). Die neueren Schriftsteller, Füssli und Bluntschli, haben dieses Urtheil etwas gemildert, jedoch immer noch als revolutionäres Gebahren bezeichnet. Füssli bemerkt (S. 70), dass der Bürgermeister in der Verfassung von 1393 selbst eine Anweisung fand, „seine Neuerungen zu versuchen und überhaupt mit seinem Willen durchzudringen": — die Verfassung von 1393 habe der Constaffel das ausschliessliche Recht genommen, die Hälfte des Rathes aus ihrer Mitte zu besetzen und eine freie Wahl verordnet; aber „das gute Vorurtheil und die Gewohnheit haben dem Adel ein Uebergewicht verstattet, das ihm der Buchstabe der Verfassung nicht mehr vergönnte" (S. 248); darum habe Waldmann „eine bestimmtere Einschränkung beliebt". Aehnlich spricht Bluntschli [2]) und betont, dass die Beschränkung der Constaffel im Hinblick auf den numerischen Rückgang des Adels und die Zunahme der Zünfter begründet und unvermeidlich

---

[1]) Siehe Füssli, Waldmann S. 220.

[2]) Geschichte der Republik Zürich II, S. 6.

gewesen sei; doch sei sie „nicht ganz im Einklange mit dem dritten geschwornen Brief" gewesen.

Bevor ich auf die Beurtheilung von Waldmann's Reform eingehe, wird es nöthig sein, den Wortlaut des von Waldmann durchgeführten Gesetzes aufzuführen. Glücklicher Weise ist uns derselbe noch erhalten, und zwar, was den Werth noch bedeutend erhöht, in einem eigenhändigen[1]) Eintrag Waldmann's in das oben erwähnte Zunftmeisterbuch.

Am Schlusse des oben (S. 210 ff.) aufgeführten Zunftmeisterreglements, als ein „Pro memoria" zum Artikel aus dem geschwornen Brief von 1393 über das Recht der Zunftmeister in die gesetzgebende Gewalt des Rathes einzugreifen, schreibt Waldmann:

„Item fürrer so habind sich min Herren die Zunftmeister underrett, umb dz sy dester bas möchtend belibenn und all zünfft widerumb jnn richtun komen möchtend und zu erlichem wessenn ann lüt und gut, als wir dz gemeiner statt allenn zünfften und lüttenn und öch vor gott und der welt menklichen schuldig sind, als wir des und anders gewalt habind als der geschworen brieff dz jnn hät jnn sim artikel gantz uswisset, und hörend die stuk dar j uff ze schwerenn, wenn zwey bletter dis buchs har um geworfenn wirt".

Kehrt man diese zwei Blätter um, so steht dann von Waldmann's Hand der Artikel:

„Hie vachet ann, wz ein obrister meister und ein nüwenn zunfftmeister zu ewigenn zitten und älly jar schweren sol, dz nüwlich angesechen ist".

---

[1]) Beim ersten Anblick kam mir die Handschrift frappant und bekannt vor; und bei näherer Prüfung ergab sie sich als durchaus dieselbe, wie in dem von Waldmann unterschriebenen Briefe aus der Zeit vor der Murtener Schlacht (s. Waldmann's Jugendzeit S. 8 und das Facsimile auf Tafel I daselbst); auch die Orthographie (die ich wiedergebe) stimmt vollkommen. Dass Waldmann in's Meisterbuch schrieb, ist bezeugt durch die Anschuldigung von dessen Feinden (Füssli S. 222).

„Item des ersten setzenn und ordnenn wir, dz jecklichy zunfft zwenn zunftmeister und ein ratsgesellenn habenn söllenn die jnn unsrenn ratt gan söllenn, und wo ein zunfft ze schwach wer, so mögend sich min Herrenn die meister, klein und gross rätt underredenn und ein nämenn jnn weller zunfft sy bedunkt der nutzest und der best ze sin, und demselbenn so genommen wird heissenn jnn die zunfft dienen, die denn mangel ann lütten hett.

Item und sol dz der tafen lann nach gan untz ann die ledstan zunfft, bis jecklich zunfft versechen wird wie obstatt.

Item die constaffel setzend und ordnend wir, dz sy fürbasshin III burgermeister oder zwen und VI ratzgesellenn han söllend und nüt mer und XVIII man jnn die burger, und wenn sy mangel ann lüttenn hettind dz sy jr zall nüt han möchttend, so sol mann jnnen ain gebenn und so vil und sy bedörffend und usrenn zünfftenn nemann, untz jr zall arfüllt wirt wie obstatt.

Item die übrigenn derenn noch sechs sind so jnn unsrenn ratt gand, die sol mann nämann jnn allenn zünfftenn wo uns alwegenn bedunckt der nutzest und der best ze sin, darmit die XXIII rätt arfült werdint.

Item und sönd also die Rätt lassenn ab sterbenn und für und fürrer jnn die sach genn, darmit die artikel verstreckt werdend wie vor statt.

Item dis alles hand wir geschworenn swirklich ze haltenn und niemerg mer darwider ze redenn noch ze thunn noch schaffenn gethann werden und zu dem ein Obristermeister ally jar schweren und ein nüwenn zunfftmeister, dar mit es by dennen dingenn belibenn mög wie obstatt.

Item so söllend gemein zunfftmeister fürbasser hin einandrenn by disser ordnung schützenn schyrmen und hant habenn zu ewigen zitten, und wer hier umm wie vor statt, gefechet oder gehasset wird so mitt dissenn dingen um gangenn wer, zu jm setzen wz jnn unsser vermügend wer, darmit unsser gewalt dester bas zu ewigen zitten gehalten mög werdenn“.

(Nachsatz von Waldmann's Hand mit bleicherer Tinte:) „Item als vor geschriebenn statt um III oder II burgermeister die so zittenn genommen werdend, wie die jnn constaffel dienenn söllend darby lassend, wirs belibenn usgenommen dz wir mit denn burgernn, wie von alter harkomenn ist und der geschworenn brieff dz wist, nemenn söllend, es sy von constaffel oder von zünffttenn wer unss bedunkt der nutz ist und der best zu sin“.

Vergleicht man nun diese Festsetzungen der Zunftmeister mit den Bestimmungen des geschwornen Briefes von 1393, so ergeben sie sich nicht als ein Widerspruch gegen diese Verfassung, sondern nur als nähere Ausführung und Regulirung derselben. Das zunächst kann keine Frage sein, dass der Brief von 1393 dem Zunftmeistercollegium eine sehr weitgehende, alles Mögliche beschlagende Gesetzgebung verlieh (s. oben S. 213 f. und dazu im Abdruck des geschwornen Briefes in der helvet. Bibliothek Bd. VI, S. 26: „so sollend doch die Zunftmeister dieselben sach und all ander sachen, so sy danzemal dunket, das unsser Statt nutz eerlich und nottürfftig sy, ussrichten und besorgen“). Also waren die Meister befugt, von sich aus Verfügungen zu Nutzen und Ehre der Stadt mit Gesetzeskraft zu erlassen. Es heisst zwar ausdrücklich: nur wenn der Rath „säumig“ sei. Aber diese Formel liess die weiteste Deutung zu und konnte ja jeder Auffassung dienen. Auch muss wohl, genau genommen, die Gesetzgebung der Zunftmeister dem Rathe der Zweihundert untergeordnet gewesen sein (s. S. 214 f.). Allein dies war nicht ausdrücklich gesagt. Auch hatte ja schon vor Waldmann das Zunftmeistercollegium Verfassungsfragen entscheiden zu können vermeint (s. S. 215). Interessant ist, wie lebhaft und eindringlich der allgemeine Nutzen, welchen diese Hebung der Zünfte bringe, ja die moralische Pflicht zu dieser Hebung von Waldmann hervorgehoben wird. Läugnen lässt sich nun allerdings nicht, dass Waldmann oft und in durchgreifender Weise Gebrauch macht von jenem nur für Ausnahmsfälle berechneten Artikel über die gesetzgebende Autorität der Zunftmeister. Aber wenn man hier von Verfassungsbruch reden

will, so trifft der Vorwurf nicht Waldmann allein, und ist andrerseits dieser Bruch durch eine gewisse Unklarheit und mangelhafte Fassung veranlasst gewesen. Die Verfassung von 1393 trifft dieser Vorwurf, und was Waldmann gethan, war verzeihliche Uebertreibung, wie sie in allen Zeiten der Parteileidenschaft hervortritt.

Hat er aber, wie seine Feinde bitter betonen (Füssli S. 222), oft Artikel durchgesetzt, auch wenn nur sechs oder sieben Meister dabei waren, so ist dies ebenfalls kein Verfassungsbruch; denn der geschworne Brief von 1393 bemerkt in jenem Passus über die ausserordentliche Gewalt der Zunftmeister ausdrücklich, dass die Beschlüsse der Zunftmeister Gültigkeit besitzen, auch wenn nur die Minderheit beschliesst: „die Zunfftmeister gemeynlich oder ein teil under jnen, dero sy dan lützel oder vil“ [1]).

Jener Beschluss nun, bezüglich der Reduction der Constaffel-Vertreter im Rath, ist inhaltlich nicht im Widerspruch mit der Verfassung von 1393. Diese sagt (Helvet. Bibliothek VI. 23), der abgehende Burgermeister, Rath, die Zunftmeister und die 200 sollen den (kleinen) Rath wählen „von Rittern, von Edellüten, von erbaren Burgern, den Constafflen, von den Zünften und den Antwerchen Zürich ...., das ir also von den allen 13 erkossen und genommen werden“. Dieser Artikel lässt nun allerdings die Wahl dieser Hälfte des Rathes frei, will aber offenbar, dass diese 13 (— zur Zeit Waldmann's also 12 [2]) —) aus beiden Parteien zugleich (Adel und Nicht-Adel) und nicht ausschliesslich aus der Constaffel, ebenso wenig aber auch ausschliesslich aus den Zünften sollten genommen werden.

Wenn nun zur Zeit Waldmann's bestimmt wird, dass jede Partei die Hälfte dieser zu besetzenden 13 (resp. 12) Rathsstellen für sich in Anspruch nehmen soll, so muss dies doch

---

1) Helvet. Bibl. VI, S. 27.

2) Die Reduction von 13 Zünften auf 12 fand schon 1448 statt; siehe Bluntschli Staats- und Rechtsgeschichte von Zürich I, S. 361.

wohl lediglich als eine nahe liegende, aus der Verfassung von 1393 sich wie von selbst ergebende genauere und sichere Normirung bezeichnet werden und nicht als Verfassungsbruch, wie Waldmann's Feinde im Todesurtheil durch Entstellung des Artikels im geschwornen Brief darthun.

Auch war ja diese Normirung so billig und gerecht, dass — was besser, als jede Argumentation es zu thun vermöchte, für Waldmann spricht — das neue Regiment dieselbe als Artikel in die neue Verfassung von 1498 hinübernahm[1]! Dass freilich diese Maassregel Hass und Erbitterung provociren werde, haben die Zunftmeister laut Waldmann's Aeusserung vorausgesehen, und dies musste um so mehr der Fall sein, als die ursprünglich projectirte Entschädigung der Constaffel durch Concession der Bürgermeisterstellen nachher (wie Waldmann's Nachtrag lehrt) wieder zurückgenommen und die Bürgermeisterwahlen gemäss der Verfügung von 1393 wieder freigegeben wurden. Begreiflich fühlte sich die Constaffelpartei auf's Tiefste verletzt. Als Gegengewicht benützte sie den Rath der Zweihundert. Von Göldli und seinen Parteigängern wird bezeugt (s. unten), dass sie „Dinge, die sie im kleinen Rathe nicht durchbrächten“, vor den grossen gezogen. Sie hat also in ähnlich einseitiger Weise, wie die gegnerische Partei, einen Artikel des geschwornen Briefs von 1393 ausgenützt (s. S. 215).

Das aber ist, denke ich, aus Allem klar geworden, dass die Bestrebungen der damaligen „demokratischen“ Partei Nichts zu thun haben mit den heutigen demokratischen Ideen. Man findet keine Spur davon, dass diese Partei etwa sich auf das Volk, d. h. die städtische Bürgergemeinde, gestützt habe. Diese Demokratie der „fortschrittlichen“ Partei war im Wesentlichsten bloss eine Oligarchie von Häuptern der Handwerker- oder Zunftpartei und hat bloss

---

[1]) Füssli, Waldmann S. 248; Bluntschli, zürch. Staats- und Rechtsgeschichte S. 360.

die Opposition gegen eine Adelsoligarchie mit der modernen Demokratie gemein; das Wesen der letzteren liegt in ganz anderen Tendenzen. Es dürfte überhaupt, da die Verhältnisse von damals uns so ganz und gar fremd geworden, schwer halten, Parallelen zwischen dem Einst und Jetzt zu ziehen. Wenn die Adelspartei ihre Stütze im Rathe der Zweihundert, dem Repräsentanten der ganzen Bürgergemeinde, einem Collegium ohne oligarchischen Charakter, sucht, so sieht man schon daraus, wie wenig die Politik jener Tage mit der heutigen sich berührt.

Noch müssen auch zwei andere, ebenfalls aus Waldmann's Zeit stammende, übrigens bisher schon bekannte [1]) Beschlüsse der Zunftmeister aufgeführt werden, die von Stadtschreiber Ammann 1488 in's Zunftmeisterbuch eingetragen worden sind und an deren Zustandekommen Waldmann ohne Zweifel starken Antheil haben wird. Der eine zielt dahin, auf den Zünften mehr Ordnung zu schaffen, und bestimmt, dass nur in Fällen, wo ein Zunftmeister gestorben oder unfähig und unwürdig geworden [2]), ein ganz neuer Zunftmeister solle gewählt werden. Dies ist nun allerdings der Verfassung von 1393 nicht ganz conform. Diese bestimmt [3]), „dass jede Zunft alle halbe Jahr ein Zunftmeister setzen und wählen soll". In einem späteren Artikel [4]) setzt sie zwar selbst fest, dass ein gewählter Zunftmeister, wenn er das zweite Halbjahr geruht, im dritten wieder gewählt werden dürfe, stellt es aber immerhin durchaus auf eine Wahl ab. Das ist meines Erachtens der einzige Verfassungsbruch, dessen Waldmann überwiesen werden kann. Der andere Beschluss bestimmt, dass „hiefür Keiner von der Gesellschaft zum Rüden in eine Zunft aufgenommen oder zum Zunftmeister gewählt werden dürfe". Die Feinde haben Wald-

---

[1]) S. Bluntschli, Republik Zürich S. 26 und Füssli S. 220 f.

[2]) „also dz der zunfftmeister, so dann zu mal sölte an gon, mit tod wäre abgegangen oder sust unnütz wäre, ald sich mit unkren (?) also vertiefft hätte, dz er des nit wirdig were".

[3]) Helvet. Bibl. VI, S. 21.

[4]) Daselbst S. 22.

mann dies zum Verbrechen angerechnet (s. das Todesurtheil, Füssli S. 221) und behauptet, es sei wider den geschwornen Brief. Ich kann aber in dem letzteren keinen einzigen Passus finden, der durch diese Massregel irgendwie verletzt worden wäre: im Gegentheil betont der geschworne Brief an zwei Stellen (Helvet. Bibl. Bd. VI, S. 21 u. S. 22), dass die Zunftmeister „uss einem Antwerch“ genommen werden. Durfte nun Keiner aus der Constaffel Zunftmeister werden, dann war es Consequenz, dass Keiner aus der Constaffel in eine Zunft genommen werde. Eine vorurtheilsfreie Beurtheilung wird hervorheben müssen, dass diese Verfügung nur eine die Integrität der Zünfte wahrende, sehr natürliche und vernünftige Massregel war. Wenn sie auch vielleicht etwas nach Parteipolitik riecht, so war dies doch der Sachlage entsprechend und nicht etwas künstlich und gewaltsam in die Verhältnisse hinein Getragenes, nicht also eine unvermittelte, revolutionäre Neuerung, ein illegitimer Gewaltstreich. — So erscheint denn Waldmann's Parteipolitik in einem wesentlich anderen Lichte.

Als ein wichtiges Moment dieser Parteipolitik führt nun Bluntschli (Gesch. d. Republik Zürich, S. 6 f.) ferner noch an, dass Waldmann im Gegensatz zur Constaffel die Gesellschaft zum Schneggen gestiftet und hier im Kreis vertrauter Freunde die Tagesfragen behandelt und seine Reformen vorbereitet habe. Da ist nun aber jüngst unwiderleglich nachgewiesen worden [1]), dass die Anfänge dieser Gesellschaft schon an's Ende des 14., mindestens den Beginn des 15. Jahrhunderts sich zurückführen und dass es keine politische Gesellschaft war. Waldmann war allerdings Mitglied dieser Gesellschaft zum Schneggen, jedoch ganz ohne jene substituirte Tendenz, in ihr seine Stütze zu suchen. Bluntschli (a. a. O. S. 7) entnahm, wie er andeutet, die von

---

[1]) Man vergleiche: Vögelin, Das alte Zürich (2. Aufl. S. 190 bis 195) und die dort aufgeführten Schriften von Prof. G. von Wyss und Zeller-Werdmüller.

ihm behauptete Thatsache der Chronik Edlibach's. Dabei begegnete ihm jedoch ein Missverständniss. Edlibach redet an der betreffenden Stelle nur von einer lediglich geselligen Zwecken dienenden Tischgenossenschaft, die Waldmann begründet und die (zufällig) „auf dem neuen Schneggen" jeden Abend zusammenkam; sie dauerte von 1488 nur bis zu Waldmann's Tode, und hat allem Anscheine nach mit der Gesellschaft der Schildner zum Schneggen Nichts zu thun[1]). — Man darf nun aber die Waldmannische Parteipolitik nicht bloss nach ihrer politischen Seite betrachten; sie spitzte sich sehr zum Personal- und Familienstreit zu, und es dürfte wesentlich zur richtigen Beurtheilung der Verhältnisse und Vorgänge jener Zeit dienen, wenn namentlich die Verhältnisse der Göldli'schen Familie näher in's Auge gefasst werden. Ueber diese hat Herr Zeller-Werdmüller als Resultate seiner Forschungen mir Folgendes mitzutheilen die Güte gehabt:

„Die Göldli sollen ursprünglich „von Tieffenau" geheissen haben und bei Baden-Baden eine Burg, zu Pforzheim einen Edelsitz gehabt haben, dann wegen Händel mit den Markgrafen über Speier und Strassburg nach Zürich ausgewandert und 1330 Bürger geworden sein. Wegen ihres Reichthums erhielten sie den Namen Göldli. In Wirklichkeit tauchen die Göldli erst 1410 mit Heinrich auf, der Bürger war, kaufen von dem Juden Abraham von Speier den Thurm an der Brunngasse, stiften 1413 die Göldlikapelle im Kreuzgang zum Grossmünster, erhalten 1412 von Zürich die Erlaubniss, Werdegg zu kaufen. 1414 hatte Heinrich Göldli Streit mit dem Markgrafen von Baden, der durch Vermittlung Zürich's geschlichtet wurde. Der Markgraf verzichtet auf seine Ansprachen auf Göldli und seine Familie, gibt die zwei Kinder Göldli's heraus und verspricht, alle weltlichen und geistlichen Urtheile gegen Göldli rückgängig zu machen; Göldli ist berechtigt, sein Guthaben einzuziehen. Dagegen soll Göldli alle Schuldbriefe, die er von dem Markgrafen

---

[1]) Siehe Edlibach's Chronik S. X, XV und S. 199.

hat, herausgeben, und der Markgraf aller Schulden, Zinsen, Gülten ledig sein. Ausserdem hat Göldli 5000 fl. zu zahlen. — Die Göldli stammen also aus dem Badischen, sind keine Edelleute, aber sehr reich, möglicher Weise getaufte Juden, oder lombardische Geldwechsler. Burgermeister Meiss sagte 1413 von Heinrich Göldli, er sei „ein verhiter erzsbösewicht, das will er ihm erwisen mit sinem hals". — Und um 1410 bis 1420 bemerkt der Rath, als er Grüningen um 4000 fl. an Heinrich Göldli verpfänden wollte, dass er mit diesem Göldli nichts mehr zu schaffen haben wolle, weil derselbe in den Vertrag solche Artikel hineinbringen wollte, die den Bürgern von Zürich nicht gefallen [1]). — „Sonderbare Leute waren es jedesfalls. 1427 erneuerte Heinrich Göldli und sein Sohn Jakob das Bürgerrecht, das sie, wie es scheint, verloren, auf 12 Jahre, gegen eine jährliche Gebühr von 12 fl.; dagegen sind sie zu keiner Beamtung verpflichtet; ihrer alten Händel nimmt sich die Stadt nicht an; sie können nach 12 Jahren zu den gleichen Bedingungen bleiben; gehen sie dann aber fort, müssen sie keinen Abzug bezahlen. Schliesslich blieben sie in Zürich. Heinrich starb 1425; seine Söhne Jakob und Paulus fielen 1445 bei Wollerau. Jakob's Söhne sind: Heinrich, der Burgermeister, und wohl auch Lazarus, der Rathsherr, mit dessen Gattin, Verena Escher, Waldmann sich vergangen haben soll. Von den fünf Söhnen des Burgermeisters war Georg 1531 zürcherischer Hauptmann in der Schlacht bei Cappel; Kaspar und Rennward blieben katholisch (Kaspar ist Stammvater der Luzerner Göldli), Roland, ein berüchtigter Curtisane, Domherr zu Constanz, Propst zu Lindau".

So weit Herr Zeller über die Göldli. Das Gesagte ist nicht geeignet, einen besonderen Nimbus der Familie aufzusetzen. Wenn wir ferner annehmen dürfen, dass gewisse geistige Richtungen und socialpolitische Tendenzen, wie Traditionen sich in den Familien vererben, so dürfte auch der schmutzige Pfründen-

---

[1]) Diese Notiz fand ich im Stadtbuch (Archiv Gest. I, 3) fol. 4 a.

handel dieser Familie, den Prof. Sal. Vögelin [1]) aufgedeckt hat, und das bekannte zweideutige Benehmen im Cappelerkrieg [2]) kein gar günstiges Licht auf diese Göldli werfen. Dass dadurch der Kampf Waldmann's gegen sie eine genauere Beleuchtung empfängt, braucht nicht erst auseinander gesetzt zu werden. Wohl aber ist noch darauf hinzuweisen, wie sehr die glänzende Rolle, die Waldmann in und nach den Burgunderkriegen spielte, die Göldli's, und mit ihnen wohl auch andere vornehme Geschlechter Zürich's, erbitterte. Dies mag die Gegensätze verschärft haben. Und in der That, wenn wir aus den Abschieden ersehen, dass Heinrich Göldli vor 1489 verhältnissmässig viel weniger als Bote auf den Tagsatzungen auftritt, denn nachher [3]), und auch weniger als Waldmann, und nur einmal (1471) als Gesandter im Auslande, — und ferner sehen, dass nach 1489 Lazarus Göldli als eidgenössischer Vogt im Thurgau erscheint [4]), so ist klar, dass der Stern des Hauses auch in der Eidgenossenschaft erst aufging, nachdem derjenige Waldmann's erloschen war, dass also auch auf diesem Felde die Rivalität entsprossen sein mag.

Die Raths- und Richtbücher berühren hie und da auch etwa die Göldli. 1450 heisst es: „Man soll nachgan, als Heinrich Göldli des Jäger Pfisters Sun an dem Fischmarkt geslagen hät" (er wird 1 ℔ 5 β gebüsst). Dann führt, laut Rordorf's Sammlung [5]), 1458 Hans Pfau über Folgendes Klage: Frau Göldli habe ihn zum Nachtessen geladen; als sie bei Tische sassen, sei Heinrich Göldli gekommen und habe ihn mit dem Schwert geschlagen, als er neben seiner Mutter sass. Heinrich Göldli wurde nun zu einer Geldbusse von 1 Mark verurtheilt. 1482 sagt ein Jakob Solat, die Urtheile seien längst ergangen,

---

1) Sal. Vögelin in Rob. Weber's Helvetia 1877, III. S. 165 f.
2) E. Egli, Die Schlacht bei Kappel.
3) Seit 1479 acht bis neun Mal: s. Register der Abschiede.
4) S. Abschiede III, S. 381. 385 etc.
5) Rordorf, Waldmanniana, Mscr. fol. Stadtbibliothek.

dass Herr Bürgermeister Göldli und Vogt Göldli ertränkt sein sollten. Er musste nun Sonntags in der Kirche revociren. Im gleichen Jahr erzählte ein Hänsli Zwifel, er sei bei Bürgermeister Göldli gewesen, der zu ihm gesagt, er solle ihm nicht mehr kommen, sonst werfe er ihn die Stiege hinab. Da habe er Göldli gesagt: „Du müsstest Dine Hösli bas füttern!“, habe sich gerühmt, dass er ihn gedutzt, und gesagt, es thue ihm darum Niemand Etwas. — Mitten in die Zeit des Parteikampfes hinein führt uns 1485 eine Beschimpfung Waldmann's durch Hans Kraut, welcher bemerkt, er wolle nicht die (Waldmann und Meister Tachselhofer) für seine Herren halten, „sondern sein fromm Herren, Hr. Heinrich Göldli Burgermeister und Herr Heinrich Escher wollt er für sein Herren haben“.

An was für Vorgänge und Vorfälle nun Waldmann seine Opposition gegen die Göldli speciell anknüpfte, das ist leider in's Dunkel gehüllt. Nach Edlibach (S. 184 f.) tritt Waldmann als Obristzunftmeister 1482 zuerst, im Hohenburger Handel, eingreifend und entscheidend, im Gegensatz zu Göldli und dem herrschenden Regiment, auf, und gleich nachher wird er ja an Göldli's Stelle gehoben. Weiteres aber ist unklar. Waldmann soll im Gefängniss die Aeusserung gethan haben, man werde auf dem Meisterbuch oder in anderen Schriften, die in der Meister Kasten liegen, die Ursache finden, warum er Herrn Göldli von den Geschäften entfernt; man habe ihn seiner Vordern und Kinder wegen noch verschont [1]). Allein von dem hörnernen Rathe sind alle Schriften, die sich darauf beziehen, vernichtet worden. Samstag nach Martini 1489 wurde laut Rathsbuch beschlossen, von allen Schriften Einsicht zu nehmen, die von Göldli handeln, und dann damit zu machen, was man beschliesse. Dann am Montag vor Katharinentag heisst es: „Da die Rede geht, dass auch in den Rathsbüchern über Göldli sich Etwas finde, so soll man auch diese vorlegen“. Göldli verantwortet sich auf

[1]) Manuale Staatsarchiv 1489, Samstag vor Martini.

Alles; man billigt es, erklärt ihn für einen Biedermann und erklärt das Erkenntniss in dem Meisterbuch ungültig; man beschliesst, es heraus zu schneiden und dieses sowie alle anderen Schriften, so um den Handel vorhanden sind und vor „meine Herren“ gelegt sind, zu verbrennen. Dem entsprechend sind denn auch im alten Meisterbuch die Schlussblätter von 1488 und 1489 herausgerissen und ebenso im Rathsmanuale die Partieen über den Waldmannischen Process. Waldmann's Feinde haben sich dadurch das ärgste Brandmal auf die Stirn gedrückt, dass sie der Nachwelt die Einsicht in den wahren Sachverhalt verunmöglichten. Sie haben aber damit für alle Zeiten Ein wichtiges Document uns überliefert: das ihres bösen Gewissens. Einige dürftige und nicht leicht zu combinirende Spuren von den Vorgängen hat nun doch das Rathsmanuale uns noch überliefert; z. B.:

1484 (II, S. 27) „Min Herren haben gonnen minem Herrn Burgermeister Göldli, das er in sinem Gemächd die Namen siner kinderen enndern mag, nach dem sich etwas Wandlung geistlichs und weltlichs stätshalb darjnn begibt“.

1486 (Rordorf Waldmanniana) praesent. Röist und beide Räthe. Da Lazarus Göldli vor einigen Jahren eines von Stadion Knecht hat geholfen fangen und berauben, sein Pferd, 62 fl. und des Junkers Siegel genommen, und dies jetzt den Räthen des Herrn von Oesterreich geklagt wird, haben Räthe und Zunftmeister erkannt, dass Lazarus Göldli die Dinge dem Stadion zu ersetzen hat und der Stadt 20 fl. zahlen und aus dem Rathe ausgestossen sei.

1487 (Man. I, p. 38) Montag nach Pancratii. Jörg Göldli hat sein Burgrecht aufgegeben und seine Bürgen sind: Heinrich Göldli, sein Vater und Lazarus Göldli, sein Vetter. (Dies ist nachträglich ausgestrichen; dabei steht ohne Datum von anderer Hand: ist wieder zu Burger empfangen Dienstag nach Pancrat.).

1488 Samstag vor Oculi. Heinrich Göldli, Bastard, hat sein Stadtrecht aufgegeben.

Das ist Alles, was wir über die Göldli wissen. Mochte nun wohl der Kampf Waldmann's gegen die Göldli bei der eigenthümlichen Stellung, die dieses Geschlecht einnahm, manche herrschenden Vorurtheile auch in vornehmen Kreisen für sich haben, so war dies wohl weniger der Fall bei der Opposition gegen die Schwend, Escher, u. A., altangesehene adeliche Geschlechter Zürich's, die wohl nach Stand, politischer und socialer Stellung, sowie althergebrachter Tradition Gegner der durch Waldmann geführten Zunftpartei waren. Der Kampf Waldmann's gegen diese Geschlechter nahm auch keineswegs den Charakter einer so scharf ausgeprägten, persönlichen Gegnerschaft an, wie der gegen die Göldli.

b) Zürcherische Reform-Politik gegen die Unterthanen.

Was unsere neueren Geschichtschreiber über die Reformen Waldmann's sagen, beruht zum grössten Theil auf der schon vor mehr als hundert Jahren erschienenen Monographie Füssli's [1]) und auf der von Bluntschli 1847 in seiner „Geschichte der Republik Zürich“ entworfenen, formell meisterhaften Schilderung.

Darnach hat Waldmann zum ersten Male in Zürich eine umfassende, alle Gebiete des öffentlichen, theilweise auch des privaten Lebens berührende Reformpolitik verfolgt. „In Staat „und Kirche, in Rechtspflege, Verwaltung, Finanzwirthschaft, „Gewerbe, Handel und Sitten — überall rottete er zum ersten „Male mit unerbittlicher Hand alte, schlimme Gewohnheiten aus, „und schuf er neue Gebräuche und neue Gesetze, mit Einem „Schlage wandelte er in unerhörter Weise den Staat um“.

„Die Kirche fühlte besonders seine reformirende Hand“. Die Erbschleicherei und den Gütererwerb der Kirche schränkte er ein, die Verwaltung der Kirchengüter liess er streng bewachen, unter den Geistlichen rücksichtsloseste Sittenzucht handhaben,

---

[1]) Füssli, Johannes Waldmann, Ritter, 1780; s. meine Kritik: Waldmann's Jugendzeit S. 5.

und der Zürcher Kirche verschaffte er durch das Concordat von 1486 dem Papste und den hierarchischen Bestrebungen gegenüber mehr Macht und Freiheit.

Er führte in der durchgreifendsten Art regelmässige Abgaben und Steuern ein, wie sie das Mittelalter nicht kannte. Die Oberhoheit der Stadt über die Landschaft wurde verstärkt und erweitert, die Rechte der Unterthanen eingeschränkt; für die Wahlen der Untervögte durften die Landleute nur noch einen Dreiervorschlag machen, und im Treueid mussten sie sich verpflichten, kurzweg „in Allem“ der Regierung gehorsam zu sein. Die Rechtspflege ward mehr centralisirt, und ohne Rücksicht auf die bisher üblichen Ordnungen, Dorf- und Hofrechte Verfügungen für die ganze Landschaft über Gericht und Recht, Bussen und Strafen erlassen. Die wirthschaftlichen Verhältnisse wurden ganz neu geregelt. Allen Handel und alles Handwerk concentrirte er in der Stadt; das Landvolk beschränkte er auf die Landwirthschaft, und diese selbst regulirte er nach neuen Grundsätzen: das Einschlagen neuer Reben ward verboten, ebenso das Ausreuten von Wäldern, das Fällen von Särlen (jungen Tannen), die Vermehrung der Weiden, die Verminderung des Getreidebaues. Fischenzen und Jagdrechte wurden eingeschränkt, der „Fürkauf“ von Lebensmitteln verboten, ebenso theilweise das Ausschenken fremder Weine; die Einfuhr fremder Weine wurde durch das „Ohmgeld“ erschwert. Strengstens ward zu Stadt und Land das Reislaufen verboten, sowie alle anarchischen, tumultuarischen Bestrebungen verpönt. Durch das grosse Sittenmandat von 1488 griff endlich Waldmann auf's empfindlichste in das häusliche und private Leben der Bürger ein: — der unmässige Aufwand bei Hochzeiten wird verboten; es wird die Dauer der Hochzeiten, die Zahl der zu ladenden Gäste, das Maximum der „Schenken“ bei Hochzeiten, Taufen, Wahlen etc. festgesetzt; es werden Verordnungen über Kleider erlassen, das Abhalten von Gemeinschiessen, Kegelschieben, grossen Trinkgelagen und Volksversammlungen verboten oder nur bedingungsweise gestattet.

Das ist's, was bisher als Summe der Waldmannischen Reformpolitik bezeichnet worden ist.

Aus dem mir vorliegenden Actenmaterial ergibt sich indess, dass nicht alle hier aufgeführten Verfügungen auf Waldmann sich zurückführen, noch auch sammt und sonders innerhalb einer kurzen Periode gegen Ende des 15. Jahrhunderts als neu erlassen worden sind.

Bevor ich indess zur Beweisführung selbst übergehe, kann ich nicht umhin, auf die Schwierigkeiten hinzuweisen, die derartigen Untersuchungen über die Geschichte der zürcherischen Staatsverwaltung entgegen stehen wegen der Lückenhaftigkeit und Mangelhaftigkeit der Mandate und Protokolle aus jener Zeit. Zahlreiche Erlasse und Verfügungen aus dem 15. Jahrhundert liegen datumlos häufig nur im Entwurf im Archive noch vor, und selbst die ausserordentlich sachkundige Hand von Herrn Staatsarchivar Dr. Strickler vermochte nicht überall mehr mit der zu wünschenden Genauigkeit und Sicherheit die Zeit des Erlasses zu bestimmen. Sodann — und dies ist vielleicht die schmerzlichste Lücke — sind die Rathsprotokolle auch nicht von ferne so treffliche Hülfsmittel der Geschichtforschung, wie es die nach den heutigen Anforderungen abgefassten sein dürften. Es sind eigentlich keine Protokolle, sondern, wie der officielle Titel lautete: blosse „Manuale's“ (Handbücher) für den Stadtschreiber. Sie beginnen mit 1484; über jedes Jahr werden zwei geführt je für eine der beiden Rathsrotten (vgl. S. 217). Ihr Inhalt nimmt sich aus wie brouillonartig aufgezeichnete Notizen ohne absolute Vollständigkeit und Genauigkeit [1]); sie sind auch in der Art gefasst, dass sie bloss Anhaltspunkte sind für den Stadtschreiber, um sich zu erinnern, worüber er eine Schrift, ein „Mandat“ anzufertigen habe; von der Darstellung von Verhandlungen, Discussionen, der Aufführung von Anträgen mit Namensangaben der Antragsteller, von Verzeichnen der Ab-

---

[1]) Einige Gebote und Verbote liegen nur in Form von Mandaten vor, ohne dass im „Manuale“ davon die Rede wäre.

stimmungen u. dgl. ist keine Rede. Es geben daher diese Acten dem Forscher auch nicht den mindesten Anhaltspunkt, zu bestimmen, was für Persönlichkeiten als Urheber der betreffenden Beschlüsse zu betrachten seien.

Ich mache diese Eröffnung über die Unvollkommenheit des Beweismaterials nicht nur, um damit offen und ehrlich zu gestehen, dass sich von diesem Gesichtspunkte aus unter Umständen Manches gegen meine Anschauungen einwenden lässt, sondern auch, um ebenso anzudeuten, dass andrerseits die Lückenhaftigkeit der Acten, besonders die Unvollständigkeit in der Zahl von Rathserlassen aus den Zeiten vor Waldmann, die Opposition gegen meine Beweisführung ebenso sehr zur Vorsicht anhalten soll.

Unter den besonders gewaltthätigen, das Landvolk verletzenden Reformen Waldmann's figurirt bei Füssli und Bluntschli und damit in allen neueren Darstellungen die Verfügung, dass die Handwerker in die Stadt ziehen sollen, dass die Stadt das Monopol aller Gewerbe besitzen solle. In der Form eines Mandates oder einer officiellen Aufzeichnung aus Waldmann's Zeit existirt diese Verfügung meines Wissens nicht; es begegnet uns diese Reform überhaupt nur als vollendete Thatsache in Waldmann's Zeit. Die Landleute klagen darüber, und im Frühjahr 1489, als der Aufstand schon in vollem Gange war, wird laut Rathsmanuale eine Berathung über diesen Punkt gehalten [1]; in den Eingaben der Landleute begegnet uns diese Angelegenheit wieder, und in den „Waldmannischen Spruchbriefen“ von 1489, dem Compromiss der neuen Regierung mit dem Volk, wird ausdrücklich gesagt, dass das Verbot der Handwerke auf dem Lande nachgelassen werden soll. Allein nirgends finde ich in zeitgenössischen Berichten einen Anhaltspunkt dafür, dass Waldmann als Urheber dieser Massregel betrachtet werden müsste; es ist

---

[1]) Manuale 1489, I, S. 7: Die Vögte von Kiburg, Grüningen, Greifensee, Regensberg und Andelfingen „zu beschriben uff Sunntag nächsthin da ze sin von der Handwerchen wegen uffm Land“.

dies lediglich Annahme Füssli's, und ihm schrieben es Alle nach. Vor bald dreissig Jahren aber hat Segesser gezeigt[1]), dass diese Annahme falsch ist. In einer Verfügung nämlich des Jahres 1471, dass alle Handwerker vom Lande in die Stadt ziehen, sagt der Luzerner Rath, die Eidgenossen von Zürich und Bern hätten dies auch geboten. Die Zürcher Verfügung muss also vor 1471 erlassen worden sein, d. h. in einer Zeit, wo Waldmann noch etliche Jahre nicht im Regimente sass, geschweige denn tonangebend war. So darf also ohne alle Frage jenes eigenthümliche volkswirthschaftliche System, wornach — „die Lebens- und Berufsweise der Stadt und der Landschaft schärfer als bisher auszuscheiden“ [2]) — die Stadt Mittelpunkt von Gewerbe und Handel, „Hauptmarkt des ganzen Landes“ werden sollte, „auf welchem alle Erzeugnisse des Bodens und des industriellen Fleisses umgesetzt würden“ [3]) —, entschieden nicht dem Bürgermeister Waldmann als Urheber oder Gesetzerlasser zugeschrieben werden. Es ist eine Reform, die im Geiste der Zeit lag und in den damaligen Culturverhältnissen, dem allgemein herrschenden System der Gebundenheit der Gewerbe, der hohen Cultur der Städte im Gegensatz zu den geringen Bedürfnissen des Landes, begründet war. Die Motivirung dieser Reform von Seiten der Regierung (bei Anlass der Verhandlungen von 1489) ging dahin, es sei auf Begehr und Anbringen Etlicher vom Lande geschehen, besonders Derer, die mit dem Pflug bauen, die sich beklagt haben, dass sie von den Handwerksleuten an Weidgängen „übersetzt werden“ [4]). Ob diese Bemerkung Glauben verdient, muss dahin gestellt bleiben. Eher ist es wahrscheinlich, dass die städtische Zunftpartei in egoistischem Streben diese Verhältnisse darart ausgebeutet habe.

---

[1]) Segesser, Staats- und Rechtsgeschichte Luzern's II, 389, Anm. 2.
[2]) Bluntschli, Geschichte der Republik Zürich II, S. 26.
[3]) Bluntschli, Staats- und Rechtsgeschichte von Zürich I, 353.
[4]) Staatsarchiv, Stadt und Landschaft 367, 2, 11.

Sodann erweisen sich einzelne Gebote und Verbote, die wirklich unter Waldmann ergangen sind, nur als Wiederholungen älterer, schon dagewesener. Einzelne derselben sagen dies auch im Eingang ausdrücklich selbst. Ich glaubte nun zuerst, dass, wenn solche Mandate sich als Erneuerung älterer, vor 50, 60 Jahren erlassener ausgaben, dies nur als eine Art Aushängeschild zu betrachten sei, wodurch den betreffenden Reformen ihr gehässiger Charakter genommen werden sollte. Allein ich fand nachher wirklich mehrere dieser Erlasse im Stadtbuch der ersten Jahrzehende des Jahrhunderts[1]), sowie in einer Sammlung älterer Mandate. Schon Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts ergingen Verbote gegen Luxus, gegen Aufwand bei Hochzeiten und Kindtaufen, gegen Spiel und Tanz, die ganz ähnlich sind denen der Achzigerjahre des 15. Jahrhunderts. So z. B. 1370, 1376, 1414, 1418, 1463. Verbote des Reislaufens finde ich 1410 und 1450. Im Jahre 1485 (23. Mai) wird die vormals ergangene Verordnung erneuert, dass Niemand Wald ausreuten, noch Särlen (d. h. junge Tannen) umhauen soll. Ebenso muss laut einem Mandat schon früher das Jagen und Fischen verboten worden sein. In den Jahren 1418, 1430 und 1450 wird verboten, mit Waffen und Wehr an eine Kirchweih zu gehen. Im Jahre 1415 war der Landschaft, ganz genau wie 1488, verboten worden, Reben einzuschlagen: ein Uli von Loo bat damals, man möchte es ihm noch erlauben, da er es vor Erlass des Mandates mit grossen Kosten angefangen habe; allein man war so streng, dass es nicht gestattet ward. Um 1460 ergingen Verfügungen über die Landwirthschaft, als deren Erweiterung diejenigen der Achzigerjahre aus Waldmann's Zeit erscheinen: Verbote, durch die Reben zu gehen, Bestimmungen über „das Wümmen", Bewirthschaftung der Güter, Schonung der „Särlen" u. dgl. Auch die Einschränkung der geistlichen Macht begegnet uns schon in früheren Mandaten: 1460 wird die geistliche Gerichtsbarkeit, wie später zur Zeit Waldmann's, verpönt, und die Verfügung

---

[1]) Staatsarchiv, Gest. I, 4.

erlassen, dass Geistliche ihre Schulden durch den weltlichen Richter einziehen lassen sollen. Im Jahre 1480, zwei Jahre bevor Waldmann Bürgermeister wurde, wird bestimmt, dass geistliche Zinsen mit Geld abgelöst werden dürfen. Ich bin überzeugt, dass, wenn das Material nicht so kläglich dürftig und lückenhaft wäre, sich wohl noch manche Beispiele dieser Art auffinden liessen. Es erhellt hieraus zur Genüge, dass schon vor Waldmann die zürcherische Regierung nach den sonst dem Waldmann allein zugeschriebenen Grundsätzen das Regiment geführt hat, insbesondere zu Anfang des 15. Jahrhunderts. Wenn nun diejenigen Mandate aus Waldmann's Periode, die sich als Wiederholung und Verschärfung früherer Erlasse ausdrücklich ausgeben, bemerken, dass jene früheren „wegen der Kriegsläufe“ nicht seien gehalten worden, so ist wohl klar, dass der alte Zürichkrieg, der überhaupt das zürcherische Gemeinwesen auf's Tiefste erschütterte und zerrüttete, den Ausbau dieses Systems hinderte, und ebenso die Burgunderkriege, indem sie alle Interessen absorbirten; in den Jahren 1477 bis 1489 ging man nun wieder auf dasselbe zurück.

In alten und neuen Geschichtsbüchern wird im Ferneren als besondere Eigenthümlichkeit der Regierung Waldmann's die Strenge gegen das Landvolk, die Einschränkung der Rechte und Freiheiten und die Erhöhung der Anforderungen an die Unterthanen aufgeführt. Allein alle diese Richtungen und Tendenzen, wie unleugbar sie in der Epoche Waldmann's sich geltend machen, traten schon früher hervor und waren längst vorbereitet. So die materiellen Anforderungen: — 1417 erging die Verfügung: weil die Stadt sehr in Schulden gerathen, soll man die nächsten drei Jahre steuern; es soll Jeder all' sein Gut, Liegendes und Fahrendes, Kleider und Gewand versteuern; auch Klöster und Gotteshäuser im Zürcher Gebiet soll man dazu anhalten. Dieses Gebot wurde erneuert 1425. Nach Mittheilung von Herrn Dr. Strickler äusserte sich besonders um 1450 bis 1460 auf dem Lande die heftigste Erbitterung wegen der Kopfsteuer.

Wie streng man in Eintreibung der Steuern war, mag man daraus entnehmen, dass 1454, 4. September, der Rath beschliesst: wenn die Steuern in den Vogteien nicht bezahlt würden, einen Knecht mit einem Pferd zu senden, der dann auf Kosten der Säumigen dort leben und „zehren“ soll, bis sie die Steuer bezahlt. Zur Zeit des Wädiswiler Handels (s. unten), 1467, muss eine definitive Regulirung der Steuern stattgefunden haben. Eine Verfügung von ca. 1460 bis 1470 bemerkt, die Stadt sei in grossen Schulden, so dass sie fast der Welt zum Gespött werden müsse; desshalb solle man steuern. Ausdrücklich wird dann beigefügt, man solle das Land auch zur Hülfe mahnen, damit nicht die Stadt Alles allein tragen müsse. Zusammen mit den Steuern wird auch der Begriff der obrigkeitlichen Gewalt schärfer ausgebildet, und alle Ausnahmsstellungen, welche das mittelalterliche Privilegienrecht ausgebildet, und die durch die Hofrechte und Localrechte sanctionirt worden, nicht geduldet. Alle sollen gleichmässig als Unterthanen verpflichtet sein. So wird 1415 über Wädenswil und Richterswil, welche, als unter der niederen Gerichtsbarkeit des Johanniterordens und nur unter einer allgemeinen Schutzhoheit Zürichs stehend, Privilegien in Anspruch nahmen, beschlossen, sie sollten in Bussen und Freveln gleich gehalten sein wie die übrigen Gemeinden der beiden Seeufer. 1425 wird verfügt, alle in der Grafschaft Kiburg Wohnenden sollen gen Kiburg dienen „mit Stür und Bruch“, auch die freien Leute und Gotteshausleute. 1424 wird beschlossen, dass von allen Gütern in den Aemtern Greifensee und Grüningen der dritte Pfenning an die Stadt geliefert werden solle, auch von Gütern, die nur versetzt und verpfändet, nicht verkauft worden. 1429 wird eine Steuer auf alle Gotteshausleute in der Grafschaft Kiburg und im Regensberger Amt gelegt; wer bisher nicht gesteuert, heisst es ausdrücklich, den soll man nun auch dazu anhalten. Im selben Jahr, als Einige zu Opfikon, die Bürger zu Grüningen geworden, meinten, Güter zu Opfikon nicht versteuern zu müssen, wird ausdrücklich bemerkt, dass Alle gleich gehalten seien; wer viel Güter habe,

müsse auch viel steuern. Nach einer Verordnung von ca. 1430 bis 1440 müssen die Kiburger Grafschaftsleute schwören, „in allen Dingen“ der Obrigkeit gehorsam zu sein. Diese uneingeschränkte Verpflichtung erregte die Erbitterung des Landvolks: sie öffnete ja Thür und Thor jeder Vergewaltigung. Eine Eingabe des Landvolks an die eidgenössischen Boten von 1489 [1]) wünschte daher besonders diese Bestimmung beseitigt zu sehen und hebt hervor, dass hiedurch „ein somlichen grossen treffenlichen, schwerlichen Gewalt mochte sin“, und dass unter Umständen die Zürcher Landleute gegen die Eidgenossen gebraucht und diesen entfremdet werden könnten (man dachte an den alten Zürichkrieg!). In den Waldmannischen Spruchbriefen ist die Verpflichtung zu diesem Eid auch ausdrücklich aufgehoben. Die erwähnte Verfügung von 1430 bis 1440 ist aber ein deutlicher Beweis, dass nicht Waldmann Urheber jener ärgerlichen Bestimmung war.

Ueber solche Ausdehnung der obrigkeitlichen Gewalt wurden die zürcherischen Unterthanen erzürnt; sie beklagten und beschwerten sich schon viele Jahrzehende vor Waldmann und vor dem Waldmannischen Auflauf, und deuten dabei auf einzelne Grundsätze und Einrichtungen hin, als deren Begründer man später stets Waldmann betrachtete. Die älteste Spur eines aus solchem Anlass entstandenen Missvergnügens fällt gerade in jene Zeit, wo das bevormundende System laut den Mandaten stärker hervortrat. 1411 klagen nämlich die Hofleute von Wald dem Herzog Friedrich von Oesterreich, unter dessen Herrschaft sie früher gestanden, dass Zürich seine alten Hofrechte und Freiheiten nicht achte, ihnen Steuer und Reisen in fremde Lande zumuthe „und so ungewohnte Sachen auflege“, dass sie es nicht ertragen mögen. Ihre „Vorderen“, sagen sie, hätten das nicht thun müssen, und sie wünschten Rückkehr unter die öster-

---

[1]) Staatsarchiv („Stadt und Landschaft“ 367, 2, 13).

reichische Herrschaft und zu den alten Freiheiten und Rechten [1]). Im Jahre 1431 ferner klagt Regensberg über Verletzung seiner alten Freiheiten; es sei, meint es, unter Oesterreich gefreit gewesen, weder verpflichtet, zu reisen, noch Steuern und „Fall" zu zahlen. Dieselben Klagen bringt das Freiamt vor. — Im „alten Zürichkrieg" war es hauptsächlich der Widerwille gegen das strenge zürcherische Regiment, welcher den Eidgenossen die Seegegenden, das Grüningeramt, Freiamt, Bülach, Andelfingen, etc., so leicht und rasch in die Hände führte: die Unterthanen hofften, mit Hülfe der Eidgenossen mehr Freiheiten und Rechte zu erlangen, ganz wie dann 1489 im Waldmannischen Auflauf. So beklagten sich 1441 die Grüninger [2]) über neue, von Zürich ergangene „Aufsätze" und wünschten sich von Zürich zu trennen und an Schwiz sich anzuschliessen. Erst als Zürich einen Compromiss einging und in einem Garantiebrief versicherte, Keinen um seiner Schulden willen zu thürmen, wenn er Bürgen stelle, das Verbot des Reben-Einschlagens für Grüningen aufzuheben und die Grüninger des Umgeldes und der Fastnachthühner zu entbinden, kehrten sie unter Zürich's Herrschaft zurück und bequemten sich, die sogenannten Vogt- und Untervogtgarben zu liefern und sich mit einem Dreiervorschlag für die Untervogtstelle begnügen zu wollen. Es begegnen also hier unter Anderem wieder zwei angeblich Waldmannische Neuerungen, die Durchführung des Umgeldes und der Dreiervorschlag der Gemeinden, schon 30 bis 40 Jahre vor Waldmann! Zur selben Zeit, wie Grüningen, revoltirten auch Wädenswil und Richterswil [3]) mit Hülfe der Eidgenossen, und als 1468 Zürich eine Steuer erhob, sperrten sie sich energisch dagegen und wollten nur den Johanniterorden als wahren Herrn anerkennen: sie fürchteten, die freie Stellung

---

1) Archiv für Schweizergeschichte VI, 134 f. Alles Folgende aus den Rathsmanualien.

2) S. Tschudi, Chronik II, 326.

3) Fründ, Chronik S. 82.

zu verlieren, die sie unter diesen geistlichen Herren eingenommen[1]. Aber, mit Waffengewalt bezwungen, mussten sie die Steuer zahlen und schwören (in einem Spruchbrief), in Allem den Zürchern gehorsam zu sein — dieselbe rücksichtslose Verpflichtung, die schon 1430 bis 1440 vorkommt, s. oben S. 239, und die bisher in die Waldmannische Zeit gesetzt worden — und mit Reisen, Steuer und Brauch gen Zürich zu dienen.

Alle diese Beispiele, die sich noch vermehren liessen, dürften, meine ich, unwiderleglich beweisen, dass die Ausdehnung der obrigkeitlichen Gewalt nicht als ein Merkmal bloss der Waldmannischen Regierung betrachtet werden kann, dass vielmehr nach diesem Ziele der Gründung einer starken Staatsgewalt die zürcherische Regierung schon seit Anfang des Jahrhunderts strebte, und dass die Unzufriedenheit längst vor Waldmann's Regiment vorhanden war. Es ist eine stufenweise Entwicklung von Principien, die dann in den Achzigerjahren ihren Gipfelpunkt erreicht, vergleichbar dem Aufbau einer Pyramide, zu welcher das Fundament im Anfang des 15. Jahrhunderts gelegt, und welcher dann in Waldmann's Zeit die Spitze aufgesetzt wird. Dem entspricht auch, dass die Regierung selbst, in ihren Verhandlungen mit dem Volk im Frühjahr 1489[2], verschiedene Einrichtungen als solche bezeichnet, die schon vor mehreren Jahrzehenden Usus gewesen (so Steuern, Salzmonopol[3], Dreiervorschlag, Eidleistung, Vogthühner, Verbot des Rebeneinschlags, Umgeldbezug). Ebenso führt das Volk in seinen Eingaben, die den Spruchbriefen von 1489 vorangingen, ausserdem noch solche Institutionen als höchst

---

1) Tschudi II, 682. — Edlibach S. 118.

2) Staatsarchiv („Stadt und Landschaft“ 367, 2, 11.)

3) Die Regierung motivirt die Monopolisirung „damit man bei Krieg und Landesübeln nicht Mangel leide“. Ich finde (Staatsarchiv Gest. I, 4), dass 1386 zuerst über die Kriegszeit eine Monopolisirung erfolgte.

beschwerliche auf, bezüglich deren auch nicht eine Spur andeutet und Niemand noch behauptet hat, dass sie von Waldmann herrührten (z. B. Aufhebung der Gemeindsversammlungen [1]) und Ersetzung derselben durch Zwölferausschüsse, Erhöhung der Lehenzinse). Auch das Verlangen der Landleute, dass die Stadt keine Lande und Leute mehr kaufe und die Kriegsbeute, Brandschatz- und Jahrgelder mit dem Lande theile [2]), richtet sich gegen Gewohnheiten und Verhältnisse, die keineswegs durch Waldmann begründet worden sind, sondern Jahrzehende vorher schon vorhanden waren. Also wird man behaupten dürfen, dass der Aufstand des Volkes im Frühjahr 1489 nicht bloss gegen die Person Waldmann's, sondern gegen dieses ganze bisherige Regierungssystem gerichtet gewesen sei.

Mit diesem Resultate stimmt auch ganz trefflich die Anschauung über Waldmann's Kirchenpolitik, wie sie sich aus der gediegenen Arbeit von Professor Rohrer im letzten Bande dieses Jahrbuches ergibt. Rohrer hat gezeigt, wie die Historiker Füssli und Bluntschli, gestützt darauf, dass in Waldmann's Zeit die Regierung von Zürich einige wichtige Rechte in kirchlichen Dingen erhielt und sehr stark die Kirche beeinflusste, annahmen, dass Waldmann ein ganz neues System von kirchenrechtlichen Anschauungen begründet und in einem Concordat mit dem Papste zum Abschluss gebracht habe. Dieses angebliche Concordat ist aber nichts Anderes als „die Summe aller staatskirchenrechtlichen Bestrebungen der Behörden von Zürich seit den Burgunderkriegen bis auf die Reformation“, aufnotirt, wie Rohrer gezeigt hat, im Jahr 1510 zum Entwurf des Bündnisses mit Julius II. Die zürcherischen Geschichtschreiber

---

[1]) Die Regierung bemerkt 1489, dieses Verbot sei erlassen „in guter Meinung um der Ruhe willen“. Dies, sowie die Bemerkung, das Volk solle versprechen, „kein Gmeind wider myn Herren zu haben“, erinnert lebhaft an's Stanser Verkommniss.

[2]) Staatsarchiv („Stadt und Landschaft“ 367, 2, 11).

schrieben nun diese Projecte Waldmann zu, einfach aus dem Grunde, weil sie dieselben nicht anders zu placiren wussten. Also auch hier dieselbe Erscheinung: man personificirte in Waldmann ein System, welches nur die Summe der Bestrebungen einer ganzen Epoche ist.

Was uns aber in all diesen Reformen als Grundton entgegentritt, ergab sich mit einer gewissen Nothwendigkeit aus den Zeitverhältnissen und findet seine Analoga in der gesammten ausserzürcherischen Politik jener Zeit.

Das Zürcher Gemeinwesen war, wie damals insgesammt fast alle Staaten, bunt zusammengesetzt, ein Conglomerat von etwa 30 Herrschaften und Vogteien, die alle seit alter Zeit ihre besonderen Rechte und Freiheiten hatten. Beim Erwerb dieser Herrschaften hatte nach allgemeinem Gebrauch Zürich versprechen müssen, diese Rechte und Freiheiten, alle localen Gesetze und Ordnungen überhaupt respectiren zu wollen und unangetastet zu lassen. Das Recht beruhte auf dem Herkommen, und dieses war in jedem Territorium anders. Was z. B. zu Rümlang als Recht galt, galt nicht in Dielsdorf oder Grüningen. Ein Friedbruch zu Stammheim wurde gebüsst mit 5 Pfund, zu Kyburg mit 18 Pfund [1]. An manchen Orten bestunden selbständige niedere Gerichtsherren mit mehr oder weniger Gewalt, und sogenannte „Offnungen“ (Weisthümer, Hofrechte) dehnten das locale Recht auf Kosten des Staatsrechtes oft erheblich weit aus. So waren die Rechte Zürich's in den einen Herrschaften ziemlich ausgedehnt, in den anderen auf ein Minimum reducirt. Das sollte nun ein Ende nehmen, der Staat mehr als Einheit aufgefasst, centralistischer verwaltet und regiert werden. Dies erheischte aber eine allseitige Verstärkung der Staatsgewalt. Das ganze System dieser Gesetze und Verfügungen ist ein Faustschlag gegen die feudale Auffassung der Staatsgewalt als einer auf ein Minimum reducirten allgemeinen Oberhoheit, neben welcher die Einzelgewalten und Corporationen

---

[1]) Laut Spruchbriefen von 1489 (im Staatsarchiv).

einen grossen Spielraum besitzen; es ist jenes Streben nach Geltendmachung der Omnipotenz der Staatsgewalt im Namen des öffentlichen Wohls und „zum allgemeinen Besten“ (wie die Mandate selbst sagen) und nach Negirung der feudalen Privilegienwirthschaft, wie sie in den Gesetzgebungen fast aller Orten am Ende des 15. Jahrhunderts uns entgegentreten [1]); es ist eine Reaction gegen die Zerfahrenheit und Ohnmacht des mittelalterlichen Staates, wie sie uns in den Ordnungen der grossen Monarchien Ferdinand's und Isabellen's in Spanien, Ludwig's XI. in Frankreich, Heinrich's VII. in England begegnet, so gut wie in den kleinen und kleinsten Gemeinwesen und Gerichtsherrschaften. Ich erinnere bezüglich der letztern an die Politik Bern's zu den Zeiten Kistler's und des Twingherrenstreites [2]), an die ganz den zürcherischen ähnlichen Verfügungen Luzern's über Kleider, Luxus, Gewerbe, Reislaufen [3]), u. dgl., oder an höhere Ansprüche und Anforderungen, welche niedere Gerichtsherren zu dieser Zeit den Unterthanen gegenüber erheben [4]). Es ist nur eine weitere Folge dieser neuen, modernisirenden Staatsauffassung, wenn in allen Theilen des Culturlebens eine rationelle Wirthschaft begründet wird, wie sie in den Verfügungen über Handel und Gewerbe, Landwirthschaft, Luxus und Sitten zu Tage treten.

Das ist also klar, dass in dieser grossartigen, Waldmann zugeschriebenen Gesetzgebung ein umfassendes Princip

---

[1]) Lehrbuch der allgemeinen Geschichte von Müller und Dändliker. 2. Aufl. S. 213 ff.

[2]) Siehe Dändliker, Lehrbuch der Schweizergeschichte, S. 86 ff.

[3]) Segesser, Staats- und Rechtsgeschichte von Luzern II, S. 311 ff., 354 ff., 396 ff.

[4]) Laut Rathsmanuale von 1489 klagen die von Freienstein und Rorbas über den Gerichtsherrn, dass er die alten Freiheiten und Rechte schmälere in Tavernen, Fischenzen, Tagwen, Hölzern, Bussen und Frevel. Sie wollen die Briefe einsehen und die alten Rechte hergestellt wissen. Auch die von Buch (am Irchel) klagen über Verletzung ihrer Rechte und ihres Herkommens durch den Gerichtsherrn.

und System neuer politischer und staatsökonomischer Anschauungen uns entgegentritt, das nicht als specifisch Waldmannisch bezeichnet werden darf, sondern allgemeine Zeitrichtung war. Es sind diese neuen Principien nur eine Seite in dem auf allen Lebensgebieten sich vollziehenden Uebergang aus der mittelalterlichen Weltanschauung in die der neueren Zeit. Aber es darf wohl auch angenommen werden, dass, da manche der genannten besonders wirthschaftlichen Reformen sich sehr nahe berührten mit den Interessen der Zunftpartei, und der bevormundende Geist in der Natur der Zünfte lag, eben die Zunftpartei hauptsächlich Träger dieser Richtung war [1]), wenn auch, worauf unten näher eingegangen werden wird, keineswegs behauptet werden darf, die Partei der Constaffel sei dieser Politik fremd oder abgeneigt gewesen. Vielmehr lagen ja auch manche Reformen, wie man leicht einsehen wird, im Interesse des Adels; wir werden unten noch, in der Massregel des Hundetödtens, welche die Landbevölkerung allarmirte, ein Beispiel dafür finden.

So stellt sich denn die Waldmannische Politik in ein wesentlich anderes Licht. Sie ist im Ganzen und Grossen weniger abnorm, weniger aus dem ganzen Zusammenhang herausgerissen, als es den Anschein hat. Wir sehen den grossen Mann Pfade der innern Politik wandeln, die zum Theil schon gebahnt waren und allgemein von den Staatsmännern der Periode eingeschlagen wurden.

Will man aber im Einzelnen bestimmen, was nun mit Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit speciell auf Waldmann zurückgeführt werden kann, und was nicht, so befindet man sich in nicht geringer Verlegenheit aus dem Grunde, weil, wie schon angedeutet, keine Actenstücke aus der Zeit selbst, Protokolle u. dgl., uns Kenntniss davon verschaffen, wer diese oder jene Beschlüsse beantragt und durchgesetzt hat. Man denkt sich

---

[1]) Man würde vielleicht aus einzelnen Beispielen und Vergleichen den Satz bestätigt finden, dass von den Zunftstädten besonders der Geist der wirthschaftlichen Bevormundung gepflegt wurde.

wohl sehr natürlicher Weise fast durchweg durch alle Berathungen den Bürgermeister, als den höchsten Staatslenker, von massgebendem Einfluss. Wenn man aber bedenkt, dass nach der damaligen Methode der Stadtregierung von zwei Räthen und zwei Bürgermeistern jeweilen einer nur ein halbes Jahr functionirte, so wird man dieses Vorurtheil ganz oder theilweise aufgeben müssen. So erscheint denn Waldmann vom Jahre 1487 an bis 1489 jeweilen nur in der ersten Hälfte des Jahres als functionirender und präsidirender Bürgermeister. Kann man unter solchen Verhältnissen von dem allmächtigen und allbeherrschenden Einfluss einer einzigen Persönlichkeit reden und Alles und Jedes, was in den Jahren 1486 bis 1489 an Beschlüssen erging, auf Waldmann zurückführen? Ich denke, wohl nicht! Füssli und Bluntschli haben sich's in diesem Punkte ziemlich leicht gemacht und eben Alles, was den Geist dieser neuen Regierungsprincipien bekundete, einfach Waldmann zugeschrieben, recht im Gegensatze zu den älteren Berichterstattern (z. B. Bullinger), die nur einige wenige, aber wichtige Aenderungen dem Waldmannischen Regiment zuschreiben [1]). So sagt Bluntschli [2]): „Das ganze Verfahren Waldmann's hat einen so ausgeprägten Charakter, dass, wenn auch viele dieser Verordnungen nicht gerade seinen Namen tragen, man doch *seinen* reformirenden Geist darin nicht verkennen kann". So hat denn auch Bluntschli ohne jeden factischen Beweis und Anhalt das Stanser Verkommniss dem Einflusse Waldmann's zugeschrieben [3]). Und Füssli, wie er die Meinung einiger Schriftsteller erwähnt, das grosse Sittenmandat von 1488 sei nicht von Waldmann, weil es unter dem Bürgermeister Röust und der anderen Rathsrotte erlassen worden, sucht Ausflüchte, hält diese Behauptung der Geschicht-

---

[1]) Bullinger erwähnt nur das *grosse Sittenmandat* von 1488 (jedoch mit Reservation: s. unten S. 248), das *Salzmonopol*, das Verbot, *Särlen* zu hauen, und das Mandat wegen der *Hunde*!

[2]) Staats- und Rechtsgeschichte I, 355.

[3]) Archiv für Schweizergeschichte Bd. IV, S. 117 ff.

schreiber für „eine seltsame Blödigkeit“; die beiden Räthe, behauptet er, der alte und neue, hätten meist zusammen berathen, und die Satzung trage unstreitig Waldmann's Gepräge. Schliesslich ruft er aus: „Lasst uns Waldmann's Geist die Ehre geben, dass das meiste Gute und Böse, welches sein Vaterland unter ihm ausgeführt, ihm zuzuschreiben sei!“ Ein solches Verfahren wird die exacte Forschung nicht mehr billigen können. Nicht der Charakter einer Verfügung oder eines Beschlusses entscheidet über die Autorschaft, sondern die aus den Acten selbst und den Verhältnissen gezogenen Anhaltspunkte. Nun geht aus den Quellen hervor, dass auch die Gegner Waldmann's, Göldli und seine Partei, nach gewissen Richtungen diese Reformtendenz vertreten, die man für eine Eigenthümlichkeit Waldmann's hielt. So ergingen denn z. B. unter der Herrschaft der Göldlischen Partei Beschlüsse zur Beschränkung der kirchlichen Macht: 1480 wird verfügt, dass geistliche Zinsen mit Geld abgelöst werden dürfen, und 1485, wo Waldmann's Einfluss plötzlich für den Moment zurücktrat und Göldli präsidirt, erging die Verfügung gegen die Hunde — s. unten Abschnitt d) — und im selben Jahr 1485 unter dem Präsidium Göldli's wird das Verbot des Umhauens von Särlen erneuert. Im folgenden Jahr 1486 wird unter Präsidentschaft von Röust durch die nichtwaldmannische Rathsrotte das Tanzen verboten und beschlossen, dass die Nonnen am Oetenbach durch Pfleger beaufsichtigt und in ihrer Wirthschaft eingeschränkt werden. Und endlich, wie schon angedeutet, wurde das „grosse Sittenmandat“ von 1488, das gegen Kleiderluxus, Versammlungen, Schiessen, Kegeln u. dgl. gerichtet ist, und zu Stadt und Land die grösste Verbitterung erregte, in der zweiten Hälfte des Jahres (St. Othmarstag) unter Röust und dem anderen Rath erlassen, wie schon Bullinger in seiner Zürcher Chronik stark betonte. Aber gerade dieses Mandat wurde, ohne Zweifel hauptsächlich unter Antrieb von Waldmann's Feinden, Waldmann selbst zugeschrieben, und in einem Manuscriptenband des Archivs aus der Zeit der Reformation ist dieses Mandat schon ganz bestimmt aufgeführt unter dem Titel:

„Das sind die schweren Sünd, darumb Burgermeister Waldmann selig mitsampt etlichen frommen Radtsfründen den Tod gelitten hand“ [1]).

Man wird also annehmen müssen, dass auch die Gegenpartei jene neuen Tendenzen der Politik auf dem Gebiete der Kirche und der herrschenden Sitten und Gebräuche vertrat. Ebenso sehr aber wird auch diese Partei für Ausdehnung der Stadtrechte auf Kosten des Landes eingestanden sein. Es liegt kein einziges Anzeichen vor, das zu der Annahme berechtigte, die Göldlische Partei habe die Bevormundung des Landvolkes und das Ignoriren der alten Rechte und Gewohnheiten nicht gerne gesehen, wenn auch allerdings die Zunftpartei mehr Anlass hatte, so vorzugehen (s. S. 246) und durch die Natur ihrer Verfassung darauf geführt wurde. Ich finde keine Beweise, welche bestätigen, diese Partei der Constaffel habe das Landvolk schonen wollen. Hierin scheinen sie vielmehr mit der Waldmannischen, oder besser Zunftpartei, ganz einig gegangen zu sein, und wenn sie es 1489 mit dem Landvolk halten, so geschieht es nur, um die Spitze der Bewegung gegen Waldmann zu richten und ihre Gegner aus dem Wege zu räumen. Nur in Einem Punkte also differirten die Parteien, und zwar allerdings in einem sehr wichtigen: in der Ansicht über die Zusammensetzung der Regierung und über das Verhältniss der Gewalten im Staate: hierin war die eine Partei die aristokratisch-conservative, die andere die demokratisch-fortschrittliche; im Verhältniss zu den Unterthanen aber waren beide gleichmässig absolutistisch oder despotisch.

Will man also Waldmann's Regiment schildern, so wird man alle diese Punkte im Auge halten und von den Beschlüssen und Verfügungen dieser Zeit nur diejenigen verwerthen, welche unter seiner Präsidentschaft ergingen und für welche er selbst seinen Namen hergab. Von solchen wird man annehmen dürfen,

---

1) Gütige Mittheilung von Herrn Pfarrer Egli in Aussersihl, dem Herausgeber der Actensammlung zur Reformationsgeschichte Zürich's.

dass Waldmann mehr oder weniger Antheil an ihnen gehabt. Dass er freilich auch deren Urheber gewesen sei, wird ein gewissenhafter Forscher nicht unbedingt behaupten dürfen. Chronologisch aufgeführt, sind dies folgende [1]:

1486 (Manuale I, p. 13): Beschluss, Keinem das Bürgerrecht zu schenken, ausser Solchen, die mit der Stadt Banner aus- und wieder einziehen, oder einem berühmten Meister, der durch sein Handwerk der Stadt Nutzen bringt.

Man. I, p. 29: Erneuerung des Verbotes, die Reben einzuschlagen.

Man. I, p. 58: Kein Gotteshaus, Spital, Kloster oder Bruderschaft, noch irgend ein geistliches Institut soll Gewalt haben, ein liegendes Gut, Zins oder Hof, Zehnten, Herrschaft u. dgl. zu kaufen oder irgendwie an sich zu bringen.

1487 (Man. I, p. 46): Rathschlag wegen der Pensionen fremder Fürsten und Herren an besondere Personen, „in Ansehung allerley Red, so der gemein man deshalb brucht". Beschluss: da die Pensionen früher mit den anderen Eidgenossen verboten, jedoch „von anderen unser Eidgenossen für ein gespött geachtet", soll Einer Pensionen nehmen dürfen, wenn davon „gemeiner Stadt kein Schaden geschieht". Meine Herren sollen sehen, wie die anderen Eidgenossen sich darin verhalten.

Man. II, p. 14: Beschluss, keine Fensterscheiben mehr zu schenken; der Burgermeister soll jedes diesfällige Gesuch abweisen.

Man. II, p. 15: Alle Gerichtsherren, die kleine oder grosse Gerichte im Zürcher Gebiet besitzen, sollen ihre Rechtung, Rodel u. dgl. innerhalb Jahresfrist vorlegen, und es ist eine Commission zu ernennen, die sie prüfe und untersuche, „was unsere Herren jn dem zu vergünsten" und wie auch die hohen und niederen Gerichte gegen einander gehalten und gebraucht werden sollen. Wie das nun von dieser Commission abgeredet und

---

[1] Es versteht sich, dass nur Beschlüsse von allgemeinerem Interesse aufgeführt werden.

beschlossen wird, so soll es von unseren Herren Burgermeister und Räthen bestätigt und darüber ein neuer Zeddel gemacht werden, der mit dem Stadtsiegel versehen ist. Alle Rödel, die nicht mit dem Stadtsiegel versehen sind, sollen ungültig sein.

(Es werden in die Commission gewählt: Waldmann, Escher, Widmer, Oehein). „Sie sollen, heisst es weiter, Gewalt haben, andere Leute, Untervögte und Aelteste zu vernehmen, oder die Gerichte zu der Stadt Handen zu kaufen".

(Dies dürfte einer der bezeichnendsten Beschlüsse dieser Periode sein. Er repräsentirt am schlagendsten den Gegensatz zwischen Centralisation und Decentralisation, den Kampf zwischen der Staatshoheit und den Feudalgewalten. Wie Bern schon im „Twingherrenstreit" (1470) die Gerichtsbarkeit im Grunde als eine Befugniss der Staatsgewalt betrachtete und die Staatshoheit hierin wenigstens bis zu einem gewissen Grade zu wahren suchte, so geht hier Zürich vor und will den niederen Gerichtsherrn, die vielfach ihre Befugnisse weit ausdehnten und die Rolle von kleinen Fürsten spielten (s. S. 245), auf die Finger sehen, ihre Competenzen abgrenzen und reguliren nach einer allgemeinen Norm. Und wie in Frankreich und England die Gerichtsbarkeit dem Adel entzogen wird, so fasst Zürich die völlige Centralisation der Gerichte in's Auge. Wir dürfen vielleicht annehmen, dass Waldmann ganz besonders für diese Angelegenheit aufgetreten, wie er denn als Erster in die Commission gewählt wird. Die Idee der Gründung einer starken Staatsgewalt und einer allgemeinen Staatshoheit lag, wie man bemerkt haben wird, dem Vorgehen der Obrigkeit schon seit Anfang des Jahrhunderts zu Grunde; Waldmann aber tritt hier für eine schärfere und noch consequentere Auffassung ein, und er mag dadurch in den Kreisen der Gerichtsherren auf dem Lande die grösste Erbitterung wachgerufen haben. Beklagenswerther Weise fehlen alle weiteren Verhandlungen über diesen Gegenstand. Sollte irgend Etwas in dieser Sache realisirt worden sein, so hat der Sturm von 1489 Alles eingerissen und die buntscheckige

feudale Wirthschaft auf's Neue sanctionirt, indem in den Spruchbriefen gesagt wird, dass Gericht und Rechte bleiben, „wie vor Alters". Erst die Revolution von 1798 hat dann wieder die Auffassung Waldmann's und des damaligen Regimentes zur Geltung gebracht.)

Man. II, p. 19: „Min Herren hand sich erkannt, ob hiefür frowen von unserer Stadt Zürich oder aus ihren Gerichten und Gebieten ein zahl Jahren verbotten werden, dass dann sölichs die bestimpt zit unablässlich gehalten werden sölle. Und ob aber einich frowen also verbitten wurdind, und nit bestimmt wäre, wie lang sy da us bliben, dass dann ein Herr Burgermeister, unter dem sie also gestraft ist, dasselb halb Jahr us, dieweil er Burgermeister ist, Niemand für Rath kommen lassen soll, der für sy bitt, sunder sy also da uss bliben. Und so dann demnach ein ander Burgermeister ist und wirt, so soll derselb des kein gewalt haben und sich des ganz nichts annehmen, diewil und der och also Burgermeister ist".

(Eine Illustration dieses Beschlusses mag die Verfügung aus demselben Jahr [Man. I, p. 21] bilden, wornach einer Frau, Namens „Gretli Scherer", die Stadt verboten wird, „weil sie biederer Frauen Männer einzieht".)

1488 (Man. I, p. 7): Beschluss betreffend den Bau der Thürme des grossen Münsters: „man soll zuerst den Helm auf den gemachten Thurm zurüsten und bauen und den anderen Thurm ruhen lassen bis nächsten Herbst, und dann weiter berathen".

p. 20: Man soll denen von Winterthur schreiben, das geistliche Gericht abzustellen und dem Leutpriester zu Lauffen keinen Bannbrief je abzunehmen oder zu verkünden, „oder min Herren welten jnn uss schirm lassen".

p. 33: Die Umwandlung überflüssigen Landes in Weiden, wodurch der Kornbau beeinträchtigt wird, wird verboten.

Man. II, p. 3: Verbot, Tauben zu halten, ausgenommen Geistliche und Edelleute; doch nicht mehr als 10 Paar auf dem Land, und in der Stadt 5 Paar.

Ebenfalls zum Jahr 1488 gehören drei im Manuale nicht aufgeführte Verfügungen, die möglicher Weise auch auf Waldmann und seine Partei zurückzuführen sind.

Rathsbuch Gest. I, 4, 1488: Die Zunftmeister beschliessen, dass Keiner aus der Constaffel in eine Zunft aufgenommen werde oder Zunftmeister werden dürfte (vgl. S. 225).

Ebendaselbst p. 38 a: Wegen „Unfug und unziemlichem Wesen der Geistlichen mit Spiel und anderem unpriesterlichem Handel und Wandel, das zu Schmähung und Verachtung priesterlicher Würde dient, Aergerniss und böses Exempel gibt", wird beschlossen:

1) Die Chorherrenstube soll Sommers und Winters mit Schlag 9 Uhr geschlossen werden.

2) Kein „lüstlis" Spiel, Karten- oder Würfelspiel soll daselbst weder von Geistlichen noch Weltlichen geschehen, „usgenommen uf jren Kilwinen den Abend zuvor und den Tag darnach".

3) Die Geistlichen sollen nirgendwo solches „lüstlis Spiel" treiben und besonders auf keine Zunft- noch Gesellschaftsstube gehen, ausgenommen „an offenen Schenkinen". Dagegen soll den Geistlichen auf der Chorherrenstube Schach- und Bretspiel erlaubt sein um ein schlechte Uerten, oder um 1 Pf. oder 4 oder 6. „Desglichen uff der karten hunderten, allrunen, quentzlen" oder Anderes.

Diese Verfügung ist ohne Zweifel Waldmann's Werk; denn es ist einstimmige Ueberlieferung, dass Waldmann besonders strenge Zucht und Ordnung unter der Geistlichkeit handhabte; dies heben schon die ältesten Beschreibungen des Auflaufs hervor. Ein schönes, anerkennendes Zeugniss des Guten, das man in diesem Punkte Waldmann verdankte, ist uns erhalten in dem Brief der Gräfin Bertha von Thengen an den Gemahl ihrer verstorbenen Tochter 1492 [1]), worin sie klagt, dass ihr nahe ver-

---

[1]) Meyer von Knonau, Aus mittleren und neueren Jahrhunderten S. 130 f., Anm.

wandte Töchter im Fraumünster zu Zürich gefährlichen Zudringlichkeiten der geistlichen Herren und Seelsorger ausgesetzt seien. Da sagt sie nämlich ausdrücklich, dass unter Waldmann die Ordnung besser gewesen.

Dass endlich die Verfügung über Gründung einer Kriegscasse („Reisbüchse"), s. Füssli, S. 80, 81 f., auf Waldmann sich zurückführt, ist möglich; einen bestimmten Beweis dafür habe ich nicht gefunden [1]).

c) Eidgenössische Politik.

Die Geschichte von Waldmann's Emporkommen lehrt, dass die Thätigkeit in eidgenössischen Angelegenheiten für Waldmann die Etappe gewesen auf den Bürgermeisterstuhl zu Zürich; jedesfalls hat das Ansehen, das er in politisch-diplomatischen und kriegerischen Geschäften der Eidgenossenschaft sich erwarb, stark zurückgewirkt auf seine Stellung zu Zürich, wie denn auch anderseits wieder diese eidgenössische Politik Waldmann's ein Haupthebel zu seinem Sturze wurde.

Wir sahen, wie er in den Kriegsactionen der Jahre 1475 bis 1477 im Vordergrunde stand. Nachdem er im Frühjahr 1474 zum ersten Male als Bote Zürich's auf der Tagsatzung erschienen [2]), ist er fast regelmässig bei den wichtigen Verhandlungen betheiligt. So im Sommer 1474 bei dem Streit um den Bischofsstuhl zu Constanz zwischen Otto von Sonnenberg und Ludwig von Freiburg (s. Abschied II, Nr. 742), so im Januar 1475 in der burgundischen, mailändischen und ebenfalls constanzischen Angelegenheit; so bis 1477. Wie zu Zürich, so scheint man nun auch in der Eidgenossenschaft den derb rücksichtslosen und offenen Ton seiner Aeusserungen gefürchtet zu haben. Denn schon 1475 (Montag nach St. Jörgen) fühlt sich

[1]) Sie lag mir nur in einem datumlosen Mandatsentwurf vor.
[2]) Abschiede II, Nr. 742.

der Rath von Luzern verletzt durch die Bemerkung Waldmann's, es seien „Etliche in der Eidgenossenschaft, die dem Schreiben, so die Eidgenossen dem Papst und den Cardinälen in der Angelegenheit des Stiftes von Constanz gen Rom gerichtet, in einem Briefe widersprochen und darin die Eidgenossenschaft verleumdet hätten“ [1]). Als Bote Zürich's erscheint Waldmann nun fast in jedem Jahre bis Januar 1489, am häufigsten 1486 und 1487, in der Zeit, wo er auf der Höhe seiner Macht stund. Im Ganzen wohl 50 Mal. Einige Male wird er von der Tagsatzung bevollmächtigt, im Namen Aller in gewissen Geschäften zu handeln, so 1482 und 1485 (s. Absch. III, S. 133, 212). Früh scheint dann Waldmann diplomatische Missionen in's Ausland übernommen zu haben, und auf diesem Felde des Verkehrs mit fremden Fürsten und Mächten bewegt er sich besonders gern. 1476 ist er Bote zum Marschall von Pappenheim wegen der Bischofsangelegenheit, 1477 Bote nach Frankreich [2]), worauf er kurz nach der Ankunft zu Hause von Ludwig XI. einen Pensionenbrief erhält (nach Dürsteler [3]) d. d. 19. November 1477); im selben Jahr verkehrt er mit Renatus von Lothringen. 1478 ist er auf dem Zuge nach Bellenz [4]) und geht da zuerst jene Beziehungen zum Mailänder Hofe ein, die ihn später so sehr Verdächtigungen ausgesetzt; nach Dürsteler wird er am 15. Juni 1478 „mailändischer Hofrath“. 1479 sollte er als Gesandter nebst einem Collegen nach Rom zum Papste ziehen — so Edlibach [5]) —, wird aber durch Krankheit in Mailand zurück-

---

[1]) Rathsprotokoll von Luzern V, A 469, laut gütiger Mittheilung des Herrn Dr. von Liebenau.

[2]) Im Staatsarchiv Zürich ist ein Schreiben des Zürcher Rathes an den von Basel, worin er letzterem Vorwürfe macht, dass derselbe Hans Waldmann und die Seinen bei ihrer Rückkehr aus Frankreich nicht in die Stadt einliess, so dass diese bei grossem Regen draussen stehen mussten, nass wurden und vielen Schaden nahmen!

[3]) Dürsteler, Geschlechterbuch Tom. IX, Stadtbibliothek Mscr. E. 24. Er kannte manche Urkunden, die heute nicht mehr vorhanden.

[4]) Edlibach, S. 170.

[5]) Edlibach, S. 174 f.

gehalten. 1480 ist er Oberstmeister und Hauptmann über 1200 Mann in Diensten Ludwig's XI. Als sie gen Chalons und Troyes kamen, „wurden sie abgedankt, wegen gemachtem Waffenstillstand, bekamen aber Sold" [1]). 1485 erhält er von der Tagsatzung eine Empfehlung an den Papst [2]).

Wenn man diese Beispiele alle überblickt — die, wenn die Acten vollständig wären, sich wohl verdoppeln liessen —, so muss man zu dem Schlusse kommen, dass Waldmann in hohem Masse Gewandtheit und Einsicht zugleich mit Liebhaberei für solche Geschäftserledigungen, Gesandtschaften und Missionen vereinigt haben muss. Da er solches Ansehen und Vertrauen in den höchsten Kreisen genoss, lag es nahe und war es sehr natürlich, dass er bisweilen mit etwas souveräner Willkür verfuhr und bei seinen vielfachen Beziehungen zu Fürsten und Herren, Gesandten und Räthen des Auslandes allgemeine Angelegenheiten wie persönliche behandelte! Wenn vielfach bei wichtigen allgemeinen Angelegenheiten über persönlichen Einfluss Waldmann's geklagt wird [3]), und wenn Mai 1488 auf einer Tagsatzung zu Schwiz getadelt wird, dass, wenn der Fürsten und Herren Botschaften nach Zürich kommen, sich Waldmann zu denselben verfüge „und aus ihnen ziehe, was ihm füglichst sei und wenn er von ihnen gebracht habe, was ihm eben sei, man um das Uebrige zu Zürich Tag leisten müsse, wenn es ihm gefalle" [4]) —, so kann das wohl nicht ohne Grund gewesen sein.

Nur boshafte Anschuldigung und leidenschaftliche Uebertreibung dagegen ist es, wenn Waldmann in solchen Fällen absichtlicher Verrath und gemeine Schlechtigkeit zugeschrieben wird, wie z. B. 1478 beim Bellenzer Zug. Der objective Betrachter der Dinge wird alle diese Beispiele kaum anders auf-

---

[1]) Edlibach, S. 176.

[2]) Abschiede III, 212.

[3]) So beim Bellenzer Zug von 1478, und so auch bei der Erbeinigung von 1487.

[4]) Abschiede III, S. 291, Nr. 324 d.

nehmen dürfen, als ähnliche Fälle aus alten und neuen Zeiten, wo in wichtigen Staatsactionen der persönliche Einfluss genialer Staatsmänner anderen Anschauungen und Tendenzen Zwang anthat, und alsdann von Neidern und Parteigegnern Bosheit und Schlechtigkeit gewittert wird. Dass es unter allen Umständen schädlich und gefährlich ist, wenn allgemeine Interessen zu sehr mit persönlichen Ansichten und Neigungen identificirt werden, das haben Staatslenker und Diplomaten aller Zeiten, Waldmann ganz besonders, genugsam erfahren müssen, und wir werden noch sehen, wie gefährlich für Waldmann's Stellung seine Beziehungen zu Fürsten und Höfen und seine Begehrlichkeit nach Pensionen wurde.

Selbstverständlich trat durch den bestimmenden Einfluss Waldmann's auf die eidgenössische Politik auch Zürich's Ansehen in den Vordergrund, und man darf vielleicht sagen, dass durch Waldmann Zürich Vorort der Eidgenossenschaft wurde, etwa wie Athen durch Themistokles und Perikles. Aus den Tagsatzungsacten selbst geht hervor, dass namentlich für die Verhandlungen mit Mailand und Wallis Zürich regelmässiger Versammlungsort war [1]), und Edlibach in seiner Chronik hebt hervor, dass zu Zürich viele Tagsatzungen gehalten worden, nach der Schlacht bei Nancy 1477 und 1478, und wieder 1487 wegen der Einigung mit Oestreich, bei welcher laut den Acten Waldmann stark betheiligt war [2]). Dass dadurch wieder Neid und Hass wach gerufen wurde, stund nur zu erwarten, und in demselben Abschied, in welchem Waldmann's persönlicher Einfluss gerügt wird, lesen wir auch, dass Schwiz hinter dem Rücken Zürich's eine Tagsatzung veranstaltete und sich mit der Frage beschäftigte, wie man bewirken könnte, dass in Zukunft nicht mehr so viele Tagsatzungen zu Zürich gehalten würden (Absch. III, 291). Also Zürich und Schwiz, Zürich und die älteren Orte, Stadtpolitik und Länderpolitik

---

1) Abschiede III, S. 256, Nr. 286 g und Nr. 287 c.

2) Edlibach, Chronik S. 166 u. 198.

traten sich wieder gegenüber, wie in den Zeiten des alten Zürichkrieges. Mit unvermeidlicher Consequenz rief das Uebergewicht Zürich's unter Waldmann diesen alten Gegensatz wach, wie später wieder Zürich's Macht und Vorrang unter Zwingli.

Dieser Hass und diese Verbitterung gegen Waldmann in der Eidgenossenschaft hat durch zwei Anlässe ganz besonders Nahrung erhalten: durch den Teiling'schen Prozess und durch die Ereignisse im Wallis und Eschenthal im Jahre 1487. Beide beleuchten allgemeinere Verhältnisse, die tief in die Waldmannische Krisis eingriffen.

Der Teiling'sche Prozess ist durch die Forschungen Theod. von Liebenau's und Segesser's in's richtige Licht gestellt worden [1]). Ich begnüge mich mit einer blossen Skizze der wahren quellenmässigen Auffassung.

Teiling war Hauptführer der freien Reisläufer, der in den fehdelustigen und unruhigen Zeiten der Siebzigerjahre eine Rolle spielte, durch französischen Sold beeinflusst war, in Frankreich gedient hatte und wie Luzern der französischen Politik diente; sein Gewerbe (Tuchhändlergeschäft) trat hinter den soldatischen Neigungen zurück. Er war, wie Liebenau aus den Acten bewies, ein streit- und händelsüchtiger Mensch mit sehr böser Zunge und darum in zahlreiche Processe verwickelt. Unter den Söldnerführern nun, die, auf Beute und Löhnung erpicht, bald dahin, bald dorthin, je nach Laune und Aussicht, mit ihren Schaaren zum Kriegsgwerbe zogen, herrschte grosse Erbitterung gegen die massgebenden Persönlichkeiten unter den Staatsmännern, weil diese oft genug ihre abenteuerlichen Pläne durchkreuzten und im Sinne des Stanser Verkommnisses strenge einschritten gegen Zusammenrottungen der Söldnerknechte, gegen Fehden und und Reislaufen. Der Gegensatz steigerte sich zusehends mit dem Eifer der Obrigkeiten, das Reislaufen zu unterdrücken. In den Raths- und Richtbüchern jener Periode und in den Tag-

---

[1]) Theodor von Liebenau, „Frischhans Teiling“, und Segesser im „Matthias Corvinus“.

satzungsacten begegnen uns fast Seite für Seite Bestrafungen von Solchen, die das Verbot des Reislaufens übertreten; einige Städte legten Verzeichnisse der Fehlbaren an und nannten diese Rodel „Schelmenbücher". Das Volk aber sah im Reislaufen eine wichtige Erwerbsquelle sich verstopft und eine ihm lieb gewordene Freiheit entzogen; auch war es schon seit den Burgunderkriegen in Conflict mit den Anschauungen der regierenden Herren, wie es denn 1477 im Gegensatz zu dem Vorgehen der Tagsatzung zu Eroberungs- und Beutezügen nach Burgund drängt und den Zug des „tollen Lebens" veranstaltet. Söldner und Söldnerführer, auf's Aeusserste gereizt und verbittert, begannen zu murren. Als Zielscheibe ihrer Angriffe dienten die Pensionen, welche die Herren und Magistrate bezogen, und sie meinten, Alle, welche von Königen, Kaisern und Fürsten Geld nähmen, die seien Schelmen und Bösewichte, deren Namen so gut in's Schelmenbuch gehörten, wie die ihrigen. In richtigem Instinct brandmarkten sie damit einen Missbrauch der Herren, der nicht weniger schlimm war, als derjenige des Reislaufens im Volke. Man wird zwar zugestehen müssen, dass der Genuss einer Pension nicht unbedingt knechtische und devote Gesinnung in sich schliesst, und dass Pension und Bestechung nicht nothwendig zusammenfallen. Aber es liegt diese Schwäche allzusehr in der Natur der Dinge, als dass man das Misstrauen unterdrücken könnte. Wenn Ludwig XI. Waldmann die Pension erhöht[1]), damit derselbe Frankreich mehr ergeben sei, so ist ersichtlich, wie sehr man in competenten Kreisen die Dinge auch so auffasste und wie die Pensionen als eine Art Stimmenkauf betrachtet wurden. So sagt denn auch der Stadtschreiber von Zürich, Rudolf von Cham, in einem datumlosen Schreiben, in welchem er dem König von Frankreich für 100 Franken dankt, sein „Eifer" und seine „Treue für den König" sei durch dieses Geschenk „in nicht geringem Masse vermehrt und verstärkt worden".

---

[1]) Liebenau, Documente zur Geschichte des Bürgermeisters Waldmann S. 2 f.

Nicht ohne Grund also fand das Volk dieses Verhältniss anstössig. Wenn auch nicht jede Pension wie eine Bestechung wirkte — wir werden von Waldmann selbst noch ein Beispiel kennen lernen —, so musste sie doch Verdacht erwecken. Kein Geheimniss aber war es, dass besonders Waldmann in grossem Massstabe Pensionen bezog [1]), und da er der Tonangeber in der äusseren Politik und zufolge seiner Stellung der strengste Ahner des freien Reislaufens war, so richtete sich die Verbitterung der Söldner und Sölnerführer ganz besonders gegen ihn. Eben auf Waldmann hatte nun auch Teiling seinen vollen Hass geworfen, da Waldmann stets einem Zuge in's Mailändische widerstrebte. Mit Waldmann musste auch Zürich herhalten, da es der Politik der Söldner in den inneren Cantonen gar nicht hold war. Da nun auf dem Feldzuge von 1478 die Zürcher sich zurückgezogen hatten, schimpfte Teiling über das Zürcher Panner: er nannte es einen „Bettelsack“ und die Zürcher „meineidige Bösewichte“. Diese despectirliche Rede verbitterte die Zürcher [2]). Dann liess Teiling in gehässigen Reden über Waldmann seinem Zorne freien Lauf. Er und andere Luzerner bekamen Streit mit etlichen Zürchern. Der Gegensatz steigerte sich 1487, als die Walliser und Luzerner einen Einfall in's Mailändische (Eschenthal) unternahmen und von Zürich wieder im Stiche gelassen wurden [3]). Die Schlappe, welche die Eidgenossen erlitten, wurde einem Verrath zugeschrieben; es ging das Gerücht, Waldmann sei Schuld: er habe den Herzog von Mailand gewarnt und ihm Alles enthüllt, und Waldmann habe auch dem Herzog von Mailand einen günstigen Spruch ausgewirkt. In luzernischen Verhöracten [4]) bezeugen Einige, dass Waldmann Boten zum Herzog geschickt und nachher eine Forderung von 3000 Dukaten

---

[1]) S. „Waldmann's Jngendzeit und Privatleben“, S. 20.

[2]) Vgl. dazu Hirzel, Zürch. Jahrbücher IV, 10. 11, wo motivirt ist, warum Reden gegen das Panner besonders verpönt waren.

[3]) Vgl. Segesser, Beziehungen der Schweizer zu Mathias Corvinus (Ges. Schriften II, 207).

[4]) Mir ausführlich mitgetheilt durch Herrn von Liebenau.

gestellt habe — was auch im Todesurtheil Waldmann's behauptet ist [1]) —, die er im Dienste des Herzogs zur Erreichung günstiger Bedingungen ausgegeben. Ein Schwizer bemerkte zu einigen Zürchern (Man. 1487, I, p. 37): Bürgermeister Waldmann habe dem Herzog von Mailand geschrieben, und er sei Schuld an der Niederlage der Knechte. Ob das Alles sich nun wirklich so verhielt, lässt sich mit voller Sicherheit, wie es scheint, nicht mehr entscheiden. Die intimen Beziehungen Waldmann's zu Mailand (s. oben S. 255) und die Abneigung gegen die luzernische Politik mögen allerdings Waldmann und Zürich veranlasst haben, zu Gunsten Mailand's einzutreten, und die Ordnung der Angelegenheit stund ja ganz unter Einfluss Zürich's (s. S. 257). Item: die Luzerner waren überzeugt, dass Waldmann ihnen einen bösen Streich gespielt habe. Auf's Aeusserste gereizt, liess nun Teiling zu Solothurn in Gegenwart zweier Zürcher die Worte fallen, Waldmann sei ein „rechter wissentlicher Bösewicht, ghider mörder und verräther“. Solches Gerede gegen ein Staatsoberhaupt wurde im Sinn und Geist der damaligen Zeit als Staatsverbrechen aufgefasst und für des Todes würdig gehalten. Als daher Teiling zur Herbstmesse nach Zürich kam, wurde er gefänglich eingezogen und durch Waldmann's Einfluss summarisch zum Tode verurtheilt. Aller Bitten und Gegenbemühungen der Luzerner ungeachtet ist Teiling hingerichtet worden. Waldmann soll bei den Fürbitten der Luzerner die harten Worte gesprochen haben: die Luzerner sollten sich darnach richten, wäre Teiling so gross wie ein Kirchthurm, so könnte ihn dies nicht schirmen, er müsse sterben. Dieser brutale Racheact Waldmann's und Zürich's hatte aber einen allgemeinen politischen Hintergrund: den Gegensatz der Politik Zürich's und der inneren Orte. Zürich stand vollständig zu Waldmann: es wünschte auf diese Weise der Politik der Gegner einen Hieb zu versetzen. Der Hieb aber sass: Luzern konnte es noch lange nicht vergessen, dass Zürich

[1]) Füssli S. 218.

so eigenmächtig, entgegen allen Grundsätzen der eidgenössischen Bundesbriefe, Einen der Seinigen auf zürcherischem Boden gerichtet habe. Zudem ging die Rede, die Zürcher hätten gedroht, es seien noch Einige in der Eidgenossenschaft, denen es so gehen müsse, wie Teiling[1]). Man sieht: die scheinbar persönlichen Gegensätze sind allgemeiner Natur! Desshalb beschloss eine Tagsatzung zu Luzern im October 1487, man wolle mit den Zürchern reden, dass sie „hinfür nicht einen Jeden aus der Eidgenossenschaft also einfangen und hinrichten, sondern Recht suchen an dem Orte, wo Einer sesshaft ist“. Luzern verlangte Satisfaction, und noch lange Zeit ward darüber hin und her verhandelt, wie man bei Liebenau nachlesen kann.

In Folge dieser Ereignisse bildete sich nun im Stillen eine gefährliche eidgenössische Opposition gegen Waldmann, als den Verkörperer der verhassten Zürcher Politik: — das Gerede gegen ihn nahm zu; es kamen Spottlieder gegen ihn auf, und Tagsatzungen und Räthe sahen sich genöthigt, dagegen einzuschreiten.

Ihren Culminationspunkt erreichte nun die Verbitterung gegen Waldmann durch die Erneuerung der mit Oesterreich abgeschlossenen Vereinigung im selben Jahre 1487. Die grossen politischen Gegensätze platzten da recht empfindlich zusammen.

Ich habe an anderer Stelle darauf hingewiesen, wie im Gegensatze zu der bedrohlichen Macht Oesterreichs die Schweiz im 15. Jahrhundert an Frankreich sich anzulehnen begann[2]). Beständig lavirt von nun an die Schweiz hin und her zwischen diesen Mächten: bald überwog der französische, bald der österreichische Einfluss, und oft genug war die Schweiz nahe daran, durch diese entgegenwirkenden Kräfte zerrissen zu werden. Nach

---

[1]) Abschiede III, S. 282, Nr. 315 d. Man sieht daraus, wie wenig der Teiling'sche Process bloss als persönliche Angelegenheit Waldmann's aufgefasst ward.

[2]) Ursachen und Vorspiel der Burgunderkriege S. 19, 20 f.

den Burgunderkriegen war der französische Standpunkt der herrschende, und er culminirt in der Erneuerung des französischen Bündnisses im Jahre 1484[1]). Wie sich Waldmann zu dieser Politik gestellt habe, ist nicht recht klar. Wenn er 1477 den Brief unterschreibt, in welchem Adrian von Bubenberg in der schärfsten Weise sich gegen Frankreich ausspricht[2]), wenn ferner Ludwig XI. 1480 den Luzerner Gesandten gegenüber sich beklagt über das ungünstige Verhalten Waldmann's[3]) und diesen nebst Bubenberg als seinen Widersacher bezeichnet, wenn endlich Ludwig, wie schon (S. 259) erwähnt, die Opposition Waldmann's durch Erhöhung seiner Pension abschwächen will, so werden wir annehmen müssen, dass Waldmann fortwährend antifranzösisch sich gehalten habe. Wirklich findet man, so viel ich sehe, keine einzige, ganz zuverlässige Thatsache, die für eine Hinneigung Waldmann's zu Frankreich zeugen würde, man müsste denn die Beschuldigung seiner Feinde, die sich im Todesurtheil (s. Füssli S. 217) findet, als einen urkundlichen Beweis nehmen wollen. Ich glaube daher nicht, dass man mit Füssli bei Schilderung jener Mission von 1477[4]) schreiben kann: „Nunmehr fängt Waldmann's Temperamentstugend an zu wanken. Seine Ausbeute ist ein Pensionenbrief, und Ludwig XI. hat in der Schweiz einen neuen mächtigen Gönner". Da vielmehr ein Jahr nach Erhöhung der Pension Ludwig in Gegenwart der luzernischen Gesandten über Waldmann sich beklagt, so ist anzunehmen, dass dieser Kniff des französischen Königs bei Waldmann nichts fruchtete. Ich halte es daher auch bloss für eine unbegründete Vermuthung, wenn Dürsteler[5]) behauptet, Waldmann sei stark betheiligt gewesen beim Abschluss des französischen Bündnisses von 1484. Ich kann mir nicht denken, dass Waldmann nun plötzlich für Frank-

---

[1]) Abschiede III, S. 189.

[2]) Ursachen und Vorspiel der Burgunderkriege S. 76.

[3]) Liebenau, Eine Luzerner Gesandtschaft bei Ludwig XI, S. 5.

[4]) Füssli, S. 28 u. 29.

[5]) Geschlechterbuch, Mscr. Stadtbibliothek, T. IX.

reich eintritt und dann kaum drei Jahre später (1487) lebhaft eine Staatsaction betreibt, die für Frankreich ein schwerer Schlag war: eben die Verbindung mit Oesterreich. Also hätten wir uns Waldmann wohl als Gegner Frankreich's zu denken. Nehmen wir dies an, so wird auch seine Thätigkeit im Jahre 1487 klar. Ohne Frage nämlich ist Waldmann — alle Acten bezeugen es — ein Hauptbeförderer jenes Bündnisses von 1487 mit Maximilian von Oesterreich, welchem Frankreich so entgegen gearbeitet hatte. Luzern und die inneren Orte waren dieser österreichischen Politik abhold, hielten zu Frankreich, und nur Zürich, Bern, Zug, Freiburg und Solothurn, also die Städte, gingen das Bündniss ein; die Länder mit Luzern an der Spitze wollten Nichts davon wissen. Wieder also der Gegensatz der Länder- und Städtepolitik!

Jetzt äusserte sich der Groll und Hass gegen Waldmann in der leidenschaftlichsten Weise. An etlichen Orten ging die Rede [1]), der Herr von Oesterreich habe dem Waldmann 3000 fl. gegeben, damit er die Annahme der königlichen Vereinigung bewirke, und Waldmann hatte unter derartigen Schmachreden so viel zu leiden, dass die Tagsatzung einzuschreiten für gut fand. Waldmann stellte es des Entschiedensten in Abrede, und die Tagsatzung beschloss, jeder Bote sollte diesfalls ihn rechtfertigen und „verantworten", falls das Gerücht sich wiederhole. Allein so ernstlich und gravirend war die Verdächtigung und das Misstrauen, und so sehr bewährte sich auch hier das Sprüchwort: „Es bleibt immer Etwas hängen!" — dass noch ein Jahr später, December 1488, die Tagsatzung gegen solches Gerede auftrat, und dass nach Waldmann's Sturze eine unter Luzern's Einfluss stehende Tagsatzung ein Verhör der königlichen Boten, die mit Waldmann verkehrt hatten, anordnete, um hinter Waldmann's Machenschaften zu kommen [2]). Ein Resultat ist nicht

---

[1]) S. Abschiede III, S. 291.

[2]) Abschiede III, 307. 314. 315. „Rotaler" ist Bote des römischen Königs, s. S. 290 h, und dazu Hirzel, zürch. Jahrbücher IV, 17—21. Von

bekannt geworden; offenbar haben Pensionen [1]) den Verdacht der Bestechung erregt, und hat der bedeutende Einfluss Waldmann's bei diesem Bündniss Viele verletzt und zurückgestossen.

In dem Acte dieses Bündnisses hatte Waldmann den Höhepunkt seiner Macht und seines Ansehens erklommen; der Rücken des Berges, den er erstiegen, war nur schmal; rasch ging es nun abwärts. Sein Stern begann zu erbleichen und zu sinken, um bald einer ganz neuen Constellation Platz zu machen.

Es ist einseitig und beschränkt, den Niedergang von Waldmann's Gewalt bloss aus local-zürcherischen Verhältnissen zu erklären. Waldmann war zu tief in die allgemein schweizerischen Angelegenheiten verstrickt, als dass diese nicht auf seine Stellung und Lage zurückwirken mussten. Gerade in den eidgenössischen Verhältnissen aber herrschte in der letzten Periode von Waldmann's Regiment eine heftige Gährung in Folge dieses Bundes mit Max; die inneren Orte stemmten sich noch einmal mit all' dem Stolz und Selbstbewusstsein, der sie als Gründer der Eidgenossenschaft erfüllte, gegen die Zumuthungen und den politischen Einfluss der Städte, die seit den Burgunderkriegen das grosse Wort zu führen pflegten. Ihre Vorwürfe und ihr Groll richteten sich nicht gegen Zürich allein — auch Bern musste mithalten [2]); aber vor Allem war ihnen der allmächtige Leiter der zürcherischen und eidgenössischen Politik, Waldmann, ein Dorn im Auge: wenn seine Macht und sein Einfluss gebrochen wurden, dann war damit auch der Einfluss der Städtepolitik geschwächt, und die Länder durften wieder freier aufathmen.

---

einem Verkehr mit ihm und mit „Lüttin" von Schaffhausen redet auch Ulrich Tallmann in einem Brief über Waldmann's Sturz, gerichtet an den Abt von St. Gallen (Archiv f. Schweizergeschichte VI, 122). Von diesen Beiden erwartet die Tagsatzung näheren Aufschluss über Waldmann's Machinationen.

[1]) Vgl. Hirzel, Zürcherische Jahrbücher IV, S. 21 f.

[2]) Abschiede III, S. 291.

Diese Stimmung veranlasste aller Orten die heftigste Spannung, und die Aufregung der Gemüther that sich vielerorts Ende 1488 und Anfang 1489 in Zusammenrottungen des Volkes und in Schimpfreden gegen die Herren und Oberen kund; die Tagsatzung musste dem Volke gebieten, sich ruhig zu verhalten, alle Angelegenheiten an ihre Herren zu bringen und dieselben handeln zu lassen [1]).

So stunden die Dinge, als die Unruhen zu Zürich begannen. Man rief hier um eidgenössische Intervention, und die eidgenössischen Boten hatten zu vermitteln zwischen Waldmann und den Aufrührern (s. Abschnitt D). Wie konnte es nun anders sein, als dass diese aus politischem Hass Waldmann preisgaben?

Aus den Darstellungen des Berner Berichts und den durch Stürler herausgegebenen Missiven geht hervor, dass eben die Einigung mit dem Kaiser Hass gegen Waldmann säete. Dieser Schachzug der Politik war es, der Waldmann hauptsächlich den Todesstoss gegeben. Man denke dabei auch an die Furcht Zürich's vor Oesterreich (s. Abschnitt D). So fiel Waldmann nicht allein als Gegner des Adels zu Zürich, sondern eben so sehr auch als Vertreter der Städtepolitik gegenüber den Ländern, gleichwie Teiling als Vertreter der Länderpolitik.

Es ist das Verdienst Segesser's, in seiner schönen Abhandlung über die „Beziehungen der Schweizer zu Mathias Corvinus“ diesen allgemeinen und grossen Zusammenhang der Dinge zuerst wenigstens angedeutet zu haben. „Die Waldmannische Bewegung in Zürich“, so lautet das Resultat von Segesser's Untersuchungen, „erscheint keineswegs als ein isolirtes Factum, sondern als die entscheidende Krisis in einem durch diplomatische und populäre Parteiungen auf's Aeusserste gespannten Zustande [2]). Der allenthalben aufgehäufte Gährungsstoff entzündete sich durch das Bündniss mit Maximi-

---

[1]) Abschiede III, S. 312, Nr. 341.

[2]) Gesammelte Schriften II, 219 (Separatschrift S. 55).

lian 1487. Sympathien und Antipathien, die von alter Zeit hergekommen, fanden da ihren Spielraum; zwischen den Städten und Ländern war der Anschluss zur Parteifrage geworden. Indem Waldmann sich der öffentlichen Meinung als der entschiedenste Beförderer der Vereinigung mit Maximilian darstellte, gewann die gegen ihn erhobene Bewegung in denjenigen Orten, welche dieser Verbindung abgeneigt waren, einen politischen Halt, der auf die Haltung der eidgenössischen Vermittler bei Waldmann's Process ein gewisses Licht wirft".

D. Waldmann's Sturz und die Revolution von 1489.

Ueber den sogenannten Waldmannischen Auflauf besitzt man sehr zahlreiche Darstellungen in Handschrift aus der Zeit der Bewegung selbst und aus der Epoche der Reformation. Der furchtbare Sturm, der den grossen Mann so jäh hinwegriss, hat auf Mit- und Nachwelt den lebhaftesten Eindruck gemacht, dass man immer wieder mit grossem Interesse sich die Einzelheiten dieser Geschichte vergegenwärtigte. Darum sind die hervorragendsten dieser Schilderungen mehrfach abgeschrieben und im Publicum verbreitet worden; es befinden sich noch heute hie und da solche handschriftliche Erzählungen in Privathänden; eine ansehnliche Collection besitzt die Stadtbibliothek Zürich.

Es soll nun nicht unsere Aufgabe sein, alle diese Berichte bis auf die kleinsten Details zu vergleichen und eine vollständige Darstellung der Revolution zu liefern: es würde dies Mühe und und Stoff genug bieten, um Anlass zu einer selbständigen Abhandlung zu werden. Ich beabsichtige hier nur solche Fragen und Facta zur Sprache zu bringen, die zur Beleuchtung des Charakters der ganzen Bewegung dienen und die nothwendig in Betracht gezogen werden müssen, wenn man sich ein Urtheil über diese Vorgänge bilden will.

Beim Durchgehen der genannten, leider meist anonymen Darstellungen macht man die unangenehme Wahrnehmung, dass sie nicht näher eintreten in die Schilderung von Waldmann's Regierung selbst. Die Meisten begnügen sich mit einigen allgemeinen Phrasen und Bemerkungen, z. B. Waldmann habe anfangs glücklich, gut und trefflich regiert und Zürich zu grossen Ehren gebracht, sei dann aber leichtfertig, übermüthig und willkürlich geworden. Die Wenigsten lassen sich in die Details der Regierung und Verwaltung so ein, wie man es im Interesse einer richtigen Beurtheilung wünschen müsste. Die Meisten bekunden in ihrer Darstellung eine sehr geringe Einsicht in den Hintergrund und die wahren Motive der Bewegung, einen beschränkten Blick für politische Fragen und Krisen, indem sie einfach jene allbekannte Massregel des Hundetödtens zum Ausgangspunkt ihrer Betrachtung nahmen und sie als Hauptursache des Aufruhrs betrachten. Was den Parteistandpunkt betrifft, so ist derselbe natürlich ein sehr verschiedener. Ich unterscheide drei Hauptgattungen. — Die Einen stellen die Bewegung dar nach Standpunkt und Auffassung des Landvolkes, geben den Bauern alles Recht und Waldmann Unrecht, und stellen die Leiter der Bewegung, die Gegner Waldmann's in der Stadt, in ein verhältnissmässig günstiges Licht. Als Hauptrepräsentant dieser Richtung erscheint mir der Bericht eines Bauern von Höngg bei Zürich, der mehrfach mit andern Berichten verarbeitet und verwoben worden ist, den aber ein kritischer Bearbeiter der Geschichte Waldmann's aus dem Jahre 1726 noch als gesonderte Schrift kennt, und den man sich auch leicht nach den vom genannten Bearbeiter gebotenen Anhaltspunkten herauslesen und zusammensetzen kann [1]. Als Zeitgenosse, Augenzeuge und Mithandelnder schildert dieser Bauer lebensvoll und drastisch; manche Details sind sehr werthvoll zur Veranschaulichung und

[1] Stadtbibliothek Mscr. S. 283. Der kritische Bearbeiter, anscheinend ein Gelehrter, Philologe oder Historiker, der ganz verständig arbeitet, nennt sich nur mit Anfangsbuchstaben: P. S. M.

Illustration. — Eine zweite Art von Darstellungen vertritt die Auffassung, dass Waldmann eine Anzahl Satzungen erlassen habe, die allgemeine Missstimmung erzeugten, dass jedoch nicht er allein die Schuld trägt, sondern auch Andere, und dass besonders die Feinde Waldmann's Mitantheil hatten an dieser gehässigen Gesetzgebung; aber eben diese Feinde, der Adel und die Geistlichkeit, hätten insgeheim die Erbitterung geschürt, alles Unheil Waldmann zugeschrieben, das Gewitter über ihn sich entladen lassen. Als Haupttypus dieser Art betrachte ich die von späteren Historikern oft benützte, wahrscheinlich nicht so gar lange nach den Ereignissen geschriebene Darstellung, betitelt: „Historia von Herrn Hansen Waldmann, Burgermeister zu Zürich, von sinem Uffgang, Glück, Regiment und Todt“ [1]). Ich werde mehrfach noch auf diese zurückkommen. — Ein dritter Standpunkt der Beurtheilung ist der: der Aufstand sei durch die Intriguen der Feinde Waldmann's in der Stadt angezeddelt worden, und Waldmann sei lediglich als Opfer des Neides und der Rachsucht gefallen. Diese letztere Darstellung der Dinge, welche in rücksichtslosester Weise die Feinde Waldmann's brandmarken und ihre Schleichwege aufdecken will, konnte unter dem Druck der strengen Censur, welche die Zürcher Obrigkeit nach Waldmann's Sturze ausübte [2]) (s. S. 230 f.), und die so viele Darsteller zur Behutsamkeit antrieb, nicht aufkommen. Es haben sich daher nur wenige Spuren derselben erhalten, vor Allem in der kurzen Relation eines unbekannten Zürchers, der einige confidentielle Mittheilungen aus dem Munde eines Augenzeugen protokollirt. Diese Aufzeichnung erscheint vielfach mit anderen, späteren Darstellungen verwoben oder denselben als eine Art Einleitung vorangeschickt [3]).

---

[1]) In einem Sammelband aus der Zeit der Reformation (1540—1550), Stadtbibliothek Mscr. A. 125.

[2]) Eine Chronik, die Ungünstiges über Waldmann's Feinde gesagt, wurde noch 1489 verbrannt, s. Füssli S. 125, 126.

[3]) Am vollständigsten, wie ich sehe, in Mscr. Stadtbibliothek A 44. Siehe auch Mscr. S. 283.

Das sind die verschiedenen Auffassungen, mit denen wir uns nun auseinander zu setzen haben. Ich knüpfe zunächst an die letztgenannte Schilderung an. Sie ist in einem anderen Zusammenhange aus einer Handschrift schon von Fiala im „Anzeiger für Schweizergeschichte“ (1877 Nr. 5) publicirt worden, muss aber um des Verständnisses willen hier wieder aufgeführt werden [1].

„Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, so will ich heben an. Als ich vernommen habe von einem Rathsfreund, dazumal ein Rathsherr und ein Burger zu Zürich nach Christi Geburt gezählt 1489. Der sagt uns vier guten Herren und Gesellen, die mit ihm heimgegangen, und denen er gar wohl traute, solche Meinung, dass ihrer sechs Männer gewesen, die den Waldmann unterstanden haben, um sein natürlich Leben zu bringen. Diese sechs Männer, die dazumal auch des Raths zu Zürich gewesen, hatten sich so vereinbart, dass Jeder solle rathschlagen, was gut würde sein, ihn um sein Leben zu bringen. Und diese sechs sind im Jahr ein oder zwei Mal in einer Capelle zusammen gekommen zu den Predigern, die nicht Jedermann kund und offenbar war, damit sie ihren Anschlag besser vollstrecken möchten. Da sagte Jeder seinen Anschlag und Gutdünken. Aus demselben Anschlage nahmen sie am ersten vor, wie die Priester allesammt sollten Kappen auf den Achseln tragen, damit die Priesterschaft ihm Feind werde. Der andere Anschlag war der, dass die Frauen der gemeinen Handwerksleute den Sammet ab den Schuhen trennen sollten und die goldenen Borten, auch die Spangen, Haften und goldenen Ringe an den Fingern nicht tragen, damit Hass und Widerwillen von den Frauen auf ihn wüchse, damit die Weiber ihre Männer zu der Feindschaft reizen. Der dritte Anschlag war, dass Niemand m e h r einbinden sollte den erstgebornen Kindern, die man tauft, als 5 β, damit er auch die Armen erzürne, auch was man auf den Hochzeiten geben sollte.

[1]) Dabei will ich der Einfacheit wegen die alterthümliche Schreibart, die Fiala sorgfältig wiedergibt, gegen die moderne vertauschen.

Auch ward an ihn gebracht, wie man die Särlen verbieten sollte abzuhauen, damit der Aufsatz der Bauern um so mehr auf ihn fiele. Da fragte Herr Hans Waldmann, Ritter, was die Särlen wären. Da mag ein verständiger Mann wohl verstehen, dass das Verbot des Särlen-Hauens nicht aus ihm gekommen. Weiter ward auch an ihn gebracht, dass man alle Hunde auf der Landschaft sollte tödten lassen, weil sie das Wild vertreiben und den Hasen nach durch die Weinreben laufen und die Trauben abstossen und etliche Hunde die Kälber niederzerrten. Einer ward veranlasst, dies vor den Rath zu bringen. Das war der Hans Meiss [1]). Als dann der Rath versammelt war, brachte Herr Hans Waldmann, Ritter, solches nicht an, vielleicht aus Vergesslichkeit, oder anderer Geschäfte halb. Da hub der Meiss an, warum er es nicht vorgebracht hätte der Hunden halb. Da gab ihm Waldmann zur Antwort, er hätte es vergessen. Als dann etliche Tage gleich darnach wieder Rath gehalten ward, vermahnte ihn Hans Meiss zum zweiten Mal, da er es wieder vergessen. Da verwies der Meiss dem Waldmann, warum er es wieder vergessen hätte. Da gab ihm Waldmann zur Antwort: auf nächstkünftighin zur Rathszeit so mahne mich daran. Nach gehaltenem Rath wollte Herr Waldmann aufstehen. Da sprach Hans Meiss: „Warum bringt Ihr das nicht an?“ Da sprach der Burgermeister: „Was soll ich anbringen?“ Da sprach Hans Meiss: „Von den Hunden!“ Da sprach der Burgermeister: „Du sagst mir wohl von den Hunden; wer will es thun?“ Da redete der Meiss: „Ich will es thun, wenn Ihr mir Einen zugebt!“ Also ward ihm Dominicus zugesellt. Dabei mag ein verständiger Mann wohl verstehen und ermessen, ob der Burgermeister die Hunde habe heissen oder lassen tödten, oder wer es gethan habe; denn die obgemeldeten Sachen oder Stuck wurden alle auf ihn gelegt, damit ihn seine Feinde um's Leben bringen könnten, wie sie in der Capelle gerathschlagt. Und das haben

---

[1]) Meine Quellen schreiben auch, wie die von Fiala benützte, bloss Hans N. Andere Redactionen setzen dafür aber stets „Meiss“.

sie wohl sieben Jahre vor des Waldmann's Auflauf getrieben und zu Wege gebracht". — Im Weiteren erzählt das Manuscript, dass Waldmann's Feinde einen Artikel in den geschwornen Brief gesetzt, der vorher nicht gewesen: „Was zwei von dem kleinen Rathe vor den grossen ziehen, muss davor gezogen werden". Da sei Einer gewesen — Göldli [1]) —, der Etliche im grossen Rathe an sich gehängt und auch etliche Lichter im kleinen Rathe gehabt, und was er nicht vor den kleinen Rath habe bringen mögen, brachte er durch seine Anhänger im grossen Rathe durch. „Und also nach viel vergangenen Dingen, als ich bericht bin und sich von viel wahrhaften Lüten mit der Wahrheit erfinden mag, die es noch in gutem Gedächtniss hand und ihnen zu wüssen ist, dass der Artiklen, so man über den Herrn Waldmann, Ritter, gelesen sölle haben und ihm fürgehaben ob den zwenzigen, darin er beschuldiget ist, als ob er sölliche vergonnen und im gefallen habe, aber doch offenlich am Tag lit, das im zum Theil unfreundlich und ungütlich geschehen ist von sinen Missgönnern, was er nie gesinnet hat, villicht hat Menger ihm vergunnen die Ehren und das Gut, so er gehebt hat, oder an sin Amt, als er dann einen wyten Namen gehebt vor Fürsten und Herren".

So weit der Bericht. Ich kann nicht bestimmt entscheiden, ob es blosses Bruchstück einer grösseren Erzählung ist, oder ein abgeschlossenes, selbständiges Referat. Mir macht es den Eindruck, als ob es lediglich eine Berichtigung des herrschenden Urtheils über die Ursachen der Revolution wäre [2]). Auf den

---

[1]) In der von Fiala benützten Redaction ist dies dem Zwingli zugeschrieben. Wie diese Uebertragung möglich war, ist mir ein Räthsel; in Zürich habe ich hievon nichts entdeckt; einstimmig ist dieser politische Grundsatz Waldmann's Feinden zugeschrieben.

[2]) Dass, wie Fiala (s. S. 270) glaubt, diese von ihm in Blättern zu Etterlin's Chronik aufgefundene Relation irgend einen Bezug zu Grebel's Process habe, ist mir etwas zweifelhaft. Jedesfalls müsste dieser Bezug durch einen Ueberarbeiter mit Gewalt dadurch bewerkstelligt worden sein, dass Verfassungsänderung, welche die älteren Redactionen dem Göldli zu-

ersten Blick aber ist klar, dass diese Darlegung eine Apologie Waldmann's sein soll. Als solche ist sie einseitig, parteiisch. Es richtet sich diese Darstellung schon durch die so wenig wahrscheinliche Behauptung, dass alle verhassten Mandate, die unter Waldmann's Namen ergingen, nur Machinationen der Feinde gewesen, hervorgegangen aus der Absicht, Hass gegen Waldmann zu säen. Und wie wenig stimmt doch die Erzählung, dass Waldmann fast willenlos in allen Dingen seinen Feinden nachgibt, mit dem Bild eines festen, männlichen und consequenten Charakters, das die Geschichte von Waldmann entwirft! Bis zu welcher Albernheit man sich versteigen konnte in der parteiischen Auslegung der Mandate, zeigt eine andere, dieser in Manchem verwandte Darstellung [1]). Diese behauptet, die Feinde Waldmann's hätten die Hunde tödten wollen, damit sie bei der Ausführung ihres Anschlages, Alles an sich zu bringen, nicht durch Hunde gestört und verrathen würden, und die Seeleute hätten es gewünscht, damit man die Güter gemein habe, wie in Schwaben und Welschland, und damit das Vieh überall weiden könne. Dann wird auch behauptet, dass die Feinde Waldmann's die Volksversammlungen verboten, damit ihre Verrätherei gelinge. Man habe bei diesen Anträgen stets Wohlfahrtsgründe vorgeschoben und so Waldmann und den Rath bethört. Derartige Auslegungen bedürfen, meine ich, keiner speciellen Widerlegung. Sollte man aber darum diese Darstellungen gänzlich ignoriren? Ich denke nicht! Das „audiatur et altera pars!" soll nicht vergessen werden. Und da darf denn wohl darauf hingewiesen werden, dass dieser oben mitgetheilte Bericht in der Richtung wenigstens mit der urkundlichen Forschung stimmt, als er zeigt, wie die Schuld der neuen Verfügungen nicht bloss der Person

---

geschrieben, auf Zwingli bezogen wird. Dass aber die von Fiala publicirten Berichte I und II nichts miteinander zu thun haben, scheint mir daraus hervorzugehen, dass sie, wie Fiala selbst berichtet (Anzeiger S. 339), nicht von der gleichen Hand herrühren.

[1]) Mscr. S. 283.

Waldmann's zuzuschreiben ist, und dass die Gebote und Verbote nicht alle nur Waldmann's Kopfe entsprangen, sondern zu einem grossen Theil auch auf Waldmann's Feinde fallen (s. S. 249). In dieser Generalisirung der Schuld stimmen auch andere Berichte, die nicht gerade der Vorwurf der Parteilichkeit trifft, mit dem fraglichen überein. So die schon erwähnte „Historia“ (S. 269 f.). Diese zeigt sich überall gut instruirt, weiss manche Details, die wir bei Andern missen, und hebt neben Waldmann's Vorzügen und Lichtseiten doch auch seine Schattenseiten hervor, tadelt seine Unbesonnenheit und seinen Leichtsinn; sie mag, wenn sie nicht von einem Augenzeugen herrührt, doch den Bericht eines solchen benutzt haben [1]). Diese Historia sagt ausdrücklich: „Obschon die Satzungen und Gebote vom ganzen Rathe ausgingen, und obwohl Waldmann's Gegner, um den gemeinen Mann gegen ihn aufzuhetzen, dabei mitwirkten, und halfen, den Bogen überspannen, schoben sie doch Alles dem Waldmann zu. So beredeten sie das gemeine Volk, dass Waldmann Alles aus eigener Macht gethan“. Also Waldmann's Gegner halfen den Bogen überspannen, wirkten mit bei den Polizeimassregeln, schoben aber hernach Alles und Jedes Waldmann in die Schuhe — das scheint mir eine Wahrheit, die nach Allem kaum bestritten werden kann. Es blieb auch in Zürich doch nicht so ganz vergessen. So sagt denn Bullinger (Chronik S. 344), das Mandat von 1488 sei unter dem alten Rath erlassen und nicht von Waldmann, und es sei bei diesen Neuerungen Alles im Rathe geordnet worden, so dass Waldmann nicht mehr dazu gethan, als ein anderes Rathsglied, und was beschlossen worden, habe er vermöge seines

---

[1]) Mehrmals heisst es: „Dis 1489 jars“. Aber die Bemerkung, dass Meiss später ein Gottesgericht getroffen, indem er habe heulen müssen wie ein Hund, und die andere, dass alte Leute sagen, Waldmann habe bei der Hinrichtung nicht reden dürfen, weist auf eine spätere Ueberarbeitung.

Amtes ausführen müssen. Waldmann habe nicht gewusst und geahnt, dass ihm seine Gegner einen solchen „Schlegel auf den Hals richteten“ und alle Schuld auf ihn luden. Die Feinde Waldmann's in der Stadt — bemerkt Bullinger weiter — reizten die Unzufriedenheit am See noch viel mehr. Sie sagten, wenn Waldmann nicht so gewaltig wäre, wäre man der Neuerungen ledig und „in viel besserer Ruhe“. Brennwald erwähnt manche noch aufzuführende Thatsachen, welche die gehässigen Machinationen der Feinde Waldmann's beleuchten. Es mag die partielle Glaubwürdigkeit dieses Berichtes auch dadurch bestätigt werden, dass Edlibach in seiner Chronik (S. 204) ebenfalls sechs Männer als die heftigsten und leidenschaftlichsten Gegner Waldmann's nennt. Von geheimen Berathungen der Gegner Waldmann's, wenn auch nicht gerade in der Predigerkirche, reden auch fast alle anderen Berichte. Die „Historia“ weiss dabei besonders zu erzählen von Aufreizungen der Junker durch den geistlichen Herrn von St. Gallen. Dieser habe über Waldmann oft, wenn er nach Zürich auf den Rüden gekommen, gespottet und den Herren gesagt: „Hat die Stadt Zürich Fürsten und Herren Widerstand leisten können und mag einen einzigen Mann nicht „paschken“! Seid Ihr vom Rüden die Edeln, Gestrengen, Ehrenfesten und lasset Euch einen einzigen Mann, der schlechter Geburt und Herkommens, „inthun“! So habe, bemerkt der Verfasser, der geistliche Vater Stroh in's Feuer geworfen, während „er sonst Waldmann unter Augen auch gute Worte geben konnte“.

Wie man gesehen, ist jener geheime Bericht am ausführlichsten über das Mandat gegen die Hunde. Alle Darstellungen des Auflaufs von 1489 sind darin einig, das Verbot der Hunde auf dem Lande als wichtigste Veranlassung der Revolution zu bezeichnen. Sie schildern uns den Jammer und die Verbitterung der Bauern in grellen Farben. Der Berner Bericht (Archiv IX, 280 f.) bemerkt dabei, dass viele Bauern von den Frauen aufgestachelt worden, denen der Tod der Hunde sehr zu Herzen ging; die Frauen hätten manchen Orts gesagt, wenn

es an ihnen läge, so wollten sie selber (gen Zürich) ziehen und die Hunde rächen.

Wie schon (S. 268) angedeutet, ist es kleinlich und beschränkt, diese Hundeschlächterei oder diesen Hundekrieg als Ursache der Bewegung zu fassen [1]). Die Ursachen lagen tiefer: in dem Missbehagen, welches seit Jahrzehenden das neue Regierungssystem erzeugte, und in der allgemeinen politischen Gährung (S. 265). Das Hundemandat war nur eine jener zufälligen Veranlassungen, welche bei allen Revolutionen eine lange verhaltene Erbitterung zum Ausbruch zu bringen vermögen. Das Volk sagte sich: „Jetzt ist das Mass voll!“ Aber während der ganzen Bewegung ist nie mehr von den Hunden die Rede, sondern von den neuen Geboten und Verboten im Allgemeinen und namentlich vom Sittenmandat des Jahres 1488. Auch ohne den Hundekrieg wäre die Revolution früher oder später doch ausgebrochen.

Wer war nun aber Urheber des Hundekriegs? Unser Manuscript gibt darüber Auskunft. Es beschreibt so ausführlich, wie keine andere Relation, diese Angelegenheit und führt uns in so überraschend anschaulicher Weise die ganze diessbezügliche Rathsverhandlung vor, dass man annehmen muss: derjenige, aus dessen Munde dieser Bericht stammt, war Augenzeuge der ganzen Verhandlung. Wenn nun in der unzweideutigsten Weise die Feinde Waldmann's als die wahren Urheber des verhängnissvollen Beschlusses bezeichnet werden, so wäre man wohl im ersten Momente geneigt, dies auf Rechnung des Parteistandpunktes zu setzen, welchen der Berichterstatter unzweifelhaft einnimmt. Doch dürfte dies voreilig sein. Denn einstimmig lassen alle anderen Darstellungen mehr oder weniger durchblicken, dass nicht Waldmann selbst Veranlasser der Schlächterei gewesen. So haben denn auch schon Füssli (S. 152) und Bluntschli (S. 45) diese Affaire den Machinationen der Feinde

---

[1]) L. Clericus in seiner schon erwähnten Broschüre (s. S. 191) legt darauf allzuviel Gewicht.

Waldmann's zugeschrieben. Alle Berichte nun weisen auch darauf, dass Freunde Waldmann's selbst mit Eifer auf den Vorschlag der Gegenpartei, die Hunde zu tödten, eingingen: die beiden Hundeschlächter, Meiss und Frauenfeld, waren notorisch von der Waldmannischen Partei [1]). Es hatte sich zwar, wie der Berner Bericht [2]) sagt, Waldmann mit Meiss überworfen. Das dürfte indess hier kaum entscheidend gewesen sein. Aus diesem Grunde war es daher wohl Waldmann's Gegnern eher möglich, dem Volke weis zu machen, dass Waldmann und seine Partei die Veranlasser der gehässigen Massregel seien (Historia). Das Volk hielt sich nun durch die Aussagen der Göldli'schen Partei überzeugt, dass, wie die Historia sagt, „Alles von Waldmann's Uebermuth komme".

War nun aber der Plan, die Hunde zu tödten, lediglich ein plötzlicher boshafter Einfall der Göldli'schen Partei? Alle Berichte stimmen dagegen, indem sie von Klagen reden, die auf dem Lande selbst über die Hunde ergingen und dem Rathe vorgebracht wurden. Dies bestätigt auch das Rathsmanuale. Laut demselben kamen 1485, als Göldli und seine Rathsrotte noch functionirten, Klagen, es seien so viele Hunde, dass überall das Gewild verjagt und gefressen werde, und es erging der Beschluss, Jeder solle seinen Hund anbinden! Schon 1478 übrigens beschäftigte diese Angelegenheit den Rath; es wurde damals beschlossen, dass Niemand Jagdhunde halten dürfe, er zahle denn eine Mark Silbers. Zugegeben nun, dass die Hunde vielen Bauern selbst, wegen Schadens, den sie im Feld anrichteten, beschwerlich wurden, liegt doch wohl auf der Hand, dass ein Vorgehen in dieser Richtung hauptsächlich den Herren in der Stadt, die des Waidwerks pflegten, am Herzen liegen musste: ihnen waren die Hunde der Bauern als Schädiger des Wildstandes besonders im Wege. Daher halte ich die Bemerkung

---

[1]) Edlibach (S. XI) nennt beide als Mitglieder der von Waldmann gegründeten Tischgesellschaft.

[2]) Archiv IX, S. 305.

eines Darstellers, dass auf Veranlassung Einiger aus der Stadt[1]) Klagen über die Hunde vom Lande gekommen, für richtig. Ich denke mir aber, es werden hauptsächlich die Adeligen gewesen sein, die auf die Jagd gingen; daher erklärt sich, dass diese Partei auf ein Vorgehen gegen die Hunde drängt. Dass jedoch der brutale Beschluss, die Hunde zu tödten, lediglich der Absicht entsprang, Waldmann dadurch zu Falle zu bringen, ist uns gar nicht wahrscheinlich, um so weniger, als eine ähnliche Verfügung mehr als 20 Jahre früher uns schon in der Offnung von Griessenberg im Thurgau (1465) begegnet, welche sagt, dass ein grosser Hund, der den Füchsen, Dachsen und anderem Wild schade, abgeschafft und hinweg gethan werden solle[2]). Es lag also im Sinn und Geist der Zeit. Demnach ist anzunehmen, dass nach vielen Verhandlungen über diese Angelegenheit (seit 1478 und vielleicht schon früher) einige Hitzköpfe auf die Idee kamen, mit Einem Satz sich über die Schwierigkeiten hinwegzuheben durch den Beschluss des Hundetödtens, dass aber Waldmann und viele Andere zögerten, diesen Weg der Gewalt zu betreten. Wie dann die Sache so unglücklich ausschlug, so mögen die Veranlasser nachträglich Waldmann und seine Partei als Sündenbock bezeichnet haben.

Die Hundeschlächterei also, die übrigens vereitelt wurde durch den Widerstand des Volkes, brachte die Bauern in Allarm. Der nun folgende Aufstand ist besonders von Bluntschli (Geschichte der Republik Zürich II, 46—102) nach den besten Quellen und Ueberlieferungen mit Meisterschaft beschrieben worden. Es richtete sich derselbe, wie wir noch sehen werden, nicht allein gegen die Persönlichkeit Waldmann's als solche, als vielmehr in der Person Waldmann's

---

[1]) Füssli, S. 152.

[2]) In der Sammlung der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Herr Zeller-Werdmüller hatte die Güte, mich auf diesen höchst interessanten Passus aufmerksam zu machen.

gegen das seit Decennien vorbereitete Regierungssystem, etwa wie die französische Revolution in der Person Ludwig's XVI. das ganze absolute System, das seit Richelieu und Ludwig XIV. geübt worden war, bekämpfte.

Doch lasse man sich durch diese Parallele nicht irre führen. Man wird sagen müssen, dass eine moralische Verschuldung bei Waldmann weit eher zu constatiren ist, als bei dem Opfer der französischen Revolution. Auch wenn man nach unseren Auseinandersetzungen (S. 240 f.) genöthigt sein wird, die Tendenz zum Absolutismus schon den vor-Waldmannischen Regierungen und auch den Feinden Waldmann's zuzuschreiben, wird man doch nicht läugnen können, dass Waldmann am Ausbau dieses Systems eifrig mitgearbeitet hat. Wenn der Unwille des Volkes sich gegen Waldmann richtete, so war dies zum Theil wenigstens berechtigt. Einen weiteren Anlass, Waldmann im Volke verhasst zu machen, bildeten auch persönliche Schwächen. Es erscheint zwar etwas trivial, muss aber doch gesagt werden, dass zu Waldmann's Sturz theilweise auch dessen Unmoralität und ausschweifendes Wesen mitwirkten, die zur Genüge bekannt sind [1]) und fast von allen Darstellern stark betont werden. In richtigem Instinct wird das Volk zu allen Zeiten von seinen Oberen, von den Vertretern der öffentlichen Ordnung, verlangen, dass sie in sittlicher Hinsicht keinen Anstoss geben; verletzten sie die Moral, setzten sie sich gewissenlos über die höchsten und ersten Gebote der Sittlichkeit hinweg, deren stricte Be-

---

[1]) „Waldmann's Jugendzeit", S. 13 etc. Wenn ich in diesem Neujahrsblatte hie und da Aeusserungen und Verhältnisse der Zeit aufführte, die Leute von streng sittlicher Reservation unangenehm berühren müssen, so that ich es in der Meinung, dass der Historiker möglichst getreu eine Zeit auch nach Fehlern und Schwächen schildern und dafür Beweise geben soll, und dass, wenn dies mit wissenschaftlichem und sittlichem Ernst geschieht, es erwachsenen und gebildeten Leuten gegenüber keiner Entschuldigung bedürfe. An solche Leser nämlich, und nicht, wie man Angesichts dieser Schilderungen vorwurfsvoll betont hat, „an Zürich's Jugend", ist das Neujahrsblatt unserer Gesellschaft gerichtet. Uebrigens hatte ich das gar Crasse und Plumpe einzelner Berichte bereits etwas abgeschwächt.

folgung sie selbst vom Volke verlangen müssen, so richten sie sich damit selber. Wenn Waldmann sich für seine Person nicht an die Sittenmandate hielt, so gab er in doppeltem Sinne öffentliches Aergerniss, und dass das sittliche Gefühl des Volkes in die höchste Aufwallung kam, liest man fast aus allen älteren Schilderungen heraus [1]). Kein denkender Mensch aber wird darum das über Waldmann gefällte Todesurtheil rechtfertigen wollen oder glauben, dass darum seine Feinde ihn auf's Schaffot geliefert (siehe das Todesurtheil bei Füssli, S. 217—223).

Es lässt sich also nicht in Abrede stellen: ein stark-persönlicher Factor spielt bei dieser Waldmannischen Bewegung mit. Aber den Hintergrund des Ganzen bilden Ziele und Fragen allgemeiner Art. Die Zürcher Bewegung ist, soweit sie vom Landvolk ausgeht, nur ein Theil jenes die ganze Eidgenossenschaft erschütternden, gegen Pensionen, Jahr- und Dienstgelder gerichteten Sturmes (s. S. 260 f.), den wir noch genauer kennen lernen werden (s. unten am Schluss). So verlangt denn auch das Zürcher Landvolk 1489 [2]), dass in der Stadt keine Jahrgelder genommen werden „ohne gemeiner Eidgenossen Wissen und Willen", „um Unwillen zu verhüten und böser Gewalt vorzubeugen". Eine „Ordnung über Pensionen, Mieth und Gaben" wird aufgerichtet, welche auch von den Edelleuten der Landschaft beschworen werden musste [3]). — Sodann ist die Zürcher Bewegung, wie schon angedeutet, ein einzelnes Moment in dem langen Kampfe zwischen altherkömmlicher Freiheit und neuer Staatsautokratie; darauf weist in seinem Bericht auch der Höngger Bauer (s. unten). Trefflich sagt Bluntschli (II, S. 50): „Es war ein Kampf für die mittelalterliche Freiheit und Ungebundenheit gegen die neue Staatsordnung und Staatswillkür". Damit sind Recht

---

[1]) Dieses Moment ist, wenn auch entschieden zu einseitig und schroff, betont bei J. von Aah, Festpredigt an der Schlachtfeier zu Sempach 1879, S. 16.

[2]) Staatsarchiv Zürich („Stadt und Landschaft" 367, 2, 13.)

[3]) Idem 367, 2, 12.

und Unrecht der Bewegung zugleich angedeutet: die mittelalterliche Ungebundenheit musste einer vernünftigen Ordnung, die feudale Zerfahrenheit vor einer starken Staatsgewalt weichen; doch die Ordnung der Dinge, wie sie nun getroffen wurde, vernichtete alle und jede Freiheit und artete in pure Willkür aus; es war eine Centralisation ohne das nöthige Gegengewicht von Gemeindeautonomie und Selbstverwaltung. Die mittelalterliche Ungebundenheit äusserte sich am stärksten in den so häufig damals eintretenden tumultuarischen Zusammenrottungen des Volkes, gegen welche die Tagsatzung stets, gestützt auf das Stanser Verkommniss, einschritt und welche auch in Zürich auf's strengste verboten worden. Damit verband sich noch Anderes. Man weiss aus dem Zuge des tollen Lebens von 1477, wie leicht das Volk um die Fastenzeit zu Lärm und Tumult neigte. Die ausgelassene Stimmung, in die man zur Zeit dieses Volksfestes versetzt wird, tritt uns auch in der Bewegung von 1489 entgegen; begann diese doch ebenfalls, wie die von 1477, zur Fastenzeit. Dies hebt auch die Historia hervor, indem sie sagt: „Auf Aschermittwoch 1489, auf welchen Tag gewöhnlich unartige und unflätige Handlungen hübsch und am lieblichsten sind, zogen die Zürcher Bauern vor die Stadt". Und ein Luzerner Manuscript, welches die Bewegung beschreibt[1]), sagt, die Bauern hätten bei der Versammlung zu Meilen gegessen und getrunken und seien guter Dinge gewesen, wie an der Fastnacht zu geschehen pflege.

Der erste Aufstand endigte mit einer Verständigung: man einigte sich durch eidgenössische Vermittlung über gewisse Punkte (Bluntschli II, S. 51—53). Da soll aber Waldmann durch unbesonnen-brutales Benehmen Anlass zu neuen Unruhen gegeben haben. Der Stadtschreiber las, so heisst es, den Bericht vor über die Punkte, betreffs deren man sich einigte; es war diese Relation in sehr milder, schonungsvoller Weise abgefasst. Der Rath genehmigte stillschweigend diesen Abschied. Da pro-

---

[1]) Ich verdanke es der gütigen Verwendung von Prof. A. Lütolf sel. bei Herrn Lehrer Bucher in Luzern.

testirte Waldmann und rief: „Stadtschreiber, Du hast nicht recht geschrieben. Es soll in dem Abschied stehen, dass die Unseren gar demüthiglich durch Gottes und unserer lieben Frauen willen meine Herren fussfällig gebeten haben, ihnen diese Widerspenstigkeit zu verzeihen; sie bekennen, dass sie Unrecht gethan haben und Solches nicht mehr thun wollen, und erst darauf hin haben sie ihre Klagen und Anliegen meinen Herren übergeben!“ Niemand wagte, Etwas zu erwiedern, und wie Waldmann gesprochen, so wurde der Abschied gefasst. Dies erbitterte die Landleute, und sie erhoben sich von Neuem!

Diese Geschichte lässt Waldmann gleichsam als rücksichtslosen Tyrannen und gemeinen Fälscher erscheinen, wie schon Bluntschli (II, 54) angedeutet. Allein es macht doch ein etwas anderes Gesicht, wenn wir in dem Berner Berichte [1]), der sich durch urkundliche Treue auszeichnet, ausdrücklich lesen, dass die eidgenössischen Boten bei ihrer Vermittlungsarbeit die Aeusseren (d. h. die Bauern vor der Stadt) bewogen hätten, den Bürgermeister und Rath von Zürich zu bitten, „ob sy innen widerwärtig gewesen, dass sy Das im Besten uffnämen, won sy ye vermeinten Not getan, und woltend nun fürhin einem Burgermeister und Rätt zu Zürich, wie sy des schuldig werren, als irren gnädigen, lieben Herren gehorsamlich, als frommen Lütten gepürtte, allwegen begegnen und erschinnen!“ In völliger Uebereinstimmung mit diesem Berichte von Augenzeugen und Mithandelnden sagt auch die Historia, die eidgenössischen Boten hätten die Gemeinden bewogen, Rath und Bürgermeister um Verzeihung zu bitten. Also die Scene des Abbittens ist unläugbar historisch. Dass dabei, wie Waldmann sagte [2]), die Bauern (oder

[1]) Archiv IX, S. 286.

[2]) Eigenthümlich ist, dass, wie ein Berner Missiv berichtet, diese Worte und diese Handlungsweise von Anderen dem Röust zugeschrieben wurden, s. Archiv Bd. IX, S. 324 f.

besser nach dem Berner Bericht: „etliche derselben“) flehentlich mit „zu Fussfallen“ sie gebeten, ist leicht denkbar. Waldmann also liess nicht etwa eine falsche Thatsache protocolliren, wenn er im Bericht die Bauern als demüthige und reuige Sünder darstellen liess. Nach dem Berner Bericht scheint Waldmann's Fehler darin bestanden zu haben, dass er, entgegen der Verabredung, dieses Um-Verzeihung-Bitten in den Bericht aufnehmen liess, und dafür die Zusage des Rathes ausser Acht liess, „die nüwen Uffsatzung dännen zu tund für und mit hinder der mäss, dass sy deshalb begnügig sin sölten, und das beschähen und getan werden mit Ordnung in dem nächsten Manot“. Waldmann hatte diese Zusage gegeben, aber nicht gehalten. Dieses Verbrechen ist neben der Hinrichtung Theiling's der schwärzeste Punkt in Waldmann's Geschichte, und würden wir uns bloss an diese Momente halten, dann würden wir allerdings ein sehr düsteres Bild von dem gefeierten Helden erhalten. Wenn er dann nach übereinstimmendem Bericht aller Zeugen sogleich seinen Lustbarkeiten zu Baden nachging — wie Bullinger sagt, hatte er allerdings schon vorher im Sinn, dorthin zu gehen — und diese Angelegenheiten gänzlich in den Wind schlug, so musste das die allgemeine Entrüstung wach rufen[2]). Waldmann scheint plötzlich jede vernünftige Ueberlegung und jeden moralischen Halt verloren zu haben; er gab sich damit eine Blösse, die um so verhängnissvoller war, als jetzt seine Feinde sich zu regen begannen und lebhaft eingriffen, um ihn zu Fall zu bringen. Die Historia sagt, Waldmann's Feinde „spannen neuen Lärm an mit der Bemerkung, Waldmann habe gedroht, allen Betheiligten die Köpfe abzuschlagen. Damit fing das Feuer wieder zu brennen an“. Dass eine solch leichtfertige Bemerkung vom Kopf-Abschlagen gefallen sein muss, ist wohl richtig; denn die Sache wird von verschiedenen Darstellern bestätigt, und es stimmt

---

[1]) Bullinger, Mscr. Antiquarium, Bd. II, S. 351.

[2]) Berner Bericht, Archiv IX, S. 288.

damit auch die Bemerkung des Berner Berichtes, dass Viele vom Zürichsee gefürchtet, ihr Leben deshalb zu verlieren [1]). Allein es hat, wie die Historia bemerkt, nur böswillige Verläumdung das Wort Waldmann selbst zugeschrieben: nach der Darstellung des Hönggers und nach dem Bericht der Luzerner, wie auch der Berner Abgeordneten [2]) muss Waldmann's Diener und Busenfreund das unbesonnene Wort fallen gelassen haben [3]). Dass aber die Feinde Waldmann's bei diesem neuen Aufstand die Hand im Spiele hatten, bestätigen auch die Bullinger zugekommenen Traditionen. Bullinger [4]) schreibt, die Feinde Waldmann's hätten in seiner Abwesenheit zu Baden die Bauern wieder gereizt und verlauten lassen, die Sachen stünden schlecht, und Waldmann sei sehr mächtig. Man wollte Waldmann überfallen auf dem Heimwege von Baden; er war aber gewarnt worden.

Man weiss, wie das Signal zum zweiten, nun unter Einfluss der Feinde Waldmann's gegen diesen persönlich gerichteten Aufstandes die Ermordung Schneevogel's war (Bluntschli II, S. 58). Schneevogel, einer der Stadtknechte, erscheint nach allen Berichten als Waldmann's nächster Freund und Berather. Die meisten Berichte betonen den schlimmen Charakter und Einfluss dieses Menschen. Der Berner Bericht sagt: „derselb was nit ein guter Mönsch; vast den Kriegen nachgezogen"; der Luzerner Bericht nennt ihn einen verlorenen Menschen. Es muss indess wohl in dieser Hinsicht bedeutende Uebertreibung stattgefunden haben; denn wie ohne diese Annahme die Historia von ihm sagen kann, er sei „gar ein frisch und redlich Mann" gewesen, und wie sonst Waldmann ihn zu seinem Freunde hätte machen können, das ist mir unbegreiflich.

---

[1]) Archiv IX, S. 288.

[2]) Berner Bericht, S. 291.

[3]) Der Höngger sagt, Schneevogel habe geredet, wäre er Herr, so wollte er Alle „quätsch machen", die nicht gehorchen.

[4]) Chronik, Mscr. auf dem Antiquarium, Bd. II, S. 351.

Wie sehr die zur Zeit von Schneevogel's Ermordung entstandene Gährung in der Stadt geflissentlich durch die Göldli'sche Partei genährt wurde, hat schon Bluntschli lebhaft geschildert (S. 57 f.). Mit Einem Mal nahmen die Dinge nun eine andere Wendung. Waren Anfangs, wie der Berner Bericht (S. 286) sagt, die Anhänger Waldmann's, besonders auf den Zünften, noch zahlreich, so war es jetzt den Wühlereien und Redekünsten von Waldmann's Feinden gelungen, die Mehrzahl von Räthen und Zünftern von ihm abwendig zu machen. Auch Solche, die im Rath und in der Bürgerschaft für harte Massregeln gegen das Landvolk gestimmt, fielen jetzt ab und stellten sich auf Seite der Bauern. Dieser an Waldmann begangene, schlau berechnete Verrath von Rath und Bürgerschaft ist gewiss ein eben so schweres Verbrechen, als die Waldmann zur Last fallenden Fehler.

Waldmann machte einen Versuch, die Zünfte wieder zu gewinnen, und schickte sich an, bei ihnen die Runde zu machen und zu ihnen zu reden. Allein dieses Vorgehen, welches vielleicht Waldmann noch hätte retten können, vereitelten die Feinde, indem sie Sturm läuteten (Bluntschli, S. 59). Da spielte sich dann jene allbekannte Scene ab, wo das Volk in tumultuarischem Auflauf vor dem Rathhaus, durch Göldli und seine Partei aufgestachelt, Waldmann und seine Freunde heraus verlangte, worauf die eidgenössischen Boten diese auslieferten.

Wir haben schon darauf hingewiesen (S. 266), wie diese Boten geheime Feinde Waldmann's waren. Waldmann erinnerte sie (nach dem Berner Bericht und der Historia) an den Zürcher Bundesbrief von 1351, laut welchem die Eidgenossen dem Züricher Bürgermeister zu Hülfe verpflichtet waren. Es half Nichts; sie gaben ihn gewissenlos heraus. Die Historia hat wohl Recht, wenn sie sagt, die eidgenössischen Boten seien dem Waldmann gram gewesen „wegen der Schönheit, Klugheit, Wohlberedtheit und Tapferkeit, womit er alle Eidgenossen übertraf. Die Eidgenossen sahen den Aufstand gerne, damit sie Waldmann abkämen“. Aber neben dem Neid haben wohl noch viel mehr

Parteigesichtspunkte gewirkt: die Boten Luzern's und der Länder hassten ihn als Gegner in den mailändischen Feldzügen (S. 260 f.) und als Vertreter des österreichischen Bündnisses (S. 264). Einzelne der Boten mögen auch, wie der Berner Bericht (S. 298) andeutet, unter dem Druck der Bewegung und nicht allein nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt haben.

Die Folterung und Hinrichtung Waldmann's mag man bei Bluntschli nachlesen. Neben wirklichen sittlichen Vergehen Waldmann's und einer politischen Ausschreitung (vgl. S. 225) mussten eine ganze Reihe schief aufgefasster und angeblich verfassungswidriger Handlungen (s. S. 219—224) herhalten [1], um Waldmann zum schwärzesten, gemeinsten Verbrecher zu stempeln und seine Hinopferung zu rechtfertigen.

Ohne Zweifel muss die Hinrichtung Waldmann's als eines der schlimmsten Blätter in der Geschichte Zürich's bezeichnet werden. Mehr oder weniger haben denn auch fast alle Darsteller die niederträchtige Bosheit gebrandmarkt, mit der seine Feinde ihn zu Falle brachten, und die gemeinen Manöver, durch die sie die Hinrichtung beschleunigten und zu rechtfertigen suchten, gekennzeichnet. Die Historia und fast alle späteren Darstellungen (nach ihnen auch die neueren, z. B. Bluntschli, S. 65) erzählen eine ganze Reihe von Gerüchten, die Waldmann's Feinde ersannen, und die dazu dienen sollten, den Bürgermeister als des Todes würdig zu bezeichnen. Vornehmlich musste da Waldmann's eidgenössische Politik, seine enge *Beziehung zu Oesterreich* (s. S. 263 f.) Material liefern — *wieder ein Beweis, wie sehr diese Waldmann verhasst gemacht hatte.* Die Furcht vor Oesterreich war gross; man sah schon 1487 in Folge entstandener Spannungen Krieg voraus [2]). Als nun Waldmann nach Ausbruch der ersten Unruhen nach Baden fuhr, ging das Gerücht, dass er daselbst mit Oesterreich verhandle [3]). Wie nun aus einem Tagsatzungs-

---

1) S. Füssli S. 217—222. Dazu Bluntschli (Rep. Zürich) S. 72 f.

2) Abschiede III. S. 304,

3) Berner Bericht, Archiv IX, S. 288.

abschied vom Sommer 1489 hervorgeht [1]), schwebte man stets in Angst, dass der Kaiser Zürich nehmen wolle. Da sagte man denn von Waldmann, er habe die Stadt an Oesterreich verrathen wollen. Man streute ferner das Gerücht aus, man habe ganze Keller voll Harnische bei ihm gefunden, Waldmann habe eine Liste von 60 zu Beseitigenden angefertigt [2]), und als Göldli und Andere vom Rüden vor den gemeinen Mann gegangen, hätten sie gesagt: „O wie hat uns Gott behütet! Du bist auch Einer der sechzig, die Waldmann wollte hinrichten lassen!“ Man kennt auch längst das heillose Spiel, durch welches die Richter zur schleunigen Verurtheilung und Hinrichtung Waldmann's bewogen wurden: wie drei Männer in Hemden, die angeblich vor Schweiss, in That und Wahrheit aber absichtlich durch Brunnenwasser, durchnässt waren, hereinsprangen und meldeten, der Kaiser komme, schon brenne der Flecken Elgg [3])! Die Historia fügt hinzu, dass Diejenigen im Rathe, die von diesem Anschlage gewusst, absichtlich geschwiegen. Und Brennwald, dessen Erinnerungen noch in die Waldmannische Periode zurückreichen, sagt, nach Waldmann's Tode seien alle diese Lügen offenbar geworden; allein Waldmann's Feinde seien mächtig gewesen, man habe ihnen Nichts anthun können. Am schärfsten geisselt die Historia die hinterlistige Art, mit welcher die Feinde gegen Waldmann vorgingen. Sie tadelt mit Recht, dass man Waldmann nicht habe sich verantworten lassen. Es sei so verabredet gewesen, dass auch sein Beichtvater ihn nicht habe reden lassen dürfen. Der Verfasser fügt dann bei, er habe von alten Leuten gehört, dass, wenn dem Waldmann verstattet gewesen wäre, vor unparteiischen Leuten sich zu verantworten, er unschuldig erfunden worden wäre; denn ein grosser Theil seiner Feinde sei an dem schuldig gewesen, wofür Waldmann habe büssen müssen. Erklärt und

---

[1]) Abschiede III, S. 320, h.

[2]) Vgl. Edlibach, S. 254.

[3]) „Elggau“ d. h. Elgg, und nicht, wie man immer sagt, „Eglisau“, schreiben alle älteren Darsteller.

ergänzt wird dies durch die Bemerkung des Schaffhauser Bürgermeisters, der eine Stunde nach Waldmann's Hinrichtung schreibt, es sei „gross sorg gesin, Waldmann würde red bruchen und lüt angeben" [1]). Ein Anderer sagt, ebenfalls nach einem Berichte von Augenzeugen: Vielen sei die Sache sehr verdächtig vorgekommen als eine angelegte Sache und Praktik. Als der Beichtvater Waldmann zum Schweigen ermahnt und Waldmann gesagt, so wolle er schweigen und leiden, sei ernstliches Getümmel entstanden unter dem gemeinen Mann, so dass fast ein Auflauf sich erhoben. Als dann Waldmann's Körper dröhnend auf die „Brügi" niedergefallen, habe der gemeine Mann viel geredet und gemeint, es sei Waldmann Unrecht geschehen [2]). Diese Reden aber seien durch die Obrigkeit sogleich gestillt worden.

Wie sehr allerdings die Regierung ein böses Gewissen hatte, beweist die schon (S. 230 f.) erwähnte Vernichtung aller Acten, die Göldli und seine Partei hätten compromittiren können. Sie haben die Spuren ihres Verbrechens gänzlich zu tilgen gesucht. „Aber die Geschichte ist dennoch über sie zu Gericht gesessen, und als sie den grössten Helden Zürich's zum Tode verurtheilten, haben sie vor der Geschichte das Todesurtheil über ihre eigene Ehre ausgesprochen" [3]).

Wie Mancher mochte schwer und bitter den Bann empfinden, der auf Rede und Schrift gelegt war. Wir fühlen die Entrüstung und die Angst zugleich den Worten Edlibach's an, wenn er nach einer kurzen Notiz über Waldmann's Hinrichtung (S. 200) sagt: „Gott weiss sin Missthat!" und an einer anderen Stelle (S. 205): „Wenn man die Wahrheit recht schreiben wollte, so wäre noch viel zu schreiben von diesen Dingen!" Selbst noch zur Zeit der Reformation scheint man Vorsicht in diesen Dingen nöthig erachtet zu haben: verschiedene Manuscripte

---

[1]) Archiv für Schweizergeschichte IV, S. 117.

[2]) Ausführungen zum Höngger Bericht, S. 283.

[3]) Bluntschli, S. 78.

gehen über einzelne Details ängstlich hinweg und nennen namentlich keine Namen und Personen der Verschwörer, weil, wie Einer derselben sagt, „ihre Geschlechter noch mit Namen vorhanden sind, und es ihnen zum Argen dienen möchte". Wir haben Zeugnisse, dass noch im 17. und 18. Jahrhundert über Waldmann's Prozess ein „noli me tangere" stand [1]).

Dürfte nicht diese Angst und Furcht mit als ein laut und deutlich sprechender Zeuge betrachtet werden? Wenn aber noch irgend Etwas dafür zeugt, dass im Grunde die Bewegung sich gegen Anderes richtete, als bloss die Person Waldmann's, so gewiss der Umstand, dass das Volk sich durch Waldmann's Hinrichtung keineswegs, wie dessen Feinde gehofft hatten, abspeisen liess. Die ganze Bewegung hat demnach, soweit sie vom Landvolke ausging, keineswegs bloss den Sturz etlicher Personen und einer Partei zum Ziel, sondern, wie aus Allem hervorgeht, die Regulirung von Verhältnissen, die zum Theil schon längst vor Waldmann zu Beschwerden Anlass gegeben hatten und hinsichtlich deren man alle Ursache hatte, dem neuen Regiment nicht so ohne Weiteres zu vertrauen. Diesem neuen Regiment freilich, den Feinden Waldmann's, war es in erster Linie darum zu thun, ihre Gegner zu opfern [2]). Für das Volk aber handelte es sich um die Ordnung des Verhältnisses zwischen Stadt und Land. Fast alle Schilderungen lassen deutlich durchblicken, dass der Gegensatz von Stadt und Land den Hintergrund der ganzen Volksbewegung bildet. Man denke nur an den Kampf zwischen den „Aeusseren" und „Inneren" oder der Landgemeinde und Stadtgemeinde, wie ihn der Berner Bericht schildert. Dieser hebt einmal hervor, wie die Aeusseren selbst „in der Stadt zu

---

[1]) Waldmann's Jugendzeit, S. 25.

[2]) Dies erhellt besonders, wie Kirchhofer schon bemerkte (Archiv VI, 113), aus dem Brief von Tahlmann an Abt Ulrich von St. Gallen (daselbst S. 120).

regieren und zu handeln sich unterstunden"[1]), und schildert ausführlich, wie auch nach Waldmann's Tode die Bewegung ihren Fortgang nahm, und wie die Erbitterung tiefer lag. „Sie redeten", heisst es noch vor Waldmann's Tode[2]), „unter anderen Worten, die Gemeinde (in Zürich) hätte ihnen viel zugesagt, und es wollte sie bedünken, dass der Zusage nicht Folge geleistet wollte werden und dass die Gemeinde fast so böse gegen sie sein wollte und ihnen nicht halten, wie die alten Räthe". So wenig traute das Landvolk dem Stadtregiment, dass alle Versprechungen nichts halfen und erst Ruhe eintrat, als die Stadt versprach, Alles auf die eidgenössischen Boten abzustellen. Und nach Waldmann's Tode schildert der Berner Bericht, wie die Leute noch nicht abzogen und kaum sich zum Weggang bewegen liessen durch die Zusage der eidgenössischen Boten, sie wollten Zürich nicht verlassen, bis alle Sachen geordnet seien[3]). Dann in der Charwoche entstand „mehrere Mal Getümmel", so dass leicht wieder ein Aufstand sich erhoben hätte. Die Schwierigkeiten mehrten sich fortwährend; denn die Aeusseren verlangten so viel[4]).

Bestätigend und ergänzend berichten Darstellungen aus dem 16. Jahrhundert, dass auch das neue Regiment verhasst und verpönt gewesen sei[5]); das Volk wollte der neuen Obrigkeit

---

[1]) Archiv IX, 290.

[2]) Ebendaselbst S. 300.

[3]) S. Archiv IX, S. 301, „was man in Meynung und Fürsächen, wenn er (Waldmann) gericht wurd, es gäbe Fürderung des Abzugs" und vorher: „Niemans wolt abzüchen, und vermeintten ye der Waldmann solte vor sterben und die Andern auch", aber nachher wieder S. 302: Demnach als das getan (Waldmann hingerichtet worden) und beschächen was, und man in Versächen was, dass die Ussren wurdent abziehen, woltend sy noch dan des Gemüts nit sin, und warrent in Fürsatz, lenger zu verharren, biss dass die Sachen betragen wurden etc.

[4]) Daselbst S. 303 f.

[5]) Man vergleiche dazu die interessanten Enthüllungen bei Füssli S. 266: „man wehret Einem bald das Denken; der nüwe Gwalt ist böser dann der alte etc."

vielorts nicht huldigen; man schwur auf dem Lande nur ungern, zögernd oder gezwungen [1]).

Dass die Wurzeln dieser Unzufriedenheit des Landvolks gegen die Stadt weiter zurückgehen und nicht in Waldmann's Handlungen allein zu suchen sind, haben wir schon zur Genüge aus den Urkunden bewiesen (S. 235 ff.); es wird ebenso bezeugt durch die Spruchbriefe, welche auch Klagen über nicht-Waldmannische Einrichtungen befriedigen (s. S. 233 f.). Einige ältere Darsteller weisen auch ganz bestimmt auf diesen allgemeinen Hintergrund der Bewegung hin. So sagt der Höngger Bericht: — Man sagte den Landleuten zu, Alles halten zu wollen, wie man es ihnen in der Wasserkirche versprochen im alten (Zürich-) Krieg. „Sie hatten ihnen verheissen im alten Zürichkrieg um tapferen Beistands willen, dass sie sollten als ingesessene Burger sin und sollten so viele Gewalt haben als ein Burger, wan die Aemter im alten Zürichkrieg nüt bi ihren Herren stunden, darum mine Herren nüt als viel Recht hatten, als si jetzt haben". Dem entsprechend sagt eine Zürcher Chronik aus dem 16. Jahrhundert [2]): „Die Zürcher hatten beim Ende des alten Zürichkriegs in der Wasserkirche versprochen, sie bei den alten Gerichten und Rechten zu lassen und keine neue Satzungen aufzulegen [3]). Da hat man doch neue Satzungen gemacht". Also auch nach diesen Berichten handelt es sich nicht um Personen und städtische Parteien, sondern um Grundsätze: um das normale Verhältniss von Stadt und Land, das nicht nur von Waldmann allein missachtet worden war.

Ueber die Katastrophe des Zürcher Bürgermeisters hinaus machte die Bewegung ihren Lauf durch die ganze Eidgenossenschaft. Der Kampf des Volkes um seine Rechte wiederholte sich aller Orten; überall erhob sich das Volk gegen die Politik der Herren Magistrate und richtete sich, wie ja zum Theil auch in

---

1) Mscr. S. 283.

2) Von Hans Breitinger 1565, Mscr. B. 116.

3) Leider konnte bis jetzt keine Spur von diesem Compromiss zwischen Obrigkeit und Volk aufgefunden werden.

Zürich (s. S. 280), gegen Pensionen und Dienstgelder, und bestimmte, dass in wichtigen Angelegenheiten der Rath an die Mitwirkung der Gemeinden gebunden sein solle, und eine unter Luzern's Einfluss stehende Tagsatzung hat etwa 14 Tage nach Waldmann's Sturz als Ursache dieser Katastrophe die Pensionen und Dienstgelder bezeichnet und die Abstellung derselben in die Tractanden aufgenommen[1]). In Uri, Schwiz, Unterwalden und Zug zogen die Gemeinden die Bezüger von Pensionen zur Rechenschaft. Die Gemeinde zu Rapperswil stürmte vor das Rathhaus, zog den Stadtschreiber hervor und liess ihn hinrichten — eine Scene, die ganz an den Waldmannischen Auflauf zu Zürich erinnert[2]) —; auch in Solothurn erhob sich ein Auflauf gegen den Stadtschreiber; fast überall eine heftige populare Opposition gegen die bureaukratische Willkür der vom Auslande mit Pensionen gelohnten Magistrate, eine Opposition, die im Grunde auf die Zeiten des Burgunderkrieges sich zurückführt (s. S. 259). Aber auch der Gegensatz der Länder- und Städtepolitik, der gerade durch Waldmann neue Nahrung erhalten (S. 257), führte jetzt zu leidenschaftlichen Bewegungen und Verhandlungen; der Stadtschreiber zu Bern wurde in den Waldstätten des Einverständnisses mit Waldmann in Angelegenheit der Einigung mit dem römischen König beschuldigt, und die Spannung erreichte einen solchen Grad, dass Bern einen Ueberfall von Seiten der Länder fürchtete und deshalb mit seinen burgundischen Freunden ein Schutz- und Trutzbündniss gegen jeden Angriff schloss[3]). Am meisten bemerkenswerth aber dürfte ein anderer Kampf sein, welcher nun zwischen Städten und Ländern, eben in Folge dieser demokratisch gefärbten Strömung, sich erhob. Er betraf jenen Artikel im Stanser Vorkommniss, durch welchen die „Sammlung von Gemeinden“ in der Eidgenossen-

---

[1]) Abschiede III, 314 (Nr. 344 e).

[2]) Näheres siehe Rikenmann, Geschichte von Rapperswyl, 1878, S. 187.

[3]) Abschiede III, S. 315 (Nr. 345).

schaft verboten worden. Schwiz und die Ländercantone wünschten den Artikel weg, im Gegensatz zu Bern und den Städten [1]), und eine Art Bundesrevisionsbewegung kam in Gang, die indess ohne Erfolg war. Die nähere Darstellung dieser Vorgänge, die uns mitten in die Krisen des Uebergangs vom Mittelalter zur Neuzeit führen, gehört indess nicht hieher.

Blicken wir zurück und fassen wir in wenigen Sätzen die Resultate unserer Betrachtung über das Waldmannische Regiment und den Auflauf von 1489 zusammen!

Von der Verfassungsrevision des Jahres 1393 an, durch welche die Gewalt des kleinen Rathes etwas eingeschränkt und der Einfluss der Constaffel geschwächt ward, wuchsen Schritt für Schritt Macht und Ansehen der Zunftpartei. An eine nicht bestimmt und präcis genug gefasste Bestimmung des geschwornen Briefes von 1393 über eine ausserordentliche gesetzgebende Gewalt der Zunftmeister sich haltend, schwang sich das Zunftmeistercollegium in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu einer Art Wächter und Regulator der Verfassung empor, gab sich durch eine Reihe von Beschlüssen eine treffliche Organisation und gewann damit eine nach allen Seiten gesicherte, ausserordentliche Gewalt, gegen welche weder die Constaffel noch der durch den geschwornen Brief von 1393 emporgebrachte grosse Rath aufzukommen vermochten. So weit erstarkte die Zunftpartei, dass es ihr einige Male gelang, Männer aus ihren Kreisen zu Bürgermeistern zu befördern.

Gleichzeitig mit dieser Entwicklung der Dinge wurde im Sinn und Geist der Zeit die Staatsverwaltung reformirt. Aller Orten machte sich eine neue, mehr moderne Art der Auffassung

---

[1]) Man vergleiche Abschiede III, S. 311 (Nr. 340 b), S. 312 (Nr. 341 b), S. 317 (Nr. 348 g), S. 321 (Nr. 350 q), S. 324 (Nr. 351 ll). Leider muss ich es mir versagen, hierauf näher einzutreten.

des Staatswesens geltend; man verstärkte die obrigkeitliche Gewalt, vernichtete die feudalen Gewohnheiten und regulirte in rationeller Weise die wirthschaftlichen Verhältnisse. So auch zu Zürich in der Periode von 1400 bis 1480. Ohne Rücksicht auf das alte, durch Hofrödel und Dorfrechte sanctionirte Herkommen, im Gegensatz zu den bisherigen Freiheiten und Rechten, wurden die Verpflichtungen der Unterthanen verstärkt, Steuern und Bussen erhöht, Monopole und Abgaben geschaffen und dazu noch das Volk in Handel und Gewerbe, Landbau und Sitten an bestimmte Vorschriften und Gesetze gebunden. Ein polizeilicher Geist, wohl besonders gepflegt durch die namentlich in Sachen der Gewerbe engherzige Zunftpartei, durchdrang die ganze Staatswirthschaft; es kam die Periode der Reglemente und Mandate. Das Landvolk fühlte sich beschwert und murrte; es erhob Vorstellungen bei der Obrigkeit; zeitweise machten sich schon revolutionäre Bewegungen geltend; doch ohne Erfolg. Nur die Kriege (alter Zürichkrieg und Burgunderkrieg) unterbrachen für kurze Zeit die Entwicklung dieser neuen Politik. Wie aber Ruhe und Frieden hergestellt war, begann man die Mandate wieder aufzufrischen und neue beizufügen.

In dieser Lage errang die Zunftpartei in der Stadt einen glänzenden Erfolg: es gelang ihr, in Hans Waldmann einen energischen und rückhaltlosen Verfechter ihrer Principien auf den Bürgermeisterstuhl zu heben und das Haupt der Constaffelpartei: Heinrich Göldli, zu verdrängen. Waldmann krönte die bisherige Politik der Zunftmeister und nützte jedweden Vortheil aus, den die Verfassung von 1393 für die Zunftmeister und die Zunftpartei bieten konnte. Die Constaffel musste sich Vieles gefallen lassen; umsonst suchte sie im Rathe der Zweihundert, dem die Verfassung von 1393 einige wichtige Rechte ertheilt hatte und gegen dessen Concurrenz die Zunftmeister schon früher hatten kämpfen müssen, eine Stütze und ein Gegengewicht —: Waldmann mit seinen Zunftmeistern hatte die Oberhand. In der Hitze der Parteileidenschaft hielt sich die Zunftpartei nicht in allen Fällen auf streng legalem Wege; aber auch die Gegner

waren dahin gekommen, Gesetz und Verfassung in ihrer Weise auszulegen und auch die wirklichen Vortheile abzuläugnen, welche der geschworne Brief von 1393 den Zunftmeistern gab. Der Kampf spitzte sich zum Personenstreit zu: Waldmann benützte einige Schwächen und Blössen der Göldli, um diese verbissenen Gegner politisch gänzlich zu ruiniren.

Die Constaffelpartei knirschte vor Wuth und lauerte auf einen günstigen Moment, den gewaltigen Gegner und die ganze Gegenpartei zu Falle zu bringen. Die Gelegenheit kam, durch ein eigenthümliches Zusammentreffen verschiedenartiger Umstände.

Waldmann und seine Partei traten für die in Zürich selbst schon zum Theil realisirten neuen Staats- und Verwaltungsgrundsätze ein und arbeiteten an der schon längst vorbereiteten Verstärkung der obrigkeitlichen Gewalt gegenüber den Unterthanen, der Centralisation und der Regulirung der wirthschaftlichen Verhältnisse. Das Missvergnügen des Volkes erhielt neue Nahrung. Auch die Constaffelpartei bot Hand zu solchen Neuerungen; die Gährung im Volke sah sie heimlich gerne, „half den Bogen überspannen“ und nährte die irrthümliche Anschauung, dass Waldmann und seine Parteigänger die alleinigen Urheber und frevlen Schöpfer des lästigen Systems seien.

Gleichzeitig zeigten sich Symptome einer gefährlichen Spannung in der Eidgenossenschaft.

Die Länder-Orte sahen mit zunehmender Verbitterung den steigenden Einfluss der Städte und besonders Zürich's, wie er sich hauptsächlich unter Antrieb Waldmann's geltend machte. Zu der Opposition hielten aller Orten Söldner und Söldnerführer, deren Pläne die Magistrate und „Pensionsherren“, besonders Waldmann, oft genug durchkreuzten. Das Mass schien voll, als Waldmann den Söldnerführer Frischhans Teiling hinrichten liess und wider den Willen der Länder die Einigung mit Oesterreich betrieb. Ein Sturm war im Anzug, der früher oder später auf die eine oder andere Weise namentlich Waldmann empfindlich treffen musste.

So stunden die Dinge, als zu Zürich in Folge neu erlassener Mandate, bei denen auch die Feinde Waldmann's betheiligt waren, die Revolution ausbrach. Die Bauern geriethen in Allarm und zogen gegen die Stadt. Schlau wusste die Göldli'sche Partei diese Revolution, die durch das seit Jahrzehenden stufenweise aufgeführte, neue Regierungssystem verursacht war, so zu dirigiren, dass Waldmann und seine nächsten Anhänger als Opfer fielen. Die eidgenössischen Boten, erfüllt von dem Hass und bestimmt durch das Misstrauen gegen Waldmann, das aus Gründen der eidgenössischen Politik sich angesammelt, liehen dazu ihre Hand. Wenn Waldmann sich auch ohne Frage sittlich und politisch vergangen — die Einzelheiten haben wir detailirt blossgelegt —, so wurde seine Hinrichtung und Hinopferung doch wesentlich durch die Umtriebe und raffinirten Listen seiner Feinde herbeigeführt.

So fiel Waldmann, abgesehen von secundären Momenten, die im grossen Zusammenhang verschwinden, als Opfer des längst vorbereiteten Kampfes zwischen Constaffel und Zunftpartei und des ebenso längst vor ihm angebahnten Gegensatzes zwischen den neuen Staatsideen und feudalen Gewohnheiten, nicht minder aber auch als rücksichtsloser Verfechter der Städte- oder „Herrenpolitik“.

Ich bin am Schlusse meiner Untersuchungen und Betrachtungen.

Gerne gestehe ich, dass dieselben mich zu Resultaten geführt haben, die ich ursprünglich selbst nicht von ferne geahnt. Eben dies berechtigt mich wohl auch, das Urtheil für mich in Anspruch zu nehmen, dass ich gewissenhaft und ohne Vorurtheil alle vorhandenen Beweismaterialien ausgenützt und verarbeitet habe. Meine Absicht war nicht, eine Apologie Waldmann's zu liefern und damit wieder eine der heutigen Tages fast zur Mode gewordenen Rettungen zu vollziehen. Darum habe ich ja nicht nur Waldmann von einigen auf ihm lastenden Vorwürfen frei

gesprochen, sondern ebenso sehr andrerseits überschätzende Urtheile und Schilderungen abgeschwächt oder zurückgewiesen.

Wenn es mir nicht gelungen sein sollte, zur vollen und untrüglichen Wahrheit durchzudringen, so muss ich diess der Mangelhaftigkeit des Quellenmaterials zuschreiben. Denn wer, der sich ernstlich in alle Details jener merkwürdigen Vergangenheit vertieft, vermöchte die aus ihr übrig gebliebenen Urkunden, Acten und Relationen zu lesen, ohne das peinliche Gefühl, dass diese uns gerade über die wichtigsten, vielleicht verhängnissvollsten Fragen keinen Aufschluss geben, und dass unser Wissen hier meist nur Stückwerk ist?

Man mag nun nach Allem über Waldmann denken, wie man will — den grossen Männern unserer Geschichte wird man ihn immer beizählen müssen. Aber nicht den auf hoher Warte stehenden, sittlich reinen und idealen Volksführern, nicht den hochgebildeten, von edelster Gesinnung getragenen, unentwegt ihren hohen Zielen zueilenden Staatsmännern, wie sie die Geschichte der Völker alter und neuer Zeit nicht wenige aufweist, und wie sie auch unser Vaterland kennt. Solche Männer hervorzubringen, dazu war jene derbe und rohe, sittlich und politisch tief unter den Forderungen edler Menschlichkeit stehende Zeit nicht geeignet. Es war eine politisch und kriegerisch bewegte Epoche, die unseren Waldmann hervorgebracht, eine Zeit der grössten Gegensätze auf allen Lebensverhältnissen, der Umwälzungen, die manch' Einem den sittlichen Halt genommen, eine Periode gleichsam des „Sturms und Drangs“, doch ohne jene glänzende, geistige Aussenseite, die hohe und herrliche Bildung des Zeitalters, das gewöhnlich nach diesem Typus benannt zu werden pflegt. Es war eine Zeit der Umgestaltungen, wie sie vielleicht in der Geschichte der Eidgenossen bis zur Wende des 18. und 19. Jahrhunderts nie vorgekommen. Auf allen Lebensgebieten neue und ungewöhnliche Erscheinungen. Durch die welthistorischen Kämpfe der zweiten Hälfte jenes Jahrhunderts war die Eidgenossenschaft aus ihrer bescheidenen

Vereinzelung herausgerissen und auf die Bühne des Welttheaters gestellt. Mächtig erweiterte sich da ihr Horizont, geistig wie politisch. Die Verbindungen mit dem Auslande, mit fremden Mächten kamen auf und äusserten ihren fördernden Einfluss nach allen Seiten; sie hoben Handel und Verkehr und damit Wohlstand und Reichthum. Das gesellige Leben wurde bewegter und mannigfaltiger; das äussere Dasein in Wohnung und Kleidung verschönerte sich. Auch das Staatsleben eröffnete sich, wie überall damals, neue Bahnen; eine rationellere Staatswirthschaft und Staatsverwaltung wurde begründet. Ein kühneres, weiter blickendes, speculativeres Geschlecht, als das der alten Väter, ist auf den Plan getreten, ausgerüstet mit gesteigerter Leistungsfähigkeit und kräftigerem Selbstbewusstsein. Doch nicht ungestraft verliessen die Eidgenossen die Pfade der alten Einfachheit. Die neue Generation brachte mit vielem Guten auch eine starke Dosis schlimmer Auswüchse mit. Die kriegerische Gewohnheit rief soldatischer Ausgelassenheit und Rohheit. Die Verbindung mit dem Auslande hatte zur Kehrseite das Söldner- und Pensionenwesen und pflanzte Habsucht, Bestechlichkeit und devotes Wesen. Der Reichthum rief dem Luxus und die geselligen Vergnügungen erzeugten Ausschweifungen und Sittenlosigkeit. Die Handhabung durchgreifend neuer Staatsgrundsätze und die Berührungen der Staatsmänner mit fremden Fürstenhöfen erweiterte die Kluft zwischen den Regierenden und dem Volk. Man stund überall in Civilisation und Politik höher, moralisch aber tiefer, als früher.

Kann man in solcher Zeit etwas Anderes erwarten, als eine Gestalt, die neben glänzenden Lichtseiten so dunkle Schatten aufweist, wie Waldmann?

Da tritt er uns entgegen als kecker Kriegsmann und Haudegen, als gewandtester und einsichtigster Diplomat, rühriger Lenker zürcherischer und schweizerischer Politik. Er repräsentirt in seinem Reichthum den steigenden Wohlstand, in seinem Aufwand und seinem Sinn für äusseren Schmuck die

Culturrichtung [1]) jener Tage. Aber es klebt ihm stets Etwas an von der Derbheit und dem „ungeschlachten“ Wesen des einstigen raufllustigen Handwerkers und Söldnerknechts, und er leidet an der Geringschätzung der damaligen Staatsmänner gegen die Unterthanen. Auch ist sein moralischer Halt gering: er ist begehrlich nach Pensionen und Auszeichnungen durch fremde Höfe, er ist leidenschaftlich im Parteikampf und masslos leidenschaftlich im Genuss.

Muss man da nicht mit Füssli sich fragen, ob Waldmann zu tadeln sei darum, dass er nur nach dem Geist und den Sitten seiner Zeit gross werden konnte?

Ich habe angedeutet, dass die heutige Forschung im Einzelnen das Bild unseres Helden anders zu zeichnen hat, als die Tradition. Unsere Untersuchung über die innere Politik Waldmann's lässt uns in ihm keineswegs mehr jenen ausser allem Zusammenhang stehenden, seine Zeit weit überragenden, durch und durch originalen Geist, jenen grossartigen Gesetzgeber voll bahnbrechender Ideen erkennen, als welchen wir uns ihn stets vorgestellt haben. Er war nicht ein Reformer, der lauter neue und eigenartige Gedanken realisirte. Insofern muss man allerdings sagen, dass „Waldmann zu sehr als Heros dargestellt“ worden. Damit ist aber Waldmann auch zu einem guten Theile von der Schuld befreit, die auf ihm lastete: seine städtische Parteipolitik ruhte auf einer schon vorhandenen Basis; die Frevel gegen Volksrechte und Volksfreiheiten, die man ihm allein zuschrieb, fallen zu einem guten Theil dem ganzen früheren, mehr als halbhundertjährigen Regimente Zürich's zur Last. Was bisher als eigenthümliche Bestrebungen und Zielpunkte eines Einzigen aufgefasst wurde, erweist sich schliesslich zum grossen Theil als Summe der Bestrebungen einer ganzen Epoche.

---

1) Ich beziehe mich in dieser Gesammtzeichnung der Person Waldmann's vielfach auf meine mehrfach erwähnte Darstellung von Waldmann's Privatleben.

Ich denke nicht, dass damit das Heldenhafte der Persönlichkeit ganz genommen, oder das individuelle Leben derselben vollständig abgeblasst wird. Wir nehmen Waldmann nicht den Nimbus eines kühnen Politikers und Staatsmannes. Aber wir fassen seine Erscheinung nur als Abschluss einer ganzen Entwicklungsphase. Wir setzen an Stelle einer überschwenglichen und übertriebenen Auffassung eine nüchternere und lebenswahrere. Wie wir im Leben Nichts unvermittelt oder voraussetzungslos werden und sich entwickeln sehen, so hier auch die Thätigkeit Waldmann's. Waldmann ist nun wieder in seinen geschichtlichen Zusammenhang hineingestellt: wir sehen ihn an Vergangenes anknüpfen; er ist uns nicht mehr so unbegreiflich, nicht mehr eine so abnorme, nur auf sich selbst stehende Persönlichkeit. Aber immer noch bleiben ja unangetastet jene anderen Züge seiner persönlichen Erscheinung, die von jeher ihn zum Liebling unserer Geschichte gemacht. Seine ganz aussergewöhnliche körperliche und geistige Begabung kann keine Forschung je wegstreiten. Noch immer sehen wir in ihm den stolzen Träger der Macht und Ehre, den eifrigen, leidenschaftlichen Förderer des Ansehens unseres ihm zur Vaterstadt gewordenen Zürich. Noch ehren wir freudig in ihm den starken und unerschrockenen Führer und Helden von Murten, den ächten Repräsentanten alteidgenössischer Tapferkeit und Schlagkraft. Den düsteren Zügen endlich, die dem traditionellen Bilde Waldmann's als eines rücksichtslosen und derben Tyrannen anhaften, kann der Forscher mit Befriedigung einige freundliche beifügen. Ich rechne dazu seine Geselligkeit und seinen Wohlthätigkeitssinn, und unterschreibe nach den mir vorliegenden Thatsachen vollständig, was Bullinger sagt: „Er war freigeb durch Gott und Ehr, er leihete gern guten Herren und Gesellen, gab grosse Almosen, und bedaurete ihn gar kein Kosten, den er wegen Armen und Ehren halben hatte“. Ich erinnere ebenso an das Hervorbrechen eines gemüthlichen und edeln Zuges in den Aeusserungen seiner Briefe von Murten und Freiburg, und nicht minder an seine Empfänglichkeit für Kunst und höhere Cultur.

So vermag zwar unsere Wissenschaft auch in diesem Falle nicht, wie der Kunst dies vergönnt ist, ihren Helden in lückenloser Lebenswahrheit zu zeichnen; doch aber kann auch sie ihn, mit dem Dichter zu reden, „menschlich näher bringen".

Beilage (zu Seite 217 f.).

Uebersicht

des

Personalbestandes im kleinen Rathe, von 1470—1489.

NB. Die Vergleiche von 1471 an beziehen sich jeweilen auf die entsprechende Rathsrotte des vorhergehenden Jahres.

Datum.	Bürgermeister	„Räthe".	Zunftmeister.
1470 Nat.	Jak. Schwarzmaurer.	Herr Joh. Schwend, Ritter *) Joh. Vink Peter Tachelshofer Joh. Grebel Joh. Reig Joh. Escher Hrch. Hegnauer Joh. Meiss Jak. Brun Joh. Bachs Winant Zoller Joh. Werder.	Niclaus Brennwald Eberhard Ottikon Joh. Röichli Joh. von Wil Joh. Kambli Joh. Holzhalb Jörg von Cappel Joh. Werder Gaudenz Hagnauer Joh. Wirz Heinrich Effinger Joh. Keller.

*) Die gesperrt gedruckten Namen kommen schon 1450—1460 vor.

Datum.	Bürgermeister.	„Räthe".	Zunftmeister.
1470 Bapt.	Heinrich Röust.	Herr Hch. Escher, Ritter Heinrich Meyer Joh. Meyer von Knonau Joh. Bluntschli Heinrich Wiss Joh. Schweiger Heinrich Göldli Felix Keller Hrch. Stapfer Ulrich Reig Jak. Wiss Cunrat Schwend.	Ludwig Huber Oswald Schmid Lienhard Stemmeli Joh. Müller Rudolf Heinz Lienhard Oechen Joh. Löwenberg Joh. Binder, der jung Felix Frey Rudolf Schmidli Ulrich Widmer Niclaus Wyss.
1471 Nat.	Jak. Schwarzmaurer.	Neu: Rud. Sytz Fehlt: H. Hegnauer.	Neu: Rud. Ryss Fehlt: Joh. Keller.
1471 Bapt.	Heinrich Röust.	wie Bapt. 1470.	Neu: H. Bischof Joh. Tachelshofer Joh. Hoffmann Fehlen: L. Huber Rud. Heinz F. Frey.
1472 Nat.	Jak. Schwarzmaurer.	Neu: Joh. Oeri Fehlt: H. Hegnauer.	wie 1471.
1472 Bapt.	Heinrich Röust.	—	Neu: Hrch. Horb U. Riggler Fehlen: J. Müller R. Schmidli.
1473 Nat.	Jak. Schwarzmaurer.	Neu: Eberh. Ottikon Hrch. Effinger Fehlen· Joh. Grebel Jak. Bachs.	Neu: Joh. Grebel F. Frey Joh. Waldmann Fehlen: Eberhard Ottikon Heinrich Effinger Hagnauer.
1473 Bapt.	Heinrich Röust.	—	—

Datum.	Bürgermeister.	„Räthe“.	Zunftmeister.
1474 Nat.	J. Schwarzmaurer.	—	Neu: Rud. Heinz Fehlt: J. Kambli.
1474 Bapt.	Hrch. Röust.	Neu: Hrch. Werdmüller Fehlt: U. Reig.	Neu: U. Reig Joh. Keller Fehlen: Lienhard Oechen Niclaus Wyss.
1475 Nat.	J. Schwarzmaurer.	—	Neu: Ludw. Huber Fehlt: Nicl. Brennwald.
1475 Bapt.	Hrch. Röust.	Neu: F. Schwarzmaurer Fehlt: Hrch. Wyss.	Neu: Joh. Nordikon Fehlt: Joh. Löwenberg.
1476 Nat.	Hrch. Göldli.	Neu: J. Schwarzmaurer Fehlt: J. Schwend.	Neu: Hrch. Kambli Joh. Biegger Fehlen: Rud. Heinz R. Ris.
1476 Bapt.	Hrch. Röust.	Neu: Hartmann Rordorf Peter Effinger Felix Schwend Fehlen: Hch. Meyer Heinrich Göldli Jakob Wyss Cunrat Schwend.	Neu: Peter Sidler Fehlt: Ulrich Reig.
1477 Nat.	Hrch. Göldli.	Fehlt: Joh. Werder.	Neu: Joh. Schorer Fehlt: Joh. Wirz.
1477 Bapt.	Hrch. Röust.	Neu: Lazarus Göldli Fehlt: Fel. Schwend.	Neu: Lienh. Oechen Fehlt: Peter Sidler.
1478 Nat.	Hrch. Göldli.	Neu: Rud. Switter Joh. Engelhard Jak. Hegnauer Rudolf Heinz	—

Datum.	Bürgermeister.	„Räthe".	Zunftmeister.
1478 Nat.	Heinrich Göldli.	Fehlen: J. Schwend Peter Tachselhofer Jakob Brun Hrch. Effinger.	—
1478 Bapt.	Heinrich Röust.	—	—
1479 Nat.	Heinrich Göldli.	—	Neu: Hrch. Wiss Heinrich Tunger Fehlen: Jörg von Cappel Felix Frey.
1479 Bapt.	Heinrich Röust.	—	—
1480 Nat.	Heinrich Göldli.	Neu: F. Brennwald Fehlen: J. Schwarzmaurer Eberhard Ottikon.	Neu: Hrch. Pfister Fehlt: H. Tunger.
1480 Bapt.	Heinrich Röust.	Neu: Peter Lochmann Ulrich Holzhalb Fehlen: J. Schweiger Heinrich Stapfer.	Neu: Hrch. Stapfer Fehlt: Oswald Schmid.
1481 Nat.	Heinrich Göldli.	Neu: F. Keller.	Neu: Thomann Schwarzmaurer Fehlt: L. Huber.
1481 Bapt.	Heinrich Röust.	—	Neu: Rudolf Ris Fehlt: Joh. Keller.
1482 Nat.	Heinrich Göldli.	Neu: G. Meyer von Knonau Fehlt: Rud. Switter.	Neu: Rud. Switter Fehlt: Joh. Werder.
1482 Bapt.	Heinrich Röust.	Neu: Fridli Bluntschli Fehlt: Johann Bluntschli.	—

Datum.	Bürgermeister.	„Räthe".	Zunftmeister.
1483 Nat.	Joh. Waldmann.	Neu: Hrch. Göldli Fehlt: Joh. Hegnauer.	Neu: Jak. Hegnauer Fehlt: Joh. Waldmann.
1483 Bapt.	Hrch. Göldli.	Neu: Hrch. Röust.	Neu: Joh. Bintzmeier Fehlt: Joh. Hofmann.
1484 Nat.	Hrch. Röust.	Neu: Joh. Waldmann Niclaus Frauenfeld. Fehlen: Heinrich Göldli Rud. Heintz.	Neu: Joh. Steinbrüchel Peter Wolf Fehlen: Joh. Holzhalb Joh. Schorer.
1484 Bapt.	Joh. Waldmann.	Neu: Hrch. Göldli Fehlt: Hrch. Röust.	Neu: Thomann Schöib Fehlt: Hermann Bischof.
1485 Nat.	Hrch. Göldli.	Neu: Hrch. Röust Fehlt: Joh. Waldmann.	—
1485 Bapt.	Hrch. Röust.	Neu: Joh. Waldmann Fehlt: Hch. Göldli.	Neu: Ulrich Zimmermann Hrch. Albrecht Fehlen: Lienhard Stemmelin Joh. Tachselhofer.
1486 Nat.	Joh. Waldmann.	Neu: Hch. Göldli Fehlt: Hch. Röust.	—
1486 Bapt.	Hrch. Röust.	Fehlt: Joh. Waldmann.	—
1487 Nat.	Joh. Waldmann.	—	Neu: Rud. Sigrist Fehlt: Hch. Kambli.

Datum.	Bürgermeister.	„Räthe“.	Zunftmeister.
1487 Bapt.	Hrch. Röust.	Neu: Lienh. Stemmeli Fehlt: Lazarus Göldli.	—
1488 Nat.	Joh. Waldmann.	Neu: Gerold Edlibach Fehlt: Joh. Fink.	Neu: Ulrich Studer Heinrich Götz Fehlen: Heinrich Pfister Peter Wolf.
1488 Bapt.	Hrch. Röust.	—	Neu: Joh. Nordikon Fehlt: Jak. Kopf.
1489 Nat.	Joh. Waldmann.	—	—
1489 Bapt.	Conrad Schwend.	Neu: Hrch. Göldli Rud. Escher Gerold Meyer von Knonau Lazarus Göldli Joh. Engelhart Hans Meis Hans Hutmacher Fehlen: Fel. Keller, älter Hrch. Werdmüller Rudolf Lochmann Ulrich Holzhalb Fridli Bluntschli Lienhard Stemmeli Felix Schwend („ist tod“) (an seiner Statt ist Engelhard gewählt).	Neu: F. Brennwald H. Keller Rud. Lütsch Jakob Oberli Rud. Lochmann M. Nicl. Münch Heinrich Manz, der lang Hans Bosshard Jos Schanolt Hans Frey Heinrich Hedinger Matis Wiss Fehlen: Alle von Bapt. 1488.

Inhaltsübersicht.

Jahrbuch

für

Schweizerische Geschichte

herausgegeben

auf Veranstaltung

der

allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft

der

Schweiz.

Sechster Band.

Zürich.

S. Höhr.

1881.

Inhaltsverzeichniss.

Protokoll der 35. Versammlung

der

allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz,

abgehalten in St. Gallen am 4. und 5. August 1880.

Erste Sitzung.

Mittwoch den 4. August, Abends nach 6 Uhr, im Gesellschaftshaus zum Tivoli.

(Anwesend gegen 80 Mitglieder und Ehrengäste.)

1. Herr Präsident Georg von Wyss begrüsst die Anwesenden und stellt die Reihe der zu behandelnden Geschäfte fest.

2. Als neue Mitglieder werden aufgenommen die Herren:

K. C. Amrein, Professor, in St. Gallen.
Herm. Escher, cand. phil., in Zürich.
Karl Henking, cand. phil., in Zürich.
Rott, Dr., Legationssecretär, in Paris.
Gust. Tobler, Dr., Gymnasiallehrer, in Bern.

3. Die aus der Mitte des Gesellschaftsrathes bestellten Revisoren der Rechnung von 1879, die Herren Vischer und Wartmann, bringen einen schriftlichen Antrag über Annahme und Verdankung der Rechnung gegenüber dem Quästor, Herrn Dr. von Liebenau.

4. Herr Präsident erstattet nach einer einlässlichen schriftlichen Mittheilung des Herrn Dr. Blösch, welcher an Herrn Dr.

Kaiser's Stelle interimistisch die Bibliothek besorgte, Bericht über dieselbe, unter bester Verdankung der von dem Herrn Besorger der Bibliothek aufgewandten Mühe.

5. Es folgen die vom Herrn Präsidenten nach einander eingeleiteten und verdankten Specialberichte der Redactoren über die Publicationen der Gesellschaft:

a) Professor Meyer von Knonau verweist auf den schon seit zwei Monaten zur Versendung gekommenen Bd. V des „Jahrbuches“ und bringt, so weit es schon möglich ist, Andeutungen über die Zusammensetzung des 1881 zu druckenden Bd. VI, für welchen insbesondere der Abschluss der über die anfängliche Feststellung grösser gewordenen Arbeit des Herrn B. von Mandrot aufzuheben war.

b) Herr Dompropst Fiala kann wieder, unter Betonung der Wünschbarkeit fortgesetzter Förderung durch die Gesellschaftsmitglieder, auf den regelmässigen Fortgang des „Anzeigers“ aufmerksam machen.

c) Herr Dr. Wartmann, als Redactor der „Quellen“, berichtet über den Stand der Arbeiten an den Bänden III und V. Besonders aber kann er den stattlichen Bd. IV, bearbeitet von Dr. P. Schweizer, vorlegen: „Correspondenz der französischen Gesandtschaft in der Schweiz, 1664—1671“. In einem eingehenden Referate beleuchtet er, gestützt auf die sehr inhaltreiche Einleitung des Herausgebers — „Die Beziehungen der Schweiz zu Frankreich 1664—1671“ — die Bedeutung der in dem Bande mitgetheilten Materialien.

6. Herr Chorherr Rohrer legt über die Angelegenheit der Erstellung eines Denkmales für den verstorbenen Chorherrn Dr. Aloys Lütolf Bericht ab, für welches auch aus dem Schoosse der Gesellschaft Beiträge als Zeugnisse ehrenvollen Andenkens geflossen waren.

7. Die Versammlung hört zwei wissenschaftliche Referate:

a) von Herrn Dr. *Bächtold* in Zürich: „Metamorphosen eines deutschen Mystikers“ (die ganz die Existenz

des Gottesfreundes im Oberlande aufhebenden neuesten Forschungen über denselben).

b) von Herrn Dr. *P. Schweizer* in Tübingen: Plan zur Edition der französischen Gesandtschafts-Correspondenz für's 16., 17. und 18. Jahrhundert.

8. Dem Gesellschaftsrathe wird die Feststellung der Zeit und des Ortes der Jahresversammlung für 1881 übertragen.

Ein von dem gastfreien Vereine dargebotenes Banket hielt, gewürzt durch kunstreiche Gesangsvorträge und durch Tischreden, die Versammlung noch lange zusammen.

Zweite Sitzung.

Donnerstag den 5. August, Vormittags 9 Uhr, im Grossrathsaale.

1. Herr Präsident Georg von Wyss erinnert in seiner Eröffnungsrede daran, dass die Gesellschaft 1865 bei ihrer letzten in St. Gallen abgehaltenen Versammlung, der 21. der ganzen Reihe, die Feier ihres 25jährigen Bestehens gehalten habe, und er führt die Entwicklung der Gesellschaft bis zu jenem Momente, hernach in den seither wieder verflossenen anderthalb Jahrzehnten in gedrängten Zügen vor. Dann gedenkt er des seit der letzten Versammlung verstorbenen Ehrenmitgliedes, Archivar *Ludwig Spach* in Strassburg, und des dahingeschiedenen Mitgliedes, Münzdirector *Albert Escher* in Bern; der in Luzern verstorbene Stadtarchivar *Joseph Schneller* hatte in den letzten Jahren dem Gesellschaftsverbande nicht mehr angehört. Ausserdem sind die Herren Rathschreiber *Traugott Zollikofer* in St. Gallen, Pfarrer *Jakob Imobersteg* in Bremgarten bei Bern, *Johann Karl von Tscharner* in Bern gestorben, welche sämmtlich auf verschiedenen Gebieten vaterländischer Geschichte thätig gewesen sind.

2. Es folgen die angekündigten Vorträge:

a) Professor *Meyer von Knonau* in Zürich: Die Casus sancti Galli und insbesondere diejenigen des Kuchimeister.

b) Herr Professor *P. Vaucher* in Genf: Calvin et les Genevois.

— hernach nach einer Pause:

c) Herr Professor *Dierauer* in St. Gallen: Karl Müller von Friedberg, Lebensbild eines St. Gallen'schen Staatsmannes.

3. Zwischen den Vorträgen fand die statutengemäss vorzunehmende Erneuerung des Gesellschaftsrathes statt, für welchen, da Herr Bundesarchivar Dr. Kaiser, Bibliothekar der Gesellschaft und seit 1876 Mitglied des Gesellschaftsrathes, seinen Rücktritt wegen angegriffener Gesundheit erklärt hatte — es ward dem Abwesenden durch den Herrn Präsidenten der Dank der Gesellschaft bezeugt —, ein Mitglied ganz neu bezeichnet werden musste. Die Wahlen ergaben (für eine dreijährige Amtsdauer bis zur Versammlung von 1883):

G. von Wyss, Professor, in Zürich, Präsident.
Th. von Liebenau, Staatsarchivar, in Luzern, Quästor.
G. Meyer von Knonau, Professor, in Zürich, Actuar (Redactor des „Jahrbuches", seit 1874).
J. J. Amiet, Staatsschreiber, in Solothurn.
Ed. Blösch, Oberbibliothekar, in Bern, Bibliothekar.
Fr. Fiala, Dompropst, in Solothurn (Redactor des „Anzeigers", seit 1878).
Fr. Forel, Präsident, in Morges.
K. Le Fort, Professor, in Genf.
Fr. Rohrer, Chorherr, in Luzern.
W. Vischer, Professor, in Basel.
H. Wartmann, Dr., in St. Gallen (Redactor der „Quellen", seit 1876).

Nach der belebten Mahlzeit im Hôtel Stieger wurde die Versammlung durch den festgebenden Verein, welcher seine Jahresversammlung mit der Gesellschaftsversammlung vereinigt hatte, zu einer Fahrt nach Schloss Mammertshofen und Arbon eingeladen, und eine lange Reihe von Wagen brachte die Theilnehmer an die Ziele der Excursion: — Dank dem prächtigen Wetter eine Erweiterung des Programmes, welche für alle Betheiligten diese 35. Jahresversammlung bleibend zu einer erfreulichen Erinnerung machen wird. In Mammertshofen trug Herr Professor Götzinger im Schlossgärtlein seine „Nüwe Zitung vom alten Schloss zuo Mambrechtzhofen“ vor, ein Büchlein, welches nebst den Schriften: „S. P. Zwyer von Evibach, ein Charakterbild aus dem 17. Jahrhundert, von K. C. Amrein“ und: „Aus alten und neuen Zeiten, culturgeschichtliche Skizzen“ (von Prof. Bendel, Neujahrsbl. für 1879) das werthvolle litterarische Geschenk des historischen Vereins zu St. Gallen für die Mitglieder der Gesellschaft darstellte.

Verzeichniss

der bei der Versammlung anwesenden

Mitglieder und Ehrengäste.

Amiet, J., Fürsprech, in Solothurn.
Amrein, Prof., in St. Gallen.
Arbenz, Prof., in St. Gallen.
Arnold, Musikdirector, in Luzern.
Bächtold, Prof., in Zürich.
Bärlocher-Zellweger, in St. Gallen.
Baumgartner-Appenzeller, in St. Gallen.
Beerli-Milster, in St. Gallen.
Bion-Herzog, Gemeinderath, in St. Gallen.
Blösch, Dr., Oberbibliothekar, in Bern.
Boos, Dr., in Basel.
Brunner, Prof., in Zürich.
Bryner, Pfarrer, in Wolfhalden.
Bürke, J. A., Seminarlehrer, in Rorschach.
Custer-Wahl, in Rheineck.
Daguet, Prof., in Neuchâtel.
Dardier, Ingenieur, in St. Gallen.
De Loës, H., in Lausanne.
Dierauer, Prof., in St. Gallen.
Dieth-Locher, in St. Gallen.
Dinner, Dr., in Glarus.
Dürler, Oberst, in St. Gallen.

Ehrenzeller, Apotheker, in St. Gallen.
Eichmann, Rechtsagent, in St. Gallen.
Engelbert, Dr., in St. Gallen.
Engler-Züblin, in St. Gallen.
Escher, Hermann, cand. phil., in Zürich.
Faber, Th., in St. Gallen.
Faller, Architekt, in St. Gallen.
Favrod-Coune, in Lausanne.
Fehr-Beck, Buchhändler, in St. Gallen.
Feurer, Dr., in St. Gallen.
Fiala, Dompropst, in Solothurn.
Forel, Gerichtspräsident, in Morges.
Fricker, B., in Baden.
Gallusser, Lehrer, in St. Gallen.
Glutz-Hartmann, Bibliothekar, in Solothurn.
Göldi, Lehrer, in St. Gallen.
Götzinger, Prof., in St. Gallen.
Gonzenbach, Präsident des Kaufm. Directoriums, in St. Gallen.
Gonzenbach, O., Dr., in St. Gallen.
Graf, Prof., in St. Gallen.
Gremaud, Abbé *Jos.,* in Freiburg.
Gschwend, Lithograph, Schloss Oberberg.
Hagmann, stud. phil., in Zürich.
Hardegger, Architekt, in St. Gallen.
Hardegger, Archivar, in St. Gallen.
Heller, Pfarrer, in Wolhusen.
Henking, cand. phil., in Zürich.
Hidber, Prof., in Bern.
Hilty, Dr., in St. Gallen.
Honegger, Buchdrucker, in St. Gallen.
Huber, Pfarrer, in Berneck.
Hungerbühler, Stabsmajor, in St. Gallen.
Jäger, Prof., in St. Gallen.
Itensohn, Stiftsbibliothekar, in St. Gallen.
Kamm, Prof., in St. Gallen.

Kessler, Architekt, in St. Gallen.
Kind, Archivar, in Cur.
Kind, R., in St. Gallen.
Köppel, Buchhändler, in St. Gallen.
Kuhn, Dr., in St. Gallen.
Le Fort, Prof., in Genf.
v. Liebenau, Staatsarchivar, in Luzern.
Locher-Lierheimer, in St. Gallen.
Mayer, Pfarrer, in St. Gallen.
Meyer v. Knonau, Prof., in Zürich.
Meyer, Prof., in St. Gallen.
Meyer-Stähelin, in Rheineck.
Miescher, Pfarrer, in St. Gallen.
Morel, Präsident des Bundesgerichts, in Lausanne.
Motta, E., in Locarno.
Näf, A., Verwaltungsrathspräsident, in St. Gallen.
Näf, J. U., Lehrer, in St. Gallen.
Nahres, W., in St. Gallen.
Oechsli, Dr., in Winterthur.
Oprecht, in St. Gallen.
Pfändler, Landammann, in St. Gallen.
Pfeiffer, Pfarrer, in St. Gallen.
Rahn, Prof., in Zürich.
Rittmeyer, Alb., in St. Gallen.
Rittmeyer, Emil, in St. Gallen.
Roget, Prof., in Genf.
Rohrer, Chorherr, in Luzern.
Rott, Dr., Legationssecretär, in Paris.
Rüdin, K., in St. Gallen.
Rüst, Lehrer, in Oberriet.
Ruggle, Dekan, in Gossau.
Ruppaner, Postangestellter, in St. Gallen.
Saylern, Cl. v., in Wil.
Schäfer-Meyer, in St. Gallen.
Scheitlin, in St. Gallen.

Schelling, Vorsteher, in St. Gallen.
Scherrer, Pfarrer, in St. Gallen.
Schlaginhaufen, Vorsteher, in St. Gallen.
Schmidlin, Redactor, in St. Gallen.
Schurter, J., in St. Gallen.
Schwarzenbach, Rathsschreiber, in St. Gallen.
Schweizer, Dr., in Tübingen.
Schweizer, Lehrer, in St. Gallen.
Steiger, Gemeindammann, in St. Gallen.
Stein, Gemeinderath, in St. Gallen.
Stern, Prof., in Bern.
Strickler, Staatsarchivar, in Zürich.
Thuli, Prof., in St. Gallen.
v. *Tschudi,* Dr., Landammann, in St. Gallen.
Vaucher, Prof., in Genf.
Wartmann, Prof., in St. Gallen.
Wartmann, Dr. *H.,* in St. Gallen.
Wellauer, Waisenvater, in St. Gallen.
Wiedenkeller, in St. Gallen.
Wild, Otto, in St. Gallen.
Wild, E., Architekt, in St. Gallen.
Wirth, Präsident, in Lichtensteig.
Wirz, Prof., in Zürich.
v. *Wyss, G.,* Prof., in Zürich.
Zäch, Fürsprech, in St. Gallen.
Zeller-Werdmüller, in Zürich.
Züblin-Sulzberger, in St. Gallen.
Zürcher-Rietmann, in St. Gallen.

Verzeichniss der Mitglieder

der

allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz

am 22. Mai 1881.

Kanton Zürich.

Bächtold, Dr. *J.,* in Fluntern.
Brunner, Dr. *Jul.,* Professor an der Industrieschule, in Hottingen.
Bürkli, Friedrich, Buchdrucker, in Zürich.
Dändliker, Karl, Dr. phil., Seminarlehrer, in Küssnach.
Escher, Alfred, Dr. jur., in Enge.
Escher, Hermann, cand. phil., in Zürich.
Escher, Jakob, Dr. jur., Oberrichter, in Zürich.
Escher, Konrad, Dr. jur., Kantonsrath, im Bleicherweg, Enge.
Escher-Finsler, Konrad, Banquier, in Zürich.
Geilfus, Dr., alt Rector, in Winterthur.
Grob, Heinrich, Professor am Gymnasium, in Zürich.
Heer, Just., Pfarrer, in Erlenbach.
Höhr, Salomon, Buchhändler, in Zürich.
Horner, Dr. *J. J.,* Bibliothekar, in Zürich.
Hunziker, Dr. *Otto,* Seminarlehrer, in Küssnach.
Keller, Dr. *Gottfried,* alt Staatsschreiber, in Enge.
Meyer von Knonau, Dr. *Gerold,* Professor, in Riesbach.

Meyer, Dr. *Konrad Ferdinand,* in Kilchberg.
Nüscheler-Usteri, Dr. *A.,* in Zürich.
Oechsli, Dr. *Wilh.,* Gymnas.-Lehrer, in Winterthur.
von Orelli, Dr. *Aloys,* Professor, in Zürich.
Pestalozzi-Hirzel, S., in Zürich.
Rahn, Dr. *J. Rudolf,* Professor, in Zürich.
Schindler, Dietrich, alt Landammann von Glarus, in Hottingen.
Schneider, Albert, Dr. jur., Professor, in Hottingen.
Schweizer, Dr. *P.,* Privatdocent, in Tübingen.
Strickler, Dr. *J.,* Staatsarchivar, in Zürich.
Tobler, Ludwig, Dr. phil., Professor, in Hottingen.
Vögelin, Salomon, Professor, in Zürich.
Wirz, Dr. *J. Caspar,* Professor am Gymnasium, in Zürich.
von Wyss, Friedr., sen., Dr. jur., gewesener Professor, im Letten bei Wipkingen.
von Wyss, Friedr., jun., Dr. jur., gewesener Professor in Basel.
von Wyss, Georg, Dr. phil., Professor, in Zürich.
Zeller-Werdmüller, Heinrich, in Riesbach.
Zündel, Pfarrer, in Winterthur. 35

Kanton Bern.

Blösch, Emil, Dr. phil., Oberbibliothekar, in Bern.
von Bonstetten, Gustav, in Thun.
Dübi, Dr. *Th.,* Lehrer an der Realschule, in Bern.
Durrer, Jos., Revisor des eidgen. statist. Bureau, in Bern.
Fetscherin, W., Lehrer an der Kantonsschule, in Bern.
Gehrig, H., Rector, in Burgdorf.
Gisi, W., Dr. phil., eidgen. Vicekanzler, in Bern.
von Gonzenbach, August, Dr. jur., in Bern.
Güder, Eduard, Dr. theol., Decan, in Bern.
Haller, Alb., Pfarrer, in Leissigen.
Hidber, B., Dr. phil., Professor, in Bern.
Hilty, Dr. jur., Professor, in Bern.

Howald, K., Notar, in Bern.
Kaiser, Dr. *J.,* Bundesarchivar, in Bern.
König, Dr. *Gustav,* Professor, in Bern.
Kohler, Xavier, Professor, in Pruntrut.
von Lerber-Marcuard, Architekt, in Bern.
Lerch, Jakob, Dr. jur., Oberrichter, in Bern.
Lindt, Paul, Fürsprech, in Bern.
Lüthardt, Fürsprech, Director der Mobiliarassecuranz, in Bern.
Manuel, Dr. *Ernst,* Fürsprech, in Bern.
von Mülinen-von Mutach, Friedrich, in Bern.
von Muralt, Amédée, Gemeinderath, in Bern.
Ochsenbein, G. F., Pfarrer, in Schlosswyl.
Quiquerez, August, alt Regierungsstatthalter, in Delsberg.
Rikli-Valet, Karl, in Wangen (an der Aare).
Schnell, Dr. *Joh.,* gewes. Professor, in Bern.
Stern, Dr. *Alfred,* Professor, in Bern.
Stuber, Fürsprech, in Bern.
Studer, Gottlieb, Professor der Theologie, in Bern.
von Stürler, Moritz, Staatsschreiber, in Bern.
von Tavel, Alexander, Gemeinderath, in Bern.
Tobler, Dr. *Gustav,* Gymnasiallehrer, in Bern.
Trachsler, Secretär des eidgen. Justizdepartements, in Bern.
Trechsel, Friedrich, Dr. theol., Pfarrer, in Bern.
von Wattenwyl-Pourtalès, Ludw. Friedr., in Jolimont bei Bern.
Weidling, Jul., Dr. phil., in Berlin.
von Wurstemberger-Steiger, Rudolf, in Bern.
Zeerleder, Dr. *Albert,* Professor, in Bern. 39

Kanton Luzern.

Aebi, J. W. L., Chorherr, in Beromünster.
Bell, Friedrich, Regierungsrath und Oberst, in Luzern.
Brandstetter, J. L., Dr. med., Professor, in Luzern.
Elmiger, Melchior, Pfarrer, in Schüpfheim.

Estermann, Melchior, Sextar, Pfarrer, in Neudorf.
Fischer, Vincenz, Nationalrath, in Luzern.
Fleischlin, Bernhard, Vicar, in Willisau.
Heller, Mauriz, Pfarrer, in Wohlhusen.
Keiser, Albert, Caplan, in Luzern.
von Liebenau, Dr. *Theodor,* Staatsarchivar, in Luzern.
Reinhardt, Heinr., Professor, in Luzern.
Rohrer, Franz, Chorherr und Professor, in Luzern.
Scherer-Boccard, Graf *Theodor,* in Luzern.
Schiffmann, Fr. Jos., Bibliothekar, in Luzern. 14

Kanton Uri.

Müller, Dr. *F.,* in Altorf. 1

Kanton Schwyz.

Bommer, Ant. Dom., Professor, in Schwyz.
Kälin, J. B., Kanzleidirector, in Schwyz.
Styger, Karl, Alt-Landammann, in Schwyz.
Waser, Maurus, Seminarlehrer, in Schwyz.
von Weber, Xaver, Secretär der Staatskanzlei, in Schwyz. 5

Kanton Unterwalden.

von Deschwanden, Karl, Fürsprech, in Stans.
Durrer, Robert, Landammann und Nationalrath, in Stans.
Gottwald, P. *Benedict,* O. S. B., Bibliothekar, in Engelberg.
Kiem, P. *Martin,* O. S. B., Professor, in Sarnen.
von Matt, Joh., Gemeindspräsident, in Stans.
Wyrsch, Jak., Med. Dr., in Buochs. 6

Kanton Glarus.

Dinner, Frid., Dr. jur., in Glarus.
Mayer, G., Pfarrer, in Oberurnen. 2

Kanton Freiburg.

Gremaud, Abbé *Joseph,* Professor, in Freiburg.
Rädle, P. *Nikolaus,* Franciscaner, in Freiburg.
Schneuwly, Jos., Archivar, in Freiburg. 3

Kanton Solothurn.

Amiet, Jakob, Fürsprech, in Solothurn.
Amiet, Joseph Ignaz, Staatsschreiber, in Solothurn.
Bally, Otto, v. Schönenwerd, in Säckingen (Grosshzgth. Baden).
Businger, Kasp. Luk., Regens, in Solothurn.
Cartier, Robert, Pfarrer, in Oberbuchsiten.
Dietschy, Peter, Redactor, in Olten.
Eggenschwiler, Professor, in Solothurn.
Egloff, Professor, in Solothurn.
Fiala, Friedrich, Dompropst, in Solothurn.
Frölicher, Otto, in Solothurn.
Glutz-Blotzheim, Ludwig, Major, in Solothurn.
Hartmann, Alfred, in Solothurn.
Kaiser, V., Dr. phil., Professor, in Solothurn.
Meyer, Joseph, Professor, in Solothurn.
von Sury-von Bussy, Gast., in Solothurn.
von Sury-von Bussy, J., Stadtammann, in Solothurn.
von Wallier-von Wendelstorf, Rudolf, in Solothurn.
Zetter, Franz Ant., Gemeinderath, in Solothurn. 18

Kanton Basel.

Bernoulli-Burckhardt, August, Dr. phil.
Birmann, M., Ständerath, in Liestal.
Boos, H., Dr. phil., Privatdocent.
Burckhardt, Achilles, Dr. phil.
Burckhardt, Albert, Dr. jur.
Burckhardt, Jakob, Dr. phil., Professor.
Burckhardt, Karl Felix, Dr. jur., Altbürgermeister.
Burckhardt-Burckhardt, Karl, Dr. jur., Regierungsrath.
Burckhardt-Piguet, Theophil.
Cherbuin, Friedr., Rector.
Ehinger, Ludw., Dr. jur.
Erismann, Oskar, Anwalt der Centralbahn.
Frei-Kloss, Emil, Oberst und Nationalrath.
Frey, Hans, Dr. phil.
Fürstenberger, Albert.
Gelzer, Heinrich, senior, Dr. phil., Professor.
Heusler, Andreas, Dr. jur., Professor.
Heusler, Aug., Dr. jur., Untersuchungsrichter.
His-Heusler, Eduard, Dr. phil.
Liechtenhan, Rudolf, Dr. jur.
Merian, J. J., Professor.
Merian, Peter, Dr. phil., Professor, alt Rathsherr.
Merian-Bischoff, Samuel.
Riggenbach-Iselin, A.
Riggenbach, Joh., Professor.
Sarasin, Adolf, Pfarrer.
Sieber, Ludw., Dr. phil., Universitätsbibliothekar.
Steffensen, Karl, Dr. phil., Professor.
Stehlin, Karl, Dr. jur., Ständerath.
Stockmeyer, Immanuel, Antistes.
Vischer-Merian, Karl, alt Rathsherr.
Vischer, Wilhelm, Dr. phil., Professor.
Wieland, Karl, Dr. jur., alt Rathsherr.

Kanton Schaffhausen.

Bohrer, katholischer Pfarrer, in Schaffhausen.
Henking, Dr. *Karl,* in Schaffhausen.
Mezger, J. J., Professor und Antistes, in Schaffhausen. 3

Kanton Appenzell.

Roth, Dr. *A.,* eidgen. Gesandter, in Berlin.
Rusch, J. B. E., Dr. jur., in Appenzell. 2

Kanton St. Gallen.

Aepli, O., Dr. jur., Nationalrath, in St. Gallen.
Amrein, K. C., Professor, in St. Gallen.
Dierauer, Joh., Dr. phil., Professor, in St. Gallen.
Götzinger, Ernst, Dr. phil., Professor, in St. Gallen.
Näf, August, Präsident des Verwaltungsrathes, in St. Gallen.
Rickenmann, Xaver, Präsident, in Rapperswil.
Wartmann, Hermann, Dr. phil., Secretär des kaufmännischen Directoriums, in St. Gallen. 7

Kanton Graubünden.

Kind, Chr., Stadtarchivar, in Cur.
von Salis-Marschlins, Ulysses, Hauptmann, in Marschlins.
von Sprecher, J. Andreas, in Cur.
Tuor, Ch., bischöflicher Archivar, in Cur. 4

Kanton Aargau.

Fricker, Barthol., Lehrer, in Baden.
Keller, Augustin, Landammann, in Aarau.
Keller, J., Seminarlehrer, in Aarau.

Münch, A., Nationalrath, in Rheinfelden.
Schmidt-Hagnauer, Gustav, Verwaltungsrath, in Aarau.
Schröter, C., Chorherr und Pfarrer, in Rheinfelden. 6

Kanton Thurgau.

Pupikofer, Johann Adam, Dr. phil., Archivar, in Frauenfeld. 1

Kanton Tessin.

Motta, Emilio, Ingenieur, in Locarno.
Sacchi, Carlo, Chorherr, in Bellinzona. 2

Kanton Waadt.

Carrard, Henri, Professor, in Lausanne.
Céresole, Victor, eidgen. Consul, in Venedig.
de Charrière, Godefr., eidg. Stabsmajor, in Senarclens b. Cossonay.
Duperrex, Professor, in Lausanne.
Favey, G., Staatsanwalt, in Lausanne.
Favrod-Coune, in Lausanne.
Forel, François, alt Gerichtspräsident, in Morges.
Huc-Mazelet, Auguste, in Morges.
de Mandrot, Bern., ancien élève de l'Ecole des Chartes, in Paris.
Morel, J., Bundesgerichtspräsident, in Lausanne.
von Muralt, Dr. *Eduard,* Professor, in Lausanne.
Rivier, Alphons, Professor, in Brüssel.
Secretan, Eug., in Lausanne. 13

Kanton Neuenburg.

Berthoud, Fritz, in Fleurier.
Cuche, Jules, Advocat, in La Chauxdefonds.
Daguet, Alexandre, Professor, in Neuenburg.

de Mandrot, eidgen. Oberst, in Cormondrèche.
de Pury, Edouard, in Neuenburg.
Rott, Dr., Legationssecretär, in Paris. 6

Kanton Genf.

de Budé, Eugène, in Genf.
Claparède, Théod., alt Pfarrer, in Genf.
Duby, alt Pfarrer, in Genf.
Dufour, Théoph., Director d. Kant. Arch., in Genf.
Favre, *Edouard*, Dr. phil., in Genf.
Galiffe, Jean Barthélemy Gaifre, Dr. jur., in Genf.
Gautier, Ad., Ingenieur, in Genf.
Kohler, Charles, Archiviste-paléographe, in Paris.
Le Fort, Charles, gew. Professor, in Genf.
Morel, Charles, Professor, in Genf.
Revilliod, G., in Genf.
Roget, Amédée, Professor, in Genf.
Vaucher, Pierre, Professor, in Genf.
Vuy, Jules, alt Präsident des Cassationshofes, in Genf. 14

214

Ehrenmitglieder.

	Jahr der Aufnahme
Baumann, Ludw., Archivregistrator, in Donaueschingen	1878
Bianchi, Nicom., Sovrintendente degli archivi di stato, in Turin	1878
Bordier, Henri, Bibliothécaire honoraire au Département des manuscrits de la Bibliothèque nationale, in Paris	1850
Dümmler, Ernst, Professor, in Halle	1875
von Liliencron, Freiherr *R.,* Klosterpropst, in Schleswig	1875
Monod, G., Directeur adjoint à l'École des hautes études in Paris	1875
von Ranke, Leopold, Mitglied der Akademie, in Berlin	1850
Riezler, Sigm. Otto, Archivrath, in Donaueschingen	1878
Roth von Schreckenstein, Freiherr *K. H.,* Landesarchiv-Director, in Karlsruhe	1867
Schmidt, Karl, Professor, in Strassburg	1866
Schönherr, David, Archivar, in Innsbruck	1867
Sickel, Theodor, Professor, in Wien	1863
Waitz, Georg, Geheimer Regierungsrath, in Berlin	1863

Statuten

der

allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz.

(Beschlossen am 28. September 1874.)

I.

Zweck und Bestand der Gesellschaft.

§ 1. Die allgemeine geschichtforschende Gesellschaft der Schweiz hat die Bestimmung, als Verein der Freunde der vaterländischen Geschichte und als Band der ihr sich widmenden Kantonalgesellschaften, die Geschichte der Schweiz durch Arbeiten zu fördern, zu denen es des allgemeinen Zusammenwirkens bedarf.

§ 2. Die Mitglieder der kantonalen geschichtforschenden und antiquarischen Gesellschaften bedürfen zur Aufnahme in die allgemeine geschichtforschende Gesellschaft keiner Wahl, sondern werden von Rechts wegen Mitglieder derselben, sobald sie es wünschen. Andere Geschichtsfreunde werden nach vorläufiger Meldung bei dem Präsidenten durch Abstimmung in die Gesellschaft aufgenommen.

§ 3. Auswärtige Gelehrte und Freunde der Geschichte können als Ehrenmitglieder oder als correspondirende Mitglieder aufgenommen werden.

Ehrenmitglieder ernennt die Gesellschaft auf motivirten Antrag des Gesellschaftsrathes; correspondirende Mitglieder ernennt Letzterer von sich aus.

§ 4. Die Mitglieder der Gesellschaft bezahlen einen Jahresbeitrag von 10 Franken. Dagegen erhalten sie die von der Gesellschaft herauszugebende Jahresschrift (§ 9), sowie den Anzeiger für schweizerische Geschichte unentgeltlich.

Wer den Jahresbeitrag nicht entrichtet, wird als aus der Gesellschaft ausgetreten betrachtet.

§ 5. Mitglieder, welche sich zur Leistung eines weitern freiwilligen Beitrages von 10 Franken verpflichten, sind zum unentgeltlichen Bezuge sämmtlicher Publicationen der Gesellschaft berechtigt.

§ 6. Mit den kantonalen historischen und antiquarischen Vereinen steht die Gesellschaft durch ihren geschäftsleitenden Ausschuss in Verbindung. Die Präsidenten der Vereine werden als die Correspondenten für die allgemeine Gesellschaft betrachtet.

§ 7. Die Versammlung der Gesellschaft findet alljährlich an einem von ihr zu bestimmenden Orte statt und dauert zwei Tage, so dass der erste Tag für Geschäfte, der zweite vorzugsweise für wissenschaftliche Belehrung durch Vorträge oder durch Besuch historisch wichtiger Stätten oder Sammlungen verwendet werden kann.

II.

Leitung der Arbeiten.

§ 8. Zur Leitung ihrer Arbeiten bestellt die Gesellschaft auf die Dauer von je drei Jahren durch geheimes absolutes Stimmenmehr einen Gesellschaftsrath, bestehend aus dem Präsidenten, dem Quästor, dem Secretär, dem Archivar der Gesellschaft und sieben weitern Mitgliedern.

Der Präsident wird von der Gesellschaft, der Quästor, der Archivar und der Secretär werden vom Gesellschaftsrath gewählt.

Der Präsident und der Secretär sollen an dem nämlichen Orte ihren Wohnsitz haben.

§ 9. Der Gesellschaftsrath hat die Arbeiten der Gesellschaft anzuordnen und zu überwachen. Ihm liegt sowohl die Herausgabe der regelmässigen Jahresschrift (§ 4), als aller übrigen Gesellschaftspublicationen ob. Ihm steht die Ratification aller mit den Verfassern oder Bearbeitern, mit den Druckern oder Verlegern der Publicationen abzuschliessenden Verträge zu.

§ 10. Zu Durchführung seiner Aufgabe gliedert sich der Gesellschaftsrath nach Bedürfniss in Commissionen, welche die Arbeiten vorbereiten und die erforderlichen Redactions-, Druck- oder Verlagsverträge unter Vorbehalt seiner Ratification abschliessen.

§ 11. Dem Gesellschaftsrathe kömmt die Vertretung der Gesellschaft gegenüber denjenigen Behörden zu, welche ihre Arbeiten durch Geldbeiträge unterstützen.

Er erstattet denselben Namens der Gesellschaft, sowie auch dieser selbst alljährlich Bericht über seine Thätigkeit.

Er übt die ihm nach § 3 zustehenden Befugnisse aus.

Er begutachtet zu Handen der Gesellschaft die von dem Quästor zu stellende Jahresrechnung *).

§ 12. Der Gesellschaftsrath und seine Commissionen versammeln sich nach Bedürfniss. Jedenfalls tritt der Gesellschaftsrath vor der Jahresversammlung der Gesellschaft zur Abfassung seines Jahresberichtes und Begutachtung der Jahresrechnung zusammen.

---

*) Vgl. Jahrbuch, Bd. III p. VI, die Interpretation dieses § 11, Lemma 4, durch die Gesellschafts-Versammlung zu Basel, 1877: „Der Abschluss der Rechnung findet je auf Ende des betreffenden Jahres statt; darauf wird nach Abschluss die Rechnung vom Gesellschaftsrathe geprüft und abgenommen, worauf die nächstfolgende Jahresversammlung der Gesellschaft durch den Gesellschaftsrath, resp. zu bestellende Revisoren aus demselben, die Rechenschaft über die Rechnung des abgelaufenen Jahres empfängt“.

III.

Sammlung der Gesellschaft, Schriftenaustausch.

§ 13. Dem Archivar liegt die Bewahrung und Aeufnung der Bibliothek und Sammlung, der Verkehr mit den dieselbe benutzenden Mitgliedern und die Besorgung des Schriftenaustausches mit andern Vereinen ob.

Er führt über die auf seine Geschäfte bezüglichen Einnahmen und Ausgaben zu Handen des Quästors der Gesellschaft Rechnung.

IV.

Geschäftsleitung.

§ 14. Behufs Vollzug der Beschlüsse der Gesellschaft und des Gesellschaftsrathes wird ein geschäftsleitender Ausschuss gebildet. Derselbe besteht aus dem Präsidenten, dem Quästor und dem Secretär der Gesellschaft (§ 8).

§ 15. Der Präsident leitet die Zusammenkünfte der Gesellschaft, des Gesellschaftsrathes und des Ausschusses. Er bestimmt, nach Anhörung des Gesellschaftsrathes, die Zeit der Jahresversammlung der Gesellschaft und stellt die Tractanden für beide Tage derselben fest. Er vermittelt die Verbindung mit den kantonalen Vereinen, soweit es nicht blossen Schriftenaustausch (§ 13) anbetrifft. Er erstattet der Gesellschaft Bericht über die Geschäftsführung des Ausschusses und legt ihr den Jahresbericht des Gesellschaftsrathes, sowie dessen Befund über die Jahresrechnung vor.

§ 16. Der Quästor besorgt die Cassa und das Rechnungswesen der Gesellschaft.

Er zieht die Jahresbeiträge der Mitglieder ein und besorgt die vertragsgemässen Abrechnungen mit den Verfassern oder Bearbeitern, den Druckern oder Verlegern der Publicationen, sowie die Abrechnung mit dem Archivar der Gesellschaft (§ 13)

Er stellt die vom Ausschusse und Gesellschaftsrath zu prüfende und der Gesellschaft zur Abnahme vorzulegende Jahresrechnung.

§ 17. Der Secretär führt das Protokoll der Gesellschaft, des Gesellschaftsrathes und des Ausschusses und besorgt im Einverständniss mit dem Präsidenten die Geschäftscorrespondenz, soweit dieselbe nicht dem Quästor oder dem Archivar der Gesellschaft obliegt.

§ 18. Der Ausschuss versammelt sich nach Bedürfniss, auf Anordnung des Präsidenten.

GESCHICHTE

DER

HERRSCHAFT GRIESSENBERG

IM

THURGAU.

Von

H. ZELLER-WERDMÜLLER.

Vorliegende Arbeit behandelt Angelegenheiten so rein örtlicher Art, dass der Verfasser ohne ausdrückliche Aufforderung von Seite der Redaction nicht gewagt haben würde, dieselbe zur Veröffentlichung im Jahrbuche anzubieten. — Der Stoff zur Geschichte Griessenberg's findet sich für die spätere Zeit in dem reichhaltigen Herrschaftsarchive, gegenwärtig Eigenthum der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, für die frühern Jahrhunderte in dem St. Galler Urkundenbuche von Dr. Wartmann, in Conradus de Fabaria's und Kuchimeister's Chronik und dem Fürstenbergischen Urkundenbuch von Dr. Riezler in Donaueschingen.

Im mittleren Thurgau, wo die Thur aus dem Berglande heraus in das obstreiche Hügelgelände tritt, dessen Mittelpunkt der Flecken Weinfelden bildet, liegen auf dem linken Flussufer, Weinfelden gegenüber, die Pfarrdörfer Bussnang und Lütmerken mit zahlreichen Nebengemeinden und Höfen. Der Anblick dieses Abschnittes zeigt einen rauhern Charakter als derjenige des rechten Thurufers. — Wie mit wenigen Ausnahmen die thurgauischen Ortsbezeichnungen aus rein deutschen Namen hervorgegangen sind, so tragen auch diese Wohnstätten die Namen schwäbischer Ansiedler, welche nach Eroberung des Landes im Anfange des 5. Jahrhunderts n. Chr. hier ihre Hofstätten errichteten.

Die Gegend um Bussnang und Lütmerken wird zu Anfang des 9. Jahrhunderts zum ersten Mal in den Urkunden des Klosters St. Gallen erwähnt; sie wies damals schon im Wesentlichen die gleichen Ortsnamen auf, wie noch heute. Lütmerken (Liutmarinchova, bei den Höfen der Nachkommen des Lütmar), Bussnang (Bussenanc, Wangen des Buzzo) werden in den Jahren

814 und 822 genannt, die Kirche Lütmerken im Jahre 834, und 15. April 886 (St. Galler Urkundenbuch Nr. 651) hören wir von der neugegründeten Basilica des h. Gallus zu Bussnang. Einen Einblick in die Besitzverhältnisse gewinnt man durch die Vergabungen eines thurgauischen Edeln (Nobilis), Diakons und Caplans des kaiserlichen Erzcaplans und Abts von St. Gallen Grimald. Es ist dies Adalhelm, der, ein angesehener Mann am Hofe Ludwig des Deutschen, später Bischof zu Worms wurde. Im Jahre 853 erhielt er von Ludwig königliches Acker- und Wiesland zu Bussnang und Wichramswiler zum Geschenke; 857 vergabte er seine Eigengüter zu Rotahusen, Bussnang, Wenzineshusen, Wichramswiler, Hüninchova und Wininchova an St. Gallen, denen er 865 weitere Vergabungen an den gleichen Orten, so wie zu Stubinchova, beifügte. Er behält dabei seine Klosterlehen zu Stubinchova, Bussnang, Oberdorf, Lütmerken, Buwil, Fridolteswiler (Friltschen), Märwil, Brunau, Puppinchova, Rotahusen und Boltshusen (bei Weinfelden) [1].

Wir finden also hier einen Edeln, der Allode, Königs- und Klosterlehen in seiner Hand vereinigt und dessen Familie in dieser Gegend zusammenhängende Erbgüter hatte. Doch werden daneben noch andere Grundeigenthümer genannt, so 838 Wolvin zu Weinfelden, Puppinchova, Buwile und andern Ortes, dessen Königslehen dann 853 an Adalhelm übergehen, und 878 Kerenbold zu Lütmerken, Oberdorf und Heschikofen. — Immerhin scheinen die Besitzungen Adalhelm's weitaus die bedeutendsten gewesen zu sein, und es ist merkwürdig zu sehen, dass die Verbindung auf so verschiedenartiger rechtlicher Grundlage beruhender Besitzungen sich hier durch die Jahrhunderte, theilweise wohl ganz unverändert, bis zur Umwälzung von 1798 forterhalten hat.

Noch erfahren wir aus dem Jahre 909 (28. Dec.), dass Bischof Salomon von Constanz die Abtei Pfävers an St. Gallen

---

[1]) Siehe Meyer v. Knonau: St. Gallische Geschichtsquellen, Heft II, Excurs II, p. 118/119.

überträgt, dagegen den Hof Bussnang sich zur lebenslänglichen Nutzniessung ausbedingt; — dann versiegen unsere Quellen für mehrere Jahrhunderte.

Erst im Jahre 1158 finden sich wieder zwei Namen aus dieser Gegend, Berchtold von Bussnang, Domherr zu Constanz, und Adalbert von Bussnang, nobilis. Sie gehörten einem altfreien Geschlechte an, welches, wie aus den spätern Urkunden beinahe mit Sicherheit hervorgeht, im Besitz der Orte Bussnang, Lütmerken, Weinfelden und Umgebung sich befand. Gerne würde man dasselbe mit Adalhelm's Geschlechte in Beziehung setzen, wenn nicht alle und jede verbindenden Anhaltspunkte fehlen würden. Berchtold soll (1174—1184) Bischof von Constanz geworden sein, was indessen durch neuere Forschung als ungewiss nachgewiesen ist [1]), Thiotpert 1174 Abt zu St. Blasien.

Im 12. Jahrhundert wird der Name Albertus de Bussnang noch mehrere Male genannt, wobei wohl Vater und Sohn wegen mangelnder näherer Bezeichung nicht gesöndert werden können. Im Jahre 1209, den 24. Juni, ist Albertus de Bussnang „cum filio suo Alberto“ Zeuge in einer Urkunde (St. Gall. Nr. 838) und von hier aus kann mit annähernder Sicherheit der Stammbaum des Hauses festgestellt werden; allein es frägt sich noch, von welchem der Beiden die weitere Verzweigung der Familie ausgeht. Wohl eher (und hier weiche ich von Meyer v. Knonau's Ansicht, St. Gall. Gesch.-Quellen Heft IV, [Conradus de Fabaria, p. 199 in Nota 182] ab) vom Vater, der mit seinem jungen, gleichnamigen Sohne hier auftritt und ganz wohl einige weitere, nicht urkundlich aufgeführte Kinder (Knaben) haben konnte, als vom jüngern Albrecht, von welchem doch kaum ein Sohn schon 1226 die Würde eines Abtes von St. Gallen (wenn auch „etate quidem juvenis“) erlangen konnte. — Es ist also wahrscheinlich dieser ältere Albrecht von 1209 der Vater Albrecht's (des Jüngern), Stammvaters der Linie Bussnang (der 1228 zu Lütisburg

---

[1]) Siehe Roth v. Schreckenstein: in der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, Bd. 29, S. 279.

Zeuge ist), Heinrich's, des ersten Griessenbergers, und des berühmten Abtes Konrad von St. Gallen.

Von diesem Zeitpunkt an trennt sich die Geschichte des Hauses Bussnang und mit ihr die Geschicke der verschiedenen, bisher in einer Hand vereinigten Besitzungen dieser Freien. — Die Familie spaltet sich in die Linie Albrecht's, des Erstgebornen, welcher die väterliche Burg und deren Namen behielt, und diejenige Heinrich's, welcher die Westhälfte der Besitzungen mit der Burg Griessenberg bei Lütmerken zufiel, deren Geschicke wir verfolgen wollen. — Vadian bemerkt (in der kleinen Chronik der Aebte von St. Gallen) über dieses Verhältniss, sei es nach Quellen, sei es aus eigener richtiger Auffassung: „und hat (Abt Konrad) einen bruder, hiess her Heinrich von Bussnang, der sass damalen auf Griessenberg, und hiess man in ouch von dem sitz her Heinrichen von Griessenberg“.

Als bestimmte Beweise für die Richtigkeit der Annahme, dass der auch von Kuchimeister als Bruder des Abtes Konrad genannte Heinrich von Griessenberg des Abtes rechter Bruder von Vater und Mutter Seite gewesen, lassen sich aufführen: 1) die neben einander gelegenen Besitzungen der Bussnang und Griessenberg, 2) der Umstand, dass vor 1230 die Griessenberger überhaupt nicht erscheinen, 3) die beiden Linien gemeinsamen Vornamen Albrecht und Heinrich, 4) das gemeinsame Wappen, ein von gold und blau viermal sparrenförmig getheilter Schild (dagegen führten die Bussnang als Helmzierde den wachsenden Pfau, die Griessenberg eine gelbe, roth aufgestülpte, durch einen Pfauenbusch geschmückte, spitze Mütze mit Wiederholung des Wappenschildes: Zürcher Wappenrolle Nr. 144).

Diese Trennung in zwei Linien verschiedenen Namens wiederholt sich übrigens recht oft; so sind ja die Montfort und Werdenberg, die Habsburg-Laufenburg und jüngern Kiburger, die Neuenburg, Aarberg und Nidau, die Bechburg und Falkenstein im Jura, die Ramstein und Falkenstein im Schwarzwald, die Truchburg und Hohenegg derart abgetheilte Familien. Das Nämliche könnte beim niedern Adel an Dutzenden von Beispielen nach-

gewiesen werden: es seien nur noch die Rorschach und Rosenberg, die Ramswag, Schenken von Landegg und Sonnenberg erwähnt.

Für den dritten Bussnanger, Konrad, konnte mit Rücksicht auf die Stellung der Familie wohl keine Besitzung abfallen; er wurde nach damaliger Sitte in's Kloster gethan, mit Vadian zu sprechen, „nicht um andachtz willen, sonder dass er gut tag bi guter narung han möcht und sin brueder dester bass herren sin möchtend". — Abt Konrad sorgte dann allerdings in jeder Beziehung dafür, dass seine Brüder als grosse Herren auftreten konnten.

Der seit 1230 urkundlich genannte Freie Heinrich von Griessenberg, Lieblingsbruder des Abtes, kam durch denselben in sehr nahe Beziehungen zum Stifte St. Gallen und ein guter Theil der später zu nennenden St. Gallischen Lehen mag damals schon an die Griessenberger gelangt sein.

Durch die Vergabungen des ältern Grafen Diethelm von Toggenburg, nach dem Brudermorde von 1226, war Abt Konrad in den Stand gesetzt, reiche Lehen zu vergeben, welche wohl in erster Linie seinen Brüdern Heinrich von Griessenberg und Albrecht von Bussnang zu Gute kamen. Griessenberg, dessen Erbgüter keine zwei Stunden östlich von Renggerswil und Wengi, Hauptburgen Diethelm III. von Toggenburg, gelegen waren, musste dann wohl auch mit seinem Bruder Albrecht in Abwesenheit des Abtes im Jahre 1232 den Krieg um die toggenburgische Vergabung als Hauptbetheiligter aufnehmen (Conr. de Fabaria, p. 219). Der Abt, selbst heimgekehrt, führte den Krieg mit Nachdruck weiter und im Friedensschluss von 1234 (Urk. St. G. Nr. 873) musste der Toggenburger versprechen, die Burgen des Abtes und seiner Helfer, sowie die Güter, welche der Abt *oder seine Brüder* oder die Ministerialen seiner Kirche in ihrer Gewalt halten, hinfort unbehelligt zu lassen. Als Testamentsvollstrecker des 1238 verstorbenen Abtes soll Heinrich (nach Kuchimeister) dessen letztwillige Vergabungen im Betrag von 1000 Mark Silber durch Zulagen aus eigenen Mitteln beträchtlich erhöht haben.

Heinrich von Griessenberg überlebte den noch in jüngeren Jahren vom Tode ereilten Abt um viele Jahre. Er erscheint noch in einer Urkunde vom 12. Juni 1257 (St. G. 937) unter den „milites“ in erster Linie, wohl als der Aelteste unter denselben.

Von seinen Söhnen Albrecht und Heinrich wird der ältere derselben, Albrecht, am 3. October 1258 (St. G. Nr. 943) als Ritter genannt. Er verheirathete sich 1269 mit der Tochter des Freien Lütold von Regensberg (wohl der 1253 genannten Gertrud), wobei er von seinem Vetter (consanguineus) [1]), dem St. Galler Abt Berchtold von Falkenstein, am 30. November (St. G. Nr. 982) eine Aussteuer von 40 Mark Silber für dieselbe erhielt. Albrecht starb jedenfalls frühe mit Hinterlassung eines nach dem Grossvater mütterlicherseits benannten Sohnes Lütold.

Der jüngere Bruder, Heinrich, erscheint erst seit 1270 in den Urkunden. Er nimmt in der Geschichte seiner Zeit eine ganz bedeutende Stellung ein. Vermählt mit Gräfin Adelheid von Montfort (Tochter des Grafen Rudolf zu Feldkirch), war er durch dieselbe Neffe des Abtes Wilhelm von St. Gallen und 1282 einer dessen Bürgen bei dem Uebereinkommen mit dem zurücktretenden Abt Rumo von Ramstein. Von nun an war er in Glück und Unglück seines Oheims treuer Anhänger. Als Abt Wilhelm im Jahre 1287 mit König Rudolf in Fehde gerieth und von demselben geächtet wurde, lag er mit ihm zu Wil und half bei Vertheidigung der Stadt gegen die zu Schwarzenbach liegenden Königlichen. Es wurde damals ein Anstands-

---

[1]) Abt Berchtold von Falkenstein ist wohl ein Schwestersohn Abt Konrad's von Bussnang. Nach Kuchimeister (M. v. K. St. Gall. Geschichtsquellen, Heft V, p. 27) war eine Bussnang seine Muhme, der Griessenberger sein Vetter. Zieht man in Betracht, dass seine Brüder (mit Ausnahme Eigilwart's, welcher den väterlichen Stammnamen trug), wie die Bussnang, Konrad, Albrecht und Heinrich (auch der Name Berchtold selbst gehört dazu) benannt waren (M. v. K.'s Kuchimeister p. 23, Nota 45), so liegt die Vermuthung nahe, dass seine Mutter Junta (Judenta) eine Bussnang gewesen sei.

friede geschlossen, der im Sommer 1288 wieder ausging. Auch jetzt ergriff der Freiherr wieder das Schwert für den Abt, und als sich letzterer im Herbst von Wil nach der alten Toggenburg zurückgezogen hatte, begleitete er einen andern Oheim, den Bischof Friedrich von Cur, auf einem Streifzug gegen die königlich gesinnten Grafen von Werdenberg. In einem Treffen bei Balzers im Vorarlberg erlagen sie indessen den Werdenbergern und ihren Helfern, denen von Schellenberg, zu Fnde 1288 oder Anfangs 1289. Gefangen, wurden beide nach Werdenberg geführt, wo Bischof Friedrich am 3. Juni 1290 bei einem misslungenen Fluchtversuche zu Tode fiel, Heinrich von Griessenberg aber bis nach König Rudolf's Tod im Sommer 1291 in Gewahrsam verblieb.

Im Jahre 1289 brachen die Königlichen und der Gegenabt Konrad von Gundelfingen eine klösterliche Burg nach der andern. Nach der Zerstörung der Burg zu Appenzell zogen sie mit der daselbst gebrauchten Wurfmaschine — Swenkel[1]) — vor die Veste Wiltberg bei Jonswil[2]), welche von den Knechten Heinrich's von Griessenberg vertheidigt wurde und wahrscheinlich dessen Lehen von St. Gallen war, da Wiltberg, das Gut, und die Leute 1324 unter den Griessenberger-Lehen von St. Gallen erscheint. Die Feinde fanden hier hartnäckigsten Widerstand, und erst nach siebenwöchiger Beschiessung und Untergrabung wurde die Burg übergeben und sodann gebrochen. Dann begann die bis in's Frühjahr 1290 andauernde Belagerung von Iberg bei Wattwil, welche Burg ebenfalls dem Griessenberger

---

[1]) Die Abbildung eines solchen findet sich im Pariser Minnesängercodex in der Abbildung zum „Minnesänger von Trosberg“.

[2]) Ganz unrichtig wird dieses Wildberg von Vadian und noch in neuerer Zeit in Vogel's Memorabilia Tigurina nach dem zürcherischen Wilberg (jetzt Wildberg) versetzt. Das in der Sammlung der zürcherischen Antiquarischen Gesellschaft in Zürich aufbewahrte Schwert und Panzerhemd, welches in den Ruinen Wilberg's aufgefunden wurde, rührt demnach nicht von der Belagerung von 1289 her, sondern von dem Untergang der Burg durch Brandunglück im Jahre 1320.

anvertraut war, und wo ein Herr von Hewen für ihn den Befehl führte. Lange trotzte die Burg allen Anstrengungen der Gegner, und eine Zumuthung an Griessenberg, gegen seine Freilassung den Befehl zur Uebergabe Iberg's zu ertheilen, wurde von demselben zurückgewiesen: „die burg wär syn nit, e er sie wölt antwurten, er wölt e sterben, wan sy wär ym nun empfolhen“. — Schliesslich fiel Iberg doch.

Abt Wilhelm, der sich auf Alt-Toggenburg nicht mehr länger hatte halten können, war schon im Frühjahr 1289 bei Nacht von da geflohen und hielt sich mit Heinrich von Güttingen eine Zeit lang in der Au an der Thur, unterhalb Griessenberg's, auf einer griessenbergischen Besitzung verborgen. (Diese Au ist ohne Zweifel das nämliche Gut Ow, auf der rechten Seite der Thur, zwischen dieser und dem bei Weinfelden herabfliessenden Giessen, welches Gräfin Kunigund von Schwarzenberg am St. Thomas Abend 1458 der Gemeinde Märstetten schenkte.) — Dann gelang es dem Abte, über den Bodensee nach Sigmaringen, und von da nach Aspermont in Rhätien zu entkommen, wo er bis zu seiner Wiedereinsetzung und der Befreiung Heinrich's von Griessenberg verblieb.

Im Jahre 1289 ward dem Freien „och die alt Griessenberg zerbrochen, die lag ob der Tur“, sagt Kuchimeister. — Diese Alt-Griessenberg lag an der Thurhalde auf der Ostseite eines von Lütmerken nach der Thur hinabgehenden, tiefen Tobels, so dass selbe auf drei Seiten durch steile Abhänge geschützt war. Die einzig zugängliche Südseite war durch drei Gräben geschützt, die zwei innern rasch aufeinander folgend, während zwischen diesen und dem äussersten Graben Raum genug für Vorburg und die Wohnungen des Hofgesindes vorhanden war. Auf diesem Abschnitt liegt jetzt der Hof Altenburg.

Anstatt dieses alten Griessenberg, das nicht mehr aus den Trümmern erstehen sollte, wurde nunmehr Neu-Griessenberg — entweder von Heinrich's Bruder, Albrecht, schon früher erbaut, oder erst nach dem Frieden von 1292 neu gegründet — Sitz der Herrschaft. Diese neue, bei dem Hofe Tümpfel gelegene

Burg, welche von einem tiefen Tobel auf drei Seiten umgeben und nur auf einer Schmalseite zugänglich ist, eignete sich zur Vertheidigung noch besser, als die alte, befand sich aber ziemlich auf der Westgrenze der Herrschaft, zu welcher damals jenseits des Tobels höchstens die Höfe Buchschoren und Ochsenhard (letzteres mit einer Dienstmannenburg) gehörten.

Es versteht sich wohl von selbst, dass Abt Wilhelm nach seiner Wiedereinsetzung seine Getreuen für die gehabten Verluste entschädigte, namentlich in Gestalt von Pfandschaften, von denen Batzenhaid und Rickenbach 1294 (St. G. 1085) genannt werden. Auch Abt Heinrich von Ramstein spricht in einer Urkunde vom 18. April 1302 (St. G. 1138) von den „pfender, dü sü (Heinrich und Lütold von Gr.) von Abt Wilhelm und andern üsern vordern hant gihept". Selbst auf Stadt und Hof Wil hatten sie sich ein Anrecht erworben, wofür ihnen aber 1302 die Vogtei Bernhardzell überlassen wurde. — Ob Heinrich mit Abt Wilhelm die Schlacht bei Göllheim am Donnersberge 1298 auf Seite König Adolf's durchgefochten, wissen wir nicht.

Als 1302 unter Abt Heinrich von Ramstein der Streit mit Oesterreich geschlichtet und das Städtchen Schwarzenbach, das Trutz-Wil, abgebrochen wurde, erwarb Heinrich von Griessenberg das gleichnamige Schloss von Jakob dem Hofmeister von Frauenfeld um 200 Mark Silber, und machte so die ihm einst so feindselige Burg zum Mittelpunkte seines dortigen, reichen Besitzes.

Gleich wie andere Edle und Städte aus Gegnern des Herzog Albrecht zu Freunden des zwar harten, aber auf Ordnung haltenden Königs wurden, war dies auch bei Heinrich von Griessenberg der Fall. Mit dem Sohne seines alten Feindes von 1287, Hartmann von Baldegg zu Elgg, erscheint er späterhin oft in den Urkunden der Herzoge von Oesterreich [1]). Und wie Baldegg

---

[1]) Auch in dem um 1306 mit Wappen geschmückten Saale des Hauses zum Loch in Zürich waren die Wappen von Griessenberg und Baldegg unmittelbar neben einander angebracht.

sein St. Galler Lehen Elgg aufgegeben und als Afterlehen von Oesterreich wieder angenommen hatte, so scheinen auch die Griessenberger mit ihren freien Stammgütern die Herzoge als ihre Lehensherren anerkannt zu haaen.

Nach der Ermordung König Albrecht's am 1. Mai 1308 gelangte Freiherr Heinrich von Griessenberg in eine ganz hervorragende Stellung, da er nebst den Grafen von Hochberg und Strassberg dem jungen Herzog Leopold von Königin Elisabeth zu Räthen und Amtleuten gegeben wurde. Bei der Fehde gegen die Königsmörder, als österreichischer Landvogt im Aargau sehr thätig (im Vertrage mit Zürich betreffend die Schnabelburg, 1. August 1309, ist er einer der von Oesterreich bezeichneten Schiedsrichter), erhielt er Güter des geächteten Rudolf von Balm zu Altishofen (Kirchensatz), Rota und Altbüren (s. Geschichtsfreund XXVII, p. 309/11, 2. Mai und 19. Juli 1316). Am 1. Mai 1310 ist er Bürge für Elisabeth von Oesterreich und ihren Sohn Leopold wegen der Rudolf von Aarburg versprochenen Aussteuer, neben den Grafen von Habsburg, Toggenburg, Fürstenberg und 8 Rittern (Fürstenb. Urkundenbuch).

Er blieb indessen auch noch für St. Gallen besorgt. Am 12. October 1313 verpflichten sich Heinrich, Ritter, Lütold, Ritter, und Heinrich der jung von Griessenberg, den Abt von St. Gallen gegen gewisse Ansprüche Eberhard's von Bichelsee auf den Kelnhof zu Wil zu beschützen. (Allerdings scheint das eigene Interesse hiebei mitgewirkt zu haben.) Ob der hier vorkommende Heinrich der Junge ein Sohn Heinrich's oder Lütold's war, ist nicht festzustellen: er muss früh gestorben sein, vor den beiden alten Herren. Pupikofer (Ritterburgen von Dalp, Bd. III, p. 185) nahm in früherer Zeit an, es sei dieser ein Sohn des ältern Heinrich gewesen und seinem Vater als Landvogt im Aargau gefolgt: — es ist dies gewiss unrichtig —, einem Jüngling wäre eine so wichtige Stelle nicht anvertraut worden.

Noch 1318 schlossen Heinrich von Griessenberg, Rudolf von Aarburg und Hermann von Ruod als Pfleger und Amtleute der Herzoge von Oesterreich einen Anstandsfrieden mit den drei

Ländern und verlängerten denselben 1319, laut Urkunde von St. Ulrich's Abend.

Ritter Heinrich[1]) scheint ohne Kinder gewesen zu sein; jedenfalls überlebten ihn dieselben nicht. Gemeinsam mit seinem Neffen und Erben, Ritter Lütold von Griessenberg, Sohn Albrecht's, vergabte er am 7. Mai 1316 (Geschichtsfreund III, p. 243) die Kirche und den Kirchensatz zu Affeltrangen an das Kloster Fischingen als Ersatz für den durch sie und ihre Vorfahren früher diesem Gotteshaus zugefügten Schaden. Er und der sehr oft mit ihm zusammen vorkommende Lütold werden noch 1320, Heinrich 1323 urkundlich genannt[2]). Bald hernach müssen Onkel und Neffe kurz nacheinander verstorben sein, ersterer zwischen 7. October 1323 und 9. December 1324, als die letzten männlichen Träger eines Namens, der nicht einmal ein ganzes Jahrhundert, aber glänzend, in der St. Gallen'schen Geschichte auftritt[3]).

Der ganze Griessenbergische Besitz an Eigen- und Lehensgütern fiel nunmehr an Lütold's Tochter Adelheid, Gemahlin des Grafen Diethelm VIII. von Toggenburg, welche am 8. Dec. 1324 (St. G. Nr. 1296) von Abt Hiltpolt mit den St. Gallen'schen Lehen ihrer Familie in der Herrschaft Griessenberg, bei Wil und im Toggenburg belehnt wurde. Diese Lehen bestanden aus Konrad dem Sternegger und Heinrich von Leonberg (ihren Amtleuten), Leuten zu Fridoltshofen (Friltschen), den Höfen Junk-

---

[1]) Dessen dreieckiges Siegel (an einer Urkunde von 1309) den Wappenschild von Griessenberg und die Umschrift S. Hainrici Nobilis de Griezenberg (in Majuskeln) zeigt.

[2]) Beim Verkaufe von Neftenbach 1352 erwähnt Jakob von Wart den von Griessenberg als seinen Verwandten und Eigenthümer des Kelnhofes Pfungen. War etwa Lütold mit einer von Wart verheirathet oder kommt die Verwandtschaft von den Regensberg her? Jedenfalls war Lütold's Tochter späterhin auch Besitzerin der Burg Pfungen.

[3]) Dass die im 15. Jahrhundert in Zürich vorkommenden bürgerlichen und geistlichen Griessenberg keine verarmten, durch österreichische Unbill heruntergekommenen Sprossen der Freiherren waren, liegt klar am Tage.

holz, Egg, Blatten, Hofen, Bennikon, beide Eichrain, Binsegg, dem Kelnhof zu Bussnang, den Höfen in der Stöcken, zu Essenrüti im Thurthal, zu Jonswil, Lutenried, Dietswil, Rickenbach, Sennhaus, Hüttistetten, Egg, Nord, Wittwil, Niederhofen im Rindal, den Huben und Zehnten in Zutzwil, Weiern, dem Gute Wildberg, Kirchensatz und Zehnten zu Henau, den Vogteien Niederuzwil, Algetshusen, Stetten, Husen, Busswil, Rotahusen, Vogtei und Zehnten zu Züberwangen, dem dritten Theil des Burglehens des Steins der alten Toggenburg [1]), den ihre Amtleute für sie angesprochen; der Hof zu Wil wurde ihr dagegen nicht verliehen. (Die Pfandlehen zu Bernhardzell, Morshub, Helfenswil, Rickenbach, Batzenhaid, Aadorf, der Oberhof zu Elgg, die Zehnten zu Maugwil, Bronshofen, zu Wyden und Zuzwil gingen als Witthum an Frau Adelheid von Griessenberg, geborne von Montfort, über und sollten laut Urkunde vom 20. October 1327 (St. G. 1318) auf ihre Brüder sich vererben.)

Immerhin wird man, wenn man noch die Eigengüter, Reichenauer- und österreichische Lehen, wie Burg und Gerichte Griessenberg, die Burg Schwarzenbach, die Kirchensätze Lütmerken und Weinfelden, Zwing und Bann zu Märwil, den Kelnhof Pfungen in's Auge fasst, begreifen, wenn die Erbin eines so begüterten Hauses nicht nur wegen ihrer Herkunft, sondern auch ihres Besitzes halber von den ersten Dynasten der Umgegend umworben war. Graf Diethelm von Toggenburg, welchem sie ihre Hand reichte, war der einzige weltliche Sprosse seines Hauses. Er konnte mittelst diesen griessenbergischen Erbes seine toggenburgischen Lande in willkommener Weise abrunden

---

[1]) Vgl. Wegelin, Geschichte des Toggenburg I, p. 134, der „den Stein" als Stammsitz einer Dienstmannenfamilie betrachtet; es ist dies doch nicht ganz sicher: z. B. der „Stein" zu Baden, der „Stein" zu Rheinfelden bezeichnet die Burg selbst. Vielleicht war der „Stein" die alte Toggenburg selbst oder Name eines bestimmten Gebäudes der Burg, wobei möglicherweise der Thurm verstanden ist, welcher in seinen Grundmauern noch jetzt sichtbar ist und ausserhalb der Gräben auf einer Felsenklippe sich erhob.

und viele alttoggenburgische, seit dem Brudermorde seinem Hause entfremdete Besitzungen wenigstens als Lehen von St. Gallen an sich bringen.

Diese bei Eingehung der Verbindung gehegten Erwartungen erfüllten sich nicht. Da Adelheid ihren Gatten nur mit einer einzigen Tochter (und zwar wohl erst spät) beschenkte, entsagte Diethelm's Bruder Friedrich V. zur Erhaltung des Geschlechtes dem geistlichen Stande 1323, und aus seiner Ehe mit Kunigund von Vatz entsprossten die letzten Toggenburger.

Diethelm, welcher mit seinem Bruder Friedrich 1334 „zu Schwarzenbach auf der Burg“ durch Vergabung eines Gutes zu Ochsenhard für beide und die Muhme von Griessenberg ein ewiges Oellicht vor dem Marterbild aussen am Chor der Kirche zu Lütmerken, und im Jahr 1336 für sich und Adelheid eine Jahrzeit im Kloster Rüti stiftete, fiel am 21. September 1337 als Anführer der Zürcher im Gefechte von Grynau, und wurde wie seine Vorfahren im Erbbegräbnisse zu Rüti beigesetzt.

Diethelm's Wittwe [1]) verheirathete sich nach einigen Jahren, wahrscheinlich 1341, mit dem Landgrafen Konrad von Fürstenberg, mit welchem sie in kinderloser Ehe lebte. Gegen ihren Schwager, Friedrich V. von Toggenburg, hatte sie wegen Herausgabe des Morgengutes ihres ersten Gemahls lange Zeit Streit zu führen; das Hofgericht Rottweil ächtete dafür den Grafen schon 1344, und aberächtete ihn 1358. In letzterm Jahr entschied das Landgericht im Thurgau zu Adelheid's Gunsten und durch einen 1359, 18. Juni, abgeschlossenen Vertrag kam auf Burg Schwarzenbach die Sache zu einem gütlichen Austrage.

Mit dem Besitzthum von Gräfin Adelheid gingen allerlei Veränderungen vor, und es sprechen verschiedene Anzeichen dafür, dass das Griessenberger Erbe bei Geldverlegenheiten des Landgrafen aushelfen musste. Nachdem schon 1346 Konrad von Fürstenberg Schloss und Herrschaft Pfungingen (Pfungen)

---

[1]) Sie stiftete 1338 ihrem erschlagenen Gemahl eine Jahrzeit im Kloster Maggenau.

an Otto von Wellenberg verliehen [1]), verkaufte er 1355 den Kirchensatz Weinfelden, damals Lehen von Oesterreich, an Hermann von Breitenlandenberg. Im Jahre 1367 (15. November) mussten Adelheid und ihre Tochter erster Ehe die Einwilligung dazu ertheilen, dass die Veste Griessenberg, Leute und Gut, um 2000 Pfund Pfennig an Heinrich, Ulrich und Rudolf die Harzer von Konstanz pfandweise verschrieben wurde. Dafür erhielt sie freilich für sich, ihre Tochter Clementia von Toggenburg, verehelichte Freiin von Hewen, und deren Kinder aus erster (mit Ulrich von Hohenklingen) und zweiter Ehe, die Burgen Alt- und Neu-Wartenberg und Geisingen, sowie die Städte Wolfach und Hausach zum Unterpfande. Schon früher waren ihr Wartenberg und Geisingen versetzt; aber sie hatte 1363 auf deren Pfandschaft, sowie auf die 1000 Mark Silber, wofür ihr selbe versetzt waren, verzichten müssen. — Landgraf Konrad von Fürstenberg starb den 15. März 1370, und Adelheid überlebte ihn nur kurze Zeit. Sie stiftete am 30. December 1370 zu Wil für sich selbst eine Samstag nach Katharina im Kloster Maggenau abzuhaltende Jahrzeit, und muss bald nachher gestorben sein, da 1373 auf St. Niklaus Abend Konrad von Filmemberg, Leutpriester zu Lütmerken, zu Lütisburg in der Veste beurkundet, dass in Folge der s. Z. gemachten Vergabungen die Jahrzeit von Graf Diethelm von Toggenburg selig, seiner Gemahlin Adelheid von Griessenberg selig, und deren Mutter Frau Agnes sel. von Griessenberg jährlich auf S. Franciscus mit zwei Priestern begangen werden soll.

Aus dem Privatleben der Gräfin Adelheid wissen wir nur, dass sich gegenwärtig in der grossherzoglichen Bibliothek in

---

[1]) Diese Nachricht ist durch Leu's Lexikon überliefert; die Urkunde selbst bis jetzt nicht beigebracht. Die Frage, wie Fürstenberg diese Besitzung aus den Wartischen Gütern erworben, löst sich einfach. Die Griessenberg, als Wartische Anverwandte, besassen 1322, wie oben erwähnt, den Kelnhof Pfungen und erhielten, wie es scheint, auch die Burg selbst, sei es durch Restitution, welche Jakob von Wart vergeblich nachsuchte, sei es als Belohnung für die Thätigkeit bei Bestrafung der Königsmörder.

Karlsruhe ein Exemplar des „Marienlebens“ von Walther von Rheinau aus Bremgarten findet, welches auf der Innenseite des Vorderdeckels die Worte trägt: „Dis buch gab uns unser frow von Fürstenberg, die geboren ist von Griessenberg, da man zalt von gottes geburt 1369“. Wer so beschenkt wurde, wissen wir nicht (vielleicht das Kloster Maggenau?). — Als Gräfin von Toggenburg führte die Gräfin in rundem Siegel die zwei Wappenschilde von Toggenburg und Griessenberg mit der Inschrift (in Majuskeln): S. Adelhaidis comitisse de Toggeburg, als Landgräfin von Fürstenberg diejenigen von Fürstenberg und Griessenberg und die Legende: S. Adelhaid uxoris comitis d. Fürstenberg.

Einzige Erbin Adelheid's, der letzten Griessenbergerin, war ihre Tochter Clementia von Toggenburg, in erster Ehe mit dem Freien Ulrich von Hohenklingen (noch 1361), ein zweites Mal mit dem Freien Heinrich von Hewen (seit vor 1367) verheirathet. Ihre Kinder erster Ehe, Diethelm, Walter, Elisabeth und Adelhaid (1361), kommen nicht weiter in Betracht. Griessenberg gelangte niemals in deren Hände, und St. Galler Lehen des Hauses Griessenberg wurden 1375 durch Clementia von ihrem Sohn erster Ehe, Walther von Hohenklingen, zurückgekauft, um dieselben ihren Kindern zweiter Ehe, Peter und Wolf von Hewen, abzutreten. — Diese Lehen lagen zu Schwarzenbach, Jonswil, Niederglatt, Niederbüren, Niederhelfenswil, Lenggenwil und dem Berggericht. (Noch lange blieben ihre Nachkommen hier begütert und angesessen, und erst im Jahre 1483 verkaufte Freiherr Peter von Hewen, Herr zu Hohentrins, und sein Bruder Heinrich von Hewen, Dompropst zu Strassburg, die Veste Schwarzenbach und ihre Vogteien in der Umgegend [1]) an das Stift Sanct Gallen).

---

[1]) Wenn man in's Auge fasst, dass die Hewen im 15. Jahrhundert nicht mehr im Hegau, sondern bei Wil ihren Hauptsitz hatten, so erklärt sich ihre vermittelnde Stellung im alten Zürichkrieg von selbst; ebenso wird das Benehmen der Zürcher Aebtissin Anna von Hewen dadurch eher begreiflich.

Griessenberg selbst behielt Clementia in ihren eigenen Händen, wie Urkunden Heinrich's von Hewen aus den Jahren 1382 und 83 und nach seinem Tode eine solche von Clementia selbst (dat. Engen, Freitag nach Walpurgis) beweisen: „Mittwoch vor unser Frowen Tag ze Mitte Ogsten". 1397 aber verkaufte Clementia, Gräfin von Toggenburg, Wittwe Heinrich's von Hewen (in Verhinderung ihres „Oheims" Donat von Toggenburg durch Ritter Albrecht von Bürglen verbeiständet), die Veste Griessenberg mit Land und Leuten, Lehen von Oesterreich, Zwing und Bänne zu Rotahusen und Märwile, ihre dazu gehörigen Lehen, z. B. den Tobelhof zu Hofen, die Reichenauer Lehen, bestehend in Kirche und Kelnhof Lütmerken, der Mühle zu Griessenberg, den Höfen Filmensberg und Bowen, ausgenommen diejenigen Lehen, welche wappengenössig sind, sodann die Kastvogtei des Klosters Wagenhausen bei Stein am Rhein um 2440 Pfund Heller Constanzer Währung an Konrad von Hoff, Grosshansen Sohn, und seine Frau Anna, Bürger von Constanz. Die Urkunde ist von Gebhard Ehinger, Stadtammann zu Constanz, gefertigt. Clementia's Söhne gaben in besonderer Urkunde ihre Zustimmung.

So ging Griessenberg etwa 170 Jahre nach Trennung der Linien Bussnang und Griessenberg in fremde Hände über, und es tritt eine Zeit vielfachen Besitzwechsels ein.

Wie lange Konrad von Hoff die Herrschaft inne hatte, können wir nicht genau feststellen. Im Jahr 1406, dem Jahr nach der Schlacht am Stoss (Vadian I., pag. 503), zerstörten ihm die Appenzeller die Burg, die aber bald sich wieder erhoben haben muss. — Im Jahre 1420 auf Matthiasabend fertigt v. Hoff zu Constanz noch einen Erbauskaufsvertrag zwischen verschiedenen seiner Eigenleute zu Filmensberg, muss aber die Herrschaft bald nachher an die Edeln von Klingenberg abgetreten haben, welche ihrerseits die Besitzung nebst Spiegelberg vor 1434 pfandweise an Elisabeth, geborne Gräfin von Montfort,

und ihren Gemahl Wilhelm, Markgraf von Baden-Hochberg, überliessen. Gleichzeitige Belege für diese Annahme fehlen allerdings; allein wir besitzen eine Urkunde von 1463, Mittwoch vor Sonntag Judica, worin die Gebrüder Eberhard und Kaspar von Klingenberg auf das Lösungsrecht der Herrschaften Spiegelberg und Griessenberg verzichteten, welches sie von ihrem Vater, Ritter Johann von Klingenberg, her gegenüber dem Markgrafen besassen. Auch wird in Documenten betreffend das Schlösschen Ochsenhard, das in die Herrschaft Griessenberg gehörte, von Lehensbriefen von Seite der Klingenberger gesprochen. Der Kauf Griessenberg's stimmt auch ganz gut mit dem, was wir sonst von den Klingenbergern wissen, die im 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts einen recht ansehnlichen Landbesitz an sich gebracht hatten. Schon seit Mitte des 13. Jahrhunderts Herren zu Hohentwiel, hatten sie 1419 und 1433 die Stadt Stein und Hohenklingen erworben, auch 1384 Oberbussnang, Mettlen und Wertbühl von den Edeln von Bürglen erkauft. Dass Johann von Klingenberg, Ritter und Landvogt im Thurgau, auf Hohentwiel, seinen Besitz bei Bussnang um die Herrschaften Griessenberg und Spiegelberg erweiterte, entsprach den Traditionen der Klingenberg. Wenn Johann sodann seinen Erwerb der Gräfin Elisabeth von Montfort als Wittwensitz pfandweise überliess, so geschah diess wohl mit der Absicht, die Herrschaften nach ihrem Tode wieder zu lösen, was aber wegen des inzwischen eingetretenen ökonomischen Verfalles der Klingenberger nicht mehr geschah [1]).

Wie gesagt, waren die Vesten und Herrschaften Griessenberg und Spiegelberg mindestens seit 1434 Besitzung Markgraf

---

[1]) Ein Document aus der Klingenberger Zeit liegt noch im Griessenberger Archiv, eine Urkunde der Hauptleute des St. Georgenbundes von Ober- und Niederschwaben, an der Donau und dem Hegau, datirt Dienstags vor Pfingsten 1431. Es geht aus derselben hervor, dass die der Ritterschaft gegebene, goldene Bulle König Sigismund's und ein Vidimus des Briefes von König Heinrich (von England?) bei Caspar von Klingenberg auf Hohentwiel hinterlegt waren.

Wilhelm's von Baden-Hochberg und seiner Gemahlin Elisabeth von Montfort, verwittweter Gräfin von Nellenburg. Da der Markgraf im alten Zürichkriege eine hervorragende Stellung auf österreichischer Seite als Landvogt im Elsass und oberster Befehlshaber zu Zürich einnahm, so konnte nicht ausbleiben, dass die schwyzerische Partei ihn auf alle Weise zu schädigen trachtete. Fründ's Chronik erzählt (S. 188 der Druckausgabe) zum Jahre 1444: „Am nächsten fritag fruo nach sant Jörgentag da luffent etlich guot gesellen von Wyl hinus und namend die zwo vestinen Spiegelberg und Griessenberg, die des vorgenanten margrafen von Röteln und siner frowen warent, mit gewalt in, wan niemand reisig züg daruf was, und verbrantend die, und zugend wyder heim".

Wie lange die widerstandslos gebrochene Burg in Asche gelegen, lässt sich nicht genau sagen. Jedenfalls wurde dieselbe einstweilen nicht als Veste, sondern als blosser Edelsitz wieder hergestellt; denn noch 1478 wird sie als „Burgstall" bezeichnet, obwohl längst wieder bewohnt.

Nach dem Tode der Markgräfin Elisabeth, welche 1448 und 1450 mit ihrem Manne für sich, ihre Eltern (Graf Wilhelm von Montfort und Kunigund [von Toggenburg]), so wie für einen Sohn, Hugo von Hochberg, Jahrzeiten in der Kirche zu Lütmerken gestiftet hatte, gingen die Herrschaften Griessenberg und Spiegelberg an ihre Tochter Kunigund von Schwarzenberg, geborne Gräfin von Nellenburg über. Diese, nebst ihrem Gemahl Johann, Freiherrn von Schwarzenberg, belehnte am St. Thomas Abend 1458 die Gemeinde Märstetten mit der Au an der Thur. Schon 1464 eine Wittwe, verkaufte sie im Jahre 1466 die Herrschaft Spiegelberg, mit Ausnahme des Dorfes Wulfikon und der Höfe zu Strubenwiler (jetzt Strohwilen) und Aerwile (jetzt Haarweilen!), welche sie mit Bewilligung Kaiser Friedrich III. (laut Urkunde Pfinztag vor S. Margarethen 1466, ausgestellt in Wiener Neustadt) der Herrschaft Griessenberg einverleibte.

Die Gräfin Kunigund muss eine sehr kirchlich gesinnte Frau gewesen sein. Denn nicht nur stiftete sie im Jahr 1471 die Caplaneipfrund U. L. Frauen zu Griessenberg in der Burg, und bewidmete dieselbe mit einem Zehnten und Hof zu Thundorf; nicht nur versah sie im Jahre 1473 die Kirche zu Märstetten[1]) mit einer Frühmesspfründe und St. Wendelinsaltar; sondern sie begabte auch (Osterabend 1471) die neugestiftete Pfründe zu Gündelhard bei Liebenfels mit 15 Stück Gelds, einem Versprechen gemäss, welches sie der Anna von Tettikofen, Frau des Hans Lantz, Hofmeister und Stadtammann zu Constanz, gemacht. Sie behielt sich dabei die lebenslängliche Collatur der Pfründe vor. Dagegen findet sich keine Angabe, dass sich Frau Kunigund auch an der Erneuerung der Kirche St. Peter und Paul in Lütmerken betheiligt hätte, für welche der Edle Ulrich Rugg von Tannegg (zu Ochsenhard) den 12. December 1472 einen Ablass auswirkte.

Die Gräfin starb 1477/78. Ihr Bruder, Markgraf Rudolf von Baden-Hochberg, Graf zu Neuenburg, wurde ihr Nachfolger im Besitze Griessenberg's, seines mütterlichen Erbes halber, worüber er sich mit seinem Schwager, Graf Ludwig von Oettingen, verständigt hatte. Da die Besitzung selbst für den Herren von Neuenburg wohl wenig unmittelbaren Nutzen haben konnte, so veräusserte der Markgraf schon Dienstag vor St. Katharina 1478 die Herrschaft und Burgstall Griessenberg, den Kirchensatz Lütmerken und die Caplaneipfründen Märstetten und Griessenberg um 3277 Gulden an Jakob von Helmstorf.

Vierzig Jahre lang hatten die Helmstorf Griessenberg inne; dann verkauften auf St. Konrad 1519 Jakob's Söhne, Jörg,

---

[1]) Schon früher hatte sie der Gemeinde Märstetten ihre Gewogenheit bezeugt, als sie, wie bereits bemerkt, im Jahre 1458 den dortigen Gemeindsgenossen das Gut Au an der Thur gegen einen Zins von 3 Mütt Hafer als Erblehen abtrat, unter Vorbehalt, dass das zum Bau und Unterhalt der Schlösser Griessenberg und Spiegelberg nöthige Holz vom Lehensherrn im dortigen Walde geschlagen werden dürfe.

Heinrich und Hans Jakob, sowie deren Mutter, Wittwe Walpurg von Helmstorf, geborne Muntprat, die Besitzung um 1875 Gulden an Balthasar Engeli von Constanz. Aber schon Montag nach Laetare 1529 traten Engeli's Wittwe Anna, geborne Rugg von Tannegg, und ihre Tochter Anna ihrerseits die Herrschaft Griessenberg durch ihren Vogt Wilhelm von Fulach zu Laufen um 3201 fl. 8 ß. 9 d. an Heinrich von Ulm, Bürger zu Constanz, ab. Damit gelangte die Herrschaft wieder für lange Zeit in feste Hände.

Da zugleich mit dieser Handänderung in Folge der Reformation ein ganz neuer Abschnitt in der innern Geschichte des Thurgaues beginnt, so ist es wohl an der Zeit, die rechtlichen Verhältnisse, wie sie vorher schon und nachher bis zur Staatsumwälzung von 1798 wesentlich unverändert bestanden, etwas näher ins Auge zu fassen.

Die Herrschaft leitete die ihr zustehenden Rechte und Einkünfte von ganz verschiedenen Rechtstiteln her. Die Veste Griessenberg, so wie Twing und Bann der Herrschaft waren — wenigstens seit dem 14. Jahrhundert — Lehen von Oesterreich und seit 1460 der die Landgrafschaft Thurgau regierenden Stände. Kirche und Kelnhof Lütmerken, die Mühle zu Griessenberg, das Fahr und die Vogtei zu Amlikon, die Höfe Filmensberg und Bowen waren Erblehen von der Reichenau; andere Höfe, z. B. der Tobelhof zu Hofen, der Hof Hünikon, später auch der Weiher zu Eppenstein, waren von St. Gallen verliehen. Zur Burg gehörende Schildlehen gingen im Jahre 1397 beim Verkaufe der Herrschaft nicht an den neuen Käufer über, und erst im Jahre 1538 wurde die dieser Classe angehörige Ortschaft Buchschoren wieder mit Griessenberg vereinigt. — Die verschiedenen Lehenhöfe waren dann wieder als Afterlehen weiter vergeben. Indessen fanden sich innerhalb der Gerichtsmarchen auch Unterthanen im Besitz unmittelbarer Lehen an Land und Zehnten, so wie von freiem Eigen. Die Leistungen

der Lehensleute bestanden theils in Geld, theils in Naturalien; einmal sind „2 Bennen Buw“ (Mist) als Lehenszins genannt. Zur Bearbeitung der Schlossgüter konnten bis zu einem gewissen Masse Frohndienste gefordert werden.

Dem Stande nach zerfielen die griessenbergischen Unterthanen in freie Vogtleute und Eigenleute, welch' letztere sei es dem Herrn, sei es den verschiedenen Gotteshäusern zu Fällen und Lässen pflichtig waren [1]).

Die hohe Gerichtsbarkeit zu Griessenberg gehörte dem Landgerichte der Grafschaft Thurgau, das bis 1499 der Stadt Constanz, nachher den X alten Orten zustand. Mit der Herrschaft war nur die niedere Gerichtsbarkeit verbunden, von welcher in vielen Fällen noch an das Landgericht appellirt werden konnte. — Das aus einem Vogt, als Vertreter des Herrn, und einer Anzahl Richter bestehende Gericht versammelte sich gewöhnlich, vom Waibel verbeiständet, unter der grossen Gerichtslinde vor dem Schlosse Griessenberg, woselbst auch von Zeit zu Zeit der ganzen Gemeinde die Gerichtsoffnung vorgelesen wurde. Wer zu angesagter Stunde nicht zum Jahr- oder Vogtgericht erschien, wurde bestraft.

Die Befugnisse des Gerichtes betrafen die Bestrafung von Streithändeln und geringen Körperverletzungen (Blutruns), Verläumdung, Beschimpfung, wofür dem Herrn Busse zu bezahlen war. Ebenso gehörten vor das Gericht Uebertretungen der Verordnungen über Vieh- und Schweineweide, Jagdfrevel, unbefugtes Fischen, Holzfrevel, Beschädigung von Einzäunungen, Befahren verbotener Wege. Hart gebüsst wurde der Verkauf von Pfändern ohne Bewilligung des Gläubigers. Zur niedern

---

[1]) Da Heirathen zwischen Hörigen verschiedener Herren oft zu Streitigkeiten über die Zugehörigkeit führten, und namentlich die geistlichen Stiftungen in dieser Beziehung grosse Ansprüche machten, so verdient Erwähnung, dass nach Entscheidung von 1568 eine Hofjüngerin von Griessenberg, welche einen Gotteshausmann heirathet, dem Gerichtsherrn gleichwohl eigen verbleibt.

Gerichtsbarkeit gehörte auch die Fertigung von Schuldbriefen und Verkäufen, ferner die Entscheidung von Civilprocessen, z. B. über Wegrecht, Weidtrieb, Anriss, über streitigen Grundbesitz und Leistungen aller Art.

Die am 1. August 1475 ausgestellte, 1605 erneuerte Gerichtsoffnung (im Jahre 1877 aus anderer Quelle in den Mittheilungen zur Thurgauischen Geschichte abgedruckt) enthält folgende besonders bemerkenswerthe Bestimmungen.

Wer sein Gut verkaufen will, soll dasselbe zuerst seinen nächsten Freunden, dann der Herrschaft Griessenberg anbieten, in dritter Linie einem Eigenmann der Herrschaft, dann wem er will. (Ein Entscheid der Tagsatzung von 1541 anerkennt auch das Recht des Herrn, Höfe, welche auswärtigen Personen gehören, die nicht auf denselben Wohnung nehmen wollen, um den Kaufschilling an sich zu ziehen.)

Den Herrschaftsleuten war nicht nur die Jagd auf Hasen, Füchse und Dachse gänzlich untersagt; es sollten auch die grossen schädlichen Hunde, so wie auch die kleinen, welche dem Wilde nachstellen, abgethan werden [1]).

Vögel, Tauben, Fische, Hühner u. dgl. mussten zuerst der Herrschaft, dann den Wirthen angeboten werden, bevor dieselben ausser die Gerichte verkauft werden durften.

Neue Häge, Zäune und Einfänge durften ohne Bewilligung der Herrschaft nicht gemacht werden.

Es war untersagt, das Wasser des Mühlgrabens zu schwellen und auf die Wiesen zu leiten.

Bei Verkäufen war es strenge verboten, mehr Weinkauf (Trinkgeld) als einen halben Gulden von hundert Gulden Kaufwerth zu geben.

Der Preis des von den Wirthen auszuschenkenden Weines wurde von verordneten Schätzern festgestellt. —

---

[1]) Diese Bestimmung hat 14 Jahre vor Waldmann's Sturz grosse Uebereinstimmung mit dem Hundeverbot von 1488, das ganz im Sinne der damaligen Gesetzgebung war und nur brutal durchgeführt werden sollte.

Während diese Gerichtsoffnung nur Strafen, Bussen, Verordnungen und Verbote enthält, finden sich in der Offnung der Rechte und Gefälle des Spitals in der Reichenau für die Höfe Mettendorf, Lustorf und Heschikofen (Heschikofen wurde 1538 von den Herren zu Griessenberg gekauft), ausgestellt Dienstag vor Reminiscere 1456 (erneuert 1516), folgende auf die Verhältnisse und Gefälle der Reichenauer Hofjünger bezügliche Bestimmungen:

Dreimal im Jahr, zu Mai, Martini und Lichtmess soll Gericht gehalten werden. Wenn der Herr selbst kommt, „mag er kommen selbdritt mit vierthalb rossen, mit zwei vogelhunden und einem wind, und mit einem habich, und soll der keller jedem pferd ein göw viertel haber, den hunden brod aus dem korbe und dem habich eine schwarze henne geben". Dem Herrn und den Knechten wurde zu Maien Kraut und Fleisch, Muoss und Braten aufgestellt, dazu dem Herrn rother und weisser Wein, den Knechten Bier; zu Martini war das Kraut durch Räben (weisse Rüben), zu Lichtmess durch Gerste ersetzt.

Der Herr hat das Recht, über Zwing und Bann zu richten, mit Ausnahme von „überfang der strass", Diebstal und Frevel, über welche der Vogt des Kelnhofes zu richten hat. Die Bussen werden zwischen der Reichenau und dem Vogtherrn getheilt.

Der Kelnhof Heschikofen hatte jährlich 11 Mütt Kernen altes Wiler Mass, und Eier und Hühner wie von Alters her, an Reichenau zu liefern. Der Kernen muss nach Feldbach an den See gebracht werden, und es sollen allda die Amtleute dem Keller und den Knechten zu essen geben, und den Rossen Heues genug.

Wenn ein Waibel die Ostereier nach Reichenau trägt und so weit gekommen ist, dass er den See sieht, so soll, wenn er fällt und die Eier zerbrechen, der Zins für entrichtet gelten. Kommt er glücklich an, so soll ihn der Spitalherr über den See nach Reichenau und zurück führen lassen. Ist letzteres wegen Wind und Unwetter nicht möglich, so soll er dort beherbergt und verköstigt werden.

Die Fastnacht- und Herbsthühner soll der Waibel einsammeln und dem Amtmann des Spitals übergeben; er selbst hat keines zu entrichten und darf sich ein beliebiges Huhn für sich auswählen. „Wär ouch sach, dass der waibel käme zu denselben zyten in einer frowen huss die ain kindbetterin wäre, so sol er im haissen das hun geben und sol im das hopt abwürgen und sol ir das hun wieder geben und sol dass selbig hopt einem ammen bringen. Derselbig ammen soll denne ainem herren das hopt für die hen und zu ainem warzeichen geben“.

Wenn der Kernenzins acht Tage vor oder acht Tage nach St. Martin ausserhalb der vier Thore des Kelnhofes auf der Fertigung nach Feldbach dem Keller und seinen Knechten von des „gotteshuses krieg und spän wegen“ abgenommen wird, so gilt er für entrichtet. Bei „Landbrast“ sollen die Gefälle bei Unvermögen der Hofjünger bis nach der dritten Erndte nicht eingefordert werden. Erst dann hat der Spitalherr das Recht, auf die Erndte, nöthigenfalls die Güter selbst, zu greifen.

Wer von den Hofjüngern ein Weib nahm, die nicht nach der Au gehörte, so musste er sie bei Strafe in deren Hörigkeit einkaufen. —

Ueber Fälle und Lässe gibt die Offnung folgende Vorschriften:

Bei Todesfall des ältesten im Hause ist dem Herrn das beste Haupt Vieh verfallen; dieses kann aber von den Angehörigen um den dritten Pfennig gelöst werden.

Wenn eine Mannsperson ohne Söhne oder ohne Brüder mit ungetheiltem Erbe verstirbt, so verfällt dem Keller „das beste häss wie er zu kirchen und zu haimgarten gegangen ist“ und dem Waibel „das häss als er ann guttemtag zu holtz und wald gegangen ist“.

Wenn ein Weib stirbt, das keine unverheirathete Tochter oder keine Schwester, mit der sie in Gütergemeinschaft lebte, hinterlässt, so ist dem Spitalherren das zweitbeste Bett, oder, wenn nur eines vorhanden, dieses verfallen, indessen nur, wenn ihr Mann sich binnen Jahr und Tag wieder verheirathete. Dann

soll der Ammann, wenn das neue Weib zur vordern Thüre eingeht, das Bett zur hintern Thüre ausziehen: mag es nicht ob der Schwelle durch, so soll er es unter der Schwelle hinausziehen.

Wenn eine Wittwe ohne unverheirathete Töchter oder Schwestern stirbt, so fällt dem Herrn das Bett, das Garn und das unzerschnittene Tuch, das sie hinterlässt, anheim. Ebenso verfällt dem Keller das Sonntagskleid, dem Waibel das Alltagskleid von Frauen, die weder unverheirathete Töchter noch Schwestern hinterlassen.

Wenn ein Mann ohne Leibeserben stirbt, so verfällt der Au seine Fahrhabe, dem Keller das „fyrtägliche häss“ und geschliffene Waffen, dem Waibel das Werktagskleid. Doch sind aus der Fahrhabe voraus die Schulden zu tilgen. —

Die Offnung enthält viele mildernde Bestimmungen des strengen Rechts, und wenn der Wöchnerin das Fastnachtshuhn todt zurückgegeben wird, so liegt offenbar ein Wink für sie darin, sich mit demselben gütlich zu thun.

Wie alle grösseren Freien, so hatten wohl auch die Griessenberger ihre zu Rittern erhobenen reisigen Lehensmänner, die später, obwohl oft sogar Hörige, sich zum Adel rechneten. Es ist dabei gar nicht immer daran zu denken, dass solche ritterliche Dienstmannen immer eine eigene Burg oder Thurm besessen hätten; oftmals bewohnten sie gewiss einfache Lehenshöfe oder hatten in der Vorburg des Lehensherren ihren Sitz. — Pupikofer nennt als solche Dienstleute die Edelknechte von Tümpfel, Junkholz und Buchschoren, ohne nähere Angaben. Die Namen Junkholz und Buchschoren finden sich wirklich in dem Verzeichniss ausgestorbener thurgauischer Ritter und Edelknechte, welches in die ostschweizerischen Chroniken des 15. Jahrhunderts aufgenommen ist; allein wenigstens diejenigen Junkholz, deren Wappen Stumpff in seiner Chronik abbildet, gehören dem elsässischen Adel an.

Der Sitz der angeblichen Herren von Buchschoren, wie er von Pupikofer und Andern bezeichnet wird, war Standort einer

ganz andern Burg (Ochsenhard); indessen findet sich 1334 eine Guta von Buchschoren, deren ritterliche Abkunft zwar nicht festzustellen ist, im Besitz eines griessenbergischen Lehenshofes zu Ochsenhard.

Möglicher Weise gab es griessenbergische Ministerialen von Lütmerken. Im Jahr 1334 ist Rudolf von Lütmerken neben Heinrich von Lönberg, einem Dienstmann aus dem St. Gallen'schen Lehensgebiet der Griessenberger, Zeuge bei der Vergabung der Toggenburger Grafen an die Kirche Lütmerken, und laut einer leider nur noch in Abschrift erhaltenen Urkunde von 1383 fügt Berthold von Lütmerken (kein Geistlicher), bei Verkauf eines seiner Grundstücke daselbst, dem Siegel des Lehensherrn Heinrich von Hewen sein eigenes Siegel bei. Dies deutet allerdings auf Ritterbürtigkeit [1]).

Ganz bestimmt können dagegen die Ministerialen von Ochsenhard nachgewiesen werden. Ihr Sitz lag Griessenberg gerade gegenüber, auf der linken Seite des Tobels bei dem jetzigen Hofe Burg, und wird 1484 ausdrücklich ein Lehen der Klingenberg genannt (von der Zeit um 1430 her, als die Klingenberg die Herrschaft Griessenberg inne hatten).

In unseren Griessenberger Urkunden findet sich 1385 Ital Ochsenhard von Ochsenhard zu Wil als Verkäufer von Gütern zu Aerwile (sein Siegel zeigt im Wappen einen stehenden Ochsen); um 1415 machten nach Pupikofer Heinrich und Hermann von Ochsenhard mit Zustimmung von Hans von Bussnang und Konrad

---

[1]) Doch nicht mit völliger Sicherheit; denn die Siegelfähigkeit, welche im 12. Jahrhundert nur dem höchsten Adel zukam, hatte schon im 13. Jahrhundert bei Geistlichen und Weltlichen rasch überhand genommen, und im 15. Jahrhundert bediente sich nicht nur der gesammte Adel und die städtischen Bürger, auch die Juden, eigener Wappensiegel; sondern wir treffen in den Griessenberger Urkunden schon 1462 die herrschaftlichen, dem Bauernstande angehörigen Untervögte im Besitz von Siegeln mit ihrem Privatwappen, so die Metzger von Strubenwiler, die Wetzel, die Kölbli, genannt Mansser, zu Griessenberg, die Näf zu Spiegelberg, die Heller zu Münchaffeltrangen.

Rugg eine Vergabung an die neue Kirche in Hüttlingen. — Indessen sass schon 1393 und wohl geraume Zeit vorher Rudolf Rugg von Tannegg auf Burg Ochsenhard, und dieses Schlösslein nebst der Gerichtsbarkeit darüber verblieb seiner Familie bis zum Jahre 1484, als Heinrich Rugg von Tannegg das „Schloss" (Montag nach Fronleichnam) an Konrad Gurras, Schultheiss zu Wil, verkaufte. Nachdem 1533 „Haus und Burgsäss" Ochsenhard von Hans Muntprat zu Wil an zwei Gebrüder Kollbrunner übergegangen war, verfiel das Bürglein mehr und mehr; die mit der Burg verbundene, auf deren Umkreis beschränkte, kleine Gerichtsbarkeit ging unter, und es bildete später der Hof „Burg" ein streitiges Gebiet zwischen dem Landgericht und Griessenberg, da die niedern Gerichte als heimgefallen sowohl von dem Oberlehensherrn, als von der Herrschaft Griessenberg, die solche als Afterlehen abgetreten hatte, beansprucht wurden. Die Sache wurde den 20. Juni 1763 durch einen Vergleich erledigt, welcher die griessenbergischen Ansprüche im Wesentlichen anerkannte.

Der Kirchensatz Lütmerken gehörte als Lehen von der Reichenau den Herren auf Griessenberg. Die Gefälle desselben, die Zehnten, so wie die Unterhaltungspflicht der Kirche standen indessen dem dortigen Leutpriester unmittelbar zu. Die Rechte des Herren beschränkten sich auf die Besetzung der Pfründe und auf das jus spolii, die Beerbung des Leutpriesters, falls er sich nicht bei Lebzeiten davon losgekauft hatte. Jahrzeiten wurden in der Kirche Lütmerken nicht nur von den Gerichtsherren, sondern auch noch Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts von den Freien von Bussnang gestiftet. Auch die Rugg von Tannegg auf Ochsenhard nahmen sich 1472 der Kirche an, indem Ulrich Rugg von Guillermus, Cardinaldiakon, für die Erneuerung der Kirche St. Peter und Paul zu Lütmerken einen Ablass auswirkte.

Als der Constanzer Patrizier und Rathsherr Heinrich von Ulm im Jahre 1528 Herr zu Griessenberg wurde, war in den

gemeinen Herrschaften die Reformation in siegreichem Fortgang begriffen, und es wurde auch in Lütmerken 1529 die Messe abgeschafft, da M. Alexander Schmutz, Leutpriester daselbst, auf die reformirte Seite übergetreten war. Da der Gerichtsherr, als Bürger von Constanz und Schwager des dortigen Reformators Ambrosius Blaarer, ohnehin zur erneuerten Glaubenslehre sich bekannte, so vollzog sich die Aenderung an und für sich ohne Anstand; dagegen erhoben sich Streitigkeiten zwischen den Betheiligten über die Verwendung verschiedener kirchlicher Stiftungen, namentlich der Jahrzeiten und Caplaneigüter. Die Bauern weigerten sich z. B., fernerhin Zinse für Jahrzeitstiftungen zu bezahlen, da ja doch keine Seelenmessen mehr gelesen werden. Dieser Ansicht stimmte nun freilich der Rath in Zürich nicht bei, welcher am 13. December 1529 verordnete, dass die Widumsgüter der Pfründe zudienen, die Jahrzeiteinkünfte für die Armen verwendet werden sollen. Kelche und Messgewänder musste der Gerichtsherr zu Handen der Armen wieder herausgeben.

Andrerseits suchte von Ulm als Collator der Caplaneipfründen Griessenberg und Märstetten deren Einkünfte an sich zu ziehen. Bezüglich der Caplanei Griessenberg wies Zürich zwar unterm 18. Januar 1530 die Ansprüche der Bewohner „des Fleckens“ Griessenberg, welche Herausgabe des Pfrundgutes zu Armenzwecken verlangten, zurück; dagegen hatte der Collator dafür zu sorgen, dass die Caplanei künftig mit einem fähigen Prädicanten versorgt werde. Die Besorgung des Gottesdienstes in dieser Capelle wurde dann dem Pfarrer zu Lütmerken übertragen. Betreffend der Caplaneipfrund Märstetten wurden dem Herrn von Ulm laut Entscheid des zürcherischen Rathes vom 13. Juni 1531 erstens die Collaturrechte überhaupt nur theilweise zuerkannt, sodann deren Einkünfte theils dem Pfarrer von Märstetten, theils dem alten Pfarrer Stephan Meyer leibdingsweise überwiesen; nach dessen Tode oder anderweitiger Versorgung aber soll sein Antheil dem Armengute zufallen. Als dann nach der Schlacht bei Kappel ein Rückschlag in kirchlichen Dingen eintrat, und auch in Märstetten ein Theil der

Einwohner zur alten Kirche zurückkehrte, wurde Donnerstags vor der alten Fastnacht 1534 ein Vertrag zwischen Heinrich von Ulm und der Gemeinde Märstetten abgeschlossen, dahin gehend, dass diejenigen Gemeindsgenossen, welche einen Messpriester haben wollen, die Caplaneipfründe daselbst nach Belieben verleihen sollen, vorbehältlich der Rechte von Griessenberg. (Diese Rechte wurden dann später von den Söhnen von Ulm's am 9. Juli 1593 dem Stifte Kreuzlingen abgetreten.)

Die Gesinnungen Heinrich von Ulm's, als eines reformirten Constanzer Patriziers, gegenüber dem nach Meersburg ausgewanderten Bischofe, spiegeln sich in einer Urkunde von 1537, wonach ihm vom Bischof von Constanz als Herrn der Reichenau Bestätigung seiner Lehen verweigert wurde, da er nicht schwören wollte, des Bischofs und des Domcapitels Nutzen zu fördern und Schaden zu wenden. Er liess sich dann einen notarialischen Revers darüber ausstellen, dass er die Bestätigung nachgesucht.

Die Herrschaft Griessenberg vergrösserte er im Jahre 1538 um die Höfe zu Heschikofen und Buchschoren, letzteres Schildlehen von Reichenau, so wie die Weiher zu Eppenstein und Marpach, Lehen von St. Gallen, welche er von seinem Bruder Gregor von Ulm erwarb, der in diesem Jahre die benachbarte Herrschaft Wellenberg gekauft hatte und nun diese besser zur Herrschaft Griessenberg passenden Theile seines Erwerbes an Heinrich abtrat.

Heinrich von Ulm starb im Jahre 1547 mit Hinterlassung einer Wittwe Barbara, geb. Blaarer, und minderjähriger Kinder, darunter drei Söhne, Hans Walther, Heinrich und Achior, welche den Oheim Gregor auf Wellenberg zum Vormund erhielten. — Im folgenden Jahr (August 1548) wurde Constanz von den kaiserlichen Truppen besetzt, Bischof und Messe mit Gewalt wieder eingeführt, und die Häupter der Evangelischen vertrieben, vorab der Reformator Ambrosius Blaarer. Er flüchtete sich nun am 24. August mit seiner Familie zunächst unter das gastliche Dach des Hauses Griessenberg, auf Einladung seiner Schwester, Frau Barbara von Ulm, „einem gar treuen Weib“, wie Antistes

Bullinger sie nennt. Hier weilte er bis zum Herbst 1549, siedelte dann aber am 28. October nach Winterthur über, da inzwischen König Ferdinand geradezu seine Ausweisung aus dem Thurgau verlangt hatte. — Später im Herbste 1562 übernahm er auf Bitte seiner Schwester die Pfarrstelle zu Lütmerken, bis zur Rückkehr seines Neffen Diethelm Blaarer, dem die Pfründe von den von Ulm zugedacht war. Er führte daselbst eine sehr strenge Kirchenzucht ein; aber zu Lichtmess 1564 wurde aus Missgunst der benachbarten Geistlichen, denen wegen der grossen Anziehungskraft des greisen Reformators nur wenige Zuhörer verblieben, eine Weisung der regierenden sieben Orte an die Herrschaft gerichtet, sie möge die Pfarre mit einem andern Prediger besetzen. Dem gegenüber zog sich Blaarer im September 1564 wieder nach Winterthur zurück. Es erhielten dann zwei junge Neffen Blaarer's, Söhne von Thomas, hinter einander die Pfründe. — Es ist natürlich, dass bei so engen Beziehungen zu einem hervorragenden Manne der Reformationszeit die Herrschaft Griessenberg in streng protestantischem Sinne geleitet wurde.

Im Jahre 1553 übernahm Hans Walther, der älteste Sohn Heinrich's von Ulm, die Verwaltung des gemeinsamen Erbes, während die jüngern Brüder, Heinrich und Achior, unter Anleitung ihres rechtsgelehrten Oheims Thomas Blaarer von Gyrsberg ihren juristischen Studien oblagen. Heinrich, geb. 1537, studirte im Jahre 1556 mit seinen Freunden J. J. von Mandach und Gerold Escher an der damals berühmten Rechtsschule in Orleans, laut Eintrag in die Matrikel der dortigen deutschen Nation. Als gebildeter Jurist bekleidete er später das Amt eines Landvogtes der damals einem protestantischen Herrn gehörenden Landgrafschaft Stühlingen. Er war mit Margaretha Escher vom Luchs verheirathet, und erwarb 1577 das Bürgerrecht der Stadt Zürich.

Als im Jahr 1580 der mit Anna Lantz von Liebenfels vermählte Hans Walther von Ulm kinderlos starb, verblieb Griessenberg gemeinsames Eigenthum der Brüder Heinrich und Achior,

aus deren Zeit unsere Acten nichts besonders Erwähnenswerthes zu berichten haben.

Dagegen ging im ersten Jahrzehnt des siebzehnten Jahrhunderts eine wichtige Veränderung in den Verhältnissen der Herrschaft vor sich. Heinrich von Ulm war mit Hinterlassung eines Sohnes, Marx, und sechs Töchtern [1]) im Jahre 1601 gestorben, und der Sohn hatte sich 1604 in Folge eines Vertrages mit dem Onkel Achior von Ulm in den Alleinbesitz der Herrschaft gesetzt [2]). — Es war die Zeit, wo die von den Jesuiten geleitete Gegenreformation im Reiche draussen grosse Fortschritte machte und auch im Thurgau von Seite der fünf mitregierenden katholischen Orte Alles aufgeboten wurde, um ohne offene Verletzung des Landfriedens die Ausübung des reformirten Gottesdienstes und den Einfluss des neben dem paritätischen Glarus einzig mitregierenden reformirten Standes Zürich zu beschränken. Namentlich wurde versucht, durch die Gerichtsherren die Messe in reformirten Gegenden wieder herzustellen und reformirte Gerichtsherren sei es zur Verläugnung ihres Glaubens, sei es durch Nergeleien zum Verkauf ihrer Güter an Katholiken zu veranlassen. Wir erinnern in ersterer Beziehung an den Gachnanger Handel von 1614 und an die Gegenreformation in Mammern durch den Stephaniterritter Hans Walther Roll von Bernau. Bestrebungen der andern Art vereitelte Zürich 1614 durch Ankauf der Herrschaften Weinfelden (von den von Gemmingen) und Pfyn (von den Wamboldt). — Der junge Gerichtsherr von Griessenberg erschien der katholischen Partei als eine für ihre Zwecke zu bearbeitende Persönlichkeit. Dass dieselbe hierin nicht fehlgriff, zeigt uns schon ein Brief, ausgestellt in Zürich den 16. Januar 1607, worin von Ulm's Oheime Hans Escher und Hans Georg Grebel ihm „uss veterlicher trüw und wolmeinung auch schuldiger pflicht“ mittheilen, es heisse in Zürich:

---

[1]) Anna, Ursula, Barbara, Margaretha, Katharina, Anna Maria.

[2]) Die Schwestern erhielten dabei als Erbtheil 12,000 Gulden, eingerechnet das zu 3000 Gulden gewerthete Haus zum rothen Rad an der obern Kirchgasse in Zürich.

„das sich bim vetern etwas unbestendigkeit in der religion erzeigen welle“ —: „Inn dem das er synen wande lund vil khundschaft zu den Jesuitern zu Constantz habe, und das er gesinnet syn sölle in der kapellen zu Griessenberg einen altar ufrichten zu lassen. Darzu dan der veter einsteils von den Jesuitern beredt und anderteils auch um anderer ursachen willen bewegt worden syn möchte. Damit er dardurch an ort und enden, darvon wir gehört, desto besser in ein hyrat khome“ (am Rande fügen sie bei: „zu wellichem wir dem vetern, wann es syn fortgang gewündt, vil glücks wünschen“). Sie beschwören dann ihren jungen Vetter, von der wahren evangelischen Religion nicht abzuweichen. Auf eine ausweichende Antwort berichteten sämmtliche Verwandte, Hans und Marx Escher, Hans Georg Grebel, Hans Rudolf, Hans, Hans Friderich und Hans Hartmann Meiss neuerdings unterm 23. Hornung 1607, die Sache sei wider ihr Wissen vor Rath gekommen, und sie ersuchen den Vetter, nächsten Sonntag behufs Besprechung der Angelegenheit nach Zürich zu kommen. Diese Schritte der Angehörigen und andere Vorstellungen blieben umsonst; denn im Laufe des Jahres trat Junker Marx von Ulm zur römischen Kirche über und verheiratete sich mit einem katholischen Fräulein, Barbara Reichlin von Meldegg, worauf die Verwandten unterm 7. März 1608 ihren Schwager Gregor von Ulm zu Wellenberg aufforderten, die jüngste, noch minderjährige Schwester des Abgefallenen nach Wellenberg hinüber zu nehmen.

Auf Schloss Griessenberg wurde inzwischen die Kapelle für den katholischen Gottesdienst in Anspruch genommen, und auch in der Pfarrkirche zu Lütmerken sollte wieder ein Altar aufgerichtet werden. Dies veranlasste den Zürcher Rath, seinen Bürger unterm 27. September 1608 zu einer Besprechung nach Winterthur einzuladen, welche aber erst am 17. Mai 1609 stattfand und bei welcher ein Vergleich zu Stande kam, der folgende Hauptbestimmungen enthielt:

1. Die Kapelle der Kirche zu Lütmerken, in welcher sich das Erbbegräbniss der Herren von Griessenberg befindet, soll

dem von Ulm zu freier Benutzung aushin gegeben werden. Dagegen soll nicht gestattet sein, in der Kirche selbst einen Altar zu errichten. Bei Begräbnissen von Katholiken darf der Messpriester von Griessenberg die Leichenrede zu Lütmerken von der Kanzel halten; es soll bei der Beerdigung geläutet werden dürfen, und erlaubt sein, die Gräber von Katholiken mit Kreuzen zu schmücken.

2. Der Zehnten der zum Schloss gehörenden Güter soll von der Kirche Lütmerken nebst einigen andern Leistungen auf den Messpriester zu Griessenberg übergehen. Im Uebrigen kann der Herr von Ulm aus dem Kirchengut die Besoldung des Priesters aufbessern.

3. An den Bau eines katholischen Pfarrhauses soll das Kirchengut Lütmerken zweihundert Gulden beitragen, zahlbar in zehn Jahren in Raten von je zwanzig Gulden.

Dieses Abkommen wurde hinterher von Marx von Ulm nicht in urkundlicher Weise bestätigt. Als er dann wider Abrede, gedeckt durch einen Abschied der katholischen Orte vom 19. October 1609, zu Anfang des Jahres 1610 Anstalten traf, um in der Kirche zu Lütmerken einen Altar aufzustellen, und Zürich dagegen Einsprache that, wurde ihm durch gleichlautende Zuschriften der Orte Uri, Schwyz, Nidwalden, Obwalden, Luzern und Zug deren Schutz gegenüber Zürich bei seinen Neuerungen zugesagt. Die Aufstellung eines Altars in der Pfarrkirche zu Lütmerken erfolgte im Mai 1612, angeblich, damit die Seelenmessen für die zur Pestzeit des Jahres 1611 verstorbenen Katholiken am Orte ihrer Bestattung abgehalten werden können. Durch Besiedelung der verödeten Höfe mit Katholiken aus Schwaben und dem St. Gallischen hatte er eine katholische Mehrheit im Pfarrdorfe zu Stande gebracht und die Evangelischen eingeschüchtert.

Der beleidigte Rath von Zürich liess nunmehr dem Gerichtsherrn durch Seckelmeister Johannes Kambli und Rathsherrn Heinrich Schneeberger den 19./29. Mai 1612 unter Vermeldung höchster Ungnade persönlich das Bürgerrecht aufkünden. Dies

wurde nicht rückgängig gemacht, obwohl Marx von Ulm versicherte, es falle ihm nicht ein, den reformirten Gottesdienst, Taufstein und Tisch des Herrn aus der Kirche Lütmerken zu verdrängen. Dagegen schenkte ihm die Stadt Luzern unterm 27. Dezember 1612 ihr Bürgerrecht, was den Junker 1614 veranlasste, seinen neuen Mitbürgern durch seinen Schreiber ein Trinkgeschirr als Zeichen der Dankbarkeit überreichen zu lassen[1]).

Ein neuer Anlass zu Reibereien entstand im Jahre 1614. Mit Bezug auf das Pfrundeinkommen der Pfarre Lütmerken war es bis jetzt nach dem Vertrag von 1609 gehalten worden; nunmehr aber ging der Collator in einer für den Pfarrer Onofrius Seemann sehr empfindlichen Weise vor. Die Pest von 1611 hatte auch in der Herrschaft Griessenberg mit entsetzlicher Heftigkeit gewüthet, und eine Menge Güter waren in Folge Todesfalles verkäuflich und fällig geworden. Dieselben wurden vom Gerichtsherren theils an Katholiken vergeben, theils für geringes Geld erworben und mit den Schlossgütern vereinigt. Von diesen neuen Erwerbungen verweigerte nun von Ulm den Zehnten an die reformirte Pfarre, da im zweiten Artikel des Abkommens von 1609 die Zehnten der Schlossgüter ausdrücklich dem Messpriester vorbehalten seien. Auf Verwahrung Seemann's und des Raths von Zürich nahm sich Luzern seines Bürgers an, und schliesslich wurden durch Vergleich vom 17./27. November 1614 die Pfrundeinkünfte zu gleichen Theilen ausgeschieden; sonst blieben die Verhältnisse der beiden Confessionen im Wesentlichen beim Alten.

Der Pfarrer Onofrius Seemann, welcher seit 1592 die Pfarre inne hatte, war überhaupt zu dieser Zeit nicht auf Rosen gebettet. Er hatte im Jahre 1611 (4. Mai) nach Zürich berichtet,

---

[1]) Bezüglich dieses Geschirres bemerkt die Weisung an den Abgesandten: „Zu Zürich von dem Goldschmid Georg Hamberger die zwei Wäplein erfordern, mit nacher Lutzern nehmen und darmit verrichten in massen mir günstig anbevohlen worden uff das Lutzerner geschürr unden uff den Fuss von farben schmeltzen, dem Würth die Schiltlein geben, und wo er will abmahlen lassen“.

wie der Comthur des Johanniterhauses Tobel, Hans Walther von Roll, Stephaniterritter, einen den Evangelischen freundlichen Ordensstatthalter verjagt, und wie der Pfarrer von Bussnang, welcher auch die Seelsorge zu Tobel versah, um eines Zehntens willen in der Comthurei den Ohrenbläser und Saufbruder mache. Es sei dies namentlich für die Evangelischen sehr schädlich, da bei solchem Benehmen der Geistlichen der gemeine Mann nicht einzusehen vermöge, welchen Vorzug die reformirte Kirche vor der katholischen verdiene und so leichter zum Abfall gebracht werde. Roll gelangte 1614 in Besitz einer Abschrift dieses Briefes, worauf ein schweres Ungewitter über den Pfarrer hereinbrach, der schliesslich froh sein musste, mit Ausstellung einer Ehrenerklärung, die ihn nicht zu sehr demüthigte, und Bezahlung der aufgelaufenen Kosten davon zu kommen. Seemann, der s. Z. an der Vermählung von Ulm persönlich theilgenommen, scheint übrigens von seinem ehemaligen Zögling und Patronatsherrn auf Schloss Griessenberg persönlich nicht verfolgt worden zu sein; denn er erhielt von demselben bis zu seinem seligen Ende (1641) alljährlich „aus Gnaden“ zehn Eimer Wein in den Pfarrkeller, wie auch später seine Nachfolger.

Marx von Ulm, „Herr zu Griessenberg und Liebburg, fürstlich St. Gallischer Rath und Landeshofmeister“, war jedenfalls ein ganz gewandter Mann, der seine materiellen Interessen durchaus nicht vernachlässigte. Von Seite seiner Frau war er in Besitz des Schlosses Liebburg bei Constanz gelangt; die Pestzeit von 1611 hatte er, wie schon erwähnt, zur Abrundung seiner Schlossgüter benutzt; er liess das Archiv der Herrschaft ordnen und theilweise mit Copialbüchern versehen; die alten Offnungen wurden erneuert. Seine Stellung als Landeshofmeister des Abtes von St. Gallen von 1616—1646 und 1653 war jedenfalls eben so einträglich, als einflussreich, und gewiss fiel die Aussicht auf Erlangung dergleichen Stellen bei Uebertritten zum Katholizismus schwer in's Gewicht, da ja reformirte Gerichtsherren der Unterthanenlande keinerlei Aussicht hatten, zu Amt und Würden zu gelangen. Er war natürlich um so mehr per-

sona grata, als der Abt von St. Gallen die Gegenreformation mit grossem Nachdruck betrieb, und er selbst mit ächtem Convertiteneifer die gleichen Wege wandelte.

Es ging zwar mit der Katholisirung der Herrschaftsleute nicht ganz nach Wunsch — die versuchte Katholisirung der Kirchgemeinde Lustorf, zu welcher das Dorf Wulfikon gehörte, hatte gar keinen Erfolg, und die Katholiken zu Lütmerken zählten 1633 nur 55 zur Communion gehende Personen —; aber es wurde wenigstens der katholische Cultusapparat in vollen Gang gebracht. Nachdem Junker Marx von Ulm am 9. Dezember 1638 unter Leitung der Dominicaner zu Constanz die Erzbruderschaft zum Rosenkranz in der Kapelle zu Griessenberg gestiftet, wurde 1639 die Weihung der Kirche Lütmerken und der Kapelle Griessenberg [1]) mit grossem Gepränge vorgenommen. — Wir folgen bei Beschreibung dieser Weihe einem gleichzeitigen Berichte.

Am 5. November 1639 ritt „ihre fürstliche Gnaden, Herr Johann von Hornstein, Bischof von Constanz“, mit grossem Gefolge von seinem Bischofsitz ab; dasselbe bestand aus Oberst H. Keller von Schleitheim, Hauptmann zu Constanz, dem Beichtiger Pater Daniel, Societatis Jesu, Matthias Walser, Obervogt zu Meersburg, dem Leibarzt Philipp Müller, Wilhelm Hund von Lauterbach, Obervogt zu Balingen, W. Chr. von Bernhausen, Obervogt zu Güttingen, Johann Franz von Bodmann zu Möckingen, sodann dem Stadtammann von Constanz, einem Hofjunker, dem Hofkaplan, dem Ceremoniarius, einem Kaplan, zwei Kammerdienern und zwei Lakeien.

Dieser „Cavalcade“ ritten um zwei Uhr von Griessenberg aus entgegen: Marx von Ulm mit seinen drei Söhnen, Jakob Werner von Ulm, fürstl. St. Gallischer Rath, Heinrich Christoph und Franz Rafael von Ulm, begleitet von Hans Ludwig von Heidenheim zu Klingenberg, Wolf Dietrich von Hallwil zu Blidegg, Johann Wilhelm von Bernhausen zu Hagenwyl. Sie empfingen

---

[1]) Welche 1638 mit zwei Glocken versehen worden war.

den Bischof an der Grenze der Herrschaft und geleiteten denselben auf die Burg.

Am folgenden Tage, Sonntag 6. November, nach Celebration einer Messe in der Schlosskapelle, fuhr der Bischof um sieben Uhr nach Lütmerken, wo Abt Pius von St. Gallen von Wil her ebenfalls anlangte, in Begleit des Stadthauptmanns von Wil, Rathsherr Johann Pfyffer von Luzern, und einem Gefolge von 10 Pferden. Sie waren an der Grenze von drei Adelichen empfangen worden. — Der Bischof weihte nun in vierstündiger Ceremonie, assistirt von den Pfarrern von Sitterdorf und Tobel, die Kirche mit vier Altären, las eine Messe und ertheilte die Firmung. Nachher ritten sie nach Griessenberg zurück. „Zu gemainer Tafel, so auf dem Saal zubereit gewest, sind so wol baide Fürsten, als ander Herren gesessen und haben mit einander zu Mittag gessen“, — währenddem der Capucinerguardian von Frauenfeld in der Schlosskapelle für das gemeine Volk eine Predigt hielt. — „Zur Nacht haben baide Fürsten sambt Ihren Beichtvättern in Ihro fürstl. Gnaden von Costanz Zimmer allein mit einanderen gessen, die übrigen Herren aber sind zur Taffel gangen“.

Montag den 7. November früh nahm der Abt von St. Gallen Abschied, während der Bischof die Schlosskapelle mit drei Altären weihte, was bis 11 Uhr währte. Vor und nach dem Essen ertheilte der Bischof die Confirmation, im Ganzen an beiden Tagen an vierzig Personen.

„Als nun diese solennitet genzlich vollendet worden, ist ir fürstl. Gnaden den 8 diess zu morgens bei gutter zeit, nach zuvor gehördter heiligen Mess und folgender eingenommenen morgensuppen, sambt der ganzen Adenlichen Cavalleria aufgebrochen und sehr wohl content, wie zuvor bis an die Thur begleittet, nacher Costanz gezogen“.

Die reformirten Herrschaftsangehörigen konnten sich in diesen Tagen damit trösten, dass der äussern Machtentfaltung der innere Erfolg durchaus nicht entsprach und die Katholiken der Herrschaft meist aus fremden Ansässen bestanden.

Aus Briefen des katholischen Geistlichen zu Griessenberg ist ersichtlich, dass er im Jahr 1641 die nöthige Ausstattung der neugeweihten Altäre mit bedeutendem Aufwand in Constanz anfertigen liess, und um den Evangelischen die bevorzugte Stellung des Katholizismus noch mehr fühlen zu lassen, musste im gleichen Jahre nach dem Tode von Pfarrer Seemann der neue Geistliche auf das bisherige Pfarrhaus zu Gunsten der Katholiken verzichten, wogegen auf gemeinsame Kosten ein neues Haus für den Geistlichen erstellt wurde. Indessen wurden den Evangelischen bei diesem Anlass die ihnen laut des Landfriedens zustehenden Rechte bestätigt, auch dem Rathe zu Zürich das Versprechen gegeben, bei Erledigung der Pfarrstelle dessen Vorschlag berücksichtigen zu wollen.

Gegen Ende seines Lebens sicherte Junker Marx von Ulm, „der von dem allgütigen Gott aus der dicken Finsterniss der zwinglischen Secten zu dem Licht der allein seligmachenden katholischen Religion berufen worden“ und letztere auch bei seinen Unterthanen einzuführen beflissen ist, mit Urkunde von Martini 1651 der katholischen Pfründe Lütmerken vermehrte Einkünfte zu, unter Stiftung ewiger Messen für die Familie von Ulm. Ebenso erneuerte er die Stiftung der Sta. Maria und St. Marcus geweihten Schlosskapelle. Er starb 1654.

Ueber seine Privatverhältnisse melden unsere Quellen wenig. Er war seit 1606 mit einer Reichlin von Meldegg verheirathet und hatte drei, oben genannte, Söhne. Als Landeshofmeister des Abts von St. Gallen, mit welcher Stelle die Obervogtei im Tablat verbunden war, hielt er sich von Amtswegen sehr oft, wohl meistens, bei St. Gallen auf. Wie andere Amtspersonen seiner Zeit, unterbrach er gern die Geschäfte etwa durch eine Badenerfahrt. — Politische Neuigkeiten erfuhren die Schlossbewohner theils brieflich, theils aus der (Augsburger) Ordinari Post Zeitung, von welcher sich Bruchstücke, in verschiedenen Copialbänden zerstreut, vorgefunden haben. — Hie und da, bei adelichem oder geistlichem Besuch, mag es auf Griessenberg

hoch hergegangen sein; — von der Liebburg, wo damals der älteste Sohn weilte, schreibt am 20. April 1640 der katholische Pfarrer von Lütmerken, Christoph Keller: „Vorschein noch am Dornstag sindt beide Herren von Montfort und beide von Königsegg, wie auch Thumherr Brümssi by uns auf der Liebburg gewessen, sich lustig auf dem Saal gemacht, aber unser Fässlin hat ein guets Loch bekommen". — Ob den Jagdfreuden gehuldigt wurde, findet sich nicht aufgezeichnet. Gelegenheit dazu war vorhanden; denn Wolfstreiben und Wildschweinschaden werden öfters erwähnt. Als Hans Caspar von Ulm zu Hüttlingen 1619 Wildschweine im Jagdeifer bis auf Griessenberger Gebiet verfolgen und schiessen liess, entschuldigte er sich beim Vetter durch Uebersendung eines Beuteantheils, womit er das Gesuch verband, nächster Tage anlässlich einer Jagd die Griessenberger Forsten mit fremden Hunden betreten zu dürfen.

Jakob Werner von Ulm, fürstl. St. Gallischer Rath und Landeshauptmann der Grafschaft Thurgau, vermählt mit Clara von Bodmann, welcher nach des Vaters Tode die Herrschaft antrat, scheint der Geistlichkeit, wenn nicht das Herz, so doch den Geldbeutel mehr verschlossen gehalten zu haben, als der Vater; so hinterhielt er wenigstens der Rosenkranzbrüderschaft zu Griessenberg die Zinsen von Capitalien, welche die von Ulm'sche Familie derselben übergeben hatte. — Er starb schon 1664; sein Sohn Marx Antonin von Ulm (Gemahlin Maria Francisca von Bodmann) genoss dagegen seines Besitzes bis 1704. Sei es durch seine Mutter, sei es durch seine Frau, gelangte dieser in Besitz des Schlosses Langenrain bei Bodmann am Ueberlingersee, wo sich die Familie später meistens aufhielt. Er wurde gegen Ende des 17. Jahrhunderts in den Reichsfreiherrenstand erhoben.

Im Anfange des 18. Jahrhunderts erhoben sich wieder Anstände, die reformirte Pfarre betreffend. Das 1642 neu erbaute Pfarrhaus war ganz baufällig, und die Gutsherrschaft weigerte sich, dasselbe herzustellen. Nach schleppenden Verhandlungen, seit 1704, zwischen dem zürcherischen Obervogte zu Weinfelden

und der verwittweten Freifrau Maria Francisca von Ulm, kam im März 1712 ein Vertrag zwischen Zürich und ihrem Sohne Franz Wernher Johann von Ulm, fürstl. St. Gallischem Rath und Obervogt zu Rosenberg, zu Stande, kraft welchem der Stand Zürich den Umbau des Pfarrhauses übernahm, dagegen der Freiherr sich verpflichtete, die Pfründe jeweilen nach Massgabe eines von Zürich einzureichenden Dreiervorschlages neu zu besetzen, und zwar das nächste Mal mit einem Stadtbürger von Zürich.

Bald nach diesem Vergleich brachte der Toggenburgerkrieg von 1712 eine Veränderung der politischen und confessionellen Verhältnisse. Zürich, durch seine Besitzungen und die Verbindung mit den aufständischen Toggenburgern vollkommen Herr der Lage im Thurgau, entbot den 29. April, dem Tag der Besetzung Frauenfeld's, zwei Männer im Namen der ganzen Gemeinde Griessenberg durch den Quartierhauptmann auf das Schloss Weinfelden, wo ihnen eröffnet wurde, es solle die Gemeinde dem Stande Zürich den Eid der Treue leisten und vier Mann nach Frauenfeld zur Armee abgeben. Der Eid wurde am nämlichen Abend noch unter der Gerichtslinde zu Griessenberg abgelegt — dem den regierenden sieben Orten geschwornen Eide unschädlich — und die verlangten vier Mann nach Frauenfeld gesandt. Der Freiherr war abwesend, sei es beim Abte, sei es in Deutschland. — Der weitere Verlauf der Dinge während des Krieges ging hier offenbar ganz ruhig vorüber, und es sicherte dann der Landfrieden von 1713 für immer die Rechte der evangelischen, wie der katholischen Herrschaftsangehörigen. — Neben allerlei Festsetzungen über Benutzung des Kirchhofes, Wahl des Messmers und Vorsingers, bestimmte der am 3. April 1713 zu Stande gekommene Specialvertrag über Ausführung des Landfriedens in der Herrschaft Griessenberg, abgeschlossen zwischen Joh. Ludwig Hirzel (von Zürich), Abraham Tscharner (von Bern) und Joh. Ignaz Rüpplin (von Frauenfeld) einerseits, und Franz Wernher Johann, Freiherr von Ulm, anderseits, dass der Vogt abwechselnd aus den Evangelischen und Katholischen zu erwählen, und das Gericht je nach Ergebniss einer vorzunehmenden

Zählung zu zwei Dritteln oder zur Hälfte mit Evangelischen zu besetzen sei[1]).

Es folgte nun eine Zeit der Ruhe; zwar beschwerten sich noch 1733 die Evangelischen, dass an der paritätischen Kanzel ein katholisches Abzeichen (das Monogramm Jesus, oben ein Kreuz, unten drei Nägel, in einem Strahlenkranze) angebracht worden sei. Sonst hört man nichts mehr von Bedrückungen; dagegen mehren sich die Anzeichen materiellen Aufschwungs der Gegend. Im Jahr 1727 erhielt das Wirthshaus zu Amlikon die landvögtliche Concession einer Bäckerei, 1739 diejenige einer Schmiede (schon 1524 war eine solche in Griessenberg durch einen Schmid aus Bozen errichtet worden), und aus einer Urkunde aus 1763 ergibt sich, dass das Fahr zu Amlikon schon vor geraumer Zeit durch eine Thurbrücke ersetzt worden war. Am 2. December 1742 wurde von den Katholiken der Pfarre Lütmerken und der Höfe Bennikon, Hub und Vogelsang eine katholische Freischule gestiftet, welche allerdings nur im Winter offen stand, und zwar zwölf Wochen vom ersten Sonntag Advent an. Es geschah dies im Wetteifer mit den evangelischen Schulen, welche Zürich im ganzen Thurgau kräftig unterstützte.

Während der Wohlstand der Unterthanen wuchs, scheint bei der Familie von Ulm das Gegentheil eingetreten zu sein. Nachdem schon 1742 Johann Franz von Ulm zu Langenrain, bei Belehnung mit der von seinem Onkel Franz Werner Johann auf ihn übergegangenen Herrschaft Griessenberg, vom Landvogte im Thurgau die Bewilligung erhalten hatte, Geld auf die Herrschaft aufzunehmen, suchte er dann in den Fünfziger Jahren bei steigender Finanznoth seine Besitzung zu verkaufen. Lange

[1]) Gleichzeitig, 2. Mai 1713, erfolgte auch eine Verständigung zwischen dem Freiherrn und seinen Unterthanen betreffend das Tavernenrecht, das der Herrschaft gemäss Urkunde von 1492 ungeschmälert verblieb. Dagegen durfte ein Jeder das eigene Gewächs an Wein ohne Entrichtung eines Tavernengeldes ausschenken. Auch sollten die Herrschaftsangehörigen in Zukunft sich verheirathen dürfen, ohne Bezahlung einer Gebühr für die Bewilligung hiezu.

unterhandelte er darüber mit Luzern. Nach langem Schwanken überwogen confessionelle Gründe (die Befürchtung, es möchte Zürich, welches schon Weinfelden, Pfyn, Hüttlingen und Wellenberg besass, auch dieses Gebiet erwerben) die finanziellen Bedenken [1]), und so übernahm die Stadt Luzern laut Urkunde vom 2. April 1759 die Herrschaft Griessenberg um 84,000 Gulden und tausend Gulden Trinkgeld an die Frau Baronin. Die Herrschaft blieb also in katholischen Händen und wurde von luzernischen Obervögten (der erste war Jost Heinrich Ranuti Segesser von Brunegg) verwaltet. Allein es ergab sich bald, dass der Ertrag der Güter unter obervögtlicher Verwaltung nicht befriedigen konnte, und da einerseits gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der confessionelle Hader so ziemlich erloschen war, andrerseits die französische Revolution den alten Zuständen bedrohlich wurde, so veräusserte Luzern durch Obervogt Joseph Egidius Balthasar am 29. November 1793 die Herrschaft um achttausend neue französische Louisd'ors an den Juden Wolf Dreyfus von Endingen zu Handen von Karl Anton von Kraft, österr. Oberamtmann zu Stockach. Es lässt sich schwer sagen, ob Dreyfus der Agent Kraft's war, oder ob Kraft nur (gegen Vergütung) seinen Namen zum Güterschacher des Juden hergab. — Im Jahr 1795 ging die Herrschaft schon wieder in neue Hände über, und zwar, am 18. März, die halben Gerichte zu Heschikofen und Hüseren, einige Güter zu Griessenberg und der katholische Kirchensatz Lütmerken an Joseph Pankratius Grübler, St. Gallischen Geheimrath zu Wil, Herrschaft und Schlossgut Griessenberg dagegen laut Kaufbrief vom 28. August 1795 um sechstausendfünfhundert franz. Louisd'ors an die Gebrüder Rathsherr Johannes und Stadtfähnrich Heinrich Schulthess von Zürich. Dieselben erwarben dann am 14. November 1796 (gefertigt 11. Februar 1797) von Grübler dessen Antheil an der Herrschaft, mit Ausnahme der katholischen Collatur, um achtzehntausendfünfhundert Gulden Reichsgeld.

---

[1]) Nach gütiger Mittheilung von Herrn Staatsarchivar Dr. Theodor von Liebenau in Luzern.

Unter diesen letzten Gerichtsherren Griessenberg's lösten sich die althergebrachten, theilweise bis zur Besiedelung des Landes von Seite unseres deutschen Stammes hinaufreichenden Verhältnisse. Zuerst wurden im Jahre 1795 die Leibeigenschaftsgefälle in der ganzen Landgrafschaft Thurgau aufgehoben. Dieselben waren längst zur blossen Formalität geworden, und trugen im ganzen Lande jährlich nicht mehr als tausend Gulden ein. Dieser Ausgleichung der Standesverhältnisse der Unterthanen folgte im Jahre 1798 der Untergang der niedern Gerichtsbarkeit und die Erstellung selbständiger Gemeinden, zugleich mit der Erhebung des Thurgau zu einem gleichberechtigten Glied der Eidgenossenschaft, was, wie bekannt, im Februar 1798 in bester Ordnung unter Zustimmung der regierenden Orte vor sich ging. — Dann folgte die Zeit des Umsturzes, der Helvetik und des Krieges, wobei dann freilieh Alles darunter und darüber ging. In den Griessenberger Acten findet sich einzig eine Zuschrift der Verwaltungskammer des Cantons Thurgau vom 17. März 1799, worin der Bürger Oberhensli, Verwalter der ehemaligen Herrschaft Griessenberg, ersucht wird, alle auf Zehnten, Bodenzins, Territorial- und Domanialrechte bezüglichen Acten und Pläne gegen Bescheinigung zur Einsicht vorzulegen. Die einstweilige Aufhebung der Lehenszinse, wie der Zehnten, war ein schwerer Schlag für die damaligen Gerichtsherren; weit mehr noch litten Gemeinde und Schlossherr unter den schweren Kriegszeiten und Requisitionen, welche im April 1800 die Ausschreibung einer Vermögenssteuer von $7^1/_2$ ‰ (was damals noch für enorm galt) von Seite der Municipalität Lütmerken zur Folge hatte.

Das Schlossgut Griessenberg sank in Folge dieser Vorfälle so sehr im Werthe, dass bei Uebernahme desselben durch Herrn Major Schulthess allein, am 2. Februar 1802, dasselbe mit den dazu gehörenden Rechten nicht mehr der Summe der darauf haftenden Schulden entsprach (fl. 40,000 bei Leu & Cie., — fl. 10,000 bei der Stadt Luzern) und die Erben der übrigen Antheilhaber dem Uebernehmer noch fl. 4600 Aufgeld geben mussten.

Bei wieder eintretenden ruhigeren Verhältnissen löste Major Schulthess durch schiedsrichterliche Vergleiche 1803 und 1811 die Beziehungen zum Collator der katholischen Pfarre Lütmerken und zur Kaplaneipfrund Griessenberg, welche zu Quellen vielen Verdrusses geworden waren. Er kaufte den Pfrundinhabern die verschiedenen Gefälle derselben und den Zehnten zu Thundorf ab.

Nachdem Alles geregelt, verkaufte späterhin Herr Schulthess die Güter in Abtheilungen, schliesslich auch den Rest mit dem Schloss.

Schon im 18. Jahrhundert war das im 15. Jahrhundert aufgeführte Schloss (eine geringe Abbildung desselben gibt Herrliberger) wegen Zerbröckeln des Felsens in Folge Unterwaschung durch den Bach abgebrochen[1]) und durch eine im Burggraben (!) aufgeführte Herrschaftswohnung ersetzt worden. Dieselbe, ein anspruchsloses Gebäude, besteht jetzt noch; Schloss und Herrschaft aber gehören nur mehr der Vergangenheit an.

Das Archiv der Herrschaft moderte auf einem Dachboden Zürich's, bis im Jahre 1875 der Enkel des letzten Gerichtsherrn, Herr Fr. Schulthess-Pestalozzi, dasselbe in zuvorkommender Weise der Antiquarischen Gesellschaft abtrat.

---

[1]) Herr Dr. J. A. Pupikofer schrieb mir am 4. Mai 1879: „Von der Burgfeste ist keine Spur mehr erhalten. Mein sel. Vater erzählte mir, dass er, als Knabe (um 1770) bei Wigoltingen beschäftigt, den furchtbaren Schall hörte und den entsetzlichen Staubwirbel sah, mit welchem der Felsenhügel der Ruine Griessenberg in das Tobel hinunterstürzte“. („Da haben wir“ fügt er bei, „werden die Kritiker sagen, eine offenbare historische Unmöglichkeit, — einen Zeitraum von 109 Jahren, über den der Zeuge hinüberspringt, als läge nur ein schmaler Mühlbach dazwischen. Glücklicher Weise kann ich aber die historische Möglichkeit mit Civilstandszeugnissen belegen“.)

Stammtafel des Hauses Griessenberg.

Albrecht von Bussnang, 1209.

Albrecht von Bussnang, 1208—1228. | Konrad von Bussnang, Abt zu St. Gallen, † 1238. | Heinrich von Griessenberg, Ritter, 1230—1257.

Heinrich und Albrecht, 1244.

Haus Bussnang.

Albrecht von Griessenberg, 1258 Ritter; 1269 vermählt mit (Gertrud ?) von Regensberg. | Heinrich von Griessenberg, Ritter, 1270—1323/24; vermählt mit Adelheid von Montfort, sie lebt noch 1327.

Lütold von Griessenberg, Ritter, 1284—1321; vermählt mit Agnes von ?

?

Adelheid von Griessenberg, 1324, gestorben um 1372, vermählt mit: | Heinrich von Griessenberg, der Jung, 1314.

1) Graf Diethelm von Toggenburg, erschlagen 1337. 2) Landgraf Konrad von Fürstenberg, 1341, † 1370.

Clementia von Toggenburg. lebt noch 1397, vermählt mit:

1) Ulrich von Hohenklingen, † vor 1367. | 2) Heinrich von Hewen, vor 1367, † vor 1393.

Diethelm von Hohenklingen, 1361, 1367. | Walter von Hohenklingen, 1361, 1375. | Elisabeth — Adelheid. | Peter von Hewen Ritter. | Wolfram von Hewen.

Herren von Hewen.

DAS

KLOSTER PFÄVERS.

Von

HERMANN WARTMANN.

Die mittelalterliche Geschichte des jetzigen Kantons St. Gallen setzt sich im Wesentlichen zusammen aus der Geschichte von zwei Klöstern: St. Gallen und Pfävers, und von zwei Adelsgeschlechtern: der Grafen von Montfort-Werdenberg und der Grafen von Toggenburg.

Die Geschichte dieser Klöster und Geschlechter bestimmt auch diejenige der umliegenden Landschaften. Für das Sarganserland oder das St. Gallische Oberland sind das Kloster Pfävers und das Haus Montfort-Werdenberg vor Allem wichtig geworden. Um so viel höher indess das Kloster über der Ebene liegt, als die Schlösser von Freudenberg und Sargans, um so viel früher leuchtet von jener Höhe das freundliche Licht des Gotteshauses durch die Jahrhunderte, — seit seinem Entstehen beinahe der einzige helle Punkt dieser Gegend während der ganzen Zeit, in welcher die Bevölkerung des Verbindungsthales zwischen dem Rhein- und Linthgebiete zu den „Walchen“ zählte und „wälsch“ gesprochen hat.

Der Strahl, der diese Leuchte entzündete, fiel von Osten auf die Höhe des Pfäverser Berges; so viel scheint immer deutlicher hervorzutreten aus den Nebeln der Legende und Sage, welche die Anfänge des Klosters und seinen Stifter umwallen. Das Bündner Oberland war nach den neuesten Forschungen Heimat und Ausgangspunkt des Wanderbischofs Pirmin, Disentis seine erste, Pfävers die zweite, Reichenau die dritte Stiftung; die weitern liegen ausser unserm Gesichtskreise.

Anm. Vortrag, gehalten an der Hauptversammlung des historischen Vereins von St. Gallen, zu Ragaz am 22. Juli 1878.

Der bisher jeder Deutung widerstrebende Name „Favares“ hat jedenfalls schon an der Stelle gehaftet, wo Pirmin an viel begangener Alpenstrasse um das Jahr 720 ein Klösterchen zu Ehren der h. Gottesgebärerin Maria gründete, nicht um daselbst sein Leben in beschaulicher Andacht zu verbringen, wie der h. Gallus in der Abgeschiedenheit an der Steinach, sondern um in rastloser Missionsthätigkeit seinen Stab weiter zu setzen, nachdem er dort oben ein Häuflein mit seinem Eifer erfüllter, romanischer Christen unter der Regel des h. Benedict zu klösterlichem Leben verbunden und wohl auch noch für gehörige Ausstattung seiner Stiftung gesorgt hatte. Bedenkt man, wie damals die oberste geistliche und weltliche Gewalt über Rätien in den Händen des Bischofs von Cur vereinigt war und wie aus der ältern Geschichte von Pfävers keinerlei Conflicte zwischen dem Kloster und Bisthum bekannt sind, so liegt die Annahme sehr nahe, dass der Bischof von Cur selbst es gewesen, der dem Stifte die Ausstattung gegeben durch Ueberlassung aller bisher dem Bischof und Präses von Currätien zustehenden Einkünfte und Rechte in dem Thal der Duminga (Tamina), von dem schon damals in Weinreben gebetteten Ragaz bis zu dem Sardonagletscher. Auch damit scheint der Bischof einverstanden gewesen zu sein, dass das neue Kloster gleich von Anfang an in geistlichen Dingen unmittelbar dem päpstlichen Stuhl unterstellt wurde. Damit waren Pfävers alle jene Kämpfe erspart, die St. Gallen so lange mit Constanz zu führen hatte und deren ganze Bitterkeit noch heute aus den ältesten Chroniken und Urkunden des Klosters erkennbar ist. Ueberhaupt ist offenbar die Jugendzeit der Pirmin'schen Stiftung weit friedlicher und ruhiger verflossen, als diejenige der Zelle des h. Gallus. Denn auch als die mächtigen Karolingischen Herrscher unmittelbar in die Geschicke Rätiens einzugreifen begannen, wandten sie dem Kloster Pfävers unverändert ihre Gunst zu. Karl der Grosse nahm es in seinen unmittelbaren Schirm, und Ludwig der Fromme befreite es von den Steuern und Dienstleistungen an die königlichen Beamten. Auch die freie Wahl des Abtes ist den Mönchen

von Pfävers spätestens im Jahr 840 durch kaiserliche Gunst gewährt worden.

Wann und wie das Kloster Pfävers zu seinen übrigen, weit zerstreuten Besitzungen gekommen, darüber kann leider keine nähere Auskunft gegeben werden. Nahezu tausend jetzt noch erhaltene Urkunden aus den ersten zwei Jahrhunderten der Existenz von St. Gallen als Kloster lassen uns in den Hauptumrissen den Anwachs und die Ausbildung des St. Gallischen Gebiets deutlich erkennen; von Pfävers dagegen sind aus den ersten fünf Jahrhunderten seines Bestandes ausser den kaiserlichen und päpstlichen Diplomen, welche die allgemeinen Verhältnisse des Klosters bestimmen, gar keine weitern Documente vorhanden. Es führt Dies fast nothwendig zu der Annahme, dass nach rätischem Rechte bei Schenkungen von Land und Leuten schriftliche Ausfertigungen nicht erforderlich waren, sondern die feierliche mündliche Uebertragung vor öffentlicher Gerichtsversammlung genügte.

Obschon wir also über den Besitzstand von Pfävers erst aus sehr viel späterer Zeit unterrichtet sind, können wir doch aus der Lage und Vertheilung seiner Besitzungen mit ziemlicher Sicherheit erkennen, was dem Kloster hiebei besonders förderlich war und bei Ausbreitung seines Besitzes und seines Einflusses bestimmend einwirkte. Es ist die alte Verkehrs- und Handelsstrasse vom Limmatthal über den Walensee und den Kunkels zu den grossen Bündner Alpenpässen, an welcher die meisten und wichtigsten Besitzungen des Klosters liegen. Das Kloster muss förmlich die Bedeutung eines Hospizes für die dieses Weges Ziehenden gehabt haben; wie denn auch im spätern Mittelalter noch Schenkungen und Begünstigungen an Pfävers damit begründet werden, dass seine Mittel nicht mehr ausreichen zur fernern Uebung der bisherigen Gastfreundschaft. Wer auf einer Romfahrt im Dienste des Kaisers oder auf einer Pilgerfahrt zu den Gräbern der Apostel oder in Handelszwecken auf diesem Wege sich bereit machte, die Schrecken des Hochgebirges zu bestehen, wer wohlbehalten aus denselben zurück-

kehrte, der fand hier freundliche Aufnahme, und mancher Hof ist gewiss als Gelübde, mancher als Dank für glückliche Heimkehr dem Kloster geschenkt worden. Wenigstens die zahlreichen Erwerbungen des romanischen Pfävers in dem ehemaligen Zürichgau, bei dessen Bewohnern ja als Gotteshäuser die Klöster Schännis, Einsideln, St. Gallen und das Frauenstift Zürich im höchsten Ansehen standen, scheinen kaum anders zu erklären. Zu Wäggis am Luzernersee, zu Mettmenstetten, Hedingen, Engstringen, in Zürich selbst, zu Männedorf, Tuggen, Wesen, in allen Ortschaften des jetzigen Sarganserlandes finden wir grössern oder kleinern Klosterbesitz; dann thalaufwärts zu Untervaz, zu Cur, im Schanfigg, zu Flims und den umliegenden Dörfern, im Schamserthal, in den Ortschaften der sogenannten Herrschaft. Dagegen treffen wir in dem eigentlichen Rheinthal — von dem Scholberg bis zum Bodensee — einzig in der Gegend des jetzigen Rankweil auf zusammenhängenden alten Pfäverser Besitz; in Fussach bezog der Abt einen Tuchzins von 30 Ellen von dem Hafenamt (officium portus); in Arbon besass das Kloster ein Haus, von welchem alle Jahre 200 Gangfische als Zins geschickt werden mussten; über dem Bodensee, bei Markdorf, hatte es den vereinzelten Hof Berkheim erworben, im Toggenburg ein versprengtes Gut bei Wattwil.

Wo aber das Kloster grössern Besitz erwarb, da setzte der Abt als Einzieher der Einkünfte und Abgaben, als Aufseher über die Bewirthschaftung der Klostergüter durch Hörige und freie Lehensleute seine Meier ein. Diese Verwalter und Aufseher über die grössern Besitzungen des Klosters erhielten ihren eigenen Hof zur Bewirthschaftung und hoben sich durch die Bedeutung des Amtes und die materiellen Vortheile desselben bald über ihre Genossen. Als jetzt noch lebende Zeugen des Ansehens, zu welchem die Geschlechter der Meier unter günstigen Verhältnissen gelangten, mögen hier nur die Tschudi und die Meier von Knonau aufgeführt werden. Jene legten den Grund zu der spätern hervorragenden Stellung ihres Geschlechtes als Meier

---

[1]) Der Hof Rüti wurde erst im 15. Jahrhundert angekauft.

der Aebtissin von Säckingen im Thale Glarus, diese als Meier der Aebtissin von Schännis in dem zürcherischen Hofe Knonau. Von den Meiern des Klosters Pfävers nahm derjenige zu Ragaz weitaus die erste Stelle ein. Hier war der Mittelpunkt der Verwaltung über das älteste, zusammenhängende Klostergebiet des Taminathales; hier war offenbar schon vor der Gründung des Klosters die Mal- oder Gerichtsstätte für die Bewohner des Gebiets oberhalb der Sar bis zu den Ausläufern des Calanda hinter Ragaz.

Wie für gute weltliche Verwaltung und Aufsicht, so sorgte das Kloster auch für die Erbauun gvon Kirchen auf seinen Höfen und für Besetzung der Kirchen mit getreuen Priestern. Folgendes ist das Verzeichniss der ihm später zustehenden Kirchensätze: Die Capelle des h. Gaudentius am Fusse des Septimers, die Pfarrkirche zu Mons, die Pfarrkirche zu Ruschein mit den Filialen in Seth und Ladir, die Pfarrkirche Flims, die Pfarrkirche St. Peter in Schanfigg, die Salvatorskirche bei Cur, die Pfarrkirchen zu Igis, zu Untervaz, zu Vättis, die Pfarrkirche in Pfävers, die Pfarrkirche Ragaz mit der Filiale in Valens, die Pfarrkirche in Mels mit den Filialen zu Vilters und Wangs, die Pfarrkirche in Walenstad mit der Filiale Quarten, die Pfarrkirche in Gams mit der Filiale im Schönenboden bei der Burg Wildenhaus, die St. Valentinscapelle bei Rüti, die Pfarrkirche Eschen am Eschenerberg in der Herrschaft Vaduz — sämmtlich im Curer Bisthum gelegen; ferner die Pfarrkirche zu Tuggen, die Pfarrkirche zu Busskirch mit ihren Filialcapellen St. Dionys, Kempraten und an der Fluo (Fly bei Wesen), die Pfarrkirchen zu Männedorf, zu Hedingen, zu Wäggis; — diese im Constanzer Bisthum gelegen. Gewiss sind die wenigsten dieser Kirchen und Capellen als schon bestehende an Pfävers übertragen worden; die grosse Mehrzahl hat ohne Zweifel mittelbar oder unmittelbar ihre erste Entstehung dem Kloster zu verdanken. Ausgestattet wurden die meisten sehr reichlich mit Vergabungen der Umwohner. Wie diese Kirchengüter von dem Kloster gewissermassen als finanzielle Reserve für schlimme Zeiten benutzt

worden sind, werden wir später sehen. Die Zeitfolge, in welcher die genannten kirchlichen Stiftungen entstanden oder an Pfävers gekommen, kann leider nicht festgestellt werden; jedenfalls beweist ihre lange Reihe so viel, dass das Kloster Pfävers in den ersten Jahrhunderten seines Bestandes dem Missionscharakter seines Stifters treu geblieben und dass es ihm gelungen ist, in kurzer Zeit der Mittelpunkt kirchlichen Lebens in weitem Umkreise zu werden, trotz und neben der bischöflichen Kirche in Cur.

Sehr zu bedauern ist es, dass auch über das innere Leben und Treiben der Mönche während der romanischen Zeit des Klosters keine nähere Kunde erhalten blieb. Keine Hauschronik erzählt uns von der Heimsuchung durch die Sarazenen, die im 10. Jahrhundert als räuberische Schwärme über die Berge kamen; von den Beziehungen zu den benachbarten rätischen Grossen, von milden und strengen Aebten, von Kunstübungen und Studien romanischer Tutilo's, Notkere und Ekkeharde, von Jugendstreichen rätischer Schüler. Das Einzige, was einen Blick thun lässt in die geistige Arbeit der Mönche auf dem Pfäverserberge, sind ein paar durch glücklichen Zufall auf uns gekommene Aufzeichnungen über ihren Bücherschatz. Da finden sich neben den Missalien, Evangelien, Psaltern und Responsorien für den Kirchendienst die Werke der Kirchenväter zu theologischen Studien, einige Schriften des Aristoteles und des Cicero, Sallust, Boetius für den Unterricht an der Schule; aber nicht weniger, ebenfalls für den Schulgebrauch und zur Privaterbauung, die vergnüglichen Dichtungen der heidnischen Poeten: Homer, Theokrit, Cato, Terenz, Virgil, Ovid, Horaz, Juvenal, Persius etc. Auch das Waltharilied war da oben zu treffen.

Das Verzeichniss dieser Bücher ist an sich schon ein vollgültiger Beweis eines regen, geistigen Lebens der Pfäverser Mönche, das den untern rätischen Gegenden gewiss in gleicher Weise zu Gute kam, wie die Arbeit der St. Gallischen Brüder den oberalamannischen Landen. Ein zweiter Beweis liegt in den Beziehungen, die Pfävers laut seinem heute noch erhaltenen Verbrüderungsbuche schon damals mit zahlreichen andern, dar-

unter sehr angesehenen Klöstern angeknüpft hatte. Auch mit St. Gallen war um das Jahr 850 eine solche Gebetsverbrüderung abgeschlossen worden: Pfävers trug den St. Gallischen Abt Grimald mit 104 Klosterbrüdern in sein Buch, St. Gallen den Pfäverser Abt Silvanus mit 51 Klostergeistlichen, darunter nur 7 mit deutschen Namen, in das seinige.

Diese erste freundliche Beziehung der beiden Klöster zu einander sollte bald für längere Zeit einem sehr gespannten Verhältnisse weichen. Gegen Ende des 9. Jahrhunderts hatte sich Salomon, ein junger Kanzler Karl's III., aus vornehmer, schwäbischer Familie, von König Arnolf die Abtei St. Gallen verleihen lassen als Preis seines Abfalls von dem alten, allerdings unfähigen Herrn, dem er zuerst gedient. Der gleiche Salomon wurde bald nachher auch zum Bischof von Constanz erhoben und arbeitete sich schon unter Arnolf zu einem der ersten und einflussreichsten Männer im Hofdienst der letzten Karolinger empor. Unter Ludwig dem Kinde gehörte er dem Kreise hoher geistlicher Herren an, die im Namen des unmündigen Herrschers das Reich regierten, aber eben durch dieses Regiment in den feindlichsten Gegensatz zu den weltlichen Grossen traten, welche die Herrschaft der Priester hassten. Dieser vielgewandte und hochgestellte Abtbischof Salomon warf im Jahr 905 sein begehrliches Auge auf das „Abteilein“ im curischen Rätien und liess sich dasselbe von dem königlichen Kinde ohne Rücksicht auf das Wahlrecht der Mönche übertragen, unter Fürsprache der Bischöfe von Augsburg und Freisingen und mit Zustimmung des Markgrafen Burkhart von Rätien, in dessen Gebiet das Kloster lag und der es von dem Könige zu Lehen trug.

Vier Jahre nachher sah sich Salomon veranlasst, seine „Abtei“ Pfävers weiter an das Kloster St. Gallen zu verschenken; jedoch unter einer ganzen Reihe von Bedingungen, die den Werth der Schenkung gleich von Anfang an mindestens fraglich, wenn nicht geradezu illusorisch machten. Zunächst behielt er sich selbst auf Lebenszeit die Abtei vor; ausserdem wurde St. Gallen verpflichtet, ihm ebenfalls auf Lebenszeit den thurgauischen Hof

Bussnang gegen den Scheinzins von 1 Schilling (solidus) zu überlassen. Weiter sollte nach Salomon's Tode der Hof Bussnang auf Lebenszeit und das Kloster Pfävers für so lange an seinen Bruderssohn Waldo übergehen, bis Waldo die Bischofswürde erlangt hätte. Trat dieser Fall ein, dann sollte Pfävers an St. Gallen kommen. Würde aber durch königliche Verfügung Pfävers dem Kloster St. Gallen entzogen, so fiele Bussnang sofort an St. Gallen zurück; und würde der Hof Bussnang von den St. Gallischen Mönchen dem Neffen vorenthalten, so besässe Waldo Pfävers nach erblichem Rechte und behielte jeder Theil das Seinige. Eine Schenkung, ganz charakteristisch für den berühmten Abtbischof Salomon! Zuerst hatte er dabei sein eigenes Interesse sorgfältigst gewahrt; dann dasjenige der Verwandtschaft, und erst nachdem Onkel und Neffe alle Vortheile, die der Beschenkte i h n e n sofort einräumen sollte, möglichst lange genossen und schliesslich nothgedrungen von ihnen Abschied genommen, dann durfte endlich der grossmüthig Bedachte auch zu s e i n e m Vortheil kommen. Dabei ist zu beachten, wie 905, wo Salomon empfängt, Pfävers so bescheiden ein „Abteilein“ (abbaciuncula) genannt wird; 909 aber, wo er gibt, zur „Abtei“ geworden ist. — Bei dem unaussprechlichen Namen Gottes und dem Tage des furchtbaren Gerichts wird Jeder, der alsdann Versöhnung und die Gemeinschaft der Heiligen zu erlangen wünscht, beschworen, dieser Abmachung Nichts in den Weg zu legen. Ausser den Mithandelnden waren zwei Bischöfe und sechs Grafen des Reiches in der Kirche St. Gallen zugegen, als Notker der Stammler am 28. December 909 diese Verschreibung zu Pergament brachte. Einer von jenen Grafen wurde übrigens — im Vorbeigehen gesagt — kurze Zeit nachher auf Salomons Anstiften ermordet; zwei andern ein paar Jahre später, hauptsächlich auf seinen Antrieb, der Kopf vor die Füsse gelegt.

An Pomp hat es demnach nicht gefehlt bei dieser verclauselirten Uebergabe von Pfävers an St. Gallen; und auch dafür hat der Abtbischof noch gesorgt, dass Ludwigs Nachfolger, König Konrad, das Document bestätigte (14. März 912).

Allein die St. Gallischen Klosterbrüder hatten keine Lust, auf so ungewisse Aussichten hin auf ihre Einkünfte von dem Hofe Bussnang ohne jede anständige Gegenleistung zu verzichten. Sie scheinen diesen Hof gegen weit höhern Zins einem alamannischen Landmann ausgeliehen zu haben, und als nun bald darauf (914) Waldo noch sehr jung zum Bischof von Cur erhoben wurde und St. Gallen mit Berufung auf die Verschreibung von 909 die Auslieferung des Klosters Pfävers von ihm verlangte, da verweigerte er sie, weil St. Gallen seinen Verpflichtungen zuerst nicht nachgekommen sei. Vor königlichem und herzoglichem Gerichte behielt Waldo Recht, und um den St. Gallern auch nach seinem Tode das leere Nachsehen, sich selbst aber bei den Mönchen von Pfävers ein gutes Andenken zu sichern, setzte er später wieder einen eigenen Abt — Erenbrecht mit Namen — daselbst ein und sorgte noch wenige Monate vor seinem Ableben für dessen Bestätigung und für die Bestätigung aller frühern Freiheiten des Klosters durch König Otto I. (Februar 949).

Die einzige Folge der Salomonischen Schenkung war für St. Gallen viel Aerger und Verdruss und eine lang anhaltende Verstimmung gegen die Wälschen, die noch ein volles Jahrhundert später in Ekkehart's Klostergeschichten, in Anekdoten aus der Ottonischen Zeit vernehmlich nachklingt.

So war denn Pfävers der Gefahr, eine St. Gallische Propstei zu werden, glücklich entgangen und sich selbst zurückgegeben. Man begreift, warum es sich nach solchen Erfahrungen mit doppeltem Eifer nicht bloss um die regelmässige Bestätigung, sondern auch um Erweiterung der von frühern Kaisern und Königen erlangten Freiheiten bemühte. Von Heinrich III. erhielt es im Jahr 1040 die werthvolle Zusicherung, dass weder die Abtei selbst, noch ihre Besitzungen jemals einem andern Kloster oder irgend einer Person zu Lehen oder Eigenthum gegeben werden sollten. Auch Heinrich IV. erneuerte im Jahr 1067 diese Zusicherung. Als aber in seinem gewaltigen Kampfe mit dem Papstthum, das einen Gegenkönig nach dem andern

wider ihn in's Feld rief, das Kloster Pfävers sich ganz auf die päpstliche Seite stellte und sich der von Hirschau ausgehenden, streng kirchlichen Reformation der Benedictinerklöster anschloss — St. Gallen wollte davon Nichts wissen —, da besann sich Heinrich nicht mehr, trotz seines frühern Versprechens das gegnerische Kloster als Belohnung einem getreuen Anhänger zu überweisen. Er verlieh es im Jahr 1095 dem Bischof Burkhart von Basel, und Heinrich V. bestätigte diese Verleihung in der Form eines Umtausches der Abtei gegen das bischöfliche Schloss Rappoltstein im Elsass. Zuwiderhandelnden wurde eine Busse von nicht weniger als 1000 Pfund Goldes angedroht: 500 Pfund an die Kammer des Königs, 500 an die Kirche Basel (1114).

Es versteht sich wohl von selbst, dass der kurz vorher zur Einführung strengerer Klosterzucht und neuer Hebung des kirchlichen Eifers von Hirschau nach Pfävers berufene Abt Gerold sich dieser Incorporation zu Gunsten des Basler Bischofs mit allen Kräften widersetzte und beim Papste dagegen Schutz suchte. Es versteht sich auch von selbst, dass sich Paschalis II. geradezu verpflichtet erachtete, die als Strafe für die Anhänglichkeit an die päpstliche Sache ausgesprochene Incorporation rückgängig zu machen. Als seine Mahnschreiben an den Bischof diesen nicht von seinen Ansprüchen abwendig machten, citirte der Papst beide Parteien nach Rom. Abt Gerold brach mit seinen Pergamenten selbst dahin auf und focht gegenüber den Gesandten des Bischofs vor dem Cardinalscollegium seine Sache siegreich durch. Eine päpstliche Bulle vom 29. Januar 1116 bestätigte auf das Feierlichste die Freiheit des Klosters von jeder fremden Gewalt und sprach dem Kaiser oder Könige jedes Verfügungsrecht über dasselbe ab, da es nicht von Kaisern oder Königen, sondern von andern getreuen Männern gegründet und bereichert worden sei.

Das war die neue Sprache, welche die Nachfolger Petri seit Gregor VII. gegen die weltlichen Herrscher führten. Freilich blieb es oft genug nur bei den grossen Worten, und hätte es sich in unserm Falle um Ansprüche des Bischofs von Cur, statt

um solche des weit entfernten Bischofs von Basel gehandelt, so wäre vielleicht der Spruch des Papstes nicht der letzte Entscheid gewesen. Nun aber genügte er, um ein an sich unnatürliches Verhältniss wieder gänzlich zu lösen. Der Bischof von Basel musste seine Gelüste nach Pfävers aufgeben. Die Gefahr, als Ganzes unter fremde Gewalt zu kommen, war für das Kloster zum zweiten Male glücklich beseitigt.

Dafür taucht eine andere auf; diejenige, im Einzelnen vergewaltigt zu werden und durch Verschleuderung des Besitzes zu verarmen. In einer Bulle des Papstes Honorius II. vom 23. Jan. 1127 ist diese Gefahr zum ersten Male angedeutet. Der Bestätigung des Entscheids von Paschalis zu Gunsten von Pfävers ist in diesem Documente die weitere Mahnung und Erinnerung beigefügt: dass kein Vogt des Klosters irgend eine Erpressung gegen dasselbe auszuüben wage und dass auch kein Abt Vollmacht besitze, die Klostergüter zu verkaufen, zu entfremden oder zu Lehen zu geben.

Unterbrechen wir hier für einen Augenblick die rasch fortschreitende Betrachtung der besondern Schicksale des Klosters Pfävers, um uns von den sehr durchgreifenden Veränderungen Rechenschaft zu geben, die von der Zeit der sächsischen Kaiser bis zu derjenigen der Hohenstaufen, vom 10. bis zum 12. Jahrhundert, in den Bevölkerungs- und Lebensverhältnissen der Thalschaften im obern Rheingebiete stattgefunden haben. Eine zahlreiche deutsche Ansidelung, vorzüglich ein zahlreicher deutscher Adel und mit ihm das ausgebildetste deutsche Lehnwesen, hielt während dieser Zeit im untern und sogar im obern Rätien Einzug.

Seit Karl der Grosse einen deutschen Markgrafen über Rätien gesetzt und die Erhebung der Nachkommen dieses ersten rätischen Markgrafen zu Herzogen von Schwaben die rätische Grafschaft in sehr enge Verbindung mit dem Herzogthum Schwaben gebracht hatte, waren die wichtigsten geistlichen und weltlichen Aemter Currätiens immer ausschliesslicher mit Deutschen besetzt worden. Die Grafen von Ober-

und Unter-Rätien, die Bischöfe von Cur und die Aebte von Pfävers tragen fast ausschliesslich deutsche Namen. Sie kamen mit deutschen Gefährten, zogen deutsche Verwandte und Bekannte nach sich und übertrugen diesen wiederum ihrerseits Aemter und Güter und Lehen. So weit war bis zu der Hohenstaufenzeit diese Umwandlung gediehen, dass nicht bloss unter den Herren auf den inzwischen zahlreich erstandenen festen Häusern und in den Capiteln der Bischöfe und Aebte, nicht bloss unter deren höhern und niedern Angestellten, sondern auch unter den gewöhnlichen freien Grundbesitzern des Landes die deutschen Namen die romanischen beinahe verdrängt hatten. Nur an den Oertlichkeiten blieben die letztern meist unverändert haften, und die hörige Bevölkerung weist noch die alte Nationalität auf in den Privaturkunden des Klosters Pfävers, die seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts zahlreicher zu werden beginnen.

Das ganze Thal des Rheins vom Bodensee bis zum Scholberg, das Gebiet von der Sar bis zum Walensee war unter ein schwäbisches Grafengeschlecht gekommen, welches in der Burg Montfort seinen Sitz aufgeschlagen hatte, von dort aus aber sich bald in drei Zweige theilte. Die ältere Linie behielt die untern Landschaften Feldkirch-Bregenz; die jüngere nannte sich zuerst einfach nach dem Schlosse Werdenberg, nahm aber um die Mitte des 13. Jahrhunderts eine neue Theilung vor und schied sich seitdem in die Familien der Grafen von Werdenberg-Sargans, die auf dem Schlosse Sargans residirten und denen auch die Herrschaft Vaduz zugehörte, und der Grafen von Werdenberg-Rheinegg, denen Werdenberg selbst verblieb und überhaupt — vom Scholberg an abwärts — der ganze Hausbesitz auf dem linken Rheinufer zugetheilt wurde. Durch Kauf erwarb sich dieser dritte Zweig der Montforter im Jahr 1277 auch die Herrschaft Heiligenberg und wurde von da an gewöhnlich durch die Beifügung dieses Namens von den Vettern von Sargans unterschieden. In dem Wappen behielt die ältere Linie von Montfort die ursprüngliche rothe Fahne ihres Stammgeschlechts, der Pfalz-

grafen von Tübingen; Werdenberg-Sargans führte die weisse Fahne als Abzeichen, Werdenberg-Heiligenberg die schwarze.

Diese Grafschaft der Montforter entsprach in ihrem Gesammtumfang dem alten Rheingau und untern Rätien. In dem obern Rätien gieng die Grafschaft in lauter einzelne Gerichte auseinander. Ein solches Gericht bildete auch die kleine Herrschaft Freudenberg, die den Herrn von Wildenberg zufiel, eben einem jener nach Rätien eingewanderten deutschen Adelsgeschlechter, welches seine Stammburg im bündnerischen Oberlande unterhalb Fellers aufgeführt hatte. Diese Wildenberger sassen auch auf Freudenberg und hielten hier im Namen des Kaisers das Blutgericht über die Leute oberhalb der Sar, also auch über diejenigen des unmittelbaren Gebiets der Abtei Pfävers. Das Gericht über Ehre, Erbe und liegendes Gut dieser Klosterleute hielt aber zu Ragaz im Namen des Abts der Freiherr von Sax, einer von jenen Vögten des Klosters, welche die obenangeführte Bulle des Papstes Honorius von Gewaltthätigkeiten gegen das Kloster abmahnte, das sie schützen und schirmen sollten. Auch über die Besitzungen von Pfävers zu Untervaz waren die Herren von Sax Klostervögte. Alle diese Klostervogteien galten als Reichslehen und wurden von den Kaisern ihren Getreuen als Belohnung für geleistete oder zu leistende Dienste übergeben. Dass in den Zeiten schwerer Kämpfe und Unruhen den Vögten gegen ihre Schutzbefohlenen ziemlich freie Hand gelassen wurde, wenn sie nur fest zu der kaiserlichen Partei hielten, lässt sich voraussetzen, und wie es in dem kampf- und fehdeerfüllten 13. Jahrhundert dem Abte von Pfävers mit den Vögten der entfernten Klosterbesitzungen ergieng, lässt sich aus Demjenigen entnehmen, was er von den Herren von Sax und von seinem Meier zu Ragaz in der Nähe erfahren musste, als es nothwendig erschien, zum Schutze des Klostergebiets an wohlgelegener Stelle ebenfalls ein festes Haus oder eine Burg zu erbauen. Darüber ist uns ein alter, ausführlicher und anschaulicher Bericht erhalten, und da dieser Bericht das einzige vollbeschriebene Blatt aus der mittelalterlichen Geschichte des

Klosters bildet, wollen wir nicht unterlassen, denselben hier einzuschieben.

So erzählt der ungenannte Schreiber[1]:

„Als einst zur Zeit des erlauchtesten und unbesiegtesten Kaisers Friederich (II.) die Gnade des Friedens und die Gerechtigkeit des Gerichts sich in das Gegentheil zu verwandeln begannen und der Reiche überall den Aermern zu unterdrücken suchte, da trat ein Ritter, Dienstmann und Meier des Klosters, ein verständiger und einsichtiger Mann, vor den ehrwürdigen Abt Konrad von Zwiefalten, der damals die Regierung der Abtei Pfävers inne hatte, und sprach zu ihm: ‚Herr, da Ihr keinen sichern und befestigten Zufluchtsort habt, in welchem Ihr Euch und alles Eure zu Kriegszeiten vor einem Anfall vertheidigen könnt, gienge es nach meinem Rathe, wenn es Euch gefiele, auf diesem Steine ein Haus zu gründen, in dem Ihr und die Eurigen in Fehdezeiten mit allen Habseligkeiten sicherer wohnen würdet‘.

Als der Ritter dem Abte Solches vorgetragen, begann der Abt nach reiflichem Rathschlag mit seinen Mitbrüdern und Freunden ein Haus auf demselben Steine zu bauen und liess alles Nöthige herbeiführen und setzte den Ritter selbst zum Werkmeister und sorgte dafür, dass ihm und allen Werkleuten Zahlung geleistet und reichlicher Vorrath aus seinem Keller gegeben würde. Da nun das Haus auf dem Steine erbaut war, begann der Ritter in demselben seine Wohnung aufzuschlagen und sich von jener Zeit an dem genannten Abte und andern Nachfolgern desselben in Allem und Jedem zu widersetzen, auch sie mit ihren Mönchen und Leuten schwer zu bedrücken, und weigerte sich, das Haus, das man Wartenstein genannt hatte, dem Klosser auszuliefern, dem es als Eigenthum zugehörte.

Weil er aber durch solche Bedrückung und Ungerechtigkeit gegen das Kloster den Unwillen des edlen Mannes, Herrn Albrecht von Sax, dieser Zeit Vogt des Klosters, auf sich gezogen hatte — auch durch andere Ungebühr, die er bei anderer Gelegen-

---

[1]) In etwas abgekürzter Form.

heit gegen Herrn Albrecht selbst ausgeübt —, nahm Herr Albrecht in gerechtem Zorn eines Tages den Ritter durch List in dem Dorfe Ragaz gefangen und führte ihn gebunden vor die Burg Wartenstein. Und als ihn seine Gattin und Diener gefangen und gebunden sahen, lieferten sie erschreckt und seufzend dem Herrn Albrecht die Burg auf sein Verlangen aus, in der Meinung, durch diese Uebergabe der Burg den Gefangenen aus den Banden zu befreien. Herr Albrecht jedoch, der die Vogtei des Klosters auf dem Berg und in der Ebene von dem unbesiegtesten Kaiser Friederich als Pfand inne hatte, liess sofort den Gefangenen auf seine Burg Sax führen und in einen Thurm werfen, in welchem er zwei Jahre und sechs Monate eingekerkert blieb. Ihn löste nachher der ehrwürdige Abt des Klosters Pfävers, Herr Ludwig von St. Gallen, aus, der dem vorgenannten Abt Konrad von Zwiefalten in der Regierung der Abtei folgte.

Sobald aber der vorgenannte Vogt das Haus inne hatte, begann er die Aebte und Klosterbrüder und ihre Leute noch schwerer zu drücken, als der früher genannte Ritter. Er ergriff sogar den vorerwähnten Herrn Ludwig, unsern Abt, wegen der Burg, damit er ihm dieselbe zum Eigenthum übergebe und ihn damit belehne, und hielt ihn sieben Wochen lang in der Burg gefangen. Wegen dieser Gewaltthat und anderer Bedrängnisse, die er den Klosterbrüdern zufügte, verklagten ihn diese schärfer bei dem erhabensten Kaiser. Auf solche wiederholte Klagen hatte die Gewalt des erlauchtesten und erhabensten Friederich Mitleid mit den geschädigten und beleidigten Klosterbrüdern und verlangte von Herrn Albrecht nachdrücklicher, dass er ihn die Vogtei, die er von ihm als Pfand besass, für das schuldige Geld zurückkaufen lasse. Als Herr Albrecht es hörte, versetzte er die erwähnte Vogtei dem Herrn von Falkenstein für siebzig Mark Silber und übergab die Burg in seine Hände. Der plagte die Aebte, nämlich Herrn Ludwig und dessen Nachfolger Hugo von Villingen, und die übrigen Mönche noch grausamer, als die zwei vorgenannten Tyrannen.

Inzwischen war Herr Albrecht an den kaiserlichen Hof ge-

gangen, in der Absicht, der Verhandlung über die Vogtei, deren Fortgang er fürchtete, zugleich zuvorzukommen und sie hinzuhalten; und dennoch wich er der erhabensten Gegenwart des Kaisers öfters aus, weil er bei diesem wegen des Unrechts und der Bedrängnisse, die er den Klosterbrüdern zugefügt, schwer verklagt war. Nachdem er daher unverrichteter Dinge nach Hause zurückgekehrt war, starb Herr Albrecht, und ihm folgten drei Söhne: Herr Heinrich, Herr Albrecht und Herr Ulrich von Sax, mit welchen der edle Mann Heinrich von Wildenberg verwandt und befreundet war.

Dieser löste nach dem Tode ihres Vaters die Vogtei von dem Herrn von Falkenstein und übergab sie seinem Neffen, dem vorgenannten Heinrich, als dem ältesten unter den drei Brüdern. Der war sowohl durch Gunst, als durch Recht des Alters Vogt über alle Besitzungen seiner Brüder und wohnte nun, wie seine Vorgänger, auf der Burg Wartenstein, gegen die Gerechtigkeit, bis zu dem Zeitpunkte, da sie ihre ganze Erbschaft unter sich theilten. Als sie nun das Bewegliche und Unbewegliche unter sich getheilt hatten, fiel dem Herrn Ulrich die Burg Sax zu mit allem Zubehör; dem Herrn Heinrich die Burg Clanx mit Allem, was dazu gehörte; dem Herrn Albrecht aber die vorerwähnte Vogtei über den Berg und die Ebene mit der genannten Burg, die er ebenfalls mit Gewalt, gegen die Gerechtigkeit, behielt und besass.

Und als er in derselben bis zur Ankunft des Bruders Berchtold, von dem Orden der Minderbrüder, gewohnt hatte und Bruder Berchtold eines Tages zu dem Volke predigte über Unrecht und Ungerechtigkeit und vieles Andere, wurde Herr Albrecht durch Eingebung der göttlichen Gnade von der innersten Zerknirschung über das Unrecht und die Ungerechtigkeit durchdrungen, die er oft und wiederholt dem vorbemerkten Kloster zugefügt und angethan hatte, so dass er die Burg Wartenstein dem ehrwürdigen Herrn Rudolf von Bernang, der damals als Nachfolger der Herren Ludwig und Hugo Abt war, um fünfzig Mark zu rechtmässigem Eigenthum verkaufte. Da aber Herr Rudolf die Auslieferung

der Burg verlangte zu Handen des Klosters, erwiederte ihm Herr Albrecht: ‚Wenn Ihr nicht auch die erwähnte Vogtei kauft, die ich Euch zum Kaufe anbiete, werde ich die genannte Burg niemals in Eure Hände aufgeben‘. Sehr bestürzt und erregt berieth Herr Rudolf seine Mitbrüder und Freunde, die ihm riethen, dass er die Vogtei kaufe. Er kaufte sie daher mit ihrem Rathe recht und redlich für 250 Mark Silber von Herrn Albrecht, worauf die Vogtei und die Burg nach dem Willen der göttlichen Gnade und mit der Hülfe und Gewährung der Jungfrau Maria ihm zu Handen des Klosters frei übergeben wurde. Und die Uebergabe erzeugte Freude bei den Leuten des Klosters auf der Erde und bei den Engeln im Himmel.

Der erlauchteste Friederich aber, der römische Kaiser, den vorstehenden Kauf der Vogtei gutheissend, enthob unser Kloster gnädig jeder Patronats- und Vogteigerichtsbarkeit und jeder Art Unterthänigkeit, indem er dasselbe in seinen besondern und des Reichs alleinigen, immerwährenden Schutz nahm, wie der mit goldener Bulle besigelte Brief, den er uns gegeben, des Mehreren darthut“.

— Ganz so, wie der unbekannte Klosterchronist geschrieben, ist es nun freilich nicht zugegangen mit der Einlösung der Vogtei von den Herren von Sax. Der zuletzt erwähnte kaiserliche Gnadenbrief ist schon 1221, also 36 Jahre vor der Kaufurkunde erlassen worden, die aus dem Jahr 1257 datirt, als Kaiser Friedrich schon längst sein müdes Haupt zur Ruhe gelegt hatte. Dass all’ das Erzählte trotz der kaiserlichen Versprechungen in dem Briefe von 1221 geschehen konnte, beweist am besten, wie wenig auf solche Versprechungen zu geben war. Wenn Noth an den Mann kam, verschenkten und verpfändeten weltliche und geistliche Herrscher wieder rücksichtslos, was noch zu ihrer Verfügung stand, ohne sich durch die feierlichsten Verschreibungen gebunden zu erachten. Uebrigens hätte Friedrich später keinen Grund mehr gehabt, den Mönchen von Pfävers besondere Gnaden zu erweisen; denn als er in seine verhängnissvollen Kämpfe mit dem Papstthum verwickelt wurde,

stellte sich Pfävers, wie einst zu den Zeiten Heinrich IV., wieder auf die Seite des Papstes und erlitt gerade desswegen durch die Anhänger des gebannten Kaisers vielfache Schädigung. In diesen Kämpfen zwischen Kaiser und Papst mag wohl auch der Streit zwischen Vogt und Kloster seinen Anlass oder Grund gehabt haben oder doch dadurch verbittert und verschärft worden sein; und der für das Kaiserhaus der Hohenstaufen und ihre Anhänger so unglückliche Ausgang jener Kämpfe hat möglicher Weise die Herren von Sax am meisten, noch mehr als die Predigt des Bruder Berchtold, zur Veräusserung der Vogtei über Pfävers veranlasst. Mag Dem sein, wie ihm wolle: so viel ist sicher, dass Abt Rudolf II. von Bernang die Zeit sehr wohl zu benutzen verstand, um die Abtei nicht bloss von dem unmittelbaren Drucke der Vögte zu befreien, sondern auch die Verfügung über das Meieramt zu Ragaz, dessen Inhaber nachgerade ebenfalls eine übermächtige und unbequeme Stellung gewonnen hatte, wieder gänzlich frei an das Kloster zurückzubringen. Im Jahr 1263 schloss er im feierlichen Maiengerichte bei der Brücke in Ragaz mit dem kinderlosen Meier und Dienstmann Hermann einen Vertrag, nach welchem Hermann das Amt des Meier selbst und alle seine Lehen vom Kloster diesem zurückstellte und ihm dazu noch seinen Privatbesitz in Ragaz vermachte; wogegen ihm das Kloster für seine übrige Lebenszeit Unterhalt und Kleidung nach Nothdurft liefern musste. Von da an erscheint kein erblicher Meier mehr in Ragaz. Wechselnde Klosterangestellte versahen den Dienst; der bisherige Frohn- oder Meierhof wurde dem jeweiligen Inhaber des Amts nur gegen die Verpflichtung zu sofortiger Rückgabe auf Verlangen des Abtes verliehen.

Ganz ebenso sorgfältig war Abt Rudolf II. vorgegangen, als er sich schon im Jahre 1261 genöthigt sah, auf Rath seines Convents und seiner Ministerialen wieder einen Klostervogt anzunehmen, da das Kloster „wegen der Schlechtigkeit der Zeit“ der Hülfe des weltlichen Armes nicht entbehren konnte. Heinrich von Wildenberg, Herr zu Freudenberg, wurde dazu angenommen, aber unter einer ganzen Reihe von Verpflichtungen,

einer förmlichen Wahlcapitulation, für deren getreue Einhaltung er Bürgen stellen musste. Burg Wartenstein blieb natürlich ausdrücklich dem Kloster vorbehalten, doch sollte sie im Nothfall von dem Vogte vertheidigt werden; eine andere Burg oder Befestigung auf Pfäverser Gebiet anzulegen, war sowohl dem Vogte, wie jedem Andern verboten.

Diese Abmachung verhinderte zwar spätere Streitigkeiten zwischen den Inhabern von Freudenberg und der Abtei über die gegenseitigen Rechte in Ragaz nicht. Allein von ähnlichem Missbrauch der Vogteirechte, wie ihn die Herren von Sax geübt hätten, verlautet doch Nichts mehr; und wenn auch noch Gefahr vorhanden gewesen wäre, dass die naheliegende Verwechslung der Klosterleute mit den eigenen Unterthanen der Herrschaft Freudenberg mit der Zeit hätte bedrohlich werden können, so verschwand diese Gefahr durch das Aussterben Derer von Wildenberg und die dadurch veranlasste Trennung der Vogtei von der Herrschaft Freudenberg. Diese Herrschaft gieng durch Erbschaft an die Grafen von Werdenberg-Heiligenberg über; die Vogtei kam an die Grafen von Werdenberg-Sargans. Die Vermuthung liegt nahe — besonders im Hinblick auf die oben erwähnten Streitigkeiten zwischen Pfävers und Wildenberg —, dass das Kloster sehr absichtlich die Vogtei nicht mehr den neuen Inhabern von Freudenberg anvertraute, sondern sie auf den ihm nicht so unmittelbar auf dem Nacken sitzenden Grafen von Sargans übergehen liess.

Soweit es demnach die Stellung des Klosters im Allgemeinen und die Verhältnisse seines unmittelbaren Gebiets betrifft, stand es im Anfang des 14. Jahrhunderts sehr günstig mit Pfävers. Zum Schutze der entfernter gelegenen, so arg zerstreuten Besitzungen reichten dagegen in der Zeit des Interregnums und der Gegenkönige alle Klugheit und Umsicht der Aebte und Conventherren nicht aus. Dort hausten die Vögte aus grossen und kleinen Geschlechtern so ziemlich nach Belieben und griffen um die Wette zu, so weit es in ihrer Macht lag, oder sahen den Uebergriffen Anderer durch die Finger. Im Jahr 1306 erliessen da-

her Abt und Convent eine feierliche Protestation gegen die Verschleuderung des Klosterbesitzes durch die Nachlässigkeit der Vögte und die Gewaltthätigkeit fremder Einbrecher, besonders gegen die Schädigung der Vogtei Wäggis, „welche durch die übermässige Raubbegierde des Königs Albrecht sehr ausgeplündert sein soll“. Anderes Unglück folgte. Man vernimmt aus dem Jahre 1327, wie Bischof Johann von Cur dem Kloster Pfävers die Kirche Ragaz mit der Filiale Valens einverleibte zu einigem Ersatz für den Schaden, den das Kloster während der Fehde des Bischofs mit Donat von Vaz durch Raub von Vieh, Verbrennung von Häusern, Verwüstung der Besitzungen, Flucht der Hörigen erlitten. Mit Schrecken liest man darnach, wie im Jahr 1349 das Land durch die grosse und unerhörte Pest des schwarzen Todes heimgesucht wurde, welche im Mai begann und bis Martini dauerte. Als Abt Hermann im folgenden Jahre eine Jahrzeit für die ihr zum Opfer gefallenen Klosterleute stiftete, schätzte er deren Anzahl über 2000. Zur Heilung des Schadens wurden mit der Erlaubniss des Bischofs von Cur die Kirchen von Männedorf, Busskirch und St. Dionys an das Kloster gezogen (1351). Was aber durch diese Incorporationen gut gemacht sein mochte, das verdarb wieder eine Feuersbrunst, die im Jahre 1362 einen Theil des Klosters verzehrte. Und wie es nach diesem Brande zugegangen, lässt die Bulle Papst Gregor's XI. von 1371 ahnen, durch welche er alle Diejenigen excommunicirte, die zur Zeit der Verwüstung un der Feuersbrunst dem Kloster Etwas entzogen. Der Domprobst zu Cur wurde aufgefordert, dem Kloster mit allen Mitteln wieder zu dem Entfremdeten zu verhelfen. Das einfachste Mittel zur Stärkung der zerrütteten Finanzen sah man in neuen Incorporationen: die Kirche von Mels mit ihren Filialen von Wangs und Vilters wurde einverleibt (1376). Dennoch fand man erst 10 Jahre später Kraft und Muth zu einem vollständigen Neubau der theils durch den Brand zerstörten, theils durch das Alter zerfallenen Klostergebäude sammt Kirche.

Um diese Zeit bereiteten sich im Sarganserlande und

Rheinthale Veränderungen vor, die in rascher Folge durch eigenthümliche Verwicklungen zu ganz neuen Zuständen dieser Landschaften führen sollten. Das Haus Habsburg-Oesterreich erwirbt zunächst durch Kauf von der Erbtochter der Meier von Windegg die Vogtei Nidberg (1371), dann in dem Zerfall aller drei Linien des Monfort-Werdenbergischen Hauses rasch nacheinander die Herrschaft Bregenz-Feldkirch ebenfalls durch Kauf (1390), die Herrschaften Sargans (1396) und Freudenberg (1404) durch Verpfändung und scheint momentan ganz an die Stelle der Werdenberger zu treten. Allein durch die Theilnahme an dem für sie so unglücklichen und kostspieligen Appenzellerkriege geriethen die Herzoge Leopold und Friedrich in solche Verbindlichkeiten gegen den mit ihnen verbundenen, aber höchst vorsichtig operirenden Grafen Friedrich VII. von Toggenburg, dass sie ihm für eine Schuld von 3000 Goldgulden das ganze Sarganser- und Gasterland als Pfand überlassen mussten. Durch weitere kluge Benutzung der Umstände brachte der gleiche Graf Friedrich auch noch das ganze Rheinthal — meistens durch Pfandschaft — in seine Gewalt; das Prättigäu und Davos gehörten ihm schon. So war das Kloster Pfävers plötzlich eine Enclave der grossen toggenburgischen Herrschaft geworden. Zu seinem Glücke hatte es indess noch unmittelbar vor dem Uebergang der Grafschaft Sargans an Oesterreich die Vogtei von dem Grafen um eine schwere Summe Geldes zurückgekauft — der Toggenburger hatte dem Grafen Hans schon 350 Mark Silber auf dieselbe vorgeschossen — und sich dann von König Ruprecht im Jahre 1408 diesen Loskauf der Vogtei von dem Hause Werdenberg-Sargans ausdrücklich bestätigen und die weitere Freiheit ertheilen lassen, dass der Abt sich künftig von Reichs wegen einen Schirmer erwählen, ihn auf beliebige Zeit behalten und nach Gutdünken wieder entlassen, durch einen andern ersetzen oder auch sich ganz ohne Schirmer behelfen möge.

Damit hatte sich Pfävers der österreichischen und toggenburgischen Oberherrlichkeit noch rechtzeitig so weit wie möglich entzogen. Einzig das Blutgericht über die Klosterleute war mit

der Herrschaft Freudenberg auf Graf Friedrich übergegangen, der von seinen Unterthanen gefürchtet wurde, „wie ein hauend Schwert“. Im Uebrigen stand das Kloster ganz selbständig da auf dem Höhepunkt seiner staatsrechtlichen Stellung. Eben das strenge Regiment Friedrich's in diesen Landen machte es dem Abte möglich, sich ohne besondern Schirmer zu behelfen.

Allein Friedrich VII. war der letzte Toggenburger, und nach seinem Tode im Jahr 1436 geschahen sehr unvermuthete Dinge. Es ist aus der allgemeinen Schweizergeschichte bekannt, wie viele begehrliche Augen sich auf seine Erbschaft gerichtet haben; wie insbesondere Zürich einerseits und Schwiz und Glarus anderseits schon zu Lebzeiten Friedrich's alle möglichen Vorbereitungen trafen, um dereinst die Landschaften zwischen Rapperswil und Ragaz an sich zu bringen. Hier schürzte sich der Knoten, der nur durch das Schwert des sogenannten alten Zürichkriegs zerhauen werden konnte. Die eigenthümlich sorgfältige Politik Friedrich's hatte für alle seine Landschaften bis auf fünf Jahre nach seinem Tode ein Burgrecht oder Schutz- und Trutzbündniss mit Zürich abgeschlossen, daneben aber auch vorübergehende Landrechte mit Schwiz und Glarus, und sich in diesen Burg- und Landrechten Beistand gegen allfällige aufrührerische Gelüste seiner Unterthanen von eben Denjenigen zusichern lassen, deren Beispiel seine eigenen Landschaften am ehesten zur gewaltsamen Erwerbung voller Selbständigkeit hätte anreizen können. Dennoch gewährte er in richtigem Verständniss der Zeit den Bewohnern seines ganzen Gebiets jede freie Bewegung, die überhaupt mit dem sichern Bestande seiner Herrschaft verträglich war. So gedachten denn auch nach seinem Ableben die Sarganser- und Gasterländer gar nicht, so ohne Weiteres über sich verfügen zu lassen. Sie wollten mitsprechen bei der Gestaltung ihres zukünftigen Geschicks; sie verbanden sich zusammen und setzten Räthe und Hauptleute: — „sie wurbent (verlangten, betrieben) etwa mangs und wärent selbs gern herrn gsin“, wie der österreichisch gesinnte Chronist sagt. Am Ende erschien es den Sarganser- und Gasterländern als das Beste, unter die

Herrschaft der weit entfernten österreichischen Herzoge zurückzukehren; jedoch nicht ohne in einer fortgesetzten Verbindung mit den eifrigst um ihre Freundschaft werbenden Nachbarn aus der Eidgenossenschaft einen schützenden Rücken zur Sicherung ihrer localen Freiheiten zu behalten. Sie schickten daher eine gemeinsame Gesandtschaft nach Innsbruck zu Herzog Friedrich mit der Bitte, dass er sie von der Wittwe des Grafen Friedrich, an den sie ja als Pfandschaft gekommen, wieder lösen möchte, und Dies geschah auch. Die beiden Landschaften Gaster und Sargans wurden wieder österreichisch. Von da an giengen sie aber auseinander. Die Gasterländer schlossen nach längerem Schwanken ein Landrecht oder Schutzbündniss mit Schwiz und Glarus ab und zwar unter der Einwilligung ihres Landesherrn, des Herzogs Friedrich; die Sarganserländer dagegen neigten sich Zürich zu, mit welchem sie durch den regen Handelsverkehr über die rätischen Alpenpässe nach Italien in gewinnbringender, alter Verbindung standen. Bevor sie jedoch zum Abschluss eines Bündnisses in Form eines Burgrechts mit Zürich gelangten, geschah es, dass Graf Heinrich von Werdenberg-Sargans — auf seinen bündnerischen Besitzungen aus dem Vazischen Erbe wieder zu Kräften gekommen — die Grafschaft von Herzog Friedrich von Oesterreich durch Bezahlung des Pfandsatzes von Anno 1396 zurücklöste, wie dieser sie von der Gräfin von Toggenburg als zweiter Pfandinhaberin zurückgelöst hatte. Nach vierzigjähriger Abwesenheit zogen also die Grafen von Werdenberg noch einmal in das Schloss Sargans ein. Die Herrschaft Freudenberg dagegen blieb freier, österreichischer Besitz, soweit nicht die besondern Rechte des Abts von Pfävers in Betracht kamen. Nidberg und Walenstad waren österreichische Vogteien unter der hohen Gerichtsbarkeit der Grafen von Sargans. — Ohne sich jedoch viel um ihre Herren zu bekümmern, schlossen die Gemeinden Walenstad, Flums, Mels, Ragaz und Gretschins das eingeleitete Burgrecht mit Zürich dennoch ab, am 21. December 1436. Einzig die Stadt Sargans hielt fest an dem Grafen Heinrich, der dieses Bündniss eben so

wenig anerkannte, als Herzog Friedrich. Vielmehr schloss Heinrich am 30. Januar 1437 für alle seine Besitzungen, die Grafschaft Sargans inbegriffen, ein Landrecht mit Schwiz und Glarus, Zürich's heftigsten Gegnern, ab. In Antwort darauf rückten die Zürcher unter ihrem Panner in das Land und fielen mit den neuen Verbündeten über die österreichischen Vogteien her. Walenstad wurde besetzt, Nidberg und Freudenberg nach kurzer Belagerung erobert und in Brand gesteckt. Die österreichischen Unterthanen sagten sich gänzlich von ihrer Herrschaft los und begannen deren Güter öffentlich zu verkaufen; die Unterthanen des Grafen versagten ihm jede Huldigung, bis er ihren Bund mit Zürich bestätigt hätte, und verboten bis dahin durch Auskündung in der Kirche zu Mels die Entrichtung von Zinsen und Steuern in das Schloss zu Sargans.

Diese Zustände konnten sich durch ein paar Jahre hinziehen, weil von einem kräftigen Einschreiten gegen die aufrührerischen Oberländer allgemein der Ausbruch des immer ernstlicher drohenden Krieges zwischen den Ländern und Zürich erwartet wurde und Jeder mit nur zu gutem Grunde sich scheute, diesen Brand zu entzünden. Lange bemühten sich Schwiz und Glarus, die Sarganserländer durch freundliche Ueberredung von dem Bündniss mit Zürich abzubringen und sie zur Anerkennung und Beschwörung des von dem Grafen mit ihnen abgeschlossenen Landrechts zu bewegen. Als aber alle Bemühungen Nichts fruchteten und unter der Oberleitung von Zürich mit der Bildung einer neuen, selbständigen Thalschaft Schritt für Schritt vorgegangen wurde, die den Ländern den Rücken bedrohte, da gieng diesen schliesslich die Geduld aus. Ohne Rücksicht auf weitere Folgen übersandten sie im October 1440 dem Hauptmann, Rath und ganzer Gemeinde im Sarganserland den Absagebrief „wegen des grossen trangs, unrechts, übels und mutwillens, so ir an dem grafen Heinrich, unserm lantsman, begand“. Den 800 Mann, welche die zwei Orte vom See her in das Land schickten, rückte vom Rhein her der Graf mit dem befreundeten Adel entgegen. Vor dieser Macht flüchteten sich

die Führer der Volksbewegung nach kurzem Widerstande am Bommelstein bei Walenstad ausser Landes; in wenigen Tagen war die ganze Landschaft zum Gehorsam gegen die früheren Herrn zurückgebracht, das Bündniss mit Zürich abgethan und das Landrecht mit Schwiz und Glarus beschworen. Nach Freudenberg, Nidberg und Walenstad kehrten die österreichischen Amtleute zurück. Wie vorausgesehen, kam aber auch in Folge dieses Zugs nach dem Sarganserland der Krieg zwischen den Ländern und Zürich zum Ausbruch, und, was nicht vorausgesehen, in kurzer Zeit führte dieser Krieg zu einem Bündnisse zwischen Zürich und Oesterreich und kehrte auch die Parteiverhältnisse in der Landschaft Sargans vollständig um. Graf Heinrich und seine Söhne und sogar die österreichischen Herrschaftsleute von Nidberg und Freudenberg versuchten zuerst, stille zu sitzen, d. h. neutral zu bleiben. Das gieng indess nicht lange; sie mussten Partei ergreifen und für Oesterreich einstehen. Zu einer bleibenden Eroberung und Besetzung der Landschaft durch die Eidgenossen kam es zwar nicht; ebensowenig zu einer grossen Kriegführung in dieser Gegend. Der Entscheid fiel auf anderer Seite. Doch mussten sich die Eidgenossen immerhin vor einem Angriff vom Sarganserland her sichern. Zweimal durchzogen ihre Schaaren das Land. Das erste Mal im Februar 1445, wobei das Städtchen Sargans erstürmt wurde; das zweite Mal im März 1446, wo ein ansehnlicher österreichischer Kriegshaufe, der sich bei Ragaz gesammelt hatte, unter grossem Gemetzel gänzlich zersprengt wurde. Das Ende des Krieges liess schliesslich trotz der merkwürdigsten Wechselfälle während desselben die Landschaft in den gleichen Verhältnissen, in die sie unmittelbar nach dem Tode Friedrich's von Toggenburg zurückgekehrt war: die Herzoge von Oesterreich und der Graf von Sargans blieben die Herren des Landes; der Letztere erneuerte sein Landrecht mit Schwiz und Glarus und schloss sich enge an diese ihm zunächst gelegenen Glieder der Eidgenossenschaft an, in dem sehr richtigen Gefühle, dass darin die beste und einzige Sicherheit für ihn liege.

Ein höchst unangenehmes Nachspiel hatte der Krieg für den Abt von Pfävers. Unter dem Vorwande, „dass er sich bei dem grossen Streit und Krieg zu Ragaz nicht betragen, wie er schuldig gewesen“, belegte ihn Kaiser Friedrich III., der sich seinerseits in seinem langen Leben überall nicht betrug, wie er schuldig war, mit einer Strafe und Brandschatzung von nicht weniger als 3000 Mark Silber. Und obschon sich der Abt und seine Leute „nützit schuldig wussten“ und trotz der Fürsprache der damaligen österreichischen Kriegsführer selbst, des Freiherrn von Brandis, des Grafen Heinrich von Sargans und des Junker Hans von Rechberg, musste Pfävers 1453 doch fl. 1200 an den österreichischen Vogt zu Walenstad, Nidberg und Freudenberg bezahlen und froh sein, mit dieser ermässigten Erpressung des Reichsoberhaupts davon zu kommen. Ohne Frage wäre das Kloster weit mehr berechtigt gewesen, von dem Hause Oesterreich Ersatz zu verlangen für die Schädigung seiner Angehörigen durch die Kriegsereignisse, an denen es eigentlich ganz unbetheiligt war. Dass die Gotteshausleute an den Volksbewegungen von 1436/37 gegen die österreichische Herrschaft und den Grafen zu Sargans höchstens gezwungenen Antheil nahmen, beweist ein im Zürcherarchiv liegender Brief von Hauptmann und Rath ob dem Walensee (vom 23. December 1436), in welchem sich diese provisorische Regierung — wie heutzutage gesagt würde — bei dem Rathe von Zürich darüber beklagt, dass die Leute des Abts zu Ragaz das Burgrecht mit Zürich nicht beschwören wollen, während in den übrigen vier Kirchspielen — Walenstad, Flums, Mels, Gretschins — kaum zehn bis zwölf Männer sich des Eides geweigert hätten. Eben so wenig scheint sich der Abt aber unbedingt auf die Seite von Oesterreich und Werdenberg-Sargans geschlagen zu haben, da er im Jahre 1437 sich veranlasst fand, bei dem Concil in Basel jämmerliche Klage zu führen über ungerechte Erhebung von Steuern und Abgaben durch Herzoge, Fürsten und andere weltliche Gewalten. Der Zürichkrieg selbst musste das Kloster höchst empfindlich schädigen, da er eben jene Gegenden am

härtesten traf, in denen Pfävers vorzüglich begütert war. Dass nach Abschluss des Friedens gerade der Abt von Rüti von dem Papst damit beauftragt wurde, dem Kloster Pfävers wieder zu Demjenigen zu verhelfen, was ihm ungerechter Weise entzogen und entfremdet worden, ist ein deutlicher Hinweis darauf, dass die Pfäverser Besitzungen im Gebiete der Linth und des Kantons Zürich ganz besonders von den Verwüstungen und der Willkür des Krieges heimgesucht worden waren. Es thaten auch die Eidgenossen den adeligen Conventherren schwerlich Unrecht, wenn sie bei denselben keine grossen Sympathien für sich voràussetzten, besonders wenn — was mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden darf — das Kloster sich gleich bei Ausbruch der Unruhen im Sarganserland unter den speciellen Schirm Oesterreich's begeben und mit dem Herzog ein ähnliches Schirmverhältniss eingegangen war, wie es seiner Zeit zu den Grafen von Werdenberg-Sargans bestand.

Bald sollte Pfävers in die nächsten Beziehungen zu den gefürchteten Eidgenossen kommen. Im Jahre 1460 brach um unbedeutender äusserer Ursachen willen ein neuer Krieg derselben mit dem vorderösterreichischen Hause aus. Ohne ernstlichen Widerstand war in wenigen Tagen der Thurgau für die sieben Orte erobert — Bern nahm keinen Antheil an diesen nicht gerade sehr ruhmvollen Zügen —, während ein kleinerer Heerhaufen, aus Urnern, Schwizern und Glarnern, auch einer Schaar Zürcher bestehend, über den Walensee gegen Feldkirch aufbrach und im Vorbeigang die österreichischen Herrschaften im Sarganserlande, diesmal für bleibend, zu Handen nahm. Sie wurden, wie der Thurgau, eine Landvogtei der sieben Orte, nachdem ein Versuch der drei Orte Uri, Schwiz und Glarus, die Vogteien Freudenberg, Nidberg und Walenstad für sich allein zu behalten, durch ein Schiedsgericht abgewiesen worden war. Auf Freudenberg nahm der neue Landvogt seinen Sitz; kein Zweifel, dass er nicht von Stund an diejenigen Rechte über das Kloster Pfävers beansprucht und ausgeübt hat, welche den Herzogen von Oesterreich zur Zeit des Uebergangs zuge-

standen hatten, ohne lange zu fragen, ob sich der Abt vielleicht ohne Schirmer zu behelfen gedenke. Bestimmte Zeugnisse dafür besitzen wir freilich erst aus der Zeit nach dem Ankauf der gräflich sargansischen Herrschaft und der Uebersidelung des Landvogts auf das Schloss zu Sargans. Dieser Auskauf der sargansischen Grafen fand im Jahr 1482 um 30,000 Goldgulden statt. Damit waren die Eidgenossen Herrn und Meister im ganzen, jetzt St. Gallischen Oberland. Sie liessen das Kloster Pfävers bald ihre schwere Hand fühlen und griffen energisch ein, um in dessen verlotterte Wirthschaft bessere Ordnung zu bringen.

Der erste Handel nahm, so weit wir sehen, im Jahre 1486 damit seinen Anfang, dass in Pfävers sehr despectirlich über die neuen Oberherren des Landes gesprochen und von einem eifrig loyalen Manne Solches dem Landvogt hinterbracht wurde. Sofort erfolgte eine Ladung des Abtes vor die Tagsatzung zu Baden, um sich wegen der geführten Reden zu verantworten. Der Dompropst von Cur, ein Freiherr von Brandis, gab sich dazu her, die nähere Untersuchung an Ort und Stelle zu besorgen. Der Ausgang war eine Warnung an den Abt, seine Zunge besser im Zaume zu halten, und die Ueberweisung eines Kaplans an den Bischof von Cur zur Bestrafung, damit er in Zukunft die Eidgenossen in Ruhe lasse und Andern zum Beispiel diene. Im Herbste des gleichen Jahres beauftragte die Tagsatzung Boten von Glarus und Zürich, gemeinsam mit einem Vertreter des Bischofs von Cur den ganzen Zustand des Klosters einer gründlichen Prüfung zu unterziehen, damit das Gotteshaus nicht ganz verderbe. Der Bericht der Boten führte zu einer Reihe von weitern Massregeln gegen die allerdings in bedenklichem Verfalle begriffene Abtei, deren Abt auf Wartenstein residirte und deren wenige Conventualen es sich zu Pfävers in eigenen Häusern standesgemäss wohl sein liessen. Der Abt erhielt strenge Weisung: in Zukunft des Gotteshauses Zinse, Zehnten und Güter nicht ohne Wissen und Willen des Bischofs und der Eidgenossen, seiner Schirmvögte, zu verkaufen oder zu verändern, abgelöste Renten bestens wieder anzulegen und sich so einzurichten, dass er jährlich und

so oft es verlangt werde, Rechenschaft ablegen könne; nebst mancherlei andern mehr oder weniger freundschaftlichen, aber ausnahmslos sehr eindringlichen Mahnungen. Und als im Jahre 1489 die Abtei erledigt wurde, scheuten sich die neuen Schirmherren gar nicht, von sich aus den Berner von Mülinen, welcher in Derer von Bern Landen und Gebieten erzogen und eines bewährten Lebenswandels sei, ganz offen zum Nachfolger des abgegangenen Abts zu empfehlen.

So hatte man den Schirm eines Stifts, dessen Vorstand ein „Fürst des Reichs" hiess, in Pfävers bisher gewiss nicht verstanden. So weit war es auch noch nicht, dass sich die adeligen Herren meist schwäbischer Abkunft — das Vorarlberg inbegriffen — den bernischen Schützling der Eidgenossen wirklich zum Abt aufdrängen liessen, wie grossen Werth diese bei der zunehmenden Spannung gegen Kaiser und Reich und den schwäbisch-österreichischen Adel darauf legen mochten. Das schienen die Conventualen indess doch verstanden zu haben, dass sie selbst Hand dazu bieten müssten, eine bessere Ordnung im Kloster zu schaffen. Sie wählten daher wohl wieder einen deutschen Adeligen, den Feldkircher Melchior von Hörnlingen, aber einen guten Haushalter. Die Gerechtigkeit erfordert es auch, zu sagen, dass die eidgenössischen Schirmer dem neuen Abt in seinen Bemühungen, Eingaben und Ausgaben in's Gleichgewicht zu bringen und Schulden abzubezahlen, mit aller Bereitwilligkeit an die Hand giengen und es ihn auf keine Weise entgelten liessen, dass er gegen ihren Willen an seinen Posten gekommen. Sie genehmigten seine Jahresrechnungen; sie gestatteten ihm den Verkauf der entfernten Besitzungen zu Hedingen und Männedorf, der Zehnten zu Ruschein, Seth, Ladir; sie unterstützten ihn kräftig gegen die Ansprüche zweier zürcherischer Priester von Tobel und Göldli, die sich vom Papst Anweisungen auf Pfäverser Pfarreien erkauft hatten und denen Abt Melchior ohne Scheu vor der über ihn verhängten Excommunication des Entschiedensten entgegentrat; sie standen ihm zur Seite, als Klosterleute die Entrichtung des Falls verweigerten.

Kurz, es bestand durch mehrere Jahre ein ganz erträgliches, um nicht zu sagen gutes Verhältniss zwischen Schirmern und Beschirmten oder nach jetzt wohl richtigerer Bezeichnung zwischen Vögten und Bevogteten. Einzig als das Kloster für die Erwerbung der Pfarrei zu Feldkirch durch einen zu rasch verstorbenen Bruder des Abts, für den es sich verbürgt hatte, 70 fl. zu bezahlen hatte, gab es ein Stirnrunzeln der gestrengen Herrn und eine scharfe Mahnung, dass Aehnliches in Zukunft nicht mehr vorkommen dürfe (1497). Auch Das hätte den Eidgenossen schwerlich gefallen, wenn sie es gewusst hätten: dass Abt Melchior die alten Freiheiten des Klosters eifrig aus dem Klosterarchive hervorsuchen und in amtlich beglaubigter Abschrift zusammenstellen liess. Bei solchen Studien sind dem Abt ohne Zweifel recht unangenehme Gedanken aufgestiegen über die Stellung, welche er und seine Abtei zu den regierenden Orten einnahmen. Man kann es ihm auf keine Weise verdenken, wenn er dem Kampfe zwischen dem Reiche und den Eidgenossen, der sich immer unverkennbarer vorbereitete, mit der stillen Hoffnung entgegen sah, durch ihn von dem Drucke befreit zu werden, der auf ihm und dem Stifte lastete. Da trat ganz unvorhergesehen ein Ereigniss ein, welches den Abt Melchior noch vor dem Ausbruche des Kriegs zu einem Opfer desselben machte.

Graf „Jörg“ von Werdenberg-Sargans — derselbe, der den Eidgenossen seine Herrschaft verkauft hatte — war durch seine Umtriebe am Hofe Herzog Sigmund's zu Innsbruck gegen den Heimfall der tirolischen Lande an die kaiserlich österreichische Linie schon vor Jahren in die Reichsacht gerathen. Er stand bekanntermassen mit Schwiz und Glarus im Landrecht und gewann dadurch und als Feind des Kaisers die Sympathie auch der übrigen eidgenössischen Orte für sich. Sie thaten ihr Möglichstes, dass die Acht von ihm genommen würde; aber Alles vergeblich. Nun begab es sich, dass ein angesehener kaiserlicher Rath, Gossenbrot mit Namen, das Bad zu Pfävers besuchte, für dessen Besuch die Eidgenossen Jedermann freies Geleit durch ihr Gebiet zugesichert hatten. Kaum hörte Graf

Georg davon, so liess er durch seine Freunde von Schwiz und Glarus an den Landvogt zu Sargans die Weisung ergehen, dass er den Gossenbrot gefangen nehme, um ihn bei den Verhandlungen über die Aufhebung der Reichsacht zu verwerthen. Inzwischen hatte aber auch Abt Melchior von diesem Attentate Kenntniss erhalten und war keineswegs gesonnen, sich einen solchen Eingriff in den Frieden seines Bades und die Vergewaltigung des selbst von Graf Georg als Biedermann anerkannten kaiserlichen Raths auf seinem Gebiet gutwillig gefallen zu lassen. Er erschien mit Bewaffneten in dem Bade und brachte den Bedrohten auf seine Feste Wartenstein in Sicherheit. Graf und Landvogt kamen darauf in das Schloss und verlangten, dass Gossenbrot zu Handen der VII Orte als Schirmherrn des Gotteshauses auf der Burg festgehalten werde, bis der Landvogt nach Zürich geritten, um dort zu erfahren, was weiter in Sachen zu thun wäre. Auf ihr Drängen gab der Abt schliesslich das verlangte Versprechen, jedoch ohne jede Verantwortlichkeit, wenn Gossenbrot ohne sein Zuthun entkäme. Bei näherer Ueberlegung fand er es indess für gerathen, während der Zürcher Reise des Landvogts sammt seinem Gaste aus dem Lande zu entweichen und Silbergeschirr, Briefe, Sigel und vorhandene Gelder mitzunehmen. Dazu soll er den Befehl hinterlassen haben, dass ihm zwölf Ochsen und ebenso viele Pferde nachgeschickt werden; was aber nicht geschah (Sept. 1498). Natürlich besetzte nun der Landvogt die Burg Wartenstein und nahm das Kloster bis auf Weiteres unter seine ganz unmittelbare Obhut.

Es ist auffallend, wie versöhnlich sich die Schirmherren in dieser Angelegenheit zeigten. Schon am 9. October beschlossen sie, den Abt auf seine Bitte in das Gotteshaus zurückkehren zu lassen. Doch gaben sie das Schloss Wartenstein Angesichts des drohenden Kriegs nicht mehr aus den Händen. Sie setzten einen eidgenössischen Amtmann darauf und versahen es mit Büchsen, Pulver und anderem Kriegsbedarf, und als ihre Boten erschienen, um die gewohnte Rechnungsablage entgegen zu nehmen, enthüllten sich noch viel weitergehende Projecte: die ganze weltliche Ver-

waltung sollte dem Abt aus den Händen genommen und einem eidgenössischen Vogt oder Pfleger übergeben werden; ohne des Landvogts Wissen sollten die äbtischen Amtleute Niemanden mehr in's Gefängniss legen; die Freiheitsbriefe des Klosters und das Conventssigel wurden in einem Thurme des Schlosses niedergelegt und der Schlüssel zu dem Gewahrsam bis auf Weiteres dem eidgenössischen Amtmann auf Wartenstein übergeben; der Haushalt des Abts wurde eingeschränkt und in Anbetracht, dass der ganze Convent nur noch aus dem Abt und zwei Conventherren nebst drei bis vier Kaplänen bestand und jeder der zwei Conventherren einen minderjährigen Brudersssohn aufnehmen lassen wollte, die Frage aufgeworfen: ob nicht die Aufnahme neuer Conventherren nur mit der Eidgenossen Willen geschehen dürfe und ob die Aufzunehmenden wirklich durchaus Edelleute sein müssten?

Unter solchen Bedingungen Abt zu sein, erschien Melchior von Hörnlingen unerträglich. Er zog es vor, wiederum ausser Landes zu weichen und abzuwarten, ob ihm nicht aus dem eben ausbrechenden Schwabenkriege eine günstige Veränderung erwachse. — Vergebliche Hoffnung! Statt sie unter das Reich zurückzubringen, vollendete der Krieg vielmehr die Unabhängigkeit der Eidgenossen von dem Reiche. Es blieb Melchior Nichts übrig, als im Frühjahr 1500 noch einmal die demüthige Bitte um Zulassung zu seinem Kloster an die regierenden Orte zu richten. Sie entsprachen, jedoch mit der Mahnung, dass er sich in der „Weltlichkeit“ (d. h. in der weltlichen Verwaltung) ganz nach Ordnung „unserer Herren und Oberen“ halte, den Gottesdienst fördere, unnütze Kosten mit Hunden und Anderem abstelle, und was er mitgenommen, wieder zurückbringe. Nachdem er wenige Monate unter dieser eidgenössischen Oberaufsicht zugebracht, verschwand Abt Melchior zum dritten Male und überliess die Abtei factisch den Schirmherren, ohne ihr zu entsagen.

Dieses eigenthümliche Verhältniss wurde den Eidgenossen in Bälde sehr unbequem. Um ihm ein Ende zu machen und zu einer gründlichen Auseinandersetzung mit Herrn Melchior

zu kommen, griffen sie zu dem bei ihnen beliebten Mittel, den Gegner festzunehmen und ihm ein Abkommen in ihrem Sinn als Preis der Freilassung vorzuschlagen. Es gelang ihnen im Sommer 1502, Melchior von Hörnlingen aufzufangen und auf dem Schlosse Sargans in sichern Gewahrsam zu setzen. Da legten sich die Aebte von Rüti und Einsideln in's Mittel und brachten den Handel zu einem gütlichen Austrag (7. Juli). Abt Melchior wurde unter Beibehaltung seines Abttitels mit 180 fl. jährlich pensionirt und verzichtete dafür gänzlich auf die geistliche und weltliche Verwaltung des Klosters. Das Silbergeschirr, das er noch in Händen hatte, mochte er auf Lebenszeit zu seinem Gebrauche behalten; nachher sollte es an das Kloster zurückfallen. So lange er lebt, darf keine neue Abtwahl vorgenommen werden. Der Eidgenossen Lande und Gebiete stehen ihm überall zu freiem Wandel und Aufenthalt offen, das Gotteshaus Pfävers und das Schloss Wartenstein ausgenommen, wo er Nichts mehr zu schaffen hat. Das waren die Hauptbedingungen, unter denen Melchior seine Freiheit wieder erhielt. Er zog sich nach Feldkirch zurück, wo er verbürgert war, und verzehrte dort seine Pension in Frieden, doch nicht ohne zeitweise Sistirung derselben, als es ihm einst einfiel, die in der Nähe gelegene Pfäverser Pfarrei Eschen zu vergeben, und nicht ohne nochmalige Anwandlungen, in sein Gotteshaus zurückzukehren, kurz vor seinem Tode, im Frühjahr 1506.

Die gänzliche Unfähigkeit, aus eigener Kraft sich wieder zu bessern Zuständen herauszuarbeiten, und die vergeblichen Versuche, durch das Eingreifen von Aussen bleibende Abhülfe der Verwilderung und Unordnung zu schaffen, die sich in Pfävers eingenistet hatten, — diese eigentlichen Grundzüge der Regierung Abt Melchior's von Hörnlingen, sind nun leider der vorherrschende Charakterzug der ganzen weitern Geschichte des Klosters während seines noch mehr als dreihundertjährigen Bestandes. Sogar die tiefe, geistige Aufregung der Reformation liess das oberflächliche, verweltlichte Treiben da oben beinahe unberührt; denn dem charakterlosen Rapperswiler J. J. Russinger,

der über jene inhaltschwere Zeit den Titel eines Abts von Pfävers führte, war es um gar nichts Anderes zu thun, als seine fette Pfründe zu behalten. Wohl hatte er sich schliesslich sehr im unrechten Momente zu Gunsten der neuen Lehre erklärt und wenige Wochen vor dem Ausbruch des zweiten Kappelerkriegs ein besonderes Burgrecht mit Zürich abgeschlossen, offenbar getäuscht von der damals vorherrschend reformfreundlichen Stimmung der sarganserländischen Bevölkerung. Als die Würfel bei Kappel und am Gubel gefallen waren und die Fluth sich zu wenden begann, hielt er es daher für gerathen, für einige Zeit nach Cur zu übersideln. Sobald er aber von dort seine höchste Bereitwilligkeit zur Rückkehr zum alten Glauben meldete, wurde er wieder zu Gnaden angenommen und begann mit den drei noch übrigen Conventualen die alte Wirthschaft und das lustige Leben von Neuem. So gieng es noch längere Zeit fort. In rascher Folge lösten sich unfähige und liederliche Aebte ab, bis der päpstliche Legat in der Schweiz, von den katholischen Schirmorten zu Hülfe gerufen, um das Jahr 1580 den Einsidler Conventualen Johann Heider an die Spitze der Verwaltung stellte. Diesem wackern Bürger von Wil gelang es, zuerst als Administrator, dann als Abt wieder einige Zucht und Ordnung in das Pfäverser Kloster zu bringen. Einen rechten innern Halt und Gehalt gewann dasselbe indess nie mehr. Am meisten Verdienste erwarben sich die spätern Aebte noch um das Bad. Es scheint beinahe, als ob ihnen dasselbe mindestens ebenso sehr am Herzen gelegen habe, als das Kloster, und als ob den Rückwirkungen des Badelebens und der eifrigen Theilnahme der Aebte und Mönche an demselben ein sehr wesentlicher Antheil an dem so frühen Verfalle und der gänzlichen Erschlaffung des Klosterlebens zugeschrieben werden müsse.

In wissenschaftlicher Beziehung hat Pfävers nur noch einmal Aufsehen erregt und viel von sich reden gemacht: als es nämlich im Anfange des 18. Jahrhunderts den Schirmorten immer dreistere Fälschungen von alten Freiheitsbriefen zur Bestätigung

vorlegte und dadurch eine officielle Untersuchung seiner sämmtlichen Privilegien veranlasste. Der im Jahr 1735 mit dieser Untersuchung beauftragte Chorherr Scheuchzer in Zürich hat im Ganzen mit grosser Sicherheit das Aechte vom Falschen gesondert und damit einen trefflichen Beitrag zur Diplomatik geliefert. Nach diesem Urkundenhandel, der während mehreren Jahren in der Tagsatzung mit sehr gereizten Debatten zur Sprache kam, versank Pfävers in ein solches Stilleben, dass in dem dicken Bande der Tagsatzungsabschiede von 1744 bis 1777 der Abtei mit keiner Silbe mehr gedacht wird.

Wir werden daher auch nicht darüber erstaunt sein, dass Abt und Convent von Pfävers bei Ausbruch der Revolutionsbewegungen in den Neunzigerjahren ohne den geringsten Versuch eines Widerstandes die Feudallasten ablösen liessen und auf ihre ohnehin schon frühe sehr beschnittenen, weltlichen Herrschaftsrechte bereitwillig gänzlich verzichteten. Sie retteten mit ihrer Fügsamkeit das Kloster in die neue Zeit hinüber, jedoch nur zu einem vierzigjährigen Zersetzungsprocess, der uns keine Theilnahme abgewinnen kann. Der Anblick, wie eine mit reichen Mitteln ausgestattete Vereinigung an sich gewiss höchst achtungswerther und theilweise sogar sehr begabter Männer es als Gesammtheit nicht dazu bringen kann, sich eine würdige Lebensaufgabe zu stellen und sie zu erfüllen, dieser Anblick ist lediglich peinlich, und wie einst die Conventualen selber, so begrüssen auch wir den Aufhebungsbeschluss des Jahres 1838 als eine wahre Erlösung.

DIE
ERSTE AUSGABE VON FAREL'S
SOMMAIRE.

Von

FRZ. JOS. SCHIFFMANN.

Il n'est pas bon de laisser un fait dans le vague; il faut l'étudier et le décrire.

A. Rilliet, Lettre à Merle d'Aubigné.

Nach der Annahme Aller, die sich mit Farel und seinen Schriften speciell beschäftigten — und ihre Zahl ist nicht klein —, schrieb er den Sommaire während seinem ersten Aufenthalte in Montbéliard, und „erschien derselbe Ende 1524 oder Anfang 1525 anonym, wahrscheinlich in Basel gedruckt".

Besonders eingehend hat diese Annahme Baum in der Einleitung ausgeführt, die er seinem Neudrucke der Ausgabe von 1534 beigab, und die diese Ansicht zur allgemeinen Geltung brachte, so dass sie die Zustimmung von Männern wie Stälin (Wirttemb. Geschichte. IV, 243) und Kampschulte (Calvin. I, 113) gewann.

Sehen wir uns bei Baum oder einem seiner Vorgänger nach den Beweisen hiefür um, so finden wir, dass der Aufstellung eine Stelle Farel's zu Grunde liegt. Diese Stelle, die der Brief, welchen Farel auch seiner Ausgabe von 1552 beigab, enthält, (219—240) lautet wie folgt:

„Il est certain, treschers en nostre Seigneur Jesus, que desia *il y a enuiron treze ou quatorze ans,* que le bon et fidele seruiteur de Dieu, docteur et pasteur de l'Eglise, *Jean Oecolampade,* à la requeste d'aucuns bons personnages, *m'admonesta d'escrire en langue vulgaire* pour donner quelque instruction à ceux qui ne sauent en latin, en touchant brieuement aucuns poincts, sur lesquelz le monde n'estoit bien enseigné, afin que tous ceux de

la langue Françoise peussent auoir plus droite intelligence et cognoissance de Jesus, qui de si peu est purement cognu et seruy, et qu'ilz fussent retirez et sortissent des tresgrandes tenebres d'erreurs, esquelles tant de gens sont detenues, et qu'on peust auoir quelque aide pour mieux entendre ce qu'on lit en la saincte Escriture. *Combien que regardant ma petitesse, ie n'eusse tasché ne proposé de rien escrire:* comme aussi ie n'eusse osé prescher, attendant que nostre Seigneur, de sa grace, enuoyast personnages plus propres et plus suffisans que ne suis: toutefois comme en la predication à laquelle ce sainct personnage ordonné de Dieu, et legitimement entré en l'Eglise de Dieu, m'incita auec l'inuocation du Nom de Dieu, ie ne pensay qu'il me fust licite de resister: *mais selon Dieu i'obeis estant requis et demandé du peuple et du consentement du Prince* qui auoit cognoissance de l'Euangile, *et prins la charge de prescher: aussi par luy admonesté d'escrire, ie ne peu refuser, que ie ne misse peine et diligence de faire comme i'estoye enhorté d'un si grand Pasteur. Parquoy le plus brieuement que pour lors me fust possible, ie mis en auant ce petit Liuret,* taschant de retirer les gens des abuz du Pape et de ses escoles, lesquels sont en tel nombre et si grans que rien plus" (219. 220).

Allein so bestimmt die Stelle und so zutreffend die Ausführung Baum's erscheint, bei näherer Prüfung verlieren beide diesen Charakter.

In dem angeführten Briefe (226) versichert Farel:

„— combien que par effet, et par escrit, auant que i'eusse mis la main en ce Liuret, i'auoye testifié le Baptessne appartenir aux petiz enfans, tant en les baptizant, qu'en ostant les fatras et crachas du Pape, escriuant les prieres exhortations, demandes et promesses que on garde, quand les enfans sont presentez pour estre baptizez". Hiezu bemerkt nun Baum VI: „C'étoit (le Sommaire) le second ouvrage publié par Farel, car la Manière et Fasson, soit la première liturgie des Eglises réformées de France, l'avoit précédé, comme Farel le dit lui-même en „l'Epistre aux fidèles" (226).

Nun lesen wir aber auf dem Schlussblatte (44 a) der erwähnten Liturgie „Manière et Fasson": „Imprimé par Pierre de Vingle a Neufchastel, le xxix. iour Daoust. Lan. 1533" (Dufour ccIV) [1]. Farel belehrt uns somit, die Liturgie sei vor dem Sommaire erschienen, und Baum übersieht, dass, wenn er diess betont, er mit seiner Annahme in Widerspruch geräth; denn an eine frühere Ausgabe der Liturgie, was dann doch der Fall sein müsste, ist nicht zu denken (Rilliet: Calvin, Catéchisme franç. xvi).

Einen weitern Beweis, dass der Sommaire später, als von Baum angegeben wird, erschien, bietet uns die Erwähnung der Schrift: Declaration de la Messe, die wir Seite 40/41 der Ausgabe des Sommaire von Baum, Seite 100/101 der Ausgabe von 1552 angeführt finden. Diese ist ein anonymer Druck von P. de Vingle. Von diesem Drucker kennen wir keinen Lyoner-Druck vor 1529 und keinen datirten Lyoner-Druck nach ad viii eid. Maii 1531 (Panzer VII, 349. N. 630. Bodius, Unio dissident.). Den 17. Oct. 1532 empfahl der Rath von Bern den Drucker demjenigen von Genf. Sie möchten ihm — so schrieb Bern — trotz dem Widerspruch Einiger gestatten, sich in Genf zu etabliren, um das Neue Testament und andere französische Erbauungsbücher zu drucken, da er wegen dem Drucke Neuer Testamente aus Lyon ausgewiesen worden sei (Herminjard Corresp. II, 446. Dufour cxxiii). Den 18. Nov. 1532 (Herminjard II, 462) ist Farel ungewiss, ob de Vingle schon daselbst eingetroffen; allein de Vingle machte erst den 18. Hornung 1533 (Dufour cxxvii) von seiner Empfehlung Gebrauch. Die Schritte, die er nun that, beweisen, dass er indess Kenntniss von dem Briefe erhalten hatte, mit dem A. Saunier den 5. Nov. 1532 (Herminjard II, 448) Farel von dem Beitrage der Waldenser

---

[1]) Le Catéchisme français de Calvin avec 2 notices par A. Rilliet et Th. Dufour. Genève 1878. Eine durch die zwei Beigaben höchst werthvolle Publication, deren bibliographische Partie zudem das bedeutendste ist, das seit Jahren in der Schweiz auf diesem Gebiete erschienen.

an den Druck der Bibel in französischer Sprache Mittheilung machte, und denselben gleichzeitig ersuchte, auch für den Druck von Bodio's Unio besorgt zu sein. Er suchte jetzt beim Rathe um die Bewilligung für den Druck Beider nach. Allein der Druck von Bodius wurde ihm abgeschlagen, und zufolge Rathsbeschlusses vom 13. März 1533 (Herminjard III, 31. Dufour CXXX) einzig gestattet, die Bibel zu drucken. Diese Drucklegung sollte jedoch nur nach der Antwerper Uebersetzung von Lefèvre geschehen, ohne jedwelchen Zusatz oder Abänderung, unter der Gefahr, dass dem Drucker die Exemplare weggenommen würden. Zudem wurde demselben ausdrücklich der Druck jeder andern Schrift ohne vorherige Erlaubniss verboten (Dufour CXXXI). Diese Schlussnahmen, die de Vingle's Hoffnungen und Plane trotz aller Bemühungen und wiederholter Verwendung Bern's (Herminjard III, 30. 33) vereitelten, veranlassten ihn, Genf, wo wir ihn bis zum 2. April 1533 (Herminjard III, 35. Dufour CXXXII) urkundlich verfolgen können, er jedoch, wie das Ansuchen Bern's schliessen lässt, den 27. Mai 1533 noch weilte (Deschwanden: Eidg. Abschiede IV, l. c. 78), zu verlassen. Schon im August desselben Jahres begegnen wir ihm in Neuenburg in voller Thätigkeit (Dufour. CCII. CCIV, auch Etrennes Neuch. I. 132).

Ueber de Vingle's Aufenthalt von seiner Ausweisung aus Lyon bis zu seiner Niederlassung in Genf hat man nur Andeutungen (Dufour. CXXVI. CXXVII). Gewiss ist, dass er während dieser Zeit die Druckerei im Verborgenen betrieb, wie diess auch aus dem Schreiben von A. Saunier 5. Nov. 1532 hervorgeht (Herminjard. II, 452). Dahin nun haben wir besonders alle die Schriften zu zählen, die ohne Angabe einer Jahrzahl etc. erschienen. Dass er, wie Dufour (CXXVII) annehmen möchte, vor seiner gestatteten Niederlassung in Genf, auch daselbst im Verborgenen gedruckt habe, ist mehr als zweifelhaft; denn dadurch hätte er bei der herrschenden Stimmung sowohl beim Procureur fiscal als im Rathe sein Gesuch unmöglich gemacht, wie dies klar aus der Stellung hervorgeht, die der Rath bei der Abgabe seiner Berner Empfehlung einnahm. Die Schriften ohne Druck-

ort, aber mit Jahreszahl, haben wir als Neuenburger Drucke anzusehen, und nicht für Genfer Producte zu halten. Durch die Angabe des Druckjahres hätte er dem Rathe von Genf selbst einen Beitrag zu seiner Controle geboten. Dagegen durfte er das in Neuenburg als einem der Reform bereits angehörenden Orte wohl wagen, wie er denn auch schon den 22. August 1533 den „Livre des marchands“ mit Angabe von Jahr und Tag und den 29. August 1533 die „Manière et Fasson“ selbst mit seinem Namen und der Angabe des Druckortes erscheinen liess. Unter die Zahl der Schriften, die er im Geheimen druckte, somit vor der Niederlassung in Genf, gehört auch die „Declaration de la Messe“. Die Zeit noch näher zu präcisiren, ermöglicht uns deren Verfasser.

Als Verfasser der Schrift, die zuerst anonym erschien, bekannte sich auf dem Titelblatte der zweiten Ausgabe von 1544 „Anthoine Marcourt“. A. Marcourt war (Boyve, J., Annales de Neuch. II, 314. Godet, Hist. 129) der erste Pastor des den 4. Nov. 1530 reformirt gewordenen Neuenburgs. Es ist möglich, dass er, wie Herminjard II, 297 und Dufour CXLIII vermuthen, dieselbe Persönlichkeit ist, die S. Gryphius den 21. Dec. 1530 an Farel empfahl. Da den 17. Juni 1538 der Rath von Neuenburg an den von Genf schrieb, Marcourt sei „prèz de huit ans“ (Dufour CXLIII) bei ihnen gewesen, so bekommen wir für den Antritt seines Pastorates die erste Hälfte von 1531. In diese Zeit nun, mit der die reformatorische Thätigkeit Marcourt's beginnt, fällt auch die Abfassung der Schrift. Während wir keine Schrift vor dieser Zeit kennen, die nachweislich Marcourt angehört oder ihm auch nur zugeschrieben wird, zählen wir dagegen bis zum Jahre 1535 vier, die mit Bestimmtheit ihn zum Verfasser haben. Von diesen ist die „Declaration de la Messe“ die älteste. Dafür spricht der Umstand, dass in ihr die Anonymität des Druckes viel sorgfältiger gewahrt wird, als dies im „Livre des marchands“ statt hatte. Denselben liess Marcourt den 22. August 1533 zum ersten Mal erscheinen (wir lesen selbst Tag und Jahr des Druckes). Das Anagramm: „Riche marchant

ou paoure poullaillier", das sich in den Schlussversen der zweiten Ausgabe vom 30. Dec. 1534 findet, und dessen Auflösung Dufour (CCIII) mit „Anthoi. Marcour prêcheur à la ville poli" gibt, unterstützt ebenfalls die Annahme, Marcourt habe auch die „Declaration" als Pastor von Neuenburg geschrieben; denn im Schlussworte, das der Pseudonym Cephas Geranius der „Declaration" beifügt, lesen wir eine ähnliche Anspielung. Cephas Geranius nennt darin Marcourt: „nostre loyal et bon amy *Pantapole*, veritable censeur" (Dufour CCII). Beachtenswerth ist ferner, dass Marcourt sich für die Herausgabe einer Mittelsperson, des erwähnten Cephas Geranius, bediente. Es trägt dies so recht den Charakter einer Erstlingsschrift, während sie zudem zur Annahme führt, dass er sich nicht am Druckorte befand, dass die Schrift somit nicht in Neuenburg erschien, wo es in Wahrheit weder für Marcourt noch de Vingle einer Mystifikation in dieser Richtung bedurfte, wie uns auch seine übrigen Drucke belehren. Da wir nun wissen, dass Beide von Lyon kamen und dass sie noch 1530 daselbst sich aufhielten, und dass ebenso Beide von 1533, spätestens August, an zusammen in Neuenburg weilten, so fällt somit sowohl wegen der totalen Anonymität des Druckes als solcher, als wegen der Abwesenheit Marcourt's vom Druckorte, der Druck der „Declaration" nicht in die Neuenburger Periode, und da wir auch von der Genfer Thätigkeit absehen müssen, so ist derselbe in die Zeit nach der Ausweisung de Vingle's aus Lyon und vor 18. Hornung 1533 [1]) anzusetzen, somit in die Zeit der ambulanten Thätigkeit des Druckers.

Diese Feststellung der Pastoration Marcourt's und des Druckes der Schrift erhält ihre Bedeutung für unsere Annahme, dass Farel's „Sommaire" nicht vor 1534 erschienen sei, durch den Umstand, dass Farel (219 der Ausgabe von 1552) seine „Epistre" mit den Worten einleitet: „La raison pourquoy ceste œuure a esté faite, et tant differée d'estre reueué, et pour-

---

[1]) Dufour (CCII) setzt den Druck „en 1533 ou 1534".

quoy a esté augmentée par Guillaume Farel". Denn aus diesen Worten, die wir zudem im Briefe selbst wiederholt finden (230. 234), geht doch gewiss klar hervor, dass bis jetzt die Schrift unverändert geblieben sei. Es ist das eine Aufstellung, die Baum selbst (Préface VI) mit den Worten bestätigt, die Schrift sei bisher „sans aucun changement du texte original" erschienen, und: „nous sommes certain qu'elle donne le texte primitif" (VII); allerdings zwingt die angeführte Versicherung Farel's zu dieser Annahme. Wenn wir dies aber zugeben müssen, so liegt darin ein weiterer Beweis, dass der Sommaire nicht vor 1534 erschienen; sonst hätte Farel die jedenfalls nicht vor 1531 erschienene „Declaration" nicht erwähnen können, noch sich in seiner „Epistre" wiederholt entschuldigt, wesshalb er es verschoben habe, die Schrift zu revidiren, und warum er sie nun vermehre.

Diesen Beweisen gegen die bisherige Annahme, für die wir das Zeugniss Farel's selbst haben, will ich nun ein Beleg anschliessen, das sich uns aus einer Parallele zwischen den Thesen und dem Sommaire ergibt. Bei flüchtiger Durchsicht der Thesen, seiner ersten Publication, finden wir, dass C. Schmidt (Farel und Viret. 4) dieselben in vorzüglicher Weise charakterisirt, wenn er von ihnen sagt: „Man sieht, es herrscht in der Aufeinanderfolge dieser Sätze noch bedeutende Confusion; es war der erste Anlauf eines feurigen Geistes, dem es noch an einem festen durchgebildeten System mangelte; der praktische Gegensatz gegen die Aeusserlichkeiten und die menschlichen Zuthaten im Katholizismus herrscht vor; doch ist der grosse Grundsatz von der Rechtfertigung durch den Glauben bestimmt ausgesprochen, und Christus wird dargestellt als der alleinige Lehrer, Gesetzgeber und Herr". Ebenso müssen wir dem Urtheile Baum's zustimmen, das er über den Sommaire fällt (Préface XIV. XV): „Si la disposition des matières laisse à désirer, ces petits chapitres néanmoins, par leur ton scripturaire, par leurs citations faites avec tant d'à propos, par leur tendance pratique qui va droit au but, ne manquent pas de produire leur effet

sur le lecteur, même après plus de trois siècles. Les chapitres qui traitent de la foi (11), de l'Eglise (16), des sacraments (18), des bonnes œuvres et pourquoi elles doivent êtres faites (22), de la prière (24), de l'aumône (25), de l'adoration de Dieu (26), des jours de fêtes (28), du bon pasteur (34), etc., sont de petits chefs-d'œuvre d'enseignement évangélique, par la vérité et la liberté du jugement et du raisonnement (XIV). Farel a presque toujours écrit en français, il a toujours bien écrit, mais jamais il n'a été mieux inspiré que dans cette petite exposition dogmatique" (XV). Damit ergibt sich aber auch zugleich, dass Thesen und Sommaire unmöglich beinahe gleichzeitig entstanden sein können. Auch wenn wir zum Resultate Monod's (Farel. 16.) kommen, dass Farel im Grunde arm an Ideen sei, so sind doch die zwei Schriften geistig weit auseinander gelegen: zwischen ihnen liegt die Durchbildung von Jahren. Ich könnte hiefür auch das Urtheil beiziehen, das Erasmus über Farel nach dessen Begegnung fällte (Erasmi Epp. ed. Le Clerc. 822. Herminjard I, 298); ich sehe jedoch davon ab, da es nicht frei von Animosität ist.

Wir wollen nun auch noch die Frage der Möglichkeit betreffend die Drucklegung prüfen. Baum (Préface VI) meint, der Sommaire sei „wahrscheinlich in Basel, Ende 1524 oder Anfangs 1525, ohne Farel's Namen erschienen". Basel war damals in Folge der schweren Verbote, die auf den Druckereien Frankreich's lagen und denen später der Feuertod Berquin's einen tragischen Ernst verliehen, die Werkstätte der litterarischen Propaganda der französischen Reformation geworden. Daselbst erschien 1523 bei Th. Wolf von einem noch unbekannten Verfasser der erste bis jetzt ermittelte Traktat: „La Somme de la scripture saincte, enseignant la vraye foy, par laquelle sommes justifiez" [1]). In Basel erschienen auch Farel's Thesen, dessen Oraison dominicale, u. s. f.

---

[1]) Gütige Mittheilung von Herrn Prof. Dr. K. Schmidt in Strassburg.

Die auf Farel's Drucke bezügliche Correspondenz hat sich so weit erhalten, dass wir klaren Einblick gewinnen (Herminjard. I, 279. 280. 403). Den 18. November 1524 (Herminjard. I, 306) schreibt Anémond du Chastelard an Farel in Montbéliard: „Je luy[1]) ay parlé des livres françois que avez, et semble estre bon que, après ce que le Novel Testament sera inprimé, ilz soyent inprimez“. Diese Ausgabe des Neuen Testamentes erschien wirklich (Brunet 5ᵉ éd. V, 748; Herminjard I, 280. n. 11); dagegen findet sich keine Spur von weitern Drucken Farel's. C. Resch wusste zu gut, wie gefährlich die Thätigkeit in dieser Richtung für sein Pariser Geschäft werden konnte, und wie er sich früher weigerte, die „Antichristen“ drucken zu lassen (Herminjard I, 281), so sehen wir ihn nun ganz zurücktreten. Den 18. Sept. 1525 (Herminjard I, 385) schreibt P. Toussain an Farel: „Indicem tuum dederam Jo. Vaugris, nescio si curarit imprimi“. Es könnte nun der Schluss erlaubt scheinen, dass darunter der Sommaire zu verstehen sei. Aber das ist nach dem bisher Gesagten ausgeschlossen, und es kommt noch hinzu, dass wir aus der Abrechnung vom 15. December 1525, die somit nach der vermeintlichen Ausgabe des Sommaire fällt, ersehen (Herminjard I, 403), dass Vaugris seine Rechnung mit Farel ohne die mindeste geschäftliche Reminiscenz zu Ende bringt, so dass nicht denkbar ist, er habe noch weitere Drucke ausgeführt. Ebenso wenig lässt sich der Druck bei Th. Wolf, noch von einer andern Druckerei in Basel nachweisen. Ich könnte auch noch betonen, dass bis jetzt kein Exemplar bekannt geworden; allein ich kenne die Geschichte dieser Literatur zu gut, um nicht zu wissen, dass diese Aufstellung, wenn auch sehr beachtenswerth, doch nur von höchst relativem Werthe wäre. Wohl aber darf als ein weiterer Beweis geltend gemacht werden, dass die Correspondenz der Reformatoren, diese Hauptquelle für die Kenntniss der ältesten

---

[1]) Conrad Resch. Ueber C. Resch und J. Vaugris findet man Näheres in der Schrift: Une visite à la Bibliothèque de l'Univ. de Bâle. Lyon. 1880. 38. 40.

Schriften Farel's, des „Sommaire“ vor Ende November 1535 überhaupt nicht gedenkt.

Der Irrthum über das Alter der Ausgabe entstand dadurch, dass man die vermeinte Beweisstelle in der „Epistre“ aus dem Zusammenhange riss, und sie buchstäblich in ihrem dunklen Wortlaute nahm, statt sie aus dem Briefe zu erklären. Dadurch kam man zur Annahme, die Stelle stricte auf die Abfassungszeit zu beziehen, während Farel damit einzig bezweckt, darzulegen, wie es kam, dass er Schriftsteller ward und in der Folge diese Schrift verfasste. Der für die Schrift gewählte Titel „Sommaire“ legt uns ebenso eine von der bisherigen abweichende Auffassung nahe. Crespin, Hist. des Martyrs 1582[1]) (103 a) erzählt uns: „Gewisse Mitglieder der reformirten Kirche von Paris hätten sich in Folge plötzlicher Anwandlung und ohne erst den Rath besserer Einsicht einzuholen, im August oder September 1534 entschlossen, einen der Ihrigen, Namens Ferret, in die französische Schweiz zu schicken, „pour avoir un *sommaire* de ce qu'on donnerait à cognoistre au peuple pour instruction de la foy et religion chrestienne“. Dieser Umstand nun führt mich zur Annahme, Farel, der sich damals in Genf aufhielt, habe für die Schrift, die den 23. December 1534 erschien und wohl schon im Drucke war, dann diese Bezeichnung gewählt, sei es, um sie zu rechtfertigen, oder aber, um damit seine Antwort zu bezeichnen. Erst nach dieser Zeit begegnen wir auch dem „Sommaire“ zum ersten Male in der Correspondenz der Reformatoren. In einem Briefe von S. Grynäus in Basel an Farel in Genf, Ende November 1535 (Herminjard. III, 372), befürwortet Grynäus die Aussöhnung mit P. Caroly, mit dem Zusatze, eine seiner Schriften habe ihm die Befürchtung eingeflösst, sein Glaube an die Göttlichkeit Jesus sei zu bezweifeln. Das haben wir auf das 3. Capitel: „De Jesuchrist“ des Sommaire zu beziehen. Wir dürfen nicht annehmen, dass Caroly zehn Jahre mit seiner weitgehenden Klage zugewartet habe, und das

[1]) Die Princeps war mir leider nicht zur Verfügung.

Stillschweigen des Erasmus wäre nicht zu erklären, wenn wir uns erinnern, wie aufmerksam er Farel's literarische Anfänge verfolgte und wie er sie wiederholt (Herminjard. I, 286. 289. 298) bespricht.

Allerdings ist es möglich, dass Farel schon während seines ersten Aufenthaltes in Montbéliard trotz dessen Kürze einzelne Materien der Schrift meditirte. Ein Brief Oecolampad's (Herminjard I, 335), zusammengehalten mit einer Stelle des „Sommaire“ (Ausg. v. Baum. 65), lässt dies vermuthen. Es ist auch möglich, dass unter dem „Indice“, von dem Toussain schreibt, eine verwandte Schrift Farel's zu verstehen ist. Dagegen widerspricht der Annahme, dass der Sommaire früher in abweichender Ausgabe, was wir doch nach einem Vergleiche mit den Thesen annehmen müssten, erschienen sei, Farel's wiederholte Versicherung: Die Schrift sei seit ihrem ersten Erscheinen unverändert geblieben. Diese Erklärung, wie sie die Annahme einer frühern, abweichenden Ausgabe in bestimmtester Weise ausschliesst, negirt sie auch die Hoffnungen, die Kirchhofer (Studien und Kritiken. 1831. I. 284) damit verband. Wir wissen, dass, wenn ein solcher Fund denkbar wäre, er uns nur den Wortlaut der Neuenburger Ausgabe von 1534 bieten würde. Allein die Schrift — dafür, glaube ich, sprechen die von mir angeführten Gründe — war eben nicht das Werk seines Aufenthaltes in Montbéliard, noch erschien sie Ende 1524 oder Anfangs 1525 in Basel. Viel eher hätten wir ihr Erscheinen dem Impulse der Pariser Gemeinde zuzuschreiben, wie auch deren Initiative ihr höchst wahrscheinlich den Titel gab. Ich komme zum Schlusse: Die Ausgabe, die den 23. December 1534 in Neuenburg die Presse verliess, ist die älteste, die Editio Princeps der Schrift. — Die sich unmittelbar aufdrängende Frage: — Welche Schrift tritt nun vor Calvin's Institutionen an Stelle des „Sommaire“, als der erste Versuch einer Zusammenfassung der Lehren des französischen Protestantismus? — diese Frage werde ich in einem weitern, bereits vorbereiteten Aufsatze zur Besprechung bringen.

Excurse.

1) Die Abfassungszeit der „Epistre“ Farel's. In seiner Einleitung weist Baum auch nach, dass die in der Ausgabe von 1552[1]) enthaltene „Epistre“ aus einer frühern Ausgabe herüber genommen worden sei. Er kömmt dann zum Schlusse: „Cette „Epistre“ fut donc écrite, l'édition *revue et augmentée du Summaire* fut donc publiée en 1538“. Allein er übersieht, dass wir unter Calvin's Institutionen, auf die Farel wiederholt verweist, die französische Ausgabe zu verstehen haben, weil die Hinweisung auf die lateinische, da Farel ausdrücklich von der „instruction à ceux qui ne sauent en latin“ (219) spricht, keinen Sinn hätte. Die erste Ausgabe, die mit der „Epistre“ als Anhang und unter Farel's Namen erschien, fällt somit nach dem Erscheinen der ersten französischen Ausgabe der „Institutionen“, die 1541 erfolgte. Baum, der seine Beweisführung speciell auf die Differenzen mit Caroly und den Libertins stützt, und, wie wir gesehen haben, die vermehrte Ausgabe desshalb in das Jahr 1538 versetzt, übersah ferner die Worte Farel's in der „Epistre“: „i'eusse confuté leurs machinations, et ce depuis cinq ou six ans“ (230. der Ausgabe v. 1552), weil sie zu seiner Berechnung nicht stimmten. Zählen wir nun zu 1537 oder 1538 fünf oder sechs Jahre, so erhalten wir 1543 oder 1544. Gewiss ist, dass die letzte anonyme und unveränderte Ausgabe 1542 erschien; dagegen kenne ich wenigstens keine Ausgabe der Jahre 1543 oder 1544. Wohl aber spricht folgende Briefstelle bei Kirchhofer (Theolog. Studien u. Krit. 1831. 286) bestimmt für die Existenz einer veränderten Ausgabe vom Jahre 1543: „Summarium satis diligenter et *emendate* impressum est“. Jo. Arquerius Farello Novavillæ 27 Mart. 1543.

---

[1]) Die Liberalität, mit der mir mein verehrter College, Herr Biblio thekar Dr. Dierauer, Professor in St. Gallen, das Exemplar der Vadianischen Bibliothek, das einzige in der Schweiz bekannte, zur Benutzung überliess, förderte wesentlich meine Studien und verpflichtet mich zu öffentlicher Verdankung.

2) Serrières oder Neuenburg? Auch bezüglich der Oertlichkeit der Neuenburger Druckerei de Vingle's hat sich eine Controverse entsponnen. Die Bibel von 1535 wird in bibliographischen Kreisen gemeinhin Bible de Serrières genannt, und damit, wohl veranlasst durch J. Boyve (Annales de N. II, 338. 351), die Tradition verbunden, ihr Druck sei in Serrières bei Neuenburg ausgeführt worden.

Gegen diese Annahme machte mein verehrter College, Herr Bibliothekar J. H. Bonhôte in Neuenburg (Musée neuchâtel. III [1866] 175), den Wortlaut ihrer Schlussschrift geltend, die diese Tradition als völlig unbegründet erweist. Derselben Ansicht ist auch Herminjard (III, 294). Ebenso Dufour (CLXII, n. 1), der zudem noch auf die Schlussschrift der Manière et fasson 1533 verweist. Obwohl man als weiteres Belege noch die des N. Test. von 1534 beiziehen könnte, so glaubte ich gleichwohl, dass die Tradition einen historischen Kern enthalte; allein ich muss gestehen, dass ich diese Annahme wenigstens für die Bibel aufgegeben habe. Wenn wir aus der Schlussschrift der „Manière et fasson“ ersehen, dass de Vingle schon den 29. August 1533 Neuenburg als Druckort nannte, und wir dies mit dem Briefe von A. Saunier vom 22. Sept. 1533 (Herminjard III, 80) zusammenhalten, dessen Klagen absolut der Bibel[1]) gelten, so kommen wir zum Resultate, dass die Bibel in Neuenburg gedruckt wurde; denn aus dem Briefe Saunier's ergibt sich, dass zur Zeit, als die „Manière“ in Neuenburg erschien, der Druck der Bibel noch gar nicht begonnen hatte. Diess schliesst nun allerdings nicht aus, dass wir den Anfang der Druckerei selbst nicht gleichwohl

---

[1]) Den Beweis hiefür finde ich in den Schritten, die de Vingle in Genf, im Anschlusse an den Brief Saunier's an Farel, für den Druck der Bibel that; in der auf die Waldenser und den Bibeldruck bezüglichen Stelle in der Zuschrift Olivetan's an Farel und Saunier; in den Schlussversen derselben, deren Anfangsbuchstaben bekanntlich die Worte bilden: „Les Vaudois peuple évangélique ont mis ce trésor en publique“; dann darin, dass Olivetan die Zuschrift, die die Bibel von 1535 einleitet, auch an Saunier richtet.

in Serrières zu suchen haben, wofür sich neuerdings auch Daguet (Hist. 7e éd. II, 41) ausgesprochen hat, und wofür auch spricht, dass Serrières damals der Landungsplatz war (Godet, Hist. de la Réf. de N. 88), der de Vingle, nachdem er Genf verlassen, die erste Stätte bot, wo er jedoch längstens von Ende Mai bis August 1533 geweilt hätte.

DAS

STEINER'SCHE REGIMENT

IN

GRAUBÜNDEN, 1620—1621.

Von

CHR. KIND.

Im Standesarchive von Graubünden befindet sich ein mässiger Folioband von 344 Seiten, enthaltend die Abschrift von Briefen, welche Oberst Johann Jakob Steiner von Zürich während seines Aufenthaltes in Graubünden theils an die Standeshäupter von Zürich und an dortige vertraute Personen schrieb und von diesen empfing, theils an die Häupter der drei Bünde und andere dortige Optimaten, sowie an den französischen Repräsentanten Etienne Gueffier, theils an benachbarte Landvögte von Sargans, Werdenberg und Sax, oder an den Hauptmann auf Gutenberg und den Grafen von Hohenembs richtete. Die Sammlung ist nicht chronologisch geordnet und entbehrt auch eines Index. Wahrscheinlich wurde dieselbe von Minister Ulysses von Salis-Marschlins angelegt und gelangte in Folge der gewaltsamen Schritte, welche das Strafgericht von 1794 gegen den Minister und seine ganze Partei verfügte, in den Besitz des Landesarchives. Wenn auch die mitgetheilten Briefe sehr zahlreich sind, so kann sie doch nicht als vollständig gelten. Im Zürcherischen Staatsarchive befinden sich noch einige Stücke, die wesentliche Lücken ergänzen. Ausserdem ist es als ein Mangel zu bezeichnen, dass manche der in die Sammlung einverleibten Schreiben weder Datum noch Adresse enthalten. Indessen kann der vorliegende Stoff im Ganzen genommen genügen, um ein Bild über die Verhältnisse des Obersten Steiner und seines Regimentes während seines Aufenthaltes in Bünden zu entwerfen.

Es dürfte hiezu um so eher Veranlassung geboten sein, als die Sammlung der eidgenössischen Abscheide zu den Jahren 1620/21 von dieser Correspondenz keinen Gebrauch machen konnte.

Das Regiment Steiner war bekanntlich vom Stande Zürich als Hülfstruppe nach den Bünden entsendet worden behufs einer

allgemeinen Unternehmung gegen Veltlin, von der der beste Erfolg erwartet wurde, da auch Bern mit sieben Fähnlein zur Wiedergewinnung Veltlins und Abdrängung der Spanier von diesem politisch und militärisch gleich wichtigen Gebiete Hand geboten hatte. Die nicht geringen Schwierigkeiten des Zuzuges jedoch bei der Stellung, die die fünf Orte schon damals einnahmen, sowie der verderbliche Ausgang bei dem allzukühnen Vorrücken der Berner vor Tirano können hier nicht in Berücksichtigung gezogen werden, weil sie nicht in den Rahmen der Steiner'schen Correspondenz fallen und anderwärts hinlänglich beleuchtet sind. Dagegen erscheint es zum Verständniss derselben erforderlich, einen Blick auf die politischen Verhältnisse der drei Bünde unmittelbar nach dem Missgeschicke vor Tirano und der dasselbe begleitenden tiefen Entmuthigung zu werfen.

Die Spanier hatten den Angriff auf Tirano abgeschlagen. Die Reste des Bernischen Heeres, gedeckt von den drei Fähnlein Zürcher und den Bündnern, kehrten nach Bormio zurück. Auch die Zürcher hatten beim Rückzuge ihre Kriegskasse eingebüsst. Indessen schien die schlimme Scharte doch noch ausgewetzt werden zu können, wenn Hülfe von Venedig eintraf, wie sie mit Bestimmtheit erwartet wurde. Die Spanier wagten es nicht, die Fähnlein weiter zu beunruhigen. Aber bei den Bernern war nach den bittern Verlusten alle Kriegszucht aufgelöst, und auch die Bündner zerstreuten sich nach Hause, da keine Hülfe erschien. So konnten auch die Zürcher nicht in Bormio zurückbleiben; sie zogen sich über Livigno nach Zuz zurück, wo sie die weitern Befehle ihres Standes abwarteten. Wie die katholischen Fähnlein des obern Bundes sich von Anfang an, den Rathschlägen aus den fünf Orten Gehör gebend, gesträubt hatten, an dem Feldzuge Theil zu nehmen, so blieb auch jetzt ein neues Aufgebot fruchtlos. Im Gegentheil reifte nunmehr bei den Führern des obern Bundes der Gedanke, die Wiedergewinnung Veltlins in eigene Hand zu nehmen und anstatt mit Waffengewalt auf dem Wege der Unterhandlung mit Mailand das nämliche Ziel zu erreichen, und wohl noch sicherer, wenn als Preis

für die Erstattung der verlornen Provinz die bisher bestandene Religionsfreiheit dargeboten werde. Es war ja diese Frage der tiefste Kern der ganzen Entzweiung, die sowohl die dreizehn Orte der Eidgenossenschaft als auch die drei Bünde auseinanderhielt, die die Parteien antrieb und wohl auch nöthigte, die Stütze für den einmal eingenommenen Standpunkt bei auswärtigen Mächten zu suchen.

Noch war indessen nichts abgeschlossen, als am 28. Sept. Oberst Steiner in Zuz den Befehl erhielt, aufzubrechen und bis auf Weiteres an sichern Orten in der Herrschaft Mayenfeld Quartiere zu beziehen. Indem er nun zugleich die Reste des Berner Heeres unter Hauptmann Abraham Binder, dem einzigen übriggebliebenen Führer eines Fähnleins, mit dem Nöthigen ausrüstete, damit sie wenigstens mit militärischen Ehren zurückkehren konnten, traf Steiner Anfangs October (sein erstes Schreiben datirt vom 4./14. October) in Mayenfeld ein. Schon am 13./23. September hatte er an Zürich geschrieben, es sei neues spanisches Volk im Veltlin eingerückt, und es gehe das Gerücht, dass die fünf Orte aufgebrochen seien, wie man weiss, um das Gebiet des obern Bundes zu besetzen und die spanisch-mailändische Politik wirksam zu unterstützen. Es ist zudem aus den eidgenössischen Abscheiden zur Genüge bekannt, dass dieser Aufbruch nicht für eigne Rechnung erfolgte, sondern mit mailändischem Golde bezahlt war. Diese auffallende Separatstellung des obern Bundes, gefahrdrohend wie sie war für die Politik des Hofes von St. Germain, veranlasste nun zunächst neue Unterhandlungen, um den Frieden in den Bünden wieder herzustellen. Die eidgenössischen Orte boten ihre Vermittlung an, jedoch, wie gewöhnlich, völlig fruchtlos. Der obere Bund suchte die beiden andern Bünde zu sich herüber zu ziehen, und sah sich hierin von der Plantanischen Partei im Gotthausbunde unterstützt. Dagegen hatte Gueffier von den beiden andern Bünden das Versprechen immerwährender Neutralität erlangt, und letztere bemühten sich ernstlich, auch im obern Bunde die Rückkehr zur Neutralität zu erwirken. Für den Preis der Neutralität

wollte sich Gueffier anheischig machen, das Veltlin wieder den Bünden an die Hand zu stellen. Dabei blieb aber immer die Religionsfrage ein ungelöster Punkt, und Frankreichs Zusagen eben desshalb zweideutig. Das Wort Religionsfreiheit selber war für beide Parteien ein Begriff, mit dem sie spielten, der aber im Munde der einen ganz andern Inhalt hatte, als im Munde der andern. Die Reformirten verstanden unter der Religionsfreiheit die Zulassung derselben im Veltlin in demselben Umfange, wie sie in den herrschenden Gemeinden ausgeübt wurde, d. h. die Anerkennung des Rechtes der Mehrheit sich für die eine oder die andere Kirche zu entscheiden. Die Katholiken verstunden dagegen unter dem nämlichen Ausdruck das Recht, überall Missionen einzurichten, Collegien des Jesuitenordens zu gründen, und die Wiederherstellung der Rechte der alten Kirche in ihrem ganzen Umfange zu betreiben, ohne hieran durch Landesbeschlüsse oder Gemeindemehrheiten gehindert zu sein. Es verbarg sich also hinter dem Worte Religionsfreiheit eine folgenschwere Entscheidung, und das war der Grund, warum man nie zusammenkam, mochte auch das Volk als solches noch so verlangend nach Ruhe und Frieden sein.

Während so die Unterhandlungen betrieben wurden, hatte Steiner Zeit, sich in die eigenthümlichen Verhältnisse Graubündens als nahestehender Beobachter hineinzuleben, war doch sein Schwager Heinrich Bräm, Statthalter, der Abgeordnete Zürichs in Cur während dieser Versuche, den Frieden herzustellen. Er selber würde gerne der evangelischen Partei allen Vorschub geleistet haben, wenn er nicht fortwährend amtlich und ausseramtlich gemahnt worden wäre, sich auf seine militärische Aufgabe zu beschränken. So schrieb er am 4./14. October an seinen Bruder. Indem er ihm dankt für die Warnung, sich nicht allzusehr blosszugeben, bemerkt er, „es habe freilich hier seltsame wunderbare Köpfe, dass man nicht weiss, wer Freund oder Feind ist". Wie er in den obschwebenden Verhältnissen dachte, geht deutlich genug aus einem Schreiben vom 15./25. October hervor. Er erwähnt in seinem Bericht an Junker

Hans Escher des Gerüchtes, dass Planta (wahrscheinlich Rudolf) nächste Woche durch Engadin und Davos zu den Fünfortischen stossen werde, und fügt bei, er würde sich freuen, ihm zu begegnen: seiner Truppen grösste Freude wäre es, wenn sie mit den Fünförtischen ein Bockshorn abstossen müssten. Es werde doch endlich sein müssen. So hochgradig nun aber auch die Spannung war, zu einem activen Eingreifen fand Steiner vorläufig weder Auftrag noch Gelegenheit; seine Wirksamkeit beschränkte sich vorläufig darauf, einzelne Verfolgte unter seinen Schutz zu nehmen, und überhaupt jener Partei der „Gutherzigen", d. h. der hervorragenden Lenker des Thusner Strafgerichtes, einen Rückhalt zu bieten. So erhielt er schon am 26. October/6. November von Zürich aus den Befehl, den Prädicanten von Schams (Janett) und denHauptmann Jacob Joder von Casutt in des Regimentes Schutz aufzunehmen, da dieselben als Mitglieder des obern Bundes in dem Umfang desselben keine Sicherheit mehr fanden. Zwei Tage zuvor war ja der Bürgermeister von Cur, Gregorius Mayer, während die Stadt für die im Lager zu Embs stehenden Oberbündner zur Begrüssung des französischen Residenten die Thore geöffnet hatte, in seinem Hause aufgesucht, gefangen genommen und zunächst in's oberbündische Lager, hernach gleichsam als Geisel nach Ilanz geführt worden, von wo er erst Ende December, laut Steiner's Bericht an Bräm vom 22. Dec./1. Jan. durch Flucht aus dem heimlichen Gemach, entkam, und da er in Cur sich nicht geborgen wusste, sich unter Steiner's Schutz nach Malans begab.

Wie jedoch der Züricher Oberst an diesen stürmischen Bewegungen keinen öffentlichen und amtlichen Antheil zu nehmen hatte, so beschäftigte er sich in der ersten Zeit hauptsächlich damit, die Angelegenheiten seines Regimentes vom Tiraner Feldzug her in Ordnung zu bringen. Zahlreiche Briefe beschlagen diesen Gegenstand.

Er hatte Rechnung zu stellen für die aus dem Zeughause erhaltenen Waffen, welche, soweit sie auf dem Rückzuge verloren gegangen waren, der Regierung ersetzt werden mussten.

Demnach ersuchte er zunächst um Ermässigung der Taxen für die zu ersetzenden Gegenstände und erlangte folgende von ihm selbst vorgeschlagene Ansätze: für einen Harnisch fl. 8, für eine Muskete fl. 5½, für ein Bandelier 12 Batzen, für eine Flasche ebenso, für eine Helbarte 1 fl. 5 Sch., für einen Spiess 25 Sch. Für die verbrauchte Munition verlangte er Nachlass der Kosten, drang aber hiemit bei den Herren von Zürich nur schwer durch. Der Entscheid über letztern Punkt wurde von Bürgermeister Rahn auf den Schluss der ausserordentlichen Tagsatzung in Baden, welche eben wegen der Bündner Angelegenheiten zusammentreten sollte, vertagt.

In nicht minderm Grade nahm ihn der Ersatz seiner persönlichen Ausrüstung in Anspruch, soweit dieselbe vor Tiran zu Verlust gelangt war. Es handelte sich um seine Baarschaft sowie um eine goldene Kette. Namentlich war er durch den Verlust seiner Baarschaft, aus der er den Sold seiner Truppen bei der längern Dauer des Feldzuges hätte bestreiten sollen, in grosser Unruhe. Er sah sich genöthigt, sofort ein Anleihen bei dem Freiherrn Thomas von Schauenstein zu erheben, um seine Leute in guter Stimmung zu erhalten. In Zürich entschloss man sich nur sehr schwer zu dieser Nachzahlung, und ohnehin blieb der Seckelmeister fortwährend im Rückstande mit den Geldlieferungen. Es würde ein Leichtes sein, eine ganze Blumenlese von Lamentationen Steiner's über dieses Thema zusammenzustellen; allein unsere Darstellung würde damit doch unverhältnissmässig in's Breite verlaufen. Diese Geldgeschichten hatten aber noch eine andere unerquickliche Seite. Als Zahlmeister war vom zürcherischen Zahlamte Joh. Heinrich Pöschung in Cur bestellt. Nun ereignete es sich, dass eine Soldzahlung in lauter Curer und Haldensteiner Halbdiken ausgerichtet wurde, augenscheinlich in der Absicht, dieser wenig beliebten Münze die Heimkehr an ihren Ursprungsort zu erleichtern. Steiner und seine Leute waren aber mit dieser Zahlungsart gar nicht zufrieden und schöpften Verdacht, als ob Pöschung zwar grobe Silbersorten erhalten hätte, allein dieselben zu seinem Vortheile

verwendet und die Zahlung in schlechter Scheidemünze vorgezogen hätte. Steiner verlangte daher, dass die Geldsendungen direct an ihn zu bestellen seien. In Zürich zeigte man wenig Neigung, der Verdächtigung Pöschung's Glauben beizumessen, und behielt sich die Convenienz des Seckelmeisters ausdrücklich vor.

Unter solchen Umständen, bei der langen Dauer des Lagerlebens, ohne andauernde Beschäftigung der Mannschaften, die durch die wiederholten Befehle von Zürich zur Unthätigkeit verurtheilt war, bei der mangelhaften Zahlung und der im Lande selbst herrschenden Theuerung aller Lebensmittel war es nicht zu verwundern, dass sich die Mannszucht mehr und mehr lockerte, und Steiner bereits Meutereien zu befürchten hatte. Er liess sich daher, um einen Profoss im Lager zu haben, einen Scharfrichter von Zürich kommen. Es fehlt in Steiner's Correspondenz keineswegs an Andeutungen, die auf Ausschreitungen gegen die Mannszucht hinweisen.

Der Mannschaftsbestand hatte ohne Zweifel seit Beginn des Auszuges manche erhebliche Veränderung erlitten. Von dem ursprünglichen Aufgebot war wohl die Mehrzahl nach Verlauf der drei ersten Monate Dienstzeit zurückgekehrt, und an deren Stelle andere, vielfach unzuverlässigere Elemente eingetreten. Der Rath in Zürich sah sich mehrfach genöthigt, Leute aus dem Regimente zu requiriren, die Schulden halber ausgetreten waren. Ein Marketender Ulrich Pfrunder wurde in Mayenfeld erschossen, der Thäter aber trotz der Vorstellungen Steiner's in Freiheit gelassen, ein Umstand, der wohl vermuthen lässt, dass der Hauptheil der Schuld auf Seiten des Getödteten lag. Die fünf Orte als Schirmorte des Stiftes Pfävers führten Beschwerde, dass durch zürcherische Mannschaften dem Stifte Ochsen ab der Waide getrieben und in Malans geschlachtet worden seien, dass die Klosterknechte auf offener Strasse überfallen, Steine in's Badtobel gewälzt worden seien, die das untere Haus einschlugen. Man sei sogar in's Kloster eingedrungen und habe sich in den Kellern desselben gütlich gethan. Steiner wurde dieser schweren Anklagen halber zur Vernehmlassung aufgefordert. Nach seiner

im Züricher Staatsarchive befindlichen Darstellung wäre allerdings der grösste Theil jener Beschwerden unbegründet gewesen. Da in den eidgenössischen Abscheiden von diesem Vorfalle nichts erwähnt ist, derselbe demnach nicht zu einem Entscheide gelangt zu sein scheint, so muss wenigstens irgendwelcher Anlass zur Beschwerdeführung geboten worden sein, wenn auch nicht gerade alle derartigen Auftritte durch Steiner'sche Mannschaften herbeigeführt wurden. Da indessen bald hernach eine förmliche Meuterei im Lager ausbrach, wobei durch Trommelschlag zur Rückkehr unter den Gehorsam aufgefordert werden musste, so ergibt sich hieraus schon zur Genüge, welcher Art die herrschenden Einflüsse im Regiment waren.

Nicht geringere Sorge als der Bedarf der Feldkassa machte dem Obersten der Verlust seiner goldenen Kette, und der Wunsch, den gebührenden Ersatz hiefür zu erhalten. Und hiefür bedurfte es unstreitig noch zarterer Saitentöne, als in der amtlichen Correspondenz. Man ersieht desshalb unschwer, welche Mühe sich Steiner gab, um den Amtsbürgermeister in günstiger Stimmung zu erhalten. Er gratulirt ihm zu Familienereignissen in jenem feierlichen Tone des 17. Jahrhunderts; er sendet ihm verschiedene Sorten von Wildhühnern auf seine Tafel, Birkhühner, Pernissen und Schneehühner, damals wohl in Zürich eine ziemlich seltene Delicatesse; er versorgt ihn mit vertraulichen Nachrichten.

Wenig gemüthlich war dagegen die gleichzeitige Spannung gegenüber dem Obersten Guler. Bekanntlich hatte Guler beim Vormarsche nach Tirano die rechte Thalseite zu halten, um den von Poschiavo erwarteten Zuzug zu erwarten, und mit demselben vereint in der Flanke vorzugehen. Da jener Zuzug ausblieb, und mit Abwarten somit Zeit versäumt wurde, konnte Guler den Obersten Steiner bei der versuchten Berennung Tirano's nicht unterstützen, und wurde so alles vereitelt, was zur Herstellung der Waffenehre erforderlich schien.

Während nun in Cur die Verhandlungen wegen des spanischen Bündnisses gepflogen wurden, erschien mit geschickter

Berechnung der Umstände, wie man glaubt von jesuitischer Seite, ein Pasquill, betitelt der Kelchkrieg, welches in den feindseligsten Ausdrücken die Unternehmung besprach und namentlich auf einzelne vorgekommene Excesse gegen Kirchen und Priester hinwies. Das Erscheinen dieses Pasquills bewies genugsam die furchtbare Aufregung, die in den katholischen Orten herrschte und fortwährend genährt wurde, und jede Annäherung unter den Parteien ausschloss. Guler, der jener beliebten Vermischung des politischen und religiösen Standpunktes überall und immer entgegentrat, glaubte die Antwort auf diesen Ausfall nicht schuldig bleiben zu dürfen, und veröffentlichte seinerseits eine Darstellung des Feldzuges, bei der vielleicht seine eigne Person und seine Leistungen mehr wie gebührend in den Vordergrund traten. Hiedurch fühlte sich Steiner, als er von dieser Darstellung Kenntniss erhielt, schwer verletzt, und wandte sich 6./16. Jan. 1621 sofort an den Rath von Zürich mit dem Gesuche, er möchte die Publication hindern, und behielt sich für alle Fälle eine Protestation vor. In Zürich scheint man indessen Steiner's Empfindlichkeit als zu weitgehend beurtheilt zu haben, der Rath sprach ihm daher 10./20. Februar die Verwunderung über seine Protestation aus und beschränkte sich darauf, ihm die Einsendung von Gegenbemerkungen freizustellen. Das Verhältniss zu Guler blieb so ein tief verbittertes. Man erkennt dies theils aus dem ganzen Ton der von Steiner verfassten Beschreibung des Feldzuges, welche die Schuld des Misslingens hauptsächlich auf Guler zurückführt; mehr noch aus der Verwendung, die er dem Landvogte Andreas Enderlin gegenüber der gerichtlichen Verfolgung wegen Confiscation von Guler's Effekten angedeihen liess. Vollends aber aus der Mittheilung förmlichen Wirthshausklatsches an den Rath von Zürich nach dem Fehlschlagen des zweiten Wormserzuges, als ob Guler in verrätherischer Weise ihn im Stiche gelassen hätte, erhellt, wie bitter sich das Verhältniss dieser zwei Männer in kurzer Zeit gestaltet hatte.

Unterdessen hatten die Unterhandlungen wegen des mailändischen Bündnisses dahin geführt, dass die Häupter des obern Bundes ohne förmlichen Auftrag von Seiten der Gemeinden eine Abordnung nach Mailand gehen liessen, um die Angelegenheit in's Reine zu bringen, und die Aufforderung an die andern Bünde erging, sich der Gesandtschaft anzuschliessen. Gueffier war im höchsten Grade betroffen über diesen Schritt, der es klar bewies, wie sicher die spanische Partei ihrer Sache zu sein glaubte, und wie weit ihre Verbindungen auch im Gotthausbunde namentlich schon gediehen waren. Die Gerichte reformirten Bekenntnisses im obern Bunde wurden förmlich gezwungen, sich dem mailändischen Bündnisse auzuschliessen. In Hohentrins musste dieser Gegenstand verhandelt werden, während das Fleckenstein'sche Fähnlein den Gerichtsring umstellte. Noch weniger fehlte es an Drohungen und Gewaltthätigkeiten gegen einzelne einflussreiche Personen. Es ist bereits erwähnt, dass Hauptmann Joder von Casutt und der Pfarrer Janett sich in den Schutz des Steiner'schen Regimentes begeben mussten, und dass der Bürgermeister Mayer während des feierlichen Empfangs des französischen Residenten in seinem Hause aufgehoben worden war. Schwere Misshandlung, Beraubung und Beschimpfung hatte auch der Pfarrer Stephan Gabriel in Ilanz zu erdulden; täglich und stündlich bedroht war der Pfarrer Georg Cazin in Tamins. Aehnlich wie Mayer wurde auch Nicolaus Schöni, gewesener Vicar des Veltlins, aufgehoben und nach Campodolcino abgeführt.

Die Frage wegen des Anschlusses der beiden andern Bünde an die Gesandtschaft nach Mailand kam unterdessen durch die Landesabstimmung zum Austrag. Hauptsächlich in Folge der unermüdlichen Thätigkeit des Pompejus von Planta, der mit dem von Scaramuzzia mitgebrachten Gelde nicht zu geizen brauchte, ergaben sich in der Abstimmung, wie Steiner den 9./19. Januar 1621 nach Zürich berichtete, schon elf Gerichtsstimmen des Gotthausbundes für Abordnung einer Gesandtschaft nach Mailand, so dass es bereits auf der Waage stund, ob die Behauptung der Gueffier zugesagten Neutralität im Gott-

hausbunde noch möglich sei. Nur im Zehngerichtenbunde wurde die Abordnung nach Mailand vollständig verweigert und blieb man somit der französischen Politik treu.

Der Hof von St. Germain wurde daher von den evangelischen Städten nachdrücklich aufgefordert, sich der bündnerischen Angelegenheiten mit grösserm Ernste anzunehmen, wenn nicht alles und für immer verloren sein solle. In der That war eine Zeit lang beabsichtigt gewesen, den Marschall Bassompierre abzuordnen, der es dann aber vorzog, in Madrid unmittelbare Unterhandlungen einzuleiten, worauf an dessen Stelle die Abordnung des Herrn von Montholon in nahe Aussicht gestellt wurde.

Augenscheinlich suchte nun aber Gueffier, wohl um in der Gunst des Hofes sich neuerdings zu befestigen, noch vor Ankunft dieses Abgeordneten seinen Angelegenheiten eine günstigere Wendung zu geben. Wenn auch an der Sonderstellung des obern Bundes vorläufig nichts mehr zu ändern war, so lag desto mehr alles daran, den Gotthausbund von weitern Umgarnungen abzuhalten und den Einfluss abzuschneiden, der sich bisher der französischen Politik in so wirksamer Weise entgegen gestemmt hatte.

Die Seele aller dieser Umtriebe war Pompejus von Planta, Erbmarschall des Hochstifts und Schlosshauptmann auf Remüs, ein kühner und entschlossener Mann. Vom Strafgerichte zu Thusis war er unter Einziehung seines Vermögens mit Landesverweisung und Achtserklärung bestraft worden, und hatte er sich seither in Feldkirch und der Enden aufgehalten, war aber jetzt, als die Frage des spanischen Bündnisses das höchste politische Interesse in Anspruch nahm, in's Land zurückgekehrt, uud hatte seinen Sitz in Rietberg genommen. Ihm war es auch hauptsächlich zuzuschreiben, dass sich im Gotthausbunde bereits eilf Gerichtsstimmen fanden, die dem Anschlusse an das spanische Bündniss zustimmten. So schien es eine unabweisliche Forderung der französischen Politik, sich wo immer möglich dieses Mannes zu versichern und weitern Umtrieben den Faden abzuschneiden. Der kühne Ritt des Georg Jenatsch und seiner

Mitverschwornen, des Blasius Alexander, der beiden Hohenbalken und des Gallus im Riet, ihr Erscheinen vor Schloss Rietberg im Frühlicht des 15./25. Februar, der unvermuthete Ueberfall und die Hinstreckung des gefürchteten Pompejus sind so bekannt, dass hier die Einzelheiten übergangen werden können. Hier handelt es sich mehr darum, zu untersuchen, wie diese Männer dazu kamen, eine solche unerhörte That zu unternehmen. Persönlich genommen hassten ihn die beiden Prediger Jenatsch und Alexander als einen Feind der evangelischen Kirche: war doch erst kürzlich unter den Augen des Pompejus die Kanzel in Almens mit Axthieben zertrümmert worden. Als Mitglieder des gewesenen Strafgerichtes konnten sie sich die Berechtigung zuschreiben, den Bannbruch, der ihn vogelfrei machte, persönlich zu rächen. Als Parteigänger sahen sie in ihm den Feind des Vaterlandes, mit dem man auf dem Kriegsfusse steht. Die Hohenbalken, als Vertriebene aus ihrem Heimatsitze Münsterthal, hassten die Gebrüder Planta als Urheber des österreichischen Einbruches in's Münsterthal. Unstreitig war aber die That eine vorbereitete. Auf Pferden, die der Oberst Steiner ihnen bewilligt hatte, führten sie den Ritt aus, und der Oberst wurde in Cur in öffentlicher Rathssitzung beschuldigt, er habe zur Ausführung des Rietberger Ueberfalles geholfen. Es ist nun aber nicht anzunehmen, dass Steiner, der fortwährend gemahnt wurde, sich auf der Linie der Vorsicht zu halten, von sich aus in eine so gefährliche Unternehmung sich eingelassen habe; vielmehr wurde er durch Gueffier bewogen, seine Vermittlung und Unterstützung den „Gutherzigen" angedeihen zu lassen.

Schon am Tage nach dem Rietberger Ueberfall, 16./26. Februar, gab er nach Zürich Bericht über den Beginn der französischen Intervention zur Erstattung Veltlins und fügt bei, dass nach Wunsch der Gutherzigen Zürich sich mit Montholon in's Vernehmen setzen sollte. Gleichzeitig verspricht er auch ein besonderes Bedenken über das Mailändische Capitulat und die Ermordung des Pompejus von Planta.

Die blutige That rief allgemeines Entsetzen hervor, und da sich die Urheber sofort wieder in den Schutz des Regimentes zurückbegaben, so war es nicht zu verwundern, dass man alsbald die eigentlichen Anstifter vermuthen konnte. Für Steiner selbst entstund eine arge Klemme. Auf der einen Seite war das Gericht Fürstenau in der grössten Gefahr, von den Oberbündischen und Fünförtischen wegen des dort geschehenen Landfriedensbruches mit bewaffneter Macht angegriffen zu werden, und wurde Steiner von dorther dringend ersucht, zu Hülfe zu kommen. Anderseits suchte aber Zürich jeden Hauch eines Verdachtes von sich ferne zu halten und gebot Steiner, seine Truppen beieinander zu halten, und im Falle er von den Fünförtischen angegriffen werden sollte, Bericht zu geben; zudem solle er sich mit der „zusammengerotteten pünterischen Gesellschaft“ nicht beladen, sondern Vorsicht gebrauchen (Schreiben vom 3. und 13. März St. n.).

Uebrigens erwies es sich sofort, dass der Rietberger Ueberfall keineswegs bloss als vereinzelter persönlicher Racheakt aufzufassen sei, sondern vielmehr als das Vorspiel einer grössern Unternehmung zur wirklichen Zurückdrängung der spanischen Umtriebe gemeint war. Während Steiner, durch die drohenden Bewegungen der Fünförtischen, die sich bereits Cur näherten, ängstlich geworden, sich an Gueffier wandte, um mit seinem Regiment in französischen Dienst überzutreten und so seine politische und militärische Stellung zu sichern, brachen Jenatsch und seine Genossen in's Unterengadin auf, um die dortigen Gerichte zur Erhebung der Fähnlein aufzurufen, und mit denselben einen Vorstoss gegen die Oberbündischen zu unternehmen. Sie warfen auch im Engadin jeden Widerstand nieder, der ihnen von der Plantanischen Partei entgegen gestellt werden wollte.

Steiner hatte übrigens bei der ihm auferlegten Stellung so viel Unangenehmes zu hören, dass er sich doch entschlossen hatte, entgegen seinen Instructionen einen Vormarsch zu machen, wohl um die Bewegung, die sich im Engadin vorbereitete, auch

seinerseits zu unterstützen. Man hatte ihm vorgeworfen, die Gegenwart seines Regimentes bringe dem Lande keinen Nutzen, er sei von Venedig besoldet und nur Venedigs wegen da. Um solche und ähnliche Reden zu stillen, bot er der Stadt Cur bei Annäherung der fünförtischen Truppen auf dem Felde von Embs seinen Schutz an, und obwohl dieser abgelehnt wurde, rückte er in der Richtung gegen Reichenau vor. Der Sinn dieser Bewegung wäre unverständlich, wenn sie nicht im Einverständnisse mit Jenatsch erfolgt ist; sie konnte aber dazu dienen, den Feind über die Richtung des Vorstosses zu täuschen, den Jenatsch beabsichtigte. Wenn sich nämlich Steiner den Vorposten zu Embs näherte, durfte geschlossen werden, dass die Engadiner aus dem Albulathale gegen Cur vorrücken werden, und dass demnach hauptsächlich die Stellung von Reichenau zu sichern sei. In Zürich, wo er wieder wegen Geldmangel anklopfen musste, entschuldigte er seinen Aufbruch, der übrigens nur ein Scheinmanöver war, eben mit den üblen Nachreden, denen er ausgesetzt gewesen sei, bemerkt aber gleichzeitig, dass Montholon's Ankunft sehnlichst erwartet werde, da die Engadiner schon mit aller Macht auf seien. Es war diess am 9./19. März. Schon vier Tage später, also den 13./23. März, fand der Angriff auf Thusis statt, und in Folge dessen erklärt er am 15./25. März, dass er auf Ansuchen der Gutherzigen und Gueffier's nach Embs ziehen werde. Ohne Zweifel würde er sich gerne ebenfalls an der Verfolgung des Feindes betheiligt haben; allein die am 17./27. März aus Zürich eingetroffenen Befehle, nicht weiter vorzurücken und sich in keine Thätlichkeiten gegen die Fünförtischen einzulassen, hielten ihn in Embs zurück, bis die Fähnlein von der Verfolgung zurückgekehrt waren. In Reichenau wurde der Bundesschwur erneuert und den wieder zur Bundestreue zurückgekehrten Hochgerichten ihre Fähnlein erstattet und selbst die Kriegscontribution erstattet. Nur die den Fünförtischen abgenommene Beute und die in Disentis aufgefundene mailändische Fahne gelangten zur Vertheilung an die siegreichen Fähnlein. Der Zweck schien erreicht, der spanische Einfluss geknickt;

die französische Politik hatte wieder Oberwasser. Selbst Jenatsch und seine Genossen, denen doch der glückliche Ausgang der ganzen Unternehmung verdankt werden musste, erhielten nichts von der Beute. Es fällt daher auf, dass sich Steiner so angelegentlich bemühte, eines der von den Fünförtischen erbeuteten Pferde als Siegesgewinn zu erlangen, und sich hiefür zuerst an Blasius Alexander, später dann an den Hauptmann Rudolf von Salis zu wenden. Ein Beweis zum Mindesten, wie hoch er seinen geheimen Antheil an der Unternehmung anschlug.

Die Ereignisse folgten sich von jetzt an rasch, und zogen auch das Steiner'sche Regiment immer mehr in ihre Kreise. Mit der Vertreibung der Fünförtischen war nur ein Theil der Aufgabe beendigt. Noch war die Mesolcina von mailändischen Truppen besetzt, welche von Bellenz her als Hülfstruppen der Fünförtischen dort eingedrungen waren, und auch die Gefahr, dass die Fünförtischen zurückkehren werden, um ihre Scharte auszuwetzen, war durchaus nicht beseitigt. Die vier Fähnlein der Surselva wurden daher befehligt, im Tavetscher- und Medelserthale die Grenzen besetzt zu halten, während die übrigen Fähnlein nach Misox abrückten und die dortigen Landschaften von fremden Gästen reinigten.

Bei diesen Aufgaben hatte das Steiner'sche Regiment nicht mitzuwirken. Desto grösser war aber von jetzt an die Bedeutung dieser Hülfstruppen, als die verbannten Bündner sich in Feldkirch gesammelt hatten, und dort höchst drohende Reden führten. Steiner ersuchte daher am 7./17. April um Verhaltsmassregeln, und in der That war keine Zeit zu verlieren, da er schon drei Tage später zu berichten hatte, das kaiserliche Volk, das sich in Feldkirch gesammelt habe, betrage 6000 Mann zu Fuss und 300 Pferde. Er erhielt jetzt Befehl, die so sehr bedrohte Luzisteig zu verwahren (11./21. April). Dabei war der Rath von Zürich der Ansicht, die Sache werde keine besondere Gefahr haben, da Montholon, der jetzt in Solothurn angelangt sei, die Angelegenheiten schon in Ordnung bringen werde. Allein schon Tags darauf hatte der Rath, von anderer

Seite her über die Sachlage genauer unterrichtet, den Oberst beauftragt, er solle die drei Bünde zur Besatzung der Steig und anderer Pässe mahnen, d. h. während letztere noch im Misox beschäftigt waren, in seinem Theil hauptsächlich den Rhein bewachen, ohne Anlass zu Angriffen zu geben, sich selber aber nicht in Gefahr begeben, sondern die Bündner voranschicken. Es leuchtet ein, dass bei Annäherung einer so bedeutenden Abtheilung Kriegsvolk bei Feldkirch Zürich anfing, für eigenes Gebiet in der Herrschaft Sax besorgt zu werden, und auch für die Grafschaft Sargans zu fürchten hatte. Unter dem 17./27. April berichtete Steiner nach Ankunft des Prättigauer Zusatzes in Malans in der Stärke von 12—1400 Mann, er habe die Bewachung des Rheins den Grafschaftsleuten in Sargans übertragen, und bedürfe für sich selbst, um gegen die anrückende Reuterei gerüstet zu sein, noch 150 lange Spiesse.

Während dessen hatten die Bündner Fähnlein beim Pian di St. Giacomo oberhalb Misox die Wattenwyl'schen Truppen, 1500 Mann, welche sich dort verschanzt hatten, angegriffen und zurückgetrieben und die Landschaft von den Eindringlingen gesäubert. Hiemit war die Unternehmung, welcher der Ritt nach Rietberg zum Ausgangspunkte gedient hatte, zu einem befriedigenden Ende gelangt, die Bünde nicht nur befreit von Fremden und gefährlichen Umtrieben, sondern auch vermöge der Ankunft Montholon's in Erwartung einer baldigen Erledigung der Veltliner Angelegenheit. Gerade in Voraussicht seiner Sendung waren von hülfbereiter Hand die wesentlichsten Hindernisse seiner Einwirkung vorweg beseitigt worden.

Um so mehr konnte jetzt alle Aufmerksamkeit den Vorgängen unter der Steig zugewandt werden. Es folgte jene Abordnung nach Innsbruck, um zu erfahren, was die Ansammlung von Kriegsvölkern für einen Zweck verfolge, und wessen man sich hinsichtlich der Erbeinigung zu versehen habe. Unterdessen waren aber laut Schreiben Steiner's vom 19./29. April 500 Mann Fussvolk und 130 wallonische Reiter in Vaduz angelangt, und ein Vortrab letzterer dieses Tages bis zum Catharinenbrunnen

auf Recognoscirung vorgedrungen. Da bündnerischerseits Feuer auf sie gegeben wurde, antwortete das Schloss Gutenberg aus zwei Falconeten. Es hiess sogar, Erzherzog Lüpold werde in eigener Person mit 200 Mann in Feldkirch anlangen. Steiner befehligte nun 600 Mann Bündner zur Bewachung der Steig „mit ganzer Fahne“ und verordnete hiezu noch zwei Rotten seines Regiments. Da er sich nach Besichtigung des Wasserstandes im Rhein überzeugt hatte, dass ein Flussübergang nicht mehr zu befürchten sei, so begnügte er sich dem Rhein entlang mit einer einfachen Postenlinie. Dagegen konnte er seine Besorgnisse wegen der Mesolcina nicht unterdrücken, da der Oberst Bravo noch immer mit 3000 Mann in Bellenz stund und somit eine dortige Besatzung der Grenze nicht entbehrt werden konnte. Obschon es sich nachgerade herausstellte, dass die ganze Ansammlung von Kriegsvolk unter der Steig höchstens darauf berechnet war, Furcht einzuflössen, so schien es doch erforderlich zu sein, die naheliegende Gefahr zu benutzen, um in den evangelischen Städten neuerdings das Interesse für die bündnerischen Angelegenheiten zu wecken. Daher entschlossen sich die „Gutherzigen“ zu einer Reise nach Zürich, Basel, Schaffhausen und St. Gallen, um durch ihr Erscheinen neue Hülfsmittel für die Vertheidigung des Landes zusammenzubringen. Nach dem zweifachen Siege über die eingedrungenen feindlichen Kriegsvölker hatte sich in den evangelischen Städten die öffentliche Meinung ganz zu ihren Gunsten erklärt. Man wünschte die Männer zu sehen, die in kurzer Zeit mit der grössten persönlichen Aufopferung solche Leistungen aufzuweisen hatten. Steiner empfahl daher seine Freunde und Schützlinge an Zürich „als die nächst Gott nicht die mingsten Instrument gewesen, dass das spanische Wesen, vorab die mailändische Capitulation aus dem Land gemehret, ja mit streitbarer Hand die Spanischen zum andern Mal aus dem Land gejagt sind“. Er wünscht desshalb, dass sie an die befreundeten Städte empfohlen werden, und will mit der weitern Bemerkung, dass selbige von der gemachten Beute nichts erhalten hätten, ohne Zweifel andeuten, dass der Bewunderung

auch thatsächliche Beweise der Anerkennung folgen dürften. Es ist bekannt, dass jene Reise Jenatsch's und seiner Genossen sich zu einem wirklichen Triumphzuge gestaltete, indem sie überall als die neuen Tellen begrüsst wurden.

Zürich schärfte auf seine Berichte dem Obersten neuerdings ein, nichts gegen die Oesterreicher zu unternehmen, es wäre denn, dass er angegriffen würde, und selbst dann nicht, wenn die Bündner versuchen sollten, einen Ausfall in's österreichische Gebiet zu machen. Es war vielleicht überflüssig, diese Mahnung ergehen zu lassen, da Steiner weit entfernt war, sich und sein Regiment in allzunahe Berührung mit dem Feinde zu bringen, vielmehr trotz aller Aufforderungen und ihm wegen seiner Unthätigkeit gemachten Vorwürfe in Mayenfeld blieb. Aber allerdings würde wenig gefehlt haben, dass sich längs des Rheins ein Kampf entspann, der an die Zeiten des Schwabenkriegs erinnern und auffällige Aehnlichkeit mit den damaligen ersten Begegnungen darbieten konnte. Der Landsturm war in ganz Bünden und Vorarlberg ergangen. Am 30. April/10. Mai war erzherzoglicherseits ein Reiterangriff erfolgt, der von den Bündnern zurückgewiesen wurde, jedoch auf beiden Seiten mehrere Todte hinterliess. Die Prättigauer wollten, der unaufhörlichen Allarmirungen überdrüssig, einen Ausfall von der Steig machen. Durch die Bemühungen der Gesandtschaft in Innsprugg und hauptsächlich Montholon's, dessen eifrige Thätigkeit Steiner in einem Schreiben vom 17./27. Mai lobend hervorhebt, war es indess gelungen, die feindliche Bedrohung der Steigschanzen einzustellen. Die Bedrohung der Steig lässt sich um so mehr auf versuchte Repressalien gegen die jüngsten Ereignisse zurückführen, als Pompejus von Planta herzoglicher Rath war, und Joh. Heinrich von Planta, pfandherrlicher Inhaber der Herrschaft Rhäzüns, persönlich nach Innsbruck geeilt war, um Beschwerde zu führen über den Einbruch in sein Schloss und die dabei vorgefallenen Eigenthumsbeschädigungen, welche die Engadiner bei ihrem Vormarsche von Thusis herab begangen hatten.

Somit war für einige Wochen Ruhe eingetreten; man konnte

Ende Juli sogar die Besatzung in Misox nach Hause entlassen; alles schien im besten Zuge wegen der Wiederherstellung Veltlins. Auch Steiner hoffte mit seiner Mannschaft baldigst den Heimweg antreten zu dürfen. Er verlangte daher Abrechnung über das ganze Dienstjahr, und falls die Abberufung noch nicht möglich sei, für ein zweites Dienstjahr eine feste Capitulation mit geregelten Soldverhältnissen.

Indessen zogen neue Wolken politischer Wirren am Horizonte empor. Die anfänglich so anerkennend begrüsste Thätigkeit Montholon's hatte keine rasche Erfolge aufzuweisen, wie sie doch nach allem erwartet wurden und erwartet werden durften. Bei den reformirten Bündnern regte sich der Argwohn, als ob er sich der katholischen Partei zu sehr nähere. Schon Mitte August sprach man öffentlich davon, man sei der höfischen Umtriebe müde; die französischen Versprechungen erweisen sich als trügerisch. Gehoben durch die letzten Erfolge vertraute man, es müsse möglich sein, auch ohne fremde Unterstützung sich Veltlins zu bemächtigen und den wirren Knoten so auf einmal zu zerhauen. Es ist bemerkenswerth, dass derartige Stimmen sich erhoben, als die „Gutherzigen“ beiläufig von ihrer Rundreise zurückgekehrt sein mochten, und ebenso bemerkenswerth, dass anfänglich selbst Steiner gegenüber das Geheimniss gehütet wurde. In dem gleichen Schreiben vom 20./30. Juli, worin er die Entlassung der Besatzung in der Mesolcina meldet, beklagt er sich über das Benehmen der Bündner, die ihm keine Nachrichten mittheilen und immer nur Hülfeleistungen haben wollen. Man möchte sagen, fügt er in seinem Missmuthe bei, es sei keinem Bündner zu trauen.

In Zürich war man über das Scheitern der Unterhandlungen Montholon's und die drohenden Anzeichen neuer Unruhen in den Bünden in nicht geringer Besorgniss, und Steiner erhielt den gemessenen Befehl, sich ohne besondere Instruction bei dem vorhabenden Veltlinerzuge in Nichts einzulassen und sich einzig auf die Vertheidigung der Steigschanzen zu beschränken. Bekanntlich unterblieb dann der erste Anlauf, indem auf Andringen

Gueffier's und der vier evangelischen Städte vom Beitag der Aufbruch eingestellt wurde. Steiner berichtete hierüber mit der Meldung, dass der Vortrab nächster Tage zurückerwartet werde, in ziemlich gereizter Stimmung: „Die Püntner treibend also ihre alte Weis, indem sie zwarend vil erkennend, aber wenig begehrend auszurichten, noch einen rechten Ernst in ihren Sachen zu erzeigen". Aus diesem Zusammenhang lässt sich schliessen, dass Steiner eine neue Unternehmung nicht ungerne gesehen hätte und selbst persönlichen Antheil zu nehmen gewünscht hätte, sich aber durch das geheimnissvolle Treiben der Bündner gekränkt fühlte, und seine Verurtheilung zur Unthätigkeit um so weniger geduldig ertrug, je zahlreicher die Vorwürfe und scharfen Bemerkungen waren, die aus seiner unmittelbaren Umgebung ihm zukamen.

Der Beitag hatte indessen die Unternehmung nicht endgültig eingestellt, sondern nur die Einholung von Vollmachten seitens der Gemeinden abgewartet. Da diese nun in ihrer Mehrheit die Erneuerung des Feldzuges in's Veltlin trotz aller erfolgten Abmahnungen billigten, so erfolgte nach Bericht Steiner's vom 28. Sept./8. Oct. der Aufbruch der Fähnlein aller drei Bünde nach dem Oberengadin, woselbst dann die weitere Unternehmung vorbereitet werden sollte.

Gleichzeitig brach aber in Steiner's Regiment eine wie es scheint schon lange gährende Meuterei aus, die er hauptsächlich auf die Zahlung in schlechter Valuta zurückführte, aber auch zum Theil geheimen Aufhetzungen betreffend Verzögerung der Heimkehr zuschrieb. Es bleibt jedoch auffallend, dass diese Meuterei in Steiner's Regiment gerade in dem Moment zum Ausbruch gelangte, wo die Bündner eine Unternehmung vorbereiteten, von deren günstigem Erfolge die volle Herstellung der Waffenehre erwartet wurde. Wie das Regiment von der Theilnahme hieran ausgeschlossen blieb, so konnte und musste wohl in der Mannschaft die Unzufriedenheit überhandnehmen, das Verlangen nach Abberufung stürmisch auftreten, und der Wunsch, die Waffenbrüderschaft mit den Bünden, bei der weder

Ehre noch reicher Lohn und Beute in Aussicht stund, abzubrechen, sich geltend machen.

Auch die zweite Wormser Unternehmung, die offenbar nur als plötzlicher Ueberfall geplant war, scheiterte aus Mangel an genügender Vorbereitung und Ausrüstung, zumal die Spanier bereits gewarnt waren und, ohne den Flecken Bormio im Geringsten zu schonen, ihr Feuer spielen liessen. Steiner berichtete über jenen Misserfolg in förmlich wegwerfender Weise, und zwar so, dass er seine Vorwürfe gegen den Oberst Guler mit heftigen Worten erneuerte.

„Was dann das arbeitselige Püntnerische Wesen betrifft", schreibt er unter dem 9./19. October, „werden Ew. Gnaden allbereit verstanden haben, was massen der schöne püntnerische Aufbruch in das Veltlyn in das Werk gerichtet worden, und wie die fähndlin gem. III Pündten in die 10000 stark sich den 30. jüngst verwichenen Septembris zu Scamfs, Zuz und anderstwo in dem obern Engadyn versamlet habind. Von dannen sind sie der Grafschaft Wormbs zugezogen, und habende sich zwaren des Haubtfleckens bemächtiget, aber alsbald sie gesehen, dass der Feind (wie wohl in gar geringer Anzahl, sintemal der Reuteren nit über 40 gewesen) aus der Veste hinausgefallen, und etwas wenigs Widerstandts gethan, ist ihnen alsbald aller Muth und Herz entfallen. Insonderheit aber war unter ihren Führern nicht einer, der das Volk anzuführen, oder ihnen einen Muth zu schöpfen, oder selber zu streiten begehrt hätte; und handt sich hiemit allerdings eingestellt und verhalten, wie Sie Ew. Gnaden von uns oftermahlen beschriben und vorgesagt worden, was sie namlich überall für ein Volk seygindt, und was es umb ihr Sachen in gemein und besonderbahr für eine Beschaffenheit habe; wie sich Ew. Gnaden zweifelsohne noch wohl werden zu erinnern wüssen. Welche unser Schreiben aber man (sic!) nur in Wind geschlagen und ihnen keinen Glauben hat geben wöllen; sonder nur die angehört, so diese Land in gegenwärtige Ungelegenheiten und Jammer gebracht. Wie sich nun die Führer und das Volk in diesem Zug verhalten, eben so und nicht

anderst hat sich ferndriges Jahrs im Veltlyn und benantlich in Tyran das pündnerische Volk und sonderlich ihr Haubt und Führer verhalten auch, sind auf den Bergen hinter den Kestenenbaumen den ganzen Tag verbliben, und hat Er der Führer wider die gethane Abred und sein vilfaltiges Versprechen das Volk auch nie anzuführen begehrt, wie sich dann der gemeine Mann dessen ofter klagt hat, man aber sölichs nie glauben wöllen, dieweil sie allen ihren Sachen ein ander Farb anstreichen könnend, sich daraus zu wicklen, und andere ehrliche Oberkeiten in ihren Schweiss zu stecken, und dasjänige, was sie entweder verderbt, oder nit unterstahn dörfend, mit ihrem falschen Schein und Fürgeben, auf Sie namlich, andere Oberkeiten zu laden, und sie in Gefahr zu bringen, da sie aber das Herz nit handt etwas auszurichten, was grosser Thaten sie sich je austhüendt, wie dann uns fürkomt, dass mehrgedachter Führer sich unverschamt grosser Dingen rühmen dörfe, die er im Tyranischen Zug verrichtet habe, daran aber nüt ist, Ihme bei der Welt ein Glimpf zu schöpfen, als wann er und die Püntner diejenigen wären, die allen Feinden ein Schrekken einjagend könnind. Hand also dem Feind den Rüken gekehrt, und sind schandlich wiederumb abgezogen, jedes Fändlin an sein Ort, unangesehen sie einmal einhellig gewesen, und mit gmeinem Rath zu Feld gezogen sind, und hat Ihnen nützid gemanglet, dann dass sie nit wiederumb ein oder zwey Regiment Eydtgnossen gehebt, die sie, wie in angeregtem tyranischen Zug auch beschechen, hätten im Schweiss stäcken lassen, und dem Feind übergeben können.

Ist hiemit dieser Zug, der Ihnen von Ew. Gnaden und den übrigen dreyen Evangelischen eydtgn. Stätten, wie auch sonderbaren Personen so offt missrathen worden, nicht nur ohne Frucht, und mit schlechter Reputation ihres Vatterlandts, auch Verlust etwas Volks, sonderlich Junker Hartmann Plantes abgangen: sondern das Haus Mayland, und der Landtsfürst Erzherzog Leopold zu Oesterreich etc. erst von neuem in die Waffen gebracht worden, wie dann allbereit etliche Fahnen zu Ross und

zu Fuss bis hinauf gen Balzers kommen sind, und täglich noch mehr folgen söllend, auch die vergangne Nacht das Leopoldische Volk einen Lermen durch das ganze Brättigeuw gemacht hat, ohnangesehen die Herren Commissarie gemeiner dreyer Pündten noch zu Imbst bei Ihr fürstlichen Durchlaucht sich befindend, und im Frieden zu tractieren Befelch hand, der aber wie zu besorgen, durch disen unzeytigen Aufbruch schlächtlich wird befördert werden.

Unter dessen ist auf heutigen Tag ein Bytag zu Chur angestelt. Was nun weiter erfolgen möchte, oder wie disen Leuten, die Ihnen nit rathen lassend, und bei denen kein Einigkeit noch treuwes Zusammensetzen nit ist, weiters könne geholfen werden, das mögen wir nit wüssen". —

Jedermann wird sagen müssen, dass die Verbitterung gegen Oberst Guler den Blick Steiner's für ein gerechtes Urtheil wesentlich trübte. Nachdem Worms in Brand geschossen war, und der Führer Hartmann Planta unter den Ersten gefallen war, war es nicht mehr Mangel an Muth, wenn man, eignen Geschützes entbehrend, ohne festen Stützpunkt darauf verzichten musste, gegen Schanzen Sturm zu laufen. Im Uebrigen bezeichnete Steiner die Folgen der an ihrer Unzulänglichkeit missglückten Unternehmung richtig. In der That kam diese Schilderhebung der drei Bünde nur ihren lauernden Feinden zu Nutze. Erzherzog Leopold erachtete nunmehr den Augenblick als günstig, um seinen längst gehegten Absichten eine vollständige Ausführung zu sichern, seine Hoheitsrechte im Grosstheil der Zehn Gerichte geltend zu machen, und mittels derselben die Unterdrückung des evangelischen Bekenntnisses mit den Mitteln der kriegerischen Gewalt durchzuführen.

Schon neun Tage nach obigem Berichte wurden die trüben Aussichten zur Wirklichkeit; die Bewegungen Leopold's führten zu einem Einbruch in's Prättigau unter Erhard Brion. Das Schlapiner Joch war ganz unbewacht geblieben, und so wälzten sich seine Mannschaften gegen Klosters. Am 27. October in der Morgenfrühe wurde von Montafun her die Grenze über-

schritten und, ohne Widerstand zu finden, Klosters geplündert und in Brand gesteckt. Bei 200 Personen wurden in ihren Betten, nach Steiner's Bericht, erwürgt. Schon Tags zuvor war unter Aloys Baldiron ein ähnlicher Einbruch im Unterengadin erfolgt. Es lag somit ein vorbereiteter Plan zur Ausführung vor, zumal gleichzeitig auch von Gutenberg aus ein nächtlicher Vormarsch bis an die Schanzen der Steig unternommen wurde. Schon am 1. November folgte hierauf die Besetzung des Unterengadins unter Rudolf Planta und der Einmarsch der Spanier in die Grafschaft Cläven; Oberengadin und Bergün capitulirten; und es stunden somit dem Feinde fast ohne Schwertstreich alle Pässe offen.

In Folge dieser Nachrichten wurde Steiner mit frischer Munition versehen und dabei angewiesen, sich streng innerhalb der Vertheidigungslinie zu halten. Seine Stellung war allerdings höchst gefährdet. Man wollte wissen, dass der Feind von Davos über Schanfigg nach Cur vorrücken werde, und dass Rudolf Planta darauf ausging, das Regiment aus dem Lande zu drängen. Er habe geäussert, die Züricher seien lange genug im Lande gewesen, man werde ihnen bald den Weg zeigen. Steiner verlangte daher schleunigen Bericht, „damit er nicht zwischen Thür und Angel komme". Das Land sei allenthalben verrathen; er werde sich so gut als möglich zu sichern suchen, protestire aber gegen alle Verantwortlichkeit.

Unter diesen Umständen erhielt er am 29. Octb./8. Nov. den Befehl zum Abzug. An eben diesem Tage war es, dass Erzherzog Leopold den Pass über die Steig von der Herrschaft Mayenfeld forderte und ihn auch von den drei Bünden bewilligt erhielt. Steiner bewerkstelligte daher seinen Abzug durch die Grafschaft Sargans, mit dem Bemerken an Zürich, er habe den frühern Befehl, durch die Herrschaft Sax abzumarschiren, desshalb nicht ausgeführt, um derselben nicht eine Passperre zuzuziehen. In Rüti wollte er weiterer Befehle gewärtig sein.

LUDWIG XIV.

UND DIE

SCHWEIZERISCHEN KAUFLEUTE.

VON

PAUL SCHWEIZER.

Während meines Aufenthaltes in Paris 1877 wurde mir durch die gütige Vermittlung unseres hochverdienten Gesandten die ausserordentliche Vergünstigung zu Theil, in das Archiv des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten eindringen und daselbst Wochen lang in den für unsere vaterländische Geschichte so werthvollen diplomatischen Correspondenzen studiren zu dürfen. Meine Arbeit galt einer Sammlung von sieben Foliobänden, welche die diplomatische Correspondenz zwischen Frankreich und der Schweiz in den Jahren 1664—1671 enthält, d. h. in der Periode, wo Mouslier, der Nachfolger Labarde's, französischer Resident war. Sie werden leicht begreifen, dass ich heute nicht in der Lage bin, Ihnen die Gesammtresultate dieser Studien mitzutheilen, sondern mich auf einen einzelnen Punkt beschränke, wozu mir jene Papiere mehr eine allgemeine Anregung als das Material selbst boten. Der Werth jener Gesandtschaftsberichte liegt nicht sowohl darin, dass sie eine vollständige Darstellung der Verhandlungen geben, als vielmehr in der ganz neuen Beleuchtung, welche sie von dem veränderten Standpunkt aus auf die schweizerischen Verhältnisse werfen. Da möchte ich denn einen Punkt herausgreifen, der mich selbst beim Lesen dieser Papiere am meisten überrascht hat.

Anm. Unveränderter Abdruck eines Vortrages, gehalten in der antiquarischen Gesellschaft in Zürich (26. Januar 1878). Einzelne Theile dieses Vortrages sind benutzt worden in dem Abschnitt: Zollprivilegien, in der Einleitung zur Correspondenz der französischen Gesandtschaft 1664—1671, Quellen zur Schweizergeschichte Bd. IV, p. LXXII; doch konnte dort die merkwürdige Gesandtschaft Escher's und Hochrütiner's von 1663 nicht so eingehend behandelt werden.

Nicht sehr unerwartet ist es, dass der Resident Mouslier als den Herd der Opposition gegen Frankreich Zürich bezeichnet, wohl aber, dass Zürich in dieser Beziehung nicht als die Stadt Zwingli's, die traditionelle Gegnerin der Solddienste, sondern als Handelsstadt erscheint, mit einem Wort, dass es die Kaufleute, die handeltreibende und industrielle Bevölkerung von Zürich ist, welche allen Bestrebungen und Wünschen Frankreichs die grössten Hindernisse entgegensetzt.

Der Einfluss der Handelsinteressen auf unsere Politik datirt also keineswegs erst aus dem 19. Jahrhundert. Für das 17. Jahrhundert mag derselbe um so auffallender erscheinen, als die regierenden Geschlechter der eidgenössischen Orte meistens nicht der Handelsclasse angehörten, auch in Zürich nur zum geringsten Theil, also in der Tagsatzung sich wenige Vertreter der commerciellen Interessen fanden, wie namentlich der Abgeordnete der Stadt St. Gallen und etwa der eine oder andere von Basel, Schaffhausen, Zürich. Allein es gab damals so gut wie heute, und vielleicht noch mehr, auch andere Wege als nur die directen. Oftmals kamen die Kaufleute aus allen Städten in Masse nach Baden, wenn die Tagsatzung über ihre Interessen berieth, und bearbeiteten die Gesandten vor und nach der Sitzung mit dringenden Vorstellungen; auch financielle Opfer scheuten sie nicht, und die Verachtung der regierenden Herren gegen die Krämer erstreckte sich nicht zugleich auf ihr Geld. In einzelnen Fällen, wo man geradezu mit Handelsinteressen sich beschäftigte, wurde den Kaufleuten auch eine officielle Vertretung durch zwei oder mehr Deputirte zugestanden, die dann an den Sitzungen der evangelischen Orte und auch an Commissionssitzungen theilnahmen, ja selbst an Gesandtschaften in's Ausland. Namentlich gilt dies von der eidgenössischen Grossbotschaft, welche zur Erneuerung des französischen Bundes im Jahr 1663 nach Paris abging. An diesem Ereigniss und den vorhergehenden und nachfolgenden Verhandlungen entfalteten die schweizerischen Kaufleute die grösste Thätigkeit; ich wähle daher dies zum Mittelpunkt meiner Darstellung.

Gerade über diese Bundeserneuerung äussert sich Mouslier in einer Weise, welche die grosse Bedeutung der Kaufleute und ihrer Opposition gegen Frankreich in's richtige Licht stellt. In seiner Depesche vom 16. Juli 1669 sagt er mit einem Rückblick auf jene Verhandlungen: „Die Kantone hätten sich nie zur Bündnisserneuerung bewegen lassen, welche von der Mehrzahl, besonders von Zürich, sieben oder acht Jahre lang hintertrieben wurde, wenn man nicht ihre Kaufmannswaaren zu Lyon und an den Grenzen mit Beschlag belegt hätte, unter dem Vorwand, sie hielten die Kleinodien der Krone zurück, obgleich diese an Zahlungsstatt für rückständigen Sold den Hauptleuten gegeben worden, die an den Waaren keinen Theil hatten" (Quellen zur Schweizergeschichte IV, p. 259).

Die nämliche Ansicht wird übrigens auch von schweizerischer Seite ausgesprochen. Die im März 1657 zu Aarau versammelte Conferenz der evangelischen Orte beschloss: „Da die zu Lyon den Kaufleuten auferlegten Zölle vom Gesandten veranlasst und als Zwangsmittel zum Abschluss des Vertrages anzusehen seien, so solle dem Gesandten geschrieben werden, er möge die Aufhebung jener Massregeln auswirken". Auch geschah es namentlich unter dem Einfluss der Kaufleute, dass die Erneuerung des 1651 abgelaufenen Bündnisses, welche von den katholischen Orten schon 1653 eingegangen wurde, von den evangelischen noch mehrere Jahre verzögert wurde, bis endlich die Kaufleute, durch die Unterbrechung ihres Handels genöthigt, den Widerstand aufgaben. Um so eifriger suchten sie jetzt bei den Verhandlungen des Bündnisses ihre Interessen geltend zu machen und gegen eine Wiederholung ähnlicher Massregeln sich genügende Garantie zu verschaffen.

Um ein Urtheil darüber zu gewinnen, was die Schweizer für ihren Handel verlangen konnten, ist es unerlässlich, einen Rückblick zu thun auf die bisherigen Verkehrs- und Zollverhältnisse zwischen Frankreich und der Schweiz seit Beginn der französischen Bündnisse. In erster Linie sind diese Verhältnisse abhängig von der Geschichte der französischen Handels- und Zoll-

gesetzgebung, wovon ich einen kurzen Ueberblick zu geben versuchen will.

Das Zollwesen des Mittelalters, wie es selbst in Frankreich noch bis Mitte des 16. Jahrhunderts fortdauerte, unterscheidet sich von den neueren Systemen am meisten dadurch, dass an den Grenzen des Königreichs keine Eingangs-, sondern nur Ausgangszölle bestanden. Ohne jede fiscalische Absicht hatten diese Zölle nur den Zweck, gewisse unentbehrliche Waaren, wie namentlich Lebensmittel, Gold und Silber, Kriegsmaterial im Lande zu behalten. Das System liess sich leicht auch zum Schutz der Industrie anwenden, sobald dieselbe eine nationale Bedeutung gewann. Seit Anfang des 14. Jahrhunderts zeigen sich solche Bestrebungen theils in gänzlichem Verbot der Ausfuhr von Rohstoffen, theils in Erschwerung derselben durch hohe Zölle. Dasselbe Princip führte dazu, der Einfuhr nicht nur keine Schwierigkeiten zu bereiten, sondern sie im Gegentheil durch besondere Privilegien zu begünstigen. Solche Privilegien wurden zunächst zu Gunsten der grossen Messen ertheilt; für die von Lyon, welche Ludwig XI. einsetzte, um den Markt von Genf nach Lyon zu ziehen, erhielten nicht allein die Schweizer Kaufleute, sondern auch die Graubündner und die der deutschen Reichsstädte bedeutende Privilegien, wie z. B. Zollfreiheit für 15 Tage zur Zeit der Messe, Freiheit von Abgaben und Steuern. Alles dies gaben die französischen Könige freiwillig im eignen Interesse und durchaus nicht in Folge politischer Verwendung der eidgenössischen Orte. In der Zeit der grossen Entdeckungen wurde die Begünstigung der Kaufleute von der Ausnahme zur Regel; in den Cahiers der berühmten Etats généraux von 1484 wird das Princip der Handelsfreiheit deutlich ausgesprochen. Mitten in diese Zeit fällt die erste Garantie der Privilegien für die schweizerischen Kaufleute im Freiburger Friedensvertrag von 1516, welcher im fünften Artikel alle Privilegien und Freiheiten bestätigt, „qui leur pourroient avoir esté donnés par les Rois de France, en la ville de Lyon“, aber ohne diese Freiheiten irgendwie näher zu bezeichnen.

Noch viel unbestimmter lautet aber der neunte Artikel, aus welchem nachher die Schweizer die wichtigsten Schlüsse ziehen wollten: „Beide Parteien versprechen, dass alle Kaufleute, Gesandte, Pilger und andere Leute mit ihren Gütern und Waaren in beiden Ländern frei handeln und wandeln können, ohne Belästigung oder neue Zollauflagen, ausser den bisher gebräuchlichen". Man sieht, dies sind Bestimmungen, wie sie im ganzen Mittelalter in jedem Friedensvertrag zu finden sind. Jedenfalls kann nur eine sehr gewaltsame Interpretation aus diesen Worten mit den schweizerischen Kaufleuten den Schluss ziehen, dass die französischen Könige auf alle Ewigkeit hinaus sich verpflichten, bei allen und jeden Veränderungen und Neuerungen, die sie im Zollwesen vornehmen, die Schweizer auszunehmen. In Betracht gezogen, dass Frankreich damals ganz bereitwillig specielle Handelsverträge mit Spanien, England, Venedig, Dänemark schloss, ist kaum zu bezweifeln, dass auch die Schweiz einen solchen hätte erlangen können, wäre nicht ihr Handel damals allzu unbedeutend gewesen, als dass auch nur der Gedanke daran hätte aufkommen können.

Schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts kam man in Frankreich von diesen sozusagen freihändlerischen Tendenzen zurück und näherte sich immer mehr einem Protectionssystem. Nachdem ein im ersten Eifer der neuen Theoretiker erlassenes Verbot der Einfuhr von Fabricaten an der Unmöglichkeit der Durchführung gescheitert war, legte Heinrich III. 1581 einen Eingangszoll von 2 % auf alle Arten von Waaren, der sich in der Folgezeit immer erhöhte.

Die bisher besprochenen Zölle an den Grenzen des Königreichs bildeten jedoch nur einen Theil des Zollwesens. Daneben existirten die noch älteren Binnenzölle, Transitzölle, Octrois, Weg- und Brückengelder. Einen Uebergang dazu zeigt die eigenthümliche Stellung der Provinces reputées étrangères, d. h. Provinzen, welche in Bezug auf die Zölle gleich dem Ausland behandelt wurden und also auch ihre eignen Zölle hatten. Es waren dies zum Theil altfranzösische, in Mitten des Reiches

gelegene Provinzen, wie Auvergne, Perigord, dann auch die südlichen Dauphiné, Languedoc, Provence. Auch in den übrigen Provinzen liess sich das mittelalterliche System der Binnenzölle weder durch die Vereinigung mit den Kronländern verdrängen, noch durch die spätere centralisirende Gesetzgebung des absoluten Königthums. Diese Provincialzölle und Octrois giengen einfach aus der Hand der alten Herrschaften an die königliche Domäne über.

Bei diesen Zöllen trat das Protectionssystem noch früher auf und übte einen noch grössern Einfluss aus als bei den Grenzzöllen. Die Idee einer Protection knüpfte sich ganz natürlich zuerst an die wenigen Punkte an, wo die Industrie zuerst auf französischem Boden von den Königen gegründet und künstlich grossgezogen wurde; so namentlich an Lyon, wohin schon Ludwig XI. italienische Seidenarbeiter gezogen hatte. Zum Schutze dieser Industrie wurde in Lyon eine Douane errichtet, wann, ist nicht genau nachzuweisen; doch lässt sich indirect schliessen, dass es schon vor 1516 geschah. Sie erhob einen Zoll von etwa 5 % des Werthes von im Ausland fabricirten Seiden-, Gold- und Silberstoffen. Freilich bezog sich dies nur auf die Einfuhr aus Italien und Spanien, weil in andern Ländern noch keine irgend bedeutende Seidenfabrication bestand.

Eine erhöhte Bedeutung gewann diese Douane, als Lyon 1540 das Monopol für Seide erhielt, so dass alle aus Italien und Spanien importirte Seide, sowohl Rohstoffe als Fabricate, durch Lyon passiren mussten und nur dort verkauft werden durften.

Waren diese Bestimmungen doch nur zum Schutz einer einzelnen besonders zu begünstigenden Industrie getroffen, so machte sich dann unter der Regierung Heinrich's III. das allgemeine Protectionssystem auch für die Lyoner Douane geltend. Ein Edict von 1585 verordnete, dass sämmtliche Waaren, welche aus England, Flandern und Deutschland durch die Rhone nach dem Süden giengen, in Lyon einen Zoll bezahlen von 5 %. Um Betrug zu verhindern, erhielt die Douane 1605 die Er-

laubniss, eine Anzahl von Bureaux auch ausserhalb des Lyonergebietes in Dauphiné, Provence und Languedoc zu errichten, was zu zahlreichen Streitigkeiten Anlass gab, einmal weil die Zollpächter behaupteten, für die ausserhalb gelegenen Bureaux nicht unter der Gerichtsbarkeit der Lyoner Douane zu stehen, sodann, weil sie den Kaufleuten die Verpflichtung, nach Lyon zu gehen, erliessen, wenn sie nur an einem Bureau den Zoll entrichteten. Dies brachte der Stadt Schaden, weil sie selbst einen Theil der Zölle unter dem Titel Subvention und Tiers de ville in Pacht hatte. Zum Ueberfluss wurde 1595 an der Rhone noch eine zweite Douane in Vienne gegründet, nachher nach Valence verlegt und aufrecht erhalten trotz der Proteste von Lyon und der unaufhörlichen Streitigkeiten. Für die Schweizer kam diese Douane von Valence ganz besonders in Betracht, da der grösste Theil ihrer Waaren diesen Weg nehmen musste, um nach Spanien und von da nach Westindien, dem eigentlichen Bestimmungsort, zu gelangen.

Auf Grund dieser Uebersicht über die französische Zollgeschichte wäre nun zweierlei festzustellen: einmal, welche Zölle schon vor 1516 bestanden und gemäss dem Friedensvertrag für die Schweizer verpflichtend waren, sodann, welche von den später aufgelegten Zöllen eine Verletzung des Friedensvertrages enthielten.

Was die Grenzzölle betrifft, so ist unbestreitbar und selbst von den Schweizern zugegeben, dass schon vor 1516 ein Ausgangszoll bestand von ungefähr 5 % des Werthes. Derselbe war aber für die Schweizer nicht sehr bedeutend, da sie viel weniger Waaren aus Frankreich ausführten, als sie dahin importirten. Der Unterschied betrug im 17. Jahrhundert 1 : 1½ des Werthes. Um so gefährlicher war ihnen das ebenfalls vor 1516 bestehende Ausfuhrverbot von Gold und Silber. Hierüber sagt der Friedensvertrag nichts. Erst 1556 erhielten die Schweizer ein Privileg, die aus ihren Waaren erlösten Summen frei und unbelästigt heimführen zu dürfen, aber mit der Verpflichtung, vom Generalstatthalter zu Lyon einen Pass zu lösen und die

Summe im Ganzen anzugeben. Schon hier also zeigt sich der Vertrag von 1516 ungenügend; es kam bei den Verhandlungen für die Bundeserneuerung darauf an, auch später verliehene Privilegien garantiren zu lassen.

Allgemeine Eingangszölle an den Grenzen bestanden dagegen 1516 noch gar nicht. Anders verhielt es sich mit den Zöllen im Innern des Landes. Auf fremde Seidenstoffe hatte die Lyoner Douane schon vor Franz I. einen Durchgangszoll gelegt. Nur konnte damals dieser Zoll auf die Schweizer keine Anwendung finden, aus dem einfachen Grund, weil in der Schweiz noch keine Seidenindustrie existirte. Das nämliche gilt auch noch von dem 1540 auf Rohseide gelegten Zoll und von dem Seidenmonopol Lyons. Erst um 1555 wurde durch die Locarner Flüchtlinge die Seidenindustrie in Zürich wieder eingeführt nach einem Unterbruch von anderthalb Jahrhunderten. Einen bedeutenderen Umfang erreichte sie erst gegen Ende des Jahrhunderts, als 1587 David und Heinrich Werdmüller eine Seidenfabrik anlegten. Ihre Wiedergeburt fällt also gerade in die Zeit, wo das Protectionssystem sich in Frankreich festsetzte. Hier eröffnet sich die sonderbare Frage, ob allgemeine Handelsprivilegien auch für einen erst viel später entstandenen Handelszweig gültig seien. In Anbetracht, dass die schweizerischen Privilegien nur ausnahmsweise Befreiungen waren und mindestens in unzweifelhaften Ausdrücken hätten gefasst sein müssen, wird die Frage nur verneint werden können. Der Vertrag von 1516 und eine einfache Erneuerung desselben ohne neue speciell auf Seide bezügliche Privilegien konnte nicht genügen; es bedurfte einer speciellen Interpretation desselben. Dies gilt in noch höherem Grade von der Baumwolle, die erst um Mitte des 17. Jahrhunderts in Europa zu einiger Bedeutung kam.

Anders stand es mit der Leinwand- und Wollenindustrie. Diese bestand in den schweizerischen Städten seit alter Zeit und war niemals wie die Seide ganz verschwunden, wenn sie auch unter den für Handel und Industrie ungünstigen Verhält-

nissen des 15. Jahrhunderts zu leiden hatte. Hauptsitz der Leinwandweberei war St. Gallen, an dessen Fabrication aber auch das Rheinthal und Thurgau interessirt waren als Betreiber des Flachsbaues und der Garnbereitung. Daher richteten die Landvögte von Thurgau und Rheinthal 1654 zwei Schreiben an die regierenden Orte, dass diese hauptsächliche Erwerbsquelle der Bevölkerung gefährdet sei durch die französischen Zölle, welche den Handel St. Gallens hemmten (Zürch. Staatsarchiv; französ. Zollsachen). Der beste Beweis für die Bedeutung dieser Industrie im Handel mit Frankreich liegt darin, dass die ersten Aeusserungen des Protectionssystems in der französischen Gesetzgebung sofort Reclamationen von Seite der St. Galler Kaufleute hervorriefen, denen sich Zürich und die Vertreter des Seidenhandels erst später anschlossen. Diese Reclamationen, deren das ehemalige Archiv des kaufmännischen Directoriums von Zürich eine grosse Zahl enthält [1]), entsprechen chronologisch ganz genau den angegebenen Veränderungen im französischen Zollsystem. Die erste datirt von 1541, eine Klage der St. Galler Kaufleute, dass zu Lyon allen Nationen ein neuer Ausfuhrzoll von 5 % aufgelegt worden, was gegen den Friedensvertrag und gegen die Messfreiheit von Lyon verstosse. Auch in den folgenden Jahren wurden noch viele Beschwerden erhoben, doch immer nur über Erhöhung der Ausgangszölle (vgl. Beilage I). Das erste Edict über Eingangszölle für Lyon vom Jahr 1585 veranlasste sofort noch heftigere Beschwerden. Ein Verzeichniss der einzelnen Punkte, aufgesetzt von den St. Galler Kaufleuten und von der Stadt an Zürich geschickt, verlangt in erster Linie zollfreie Einfuhr zur Lyoner Messe für alle in der Eidgenossenschaft und in ganz Deutschland gewachsenen und fabricirten Waaren; diesem Artikel wurde von anderer Hand, und wie es scheint, erst in Zürich hinzugefügt: „zudem auch die Samat und derglychen Waar, die im Land gewoben, auch die Syden, so man Filisoli

---

[1]) Jetzt im Staatsarchiv und mir von Herrn Staatsarchivar Dr. Strickler gütigst zur Verfügung gestellt.

und Galeti nennt, so im Land gespunnen und zubereitet wird“ (vgl. Beilage II). Aehnliche Klagen unter Heinrich IV. und besonders Louis XIII. folgten (vgl. Beilagen III u. IV). Fast immer hatten die Reclamationen den Erfolg, dass der König die alten Privilegien mit Hinweisung auf den Handelsvertrag von 1516 bestätigte, was natürlich auch jedesmal bei Erneuerung des Bündnisses geschah.

Wie aus dem bisherigen genügend hervorgeht, konnten diese Privilegien sehr verschieden interpretirt werden, und die Unklarheit verursachte zahlreiche Streitigkeiten mit den Zöllnern. Die grosse Zahl von Processen, welche namentlich in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts hierüber geführt wurden, liefert das geeignetste Material, um die Fragen näher kennen zu lernen. Im Ganzen wurde die Zollfreiheit der Schweizer bestätigt durch viele Verfügungen des Conseil d'Etat, nur mit Beschränkung auf einheimische Fabricate, wodurch die Freiheit von Seide und Baumwolle eben zweifelhaft wurde. Dies war immerhin ein nicht unbedeutendes Resultat, und damit wäre wenigstens eine bestimmte Interpretation der alten Privilegien gewonnen gewesen, wenn die Schweizer nur darauf gehalten hätten, dass bei jeder Bundeserneuerung die errungenen Freiheiten Punkt für Punkt bestätigt würden. Allein damit waren sie nicht zufrieden.

Sie glaubten, schon durch den Vertrag von 1516 allein das Recht auf unbeschränkte Zollfreiheit zu haben, erklärten daher jede detaillirte Bestimmung ihrer Freiheiten für überflüssig und setzten sich somit immer der Willkür der französischen Interpretation aus. Nur für die Jahre 1636—1646 habe ich gefunden, dass in dieser Sache sieben Urtheile vom Conseil d'Etat, fünf vom Parlament von Dijon, drei von den Juges députés au fait de la douane de Lyon gesprochen wurden. So erscheint die Behauptung der St. Galler Kaufleute nicht übertrieben, dass sie von 1636—1657 100,000 Franken für diesen Zweck ausgegeben hätten. Die Zürcher Kaufleute waren nach ihrem eignen Geständniss nicht so reich, um, wie die St. Galler, solche Pro-

cesse zu führen. Doch waren die Zürcher vermöge ihrer vorörtlichen Stellung eher im Stande, einen politischen Druck auf Frankreich auszuüben. Ihnen kam das Verlangen Frankreichs um Erneuerung des 1651 abgelaufenen Bündnisses sehr gelegen. Sie wünschten, dass ihre Zollfreiheit durch Staatsvertrag für alle Fälle garantirt werde, ohne dass Processe erforderlich wären. Dies sollte nach ihrer Meinung eine Hauptbedingung für die Erneuerung des Bündnisses sein. Bürgermeister und Rath wurden mündlich und schriftlich von den Kaufleuten bestürmt, sich ihrer Interessen anzunehmen, besonders in einer Supplication der Kaufleute an Bürgermeister Rahn und beide Räthe vom 14. Mai 1658 (vgl. Beilage V).

Diese allgemeinen Andeutungen und Wünsche genügten nicht; es wurde den Tagsatzungsgesandten ein vollständiges Programm in die Hände gegeben über alle einzelnen Punkte der kaufmännischen Beschwerden, betitelt: „Articles en faveur des marchands suisses, qui seront proposés à la première diète ou assemblée, qui se tiendra en Suisse; pour estre compris et insérés au cahier qui doit estre présenté à Sa Majesté de France par Nosseigneurs des XIII cantons des Ligues, sur le renouvellement et confirmation de leur alliance", 1655 [1]). An Klarheit und Vollständigkeit lässt das Programm nichts zu wünschen übrig, da zu jedem Artikel noch eine Erläuterung beigesetzt ist. Von wem diese Schrift verfasst und wo sie gedruckt ist, lässt sich bei Mangel jeglicher Unterschrift kaum genau ermitteln. Doch deutet der Inhalt auf die nämlichen Leute hin, welche jene Processe geführt hatten, also auf Kaufleute von St. Gallen und vielleicht noch bestimmter auf solche, die in Lyon etablirt waren (womit auch die genaue Sachkenntniss und die Tadellosigkeit des französischen Styls besser erklärt würde). Darauf weist schon der

---

[1]) Französisch gedruckte Schrift von 8 Seiten im Zürcher Staatsarchiv; die nur handschriftlich beigefügte Jahrzahl um 1655 ist richtig, da es heisst: „la douane de Vallence n'a été établie que depuis 30 années" (sie wurde 1625 zum zweiten Mal retablirt).

erste Artikel: Die französischen Gerichte sollten von den Schweizern keine höheren Taxen und Sporteln verlangen, als von französischen Unterthanen. Ferner verlangen die Schweizer, dass ihnen gemäss einem Reglement von 1556 erlaubt sei, das für ihre Waaren erhaltene Gold und Silber frei auszuführen gegen eine einfache Declaration des Gesammtwerthes, worüber der Generallieutenant von Lyon ein geheimes Register führen solle; die Douanepächter dagegen dürften gar nichts verlangen, als die Vorweisung eines in Lyon ausgestellten Passes. Alle als Söldner oder Kaufleute in Frankreich befindlichen Schweizer sollen frei sein von dem Droit d'aubaine, einem Recht der königlichen Domäne, die Güter aller verstorbenen Fremden zu confisciren, wovon übrigens die Schweizer schon in den ältern Verträgen ausgenommen waren.

Wenn die Schweizer den französischen Unterthanen in allen Rechten und Vortheilen gleichgestellt sein wollten, so waren sie doch keineswegs geneigt, deren Pflichten auf sich zu nehmen; sie beanspruchen vollkommene Exemption von allen Arten von Steuern und Auflagen, von den Pflichten, Einquartirungen aufzunehmen und Wache zu halten (alles mit Berufung auf den Vertrag von 1516, worin man freilich vergeblich solche specialisirte Bestimmungen suchen würde). Nichts destoweniger verlangen sie für ihre Privilegien den Schutz der französischen Gerichte und Polizei, besonders gegen die Douane von Valence, die kein Recht habe, von ihnen einen Zoll zu verlangen, nicht einmal für nichteinheimische Fabricate, weil diese Douane ja erst vor 30 Jahren errichtet worden (1625), die Schweizer aber von allen seit 1516 errichteten Zöllen frei seien, mit ausdrücklicher Betonung, dass der Vertrag allgemein auf alle Waaren ohne Unterscheidung laute. Ebenso wird auch für die Lyoner Douane verlangt, dass die in den vorher erwähnten Processen für einzelne Fälle erlangten Resultate durch Vertrag für immer festgestellt werden, wie namentlich die Verfügung des Conseil d'Etat vom 27. October 1636, welche die Schweizer von dem neuen Zolltarif und von der Auflage von 6 deniers pour livres

befreit. Zum Glück findet sich hier auch einmal eine genauere Angabe darüber, was denn die Schweizer Kaufleute unter den schon 1516 gebräuchlichen Zöllen verstehen, zu deren Bezahlung sie sich bereit erklären. Es ist wenig genug; ein Einfuhrzoll soll gar nicht bestanden haben, bei der Ausfuhr nur 1 sou für die Waarenballe ohne Unterschied des Werthes bezahlt worden sein. Letzteres ist ohne Zweifel falsch; der Zoll richtete sich nach dem Werthe und betrug $2^1/_2$ bis 5 %. Schliesslich protestiren die Kaufleute dagegen, dass man ihnen zu Lyon einen Zoll verlange für baumwollene Schleier und für Floretseide, welche in der Schweiz fabricirt sei, bloss aus dem Grund, weil der Stoff ausländisch sei. Diese Artikel geben uns ein ganz bestimmtes Programm in die Hand für das Ziel der Verhandlungen mit Frankreich. Es wäre darauf angekommen, im Bundesvertrag einen Artikel dieses Inhaltes von Frankreich auszuwirken, welcher nicht nur die unklaren Privilegien von 1516 enthielt, sondern die Resultate aller folgenden Freibriefe und gerichtlichen Entscheidungen zusammenfasste.

Sehen wir nun zu, inwiefern man dieser Aufgabe gerecht wurde bei den Verhandlungen, welche zunächst über die Erneuerung des französischen Bündnisses mit den evangelischen Orten geführt wurden, so lässt sich nicht verkennen, dass anfangs die Absicht vorhanden war, einen Artikel in das Bündniss zu setzen, welcher die Zollfreiheiten im einzelnen bestimmte.

Auf der Conferenz der vier evangelischen Städte und Appenzell A.-Rh., 15. bis 19. November 1656, musste der französische Gesandte De La Barde versprechen, über die streitigen Punkte neue Befehle einzuholen, als sechster derselben erscheint die Frage: „ob den eidgenössischen Kaufleuten alle in frühern Verträgen bedungenen Freiheiten zugestanden werden möchten, hiemit für sie alle neuen Zölle aufgehoben sein sollen, namentlich la douane de Valence et de Lyon, la réappréciation, subvention, tiers de ville, quarantième, le droit d'octroy domanial, droit d'entrée et de sortie du royaume, sowie die Zölle zu Breisach und anderen Zollstätten im Elsass und Sundgau". Die For-

mulirung dieser Forderungen lässt an Bestimmtheit nichts zu wünschen übrig. Nur hielt es der Gesandte für zweckmässiger, dass diese Forderungen in einen Beibrief zum Bündniss gesetzt würden. Nach reifem Nachdenken über diesen Wunsch fand jedoch die Conferenz nöthig, danach zu trachten, dass alle Punkte in's Hauptinstrument gestellt würden (Abschiede VI, 1, p. 352).

Am 18. Januar 1657 brachte Labarde die Antwort, dass gerade jener Artikel nur in einen Beibrief gesetzt werden sollte (Abschiede p. 359). Die Conferenz der evangelischen Orte vom März 1657 gab nicht allein hierin nach, sondern liess auch geschehen, dass diese Beibriefe in einer ganz unbestimmten Form ausgestellt wurden: „Die Kaufleute der betreffenden Orte sollen für alle ihre Waaren, sowohl die in der Eidgenossenschaft fabricirten, als andere, welche nach dem Frieden von 1516 von Zöllen befreit seien, aller in diesem Vertrag enthaltenen Privilegien geniessen". Von allen speciellen Punkten, welche die Kaufleute in ihrem Verzeichniss aufgestellt hatten, erscheint in dem Beibrief einzig die freie Ausfuhr von Geld. Ausserdem enthält der Brief noch eine Bestimmung von sehr zweifelhaftem Werth, dass die Entscheidung über Streitigkeiten mit den Zöllnern den localen Gerichten und bei Appellation den Parlamenten zustehe, ohne dass eine Evocation vor das Conseil d'Etat erfolgen dürfe.

Der Bundesvertrag selbst wurde zu Aarau am 1. Juni 1658 unterzeichnet von Labarde und den evangelischen Orten, ganz übereinstimmend mit dem Bund von 1602, wo es heisst: „die Zölle sollen bleiben wie vor Alters ohne Neuerung".

Die Kaufleute waren denn auch mit diesem Resultat wenig zufrieden und fanden nöthig, besondere Massregeln zu treffen, um eine ihnen ungünstige Interpretation dieser vagen Artikel von Seiten Frankreichs zu verhindern. Die besonders eifrige Kaufmannschaft von St. Gallen sandte als Deputirte Jacob Gonzenbach, Jacob Hochreutiner und Johannes Zwicker an die im Januar 1659 versammelte Conferenz der evangelischen Orte, um denselben ihren Dank auszusprechen, aber auch einen Befehl an alle andern Schweizer Kaufleute auszuwirken, dass sie an

der erlangten Befreiung festhalten und jeden Zoll verweigern sollten. Die daraus erwachsenden Kosten sollten gedeckt werden durch eine Taxe auf alle ein- und ausgehenden Waaren. Zu näherer Besprechung wünschten sie eine besondere Conferenz von Abgeordneten der Kaufleute und der evangelischen Orte.

In der That erschienen an der nächsten Conferenz der evangelischen Orte im Februar 1659 Deputirte der Kaufleute von Zürich, Basel, St. Gallen, Bern, Lausanne und Morges, und baten um Ratification ihres schon getroffenen Vergleiches. Derselbe enthielt folgende Punkte: — Zur Entfernung der Hindernisse, welche der Zollexemption entgegenstehen, soll ein Fonds zusammengelegt; in Lyon soll als Agent Hans Martin Hertner Clee neben dem ordinären St. Gallen'schen Verwalter bestellt, demselben von den zürcherischen Handelsleuten 800, von den Negocianten im Pays de Vaud 100, von den Mercanten Schaffhausen's 150, von den St. Galler Gewerbsleuten 1200 livres zugesandt werden, endlich zu einem für die vorderösterreichischen Länder und den Handel mit Paris bestimmten Fonds in Basel von Bern und Biel 100, von Basel 300 livres beigetragen werden. Die nach und von Frankreich transitirenden Waaren seien in drei Classen einzutheilen und mit 5 bis 30 Schillingen per Centner zu belegen und zwar vorläufig so lange, bis die beiden Fonds von 2650 Livres sammt Zinsen gedeckt sind. Damit die Klagen der Zöllner über Missbrauch der eingeschriebenen Zeichen sich nicht wiederholen, wird Jedermann zur Ehrlichkeit ermahnt, Uebertreter bei der Obrigkeit ihres Ortes verklagt. Die Acte wurde unterzeichnet von Heinrich Escher, der hier zum ersten Mal auftritt und uns bald mehr beschäftigen wird, und von Hans Hess aus Zürich, von Gruner älter und Güntisperger von Bern, Krug und Fäsch von Basel, Zollikofer und Jacob Hochreutiner von St. Gallen; sie ist jedenfalls ein glänzendes Beispiel für die Energie und den Gemeinsinn unter den eidgenössischen Kaufleuten in einer Zeit, wo den regierenden Kreisen diese Eigenschaften allzusehr mangeln.

Bald genug zeigte sich, wie begründet das Misstrauen gegen die französischen Versprechungen war. Die zu Gunsten der Kaufleute ausgestellten Beibriefe wurden trotz der darin enthaltenen Versicherungen weder von den Parlamenten registrirt, noch den Zollbeamten zur Nachachtung mitgetheilt. Dies wurde unter andern Beschwerden auf den folgenden Tagsatzungen und Conferenzen dem französischen Gesandten entgegengehalten, so oft er das Begehren vorbrachte, dass die Bundesurkunde der evangelischen Orte von 1658 mit derjenigen der katholischen, welche schon 1653 den Bund erneuert hatten, vereinigt werde.

Die Vereinigung beider Urkunden schien um so weniger verfänglich zu sein, als sie ohnehin gleich lauteten; ja es konnte sogar vortheilhafter und ehrenvoller erscheinen, dies Denkmal der Religionskriege auszulöschen, ein Motiv, das Labarde nicht ermangelte der Tagsatzung vorzuhalten (in seinem Memorial Tagsatz. 19. December 1661, Zürch. Staatsarchiv, handschriftl. Abschiedband p. 109). Doch ist sehr wahrscheinlich, dass er die Nebenabsicht hatte, durch Aufhebung der Separatverträge den Werth jener Beibriefe abzuschwächen, die den evangelischen Orten allein gegeben worden, dann aber nur noch als Privatsache der Kaufleute betrachtet werden konnten. Die Verhandlungen über Vereinigung der Urkunden und Einschliessung des neugebornen Dauphin zogen sich beinahe zwei Jahre lang hin, nicht weil die Eidgenossen etwa gegen Erneuerung des Bündnisses, d. h. der alten Abhängigkeit irgend welche Bedenken gehabt hätten; im Gegentheil, die massgebenden Persönlichkeiten wünschten das Bündniss viel eifriger als Louis XIV. selbst. Aber sie wollten ihre Unabhängigkeit um einen möglichst hohen Preis verkaufen.

Jeder Stand, jede Classe und jeder einzelne, der irgendwelche Ansprüche zu haben glaubte, sah hier eine Gelegenheit, um dieselben geltend zu machen. Jeder wollte seine Interessen zu einer gemeineidgenössischen Angelegenheit erhoben wissen, von deren Befriedigung die Erneuerung des Bündnisses abhängig gemacht werden sollte. So ergab sich eine lange Reihe der

verschiedenartigsten Forderungen, wobei unter den ersten das Begehren der Kaufleute stand.

Hiebei ist nicht zu vergessen, dass die Kaufleute nicht einen unmittelbaren Einfluss hatten; sie waren vom guten Willen der regierenden Herren abhängig. So bereitwillig diese sich zeigten, die Forderung der Kaufleute in ihre Liste aufzunehmen, so betrachteten sie doch diese und ähnliche Forderungen nur als diplomatische Kunstgriffe, welche man unter Umständen fallen zu lassen geneigt war, um dafür in anderen Forderungen desto sicherer Befriedigung zu erlangen, welche den regierenden Herren näher lagen, für Bezahlung der Pensionen und des rückständigen Soldes. Wollten die Kaufleute, dass man sich ihrer Interessen ernstlich annehme, so mussten sie mit dem König in einen Wettstreit eintreten, wer wohl den andern zu überbieten vermöchte. Oder sie mussten sich selbst helfen, so gut es gieng.

Die ganze Reihe jener Forderungen wurde wirklich von den Eidgenossen mit der ihnen eigenen Zähigkeit auf mehreren Tagsatzungen unerschütterlich festgehalten, alle vom Gesandten De La Barde eröffneten Erklärungen als ungenügend zurückgewiesen, bis endlich dieser den richtigen Weg fand, um mit seinem Wunsch Erhörung zu finden.

Im Juli 1662 machte Labarde den Vorschlag (Memorial, im Zürch. Staatsarchiv, handschriftl. Abschied p. 203 G), er wolle allen Orten bezahlen lassen: eine Jahrespension und einen der schuldigen Zinse, und zwar jedem Ort, sobald dasselbe sein Sigel an das Bundesinstrument hänge; eine zweite Jahrespension werde er im September auszahlen, wann sie ihm die besigelte Urkunde einhändigen.

Dass man überhaupt sich auf Verhandlungen über diesen Vorschlag einliess, ist Beweis genug, wie wenig ernst es gemeint war, wenn die Eidgenossen dabei immer noch als Bedingung festhielten, Labarde solle ihnen gleichzeitig genügende Versicherung betreffend die übrigen Punkte verschaffen. Im November 1662 brachte Labarde nur wieder die nämlichen Antworten,

auch was die Kaufleute betrifft: sie sollten ihre Briefe selbst dem Parlament zur Registrirung vorlegen, während sie vielmehr verlangten, dass die Registrirung auf Befehl des Königs geschehe. Da traten die Gesandten von Bern, welche das Bündniss um jeden Preis zu Stande bringen wollten, mit der Ansicht hervor, man könne sich recht gut mit den zwei Pensionen begnügen, in der Hoffnung, die Satisfaction der übrigen Forderungen werde bei der Beschwörung des Bundes in Paris selbst von der Güte des Königs wohl noch zu erhalten sein. Die Kaufleute, welche jetzt wohl merkten, dass man auf dem Punkte war, ihre Interessen preiszugeben, machten noch einen letzten Versuch durch den einzigen Tagsatzungsgesandten, der sich ihrer annahm, den der Stadt St. Gallen, Georg Zwicker. Er stellte der Versammlung vor, „wie ihrer und anderer Handelsleute Heil oder Untergang daran gelegen sei, dass die alte Befreiung ihrer Traffic in Frankreich continuirt werde, auch wie hoch die umliegenden und weiter entlegenen Landschaften, ja die ganze Eidgenossenschaft dessen zu geniessen habe; also sei er befehligt, den löbl. Orten um alle bis dahin ausgestandene Mühewalt und Sorgfalt früntlich eids- und bundsgenössischen Dank zu sagen und zu bitten, fürbashin diesem ihrem Anliegen also zu insistieren, bis dermalen der hoffende Effect reüssieren werde; das wollent sie auf jede Begebenheiten zu beschulden beflissen sein“ (Zürch. Staatsarchiv, handschriftl. Abschiedbd. p. 255).

Obwohl hierauf die Tagsatzung noch ein Remonstrationsschreiben an den König selbst richtete, überwog doch die Ansicht Berns bei der nächsten Tagsatzung zu Baden im Juli 1663. Am 21. Juli verpflichtete sie sich schriftlich, die Bundesurkunde zu übergeben auf die einzige Bedingung hin, dass die zwei Pensionen bezahlt werden. Dass sie sich gleichzeitig noch eine bloss von Labarde unterschriebene Versicherung geben liessen, der Inhalt der Beibriefe solle ihnen wie das Hauptinstrument gehalten werden, war doch nur eine werthlose Formalität, um wenigstens den Schein der Ehre zu retten. (Die Verschreibungen im handschriftl. Abschiedbd. pp. 284 u. 285.) Zwar stellte der

Ausschuss, der diese Verhandlungen führte, nochmals in einem „kräftigen Memorial“ alle unbefriedigten Forderungen zusammen; aber das einzige Mittel, um dieselben geltend zu machen, wurde mit Besigelung und Ueberlieferung der Bundesurkunde aus den Händen gegeben. Auf dem speciell hiezu berufenen Tag zu Solothurn im September 1663 wurde die Urkunde ausgefertigt, datirt, gesigelt, und beschlossen, eine feierliche Gesandtschaft von 30 Personen zur Beschwörung nach Paris zu senden. Einer solchen Gesandtschaft der höchsten Würdenträger der Eidgenossenschaft werde dann des Königs Gnade keine Bitte abschlagen können, und es werde leicht sein, Befriedigung in den unerledigten Fragen zu erhalten. Zu dem Zwecke wurden alle einzelnen Instructionen der Gesandten in eine einzige zusammengezogen, worin als dritter Artikel die Forderung der Kaufleute steht: „dass für die den Kaufleuten verliehenen Patente die nothwendige Verification bei dem königl. Parlament und die Signification derselben an alle Zöller und Zollstätten usgewürkt und dass ermeldte Eidgenöss. Kaufleut in Frankrych laut selbigen Privilegien, im Elsass aber wie zu Zeiten des Hauses Oestrych tractiert, und alle Neuerungen abgehalten werden. Falls nun die Kaufleute Jemanden in ihren Kosten vorherschicken und hierin negocieren wöllten, könnte es wohl geschehen und damit den Geschäften desto füglicher abgeholfen werden“ [1]).

Es ist klar, dass sobald einmal eine feierliche Gesandtschaft sämmtlicher Orte zum Zwecke des Bundesschwurs nach Paris gereist war, es dort nicht mehr freistand, wegen der noch streitigen Fragen mit einer Weigerung der Beschwörung zu drohen. Das Haupt jener Pariser-Gesandtschaft, Bürgermeister Joh. Heinrich Waser von Zürich, spricht sich in seiner Beschreibung der Reise (p. 6) darüber aus: „dass man die Reis fürgenommen in gutem

---

1) Genauer als im gedruckten Abschiedbd. VI, 1, p. 595 steht dieser Artikel im handschriftl. Abschiedbd. des zürch. Staatsarchivs Nr. 55, p. 331, wovon auch eine vollständige Copie in dem Manuscript der Zürcher Stadtbibliothek A 153, p. 19 „Beschrybung des Bundschwurs, zusammengetragen durch Burgermeister Waser“.

Vertrauen, so wir gegen ihre königl. Majestät haben solltend, sy werden by solcher Occasion uns in unsern Anliegen gnädiglich bedenken und also daby selbsten die Ehr haben wöllen, uns zu gratificieren". Nachdem er gesehen hatte, wie sie zu Paris mit allen diesen Forderungen von Neuem auf die Zukunft vertröstet worden, da meint er, es solle den „Nachkommen zu Lehre dienen, in derglychen Geschäften anfänglich mit Einmütigkeit zu verfahren, dieselben zu Hus wohl deliberieren, und vor und ehe man nach Paris kommt, zu schliessen und auf die Execution zu dringen". Gewiss eine treffliche Lehre! Nur schade, dass der Herr Bürgermeister sie bloss an die Nachkommen richtet, anstatt sie selbst zu befolgen; denn Niemand wird glauben, dass der im Staatsdienst und in diplomatischen Verhandlungen mit Frankreich ergraute Mann im Ernst jenes blinde Vertrauen auf des Königs guten Willen getheilt habe.

Es gab damals andere Leute in Zürich und den übrigen Städten, welche nicht allein zu rechter Zeit die Gefahr erkannten, sondern auch ihr Möglichstes thaten, um sie zu beschwören. Die Kaufleute der evangelischen Städte sahen wohl, dass sie ihre Interessen nicht der schwachen Politik ihrer Regierungen überlassen könnten; daher „fanden die Kammern der vornehmsten commercierenden Städte — denn das gerade 1662 gegründete Handelsdirectorium in Zürich war nicht das einzige und nicht das erste in der Schweiz — für gut, eine gemeinsame Abordnung nach Paris zu senden" (Lebensgesch. v. Heinrich Escher). Die zwei erwählten Deputirten, der Zürcher Stadthauptmann Heinrich Escher und der St. Galler Banquier Jakob Hochreutiner reisten mit Vollmacht und Credenzbriefen versehen am 12. Oct. N. St. 1663, d. h. einen Tag vor den obrigkeitlichen Gesandten von Zürich ab, in der Hoffnung, einige Tage vor diesen nach Paris zu kommen und ihre Angelegenheiten vorher in Ordnung zu bringen [1].

---

[1]) Die Schilderung der Pariser Reise beruht auf folgenden Quellen: Jacob Hochrütiner's Relation über die Pariser Reise, handschriftlich im

Wirklich kamen sie vier Tage früher, als der grösste Theil der Ehrengesandtschaft, nämlich am 30. October 1663, in Charenton an, das als Versammlungsort aller Deputirten bestimmt war, und gingen sofort, ohne auf die andern zu warten, nach Paris hinein, zuerst zu Labarde, um ihn an sein Versprechen zu erinnern, dass die Patente der Kaufleute noch vor Ankunft der Grossbotschaft vom König bestätigt und erstreckt, vom Parlament registrirt werden sollten. Er antwortete, die Erstreckung derselben durch den König habe gar keine Schwierigkeit; dagegen könne die Verification durch das Parlament wegen Ferien desselben nicht vor Martini geschehen. Schliesslich wies er sie an Lionne, den Staatssecretär, oder wie wir jetzt sagen würden, Minister des Auswärtigen. Dieser wies jede Verhandlung mit ihnen ab, in der höflichen Form, die Wichtigkeit ihres Geschäftes verdiene, dass seine Majestät selbst mit den Herren Ehrengesandten darüber rede. Escher und Hochreutiner mussten wohl oder übel die drei folgenden Tage müssig bleiben, bis am 4. November die Ehrengesandten in Charenton ankamen, worauf sie ihnen alsbald Bericht über ihre vergeblichen Bemühungen abstatteten. Die Grossbotschaft hatte es nicht so eilig mit ihren Geschäften: sie verbrauchte sechs Tage in Charenton und Vincennes, während Escher und Hochreutiner wieder in Paris mit Labarde und mit Colbert verhandelten, der ihnen freundliche Vertröstungen gab, doch immer mit dem Ausgang, man könne nicht vor Ankunft der Ehrengesandten ernstlich darüber verhandeln.

Sie meldeten sich sogar zur Audienz beim König im Louvre, sahen da im Audienzzimmer gar köstliche Sachen und viel schöne

---

Archiv des kaufmännischen Directoriums in St. Gallen, welche Herr Dr. Wartmann mir zur Verfügung gestellt hat; Heinrich Escher's Lebensbeschreibung, von einem Nachkommen auf Grund seines Tagebuches verfasst, welche mir Herr Prof. Dr. Eduard Escher zur Benutzung überlassen hat. Ferner die Berichte der politischen Gesandten: Waser's Beschrybung des Bundschwurs zu Paris, handschriftlich in der Zürcher Stadtbibliothek; die Parisische Reise von J. G. Wagner von Solothurn, gedruckt 1664. 4°.

Raritäten, auch das Appartement der Königin; empfangen wurden sie nicht. Wohl aber durften sie zusehen, wie der grosse König soupirte, und erhielten wenigstens Audienz bei dem zweijährigen Dauphin, der auf Anleitung seiner Gouvernante zu ihnen sagte: „Ich bin euer guter Freund und Diener von ganzem Herzen“ und sich die Hand küssen liess (Hochreutiner's Relation im Archiv des Kaufmänn. Directoriums St. Gallen).

Endlich am 8. November, nach einer herrlichen Mahlzeit im Jagdschlosse zu Vincennes, hielt die ganze Ehrengesandtschaft, der sich die Deputirten der Kaufleute anschlossen, ihren feierlichen Einzug in Paris unter dem Donner von 30 Kanonen der Bastille, an der Porte St. Antoine empfangen durch den Prévôt des Marchands und die Municipalität mit einer Lobrede und einem Geschenk von „18 Dotzet Fläschen Hypokras, ebensoviel Wein, und 18 Dotzet runde Drucken von köstlichem Zuckerwerk und Confekten, mehr mit trefflich zugerüsteten Pasteten von westfählischen Schunken, und der Stadt Diener, so diese auf Räfen herzugetragen, durften nicht einmal Trinkgälder nicht annehmen“ (Waser's grosse Beschrybung p. 171).

Am folgenden Tag fand die erste Session statt. Nachmittags wollte man mit dem Kanzler von Frankreich, Seguier, Unterhandlungen beginnen, erhielt aber keine Audienz, angeblich wegen Unwohlsein, und dafür eine Einladung zum Mittagessen auf den folgenden Tag, wo denn ebenso wenig verhandelt, wohl aber viel gegessen und getrunken wurde.

So ging's nun Tag für Tag fast die ganze Woche hindurch. Begehrten die Gesandten Audienz bei einem Minister, so liess er antworten, er sei nicht zu Hause oder unwohl, oder müsse sich eben zu Ader lassen. Wie die Gesandtschaft selbst in einer zu künftiger Nachricht aufgesetzten Denkschrift gesteht (Anhang zu Waser's Beschrybung), wurde sie vom Tag ihrer Ankunft an mit alltäglichen Gastereien oder sonst in Verrichtung der Complimenten aufgehalten bis am Freitag vor dem Sonntag, der zum Bundschwur bestimmt war. Dann erst, nachdem sie allen Prinzen und Verwandten des königlichen Hauses ihre Aufwartung gemacht,

von ihnen mit grossartigen Mahlzeiten, Feuerwerken und Vorstellungen beehrt worden — unter anderm amüsirte sie der Maréchal de Grammont mit einem kurzweiligen Schauspiel des berühmten Comödianten Molière, dem „Cocu imaginaire" —, erhielten sie noch Audienz bei den Ministern, dem Marschal de Villeroy, Gouverneur von Lyon, als Vertreter des abwesenden Kanzlers, dem Kriegsminister Le Tellier, des Auswärtigen Lionne, der Finanzen Colbert und dem Gesandten De Labarde.

Diese hatten natürlich leichtes Spiel, alle bindenden Versprechungen zu vermeiden. Es war ja auch in diesen zwei Tagen gar keine Zeit mehr zu ausführlichen Verhandlungen. Auf ihr eingereichtes und vorgelesenes Memorial erhielten die eidgenössischen Gesandten eine von Lionne unterzeichnete Antwort, deren Ton und Haltung sich am besten charakterisiren lässt durch den ersten Hauptpunkt betreffend die den evangelischen Orten durch einen Beibrief versprochene Auszahlung von 400,000 Kronen jährlich. Während die Eidgenossen gefordert hatten, dass ihnen sofort noch vor dem Bundschwur ein Theil ausbezahlt werde, vertröstete sie Lionne, dass im Laufe des folgenden Jahres ein guter Theil ausbezahlt werden solle, ohne auch nur den Termin und den Betrag genauer anzugeben.

Eine bestimmte Versprechung war schriftlich nicht zu erlangen und die Gesandten zogen vor, statt der allgemeinen Ansprüche der Orte über einige Particularansprüche von Privatpersonen zu verhandeln. Hierin waren sie glücklicher. Einige wenigstens wurden, wie Waser selbst sagt, um die Hälfte, andere um 1/4 befriedigt. Aber was er nicht sagt und was sich doch sehr leicht als Vermuthung aufdrängt, dass diese befriedigten Particularansprüche gerade diejenigen der Herren Ehrengesandten selbst gewesen seien, das bestätigt uns eine handschriftliche Biographie Heinrich Escher's, die auf einem leider nicht mehr zu ermittelnden Tagebuch beruht; sie sagt: „Etwelche Gesandte wurden für sich selbst und einige andere Personen, deren sie sich annahmen, befriedigt, das öffentliche Interesse hingegen preisgegeben".

Etwas bestimmter immerhin lautet der zweite Artikel der Antwort des Ministers Lionne betreffend die Kaufleute, und es ist dies wohl mehr dem Eifer der Kaufmannsdeputirten zu verdanken als den Ehrengesandten. „Der König wird die Briefe für Erstreckung der Patente ausfertigen lassen und sofort seine Befehle geben, dass die schweizerischen Kaufleute in Besitz ihrer Privilegien gesetzt werden, welche sie nach dem Friedensvertrag von 1516 geniessen sollen“. Die Gesandten, welche für diesen Punkt auch die Deputirten der Kaufleute zuzogen, verlangten in ihrer Replik, dass die Ausfertigung der königlichen Befehle und die Registrirung ihrer Patente durch das Parlament noch in ihrer Gegenwart geschehe, damit sie beglaubigte Copien davon mitnehmen könnten (Waser Angelegenheiten p. 165). Es ist bezeichnend für den Eifer der kaufmännischen Deputirten, dass unter den Hauptforderungen gerade nur diese allein von den Ministern zugestanden wurde.

Noch nicht zufrieden, befragten Escher und Hochreutiner den Advocaten der Schweizer in Paris, ob sie sich mit der Verification der Patente begnügen könnten. Er rieth ihnen, eine weitläufigere Schrift aufzusetzen mit Specialisirung aller einzelnen Privilegien über Oeffnung der Pässe, Derogation der Pachtverträge, namentlich auch die ausdrückliche Einschliessung der Seide, kurz aller der einzelnen nach und nach festgestellten Privilegien, ohne deren Specialisirung die Streitigkeiten nie aufhören konnten. An dem vom Advocaten ausgearbeiteten Entwurf fand dann der Basler Stadtschreiber Burkhard so viel auszusetzen und zu corrigiren, dass erst Nachts um 10 Uhr, am Vorabend des für den Bundschwur festgesetzten Tages, die Schrift einem französischen Commissär zur Mittheilung an Lionne übergeben werden konnte. Am Morgen antwortete der Commissär, er könne nicht finden, dass dieser neue Entwurf den Schweizern irgendwelche Vortheile bringe; wohl aber hätte er Herrn de Lionne choquiren können: darum habe er ihn dem Minister gar nicht gezeigt. Noch wollten in der letzten Stunde vor dem Bundschwur der Stadtschreiber Burkhard von Basel und Wagner von

Solothurn Lionne persönlich aufsuchen; er war nicht zu Hause, und es war Zeit, zum Schwur nach Notredame zu gehen. — Nicht allein mussten sie auf den neuen Entwurf verzichten; auch die schon erhaltenen Zugeständnisse wurden durch die Nachlässigkeit der Ehrengesandten wieder preisgegeben, da sie sich am Ende der Verhandlungen mit einer von Lionne unterzeichneten Schlussantwort begnügten, welche einfach die zuerst erhaltene Antwort wiederholte ohne die Versicherungen, wie sie die zweite Antwort über die Verification der Patente gegeben hatte. Die Gesandten äussern selbst in ihrem Abschied recht naïv ihre Verwunderung darüber, dass Lionne das, was er während der Verhandlungen gleichsam zugesagt, doch nicht in die Schlussantwort aufgenommen habe (Waser, p. 121).

Ueber das Verhalten der Ehrengesandten gegen die Deputirten der Kaufleute belehren uns am besten einige Aeusserungen Escher's:

„Die Reputation ward gar schlimm beobachtet. Waser war ganz todt; der Eigennutz brach ihm den Muth. Als es nun an das Handeln gieng wegen der besonderen Ansprachen, war's nit anders als ein Bursch Schulerbuben, davon die einen hinein, die andern hinauslaufen —; die Antichambre war immer von Mouslier, Fries und anderen Hofschranzen und Tellerschläckern besetzt, um diesem oder jenem das Maul wässerig zu machen, wie denn auch Waser, Werdmüller, Wagner u. s. w. ihre Sache wohl gemacht und indessen das gemeine Wesen verkauft haben. Für die Kaufleute zeigten zwar die Abgesandten guten Willen, denn wir versprachen gewaltige Kräm; allein bald liess man unser Geschäft liegen.

„Der Vormittag wurde wohl mit Rathschlagen, der Nachmittag aber mit Saufen zugebracht; und als der Bundschwur vorüber war, die Kettinen und Reisgelder ausgetheilt, dachte ein jeder auf die Abreise. Aber es gab schielende Brüder; viele vergunten Wasern die Beute. Das schlechte Verhalten der Gesandten hat bei den englischen und holländischen Ministern

solchen Unwillen erweckt, dass sie mit ihnen keine Gemeinschaft haben wollen, und sich vernehmen lassen, man sollte sie zu scharfer Verantwortung ziehen. Ist also dieses diejenige Ambassade, von der so viel geredet worden, die aber unserer Nation nur Schmach und Schande zurückgelassen hat; auch sagte der Hauptmann Stuppa öffentlich, man sollte den Abgesandten die Köpfe vor die Füsse legen.

„Sagt mir jemand: hat es denn gar keine ehrliche Leute dabei gehabt, so antworte ich: der meiste Theil ist vom Eigennutz so eingenommen, dass sie den gemeinen Nutzen und alle Ehre vergessen, und ob zwar ehrliche dabei gewesen, so mussten sie glychwohl helfen die Unehr tragen".

Nach Verrichtung des Bundschwurs gieng es nicht anders als vorher, nur dass die Franzosen jetzt auch den Schein der Höflichkeit ablegten. Als der neue Entwurf doch noch Herrn de Lionne presentirt wurde, erklärte dieser ganz unumwunden: sie würden mit Beharren auf demselben nur unnütz Zeit verlieren; überdies seien die Briefe für Erstreckung der alten Patente von 1655 schon ausgefertigt. Endlich am 23. November erhielten sie diese lettres de surannation für die alten Patente und eine königliche Ordre betreffend Oeffnung der Pässe. Da sich jedoch letztere nur auf Marchandises originaires der Schweiz bezog und nur auf den Ausgangszoll von Burgund und Champagne anstatt auch auf den Eingangszoll für das ganze Königreich, baten sie um Abänderung und wurden an Colbert gewiesen, mit dem Bemerken: „wenn die Schweizer in allen Waaren zollfrei sein wollten, so würden sie die französischen Kaufleute verdrängen". Ueber diese Antwort beklagten sich die Deputirten bei der Versammlung der Ehrengesandten. Da rafften sich diese noch zu einer letzten Anstrengung auf, ernannten einen Ehrenausschuss, bestehend aus Seckelmeister Werdmüller und drei andern, um zuerst bei Labarde, dann bei Colbert ernstliche Vorstellungen zu machen. Labarde antwortete mit Hohnlachen: sie sollten gehen, sollicitieren, heulen, schreien und anklopfen; man sei jetzt nicht mehr im Schweizerland. Herr Colbert da-

gegen war nicht zu Hause. Am folgenden Tag erhielten sie doch von Colbert einen einigermassen beruhigenden Bescheid: er wolle die königliche Ordre ändern lassen und sich beim Parlament verwenden, dass es die Registrirung der Patente zu seinem ersten Geschäft mache. Hiemit glaubten die Herren Ehrengesandten genug gethan zu haben und beschlossen die Abreise am 24. November; nur die evangelischen blieben noch bis zum 29. November.

Dann traten sie die Rückreise an, nachdem sie goldene Ketten empfangen hatten mit Denkmünzen zur Verherrlichung des Bundschwures und Reiseentschädigungen, was, beiläufig gesagt, dem Bürgermeister Waser allein zusammen 6241 damalige Franken eintrug. Die drei zürcherischen Gesandten, in ihrer Vaterstadt mit militärischem Pomp empfangen, statteten dem Rath Bericht ab über die Resultate ihrer Thätigkeit und liessen sich auch noch die Reisekosten bezahlen, welche natürlich, da sie überall frei gehalten worden waren, nur aus Trinkgeldern in Stall und Küche und an die Ueberbringer der Geschenke, sowie aus Noten der Schneider, Barbiere und Wäscherinnen von Paris bestanden, aber immerhin über 5000 Gulden betrugen.

Kehren wir zu den Deputirten der Kaufleute zurück, so zeigt sich da ein ganz anderes Benehmen. Escher und Hochreutiner hatten sich nicht entschliessen können, Paris zu verlassen, ohne die geringste Garantie in den Händen zu haben. Sie konnten wohl froh sein, von der mehr lästigen als förderlichen Mitwirkung der Ehrengesandtschaft befreit zu sein; doch bedurften sie zur Fortsetzung der Verhandlungen einer Vollmacht von der eidgenössischen Grossbotschaft, damit sie ihr Geschäft im Namen der eidgenössischen Orte selbst fortführen könnten. Nicht genug, dass die obrigkeitlichen Gesandten die Angelegenheit der Kaufleute, welche doch auch in ihren Instructionen stand, ganz vernachlässigt hatten; sie machten auch noch grosse Schwierigkeiten den Kaufleuten diese Vollmacht zu ertheilen, damit diese thun könnten, was ihre eigne Pflicht gewesen wäre. Man möge dies nicht für Schamgefühl oder Eifersucht halten; denn diese Gefühle

lassen sich nicht durch das Mittel der Bestechung beschwichtigen, wie hier geschah. Nur durch Geschenke und Versprechungen erlangten Escher und Hochreutiner, dass ihnen zwei Vollmachten ausgestellt wurden, wofür sie auch den Secretären der Gesandtschaft noch über 100 Fr. zu zahlen hatten.

Trotzdem war ihre Lage eine höchst schwierige, da sie kein Gegengewicht mehr in den Händen hatten, um auf die Minister Einfluss zu üben, nachdem diese von der Ehrengesandtschaft alles erhalten, was sie wünschten, nämlich den Bundschwur ohne jede Gegenleistung, und dabei wohl bemerkt hatten, wie wenig sich die obrigkeitlichen Gesandten um die Interessen der Kaufleute kümmerten. War die officielle Gesandtschaft der allgemeinen Verachtung anheimgefallen, so war es den zwei Deputirten der Kaufleute nicht leicht, sich den Respect der Minister zu erwerben. Wenn sie unter diesen Umständen dennoch einen Erfolg erreichten, so spricht dies sehr für ihre diplomatische Gewandtheit und die Kraft ihrer Rede. Heinrich Escher's scharfe und rücksichtslose Zunge blieb dem französischen Hof noch lange Jahre in respectvollem, fast gefürchtetem Andenken.

Anfangs suchte man die Deputirten von jedem directen Verkehr mit den Ministern abzuhalten; die vermittelnden Commissäre wussten sie mit nichtssagenden Antworten und anderen Kniffen acht Tage lang hinzuhalten, namentlich in der Hauptfrage der Registrirung ihrer Patente durch das Pariser Parlament. Ihre Energie überwand diese Hindernisse; sie wussten sich den Weg zu Colbert zu verschaffen und nöthigten ihm das Versprechen ab, die Registrirung sofort auszuwirken.

Wirklich wurden ihnen am 13. December folgende Stücke überliefert: 1) Die Patente mit der königlichen Erklärung über ihre Erstreckung, 2) eine Verfügung des Conseil d'Etat, 3) die Verification des Parlaments von Paris, 4) Befehl an die Gouverneurs der Provinzen, 5) Befehle zur Registrirung an die Parlamente von Aix, Grenoble und Dijon. Grosses Bedenken erregte es bei den Deputirten, dass auf der Haupturkunde unten das Wort „nihil“ stand, bis ihr Advocat sie darüber beruhigte,

dies beziehe sich nur darauf, dass für die Ausfertigung nichts bezahlt worden sei. Ob das gebräuchlich war, ist schwer zu entscheiden; wirklich findet sich das Wort „nihil“ auf der Original-Urkunde [1]) in auffallender Grösse neben der Unterschrift des Königs.

Diese Schriftstücke genügten noch lange nicht; einmal bedurfte es noch der Registrirung der Provincialparlamente und des Presidials von Lyon; sodann mussten die Urkunden zur Kenntniss der Douanenpächter gebracht werden und letzteres durch die Interessirten selbst geschehen.

Unsere Deputirten fuhren daher am 14. December mit einem Huissier des Parlamentes nach dem Bureau der cinq grosses fermes an der Rue Quincampoix, wiesen den dort anwesenden Commis die Originale vor, übergaben ihnen Copien und liessen die Signification durch den Huissier bescheinigen.

Um ganz sicher zu sein, ob die Patente nun auch ihre praktische Wirkung thäten, beschlossen die Deputirten, vor ihrer Abreise noch eine Probe anzustellen und zu dem Zwecke einige Ballen Waaren nebst ihrem Gepäck und Geschenken an Strümpfen und Handschuhen, welche Escher für seine Familie gekauft hatte, heimzusenden. Als sie diese Absicht den Generalpächtern mittheilten, stellten sich diese zuerst, als ob sie gar nichts von den Privilegien wüssten. Nachher entspann sich eine zweistündige grosse Disputation, wofür jeder Pächter sich auf ein besonderes Capitel vorbereitet hatte. Der erste über den Inhalt des Friedensvertrages von 1516; der zweite über die neuen Verfügungen des Conseil d'Etat; der dritte erklärte, die Schweizer würden den ganzen Seidenhandel an sich ziehen, in der Schweiz eine Niederlage für französische Waaren machen und sie von da in alle

---

[1]) Im Archiv des Kaufmännischen Directoriums St. Gallen, grosses Pergament mit Majestätssiegel, unterzeichnet vom König, contrasignirt von Lionne; die Registrirung der verschiedenen Parlamente ist von verschiedenen Händen unten und am Rande hinzugefügt, was jedesmal erst am betreffenden Orte geschah.

Welt versenden; der vierte, man werde alle Seidenarbeiter in die Schweiz ziehen und den französischen Handel ruiniren. Die Schweizer lehnten jede weitere Discussion ab, da die vom König erhaltenen Freiheiten nicht von den Pächtern in Frage gestellt werden können. Schliesslich erklärten die Pächter, sie würden nichts thun ohne einen besondern Befehl von Colbert.

Am 22. December erhielten die beiden Gesandten eine Privataudienz bei Colbert. Auf ihre Klagen antwortete Colbert: „Ihr werdet doch nicht begehren, dass des Königs Douanen ruinirt werden!“ „Keineswegs“, erwiderten sie, „wir begehren nur, was uns anno 1516 bewilligt worden, zweiflend aber nicht, die Fermiers werden Ew. Excellenz einen Elephanten für eine Muggen proponiert haben“.

Sie liessen dem Minister ein Memorial zurück über die Erklärung der Privilegien, welches er zu prüfen versprach. Nach vielen vergeblichen Besuchen erhielten sie endlich am 10. Januar oder am Neujahrstag alten Kalenders 1664 die Antwort, ihre Ansprüche erstreckten sich allzuweit; es habe sich bisher Niemand über die Ausdehnung der Privilegien genau informirt. Jetzt finde er, dass die Patente auf den Frieden von 1516 weisen, dieser auf noch ältere Verträge, es sei ihre Sache, jene Verträge vorzuweisen und darzulegen, was für Zölle sie vor 1516 bezahlt hätten; er rathe ihnen daher nach Lyon zu reisen und sich darüber zu erkundigen. Ueberdies sei die Entscheidung dieser Streitigkeiten mit den Pächtern nicht seine Sache, sondern die des Parlamentes, das die Patente registrirt habe. Escher bestritt die Competenz des Parlamentes, so lange sie als Deputirte die Sache mit dem König noch nicht in Richtigkeit gebracht hätten; denn das Parlament könne nicht zwischen ihnen und dem König entscheiden, sondern erst nach vollkommenem Abschluss der Verhandlung in einzelnen Streitfällen der Kaufleute und Pächter. Den Beweis für die vor 1516 vorhandenen Privilegien erklärten sie für überflüssig, da man gar wohl wisse, welche Zölle nachher aufgelegt worden. Am Schluss dieser Audienz sahen sie alle bisherigen Hoffnungen und Bemühungen vernichtet.

Hochreutiner bemerkt dazu:

„Dies ist der glückhafftige papistische Neu Jahrstag gewesen[1]; wie es uns zu Muth gemacht, dass wir nach einer fünfjährigen Sollicitation wieder vornen anfangen und dann auch nichts ausrichten sollten, kann ihm ein jeder einbilden; mir hätte es nit gar wehe gethan, wann mich einer schon durchstochen hätte, weilen mir die schandliche Unbill tief zu Herzen getrungen". In einer vierten Audienz, 5. Januar, sagte ihnen Colbert: „Ihr begehrt Dinge, die Euch niemals accordiert werden können, als Euere Handlung über das ganze Königreich zu erstrecken. Da Ihr mit Euerer Waarenballe hier einen Anfang gemacht habt, so wendet Euch an Euern Richter, das Parlament". Escher erwiderte: „Woran soll das Parlament sich halten, wenn nicht vorher ein Reglement darüber gemacht ist?" Auf Colbert's Wunsch setzten sie ein solches Reglement auf und arbeiteten daran bis um Mitternacht.

Colbert's Antwort darüber verzögerte sich bis zum 20. Januar; dann lautete sie:

„Messieurs: j'ai vu votre mémoire, mais je ne vous peux rien dire là-dessus. Vous avez demandé des juges, on vous les a accordés; vous avez demandé que votre patente soit vérifiée au parlement, on vous l'a accordé, ... vous avez un différent avec les fermiers, allez devant vos juges et ils fairont le règlement. Le roy ne le peut faire, on n'a rien su de tout cela, je ne vous saurais dire autre chose". Escher antwortete: „Quant à nos juges, notre patente n'établit point le parlement pour juges entre les deux *Etats,* mais entre les particuliers, et nous répondrions de nos têtes, sy nous nous laissions renvoyer par devant le parlement sans avoir communiqué au préalable l'affaire à nos seigneurs et supérieurs".

Colbert erwiderte: „Vous avez une opinion dans votre esprit, que je ne peux vous arracher. Je ne vous saurais dire autre chose".

---

[1] Hienach ist auf der vorhergehenden Seite zu berichtigen: „am Neujahrstag neuen Kalenders".

Hierauf Escher: „Notre opinion est aussi simple que claire; mais comme nous ne pouvons pas obliger le roi à faire ce qui ne lui plaît pas, de même on ne voudra pas nous disposer à nous laisser entraîner dans des procès interminables, pires que le mal auquel ils sont indiqués comme le remède; il faudra donc nous résigner en nous réservant de faire à nos seigneurs le rapport qui nous paraîtra convenable". (Diese Antwort aus Escher's Biographie; das Vorhergehende nach Hochreutiner's Relation.)

Damit nahmen sie ihren Abschied. Dies war der Schluss der halbstündigen Conferenz und die endgültige Antwort nach den zehnwöchigen Verhandlungen. „Jedermann wird begreifen", sagt Escher in seinem Tagebuch, „wie schmerzlich uns diese ungerechte und gottlose Abweisung vorgekommen sei". Gleich am folgenden Tage fiel er in Folge der Aufregung in eine lebensgefährliche Krankheit, so dass er 14 Tage das Bett nicht verlassen konnte und die Aerzte ihm verboten, Colbert noch eine Abschiedsvisite abzustatten, um ihm jene Summe von Wahrheiten in's Gesicht zu sagen, welche er hiefür schon niedergeschrieben hatte. Hochreutiner erschien daher allein zum Abschied am 24. Januar bei Colbert und sagte ihm: „Wir verreisen mit höchstem Widerwillen, dass unser Geschäft nicht vollendet ist, so in unserm Land grossen Unwillen bei Obern und Untern causieren wird".

Colbert antwortete: Der König und sein Conseil könnten nicht in das Detail der Sache eintreten, man habe alles dem Présidial von Lyon übergeben, ihre Freiheiten zu regliren. Als aber Hochreutiner bei einer letzten Audienz von Colbert noch ein Empfehlungsschreiben an diesen Lyoner Gerichtshof verlangte, erhielt er den verächtlichen Bescheid: „Les affaires dans une monarchie ne se font pas comme dans vos républiques; on observe mieux les ordres, et on ne se laisse point prescrire".

Am 1. Februar 1664 reisten Escher und Hochreutiner[1]) von

---

[1]) Eigenthümlich ist, dass Hochreutiner in seiner Relation plötzlich mit dem 28. Januar 1664 nach dem neuen Stil zu datiren beginnt, wäh-

Paris ab nach Dijon, wo sie zu ihrer Freude fanden, dass das burgundische Parlament die Patente schon registrirt hatte.

Da Escher noch immer nicht ganz hergestellt war, musste er sich entschliessen, von Dijon direct heimzureisen und Hochreutiner allein nach Lyon gehen zu lassen. Damit aber doch das Interesse des zürcherischen Seidenhandels gewahrt werde, ernannte er einen Stellvertreter, Anton Locher, der wahrscheinlich damals in Lyon war, sei es in Geschäften vorübergehend oder als Niedergelassener, mit der Instruction, für Schleier, Burat und andere Zürcher Fabricate auf vollständiger Zollfreiheit zu beharren; wenn es aber wegen der Seide Schwierigkeiten gebe, möchten sie anerbieten, 40—50 livres für die Balle zu bezahlen oder allerhöchstens den halben Zoll. Dagegen versprach Escher, mit den Zürcher Kaufleuten zu reden, dass sie wegen der noch zu erwartenden Unkosten einen neuen Fonds von 1500 bis 2000 livres jeder Theil verordnen sollen, da die St. Galler „nit gesinnet seien, den Seckel allein offen zu halten“.

In Lyon wurde Hochreutiner von einer grossen Anzahl schweizerischer Kaufleute empfangen, die dort etablirt waren, als Locher, Wolf, Gonzenbach, Zollikofer, Hertner, und berieth immer in gemeinsamer Versammlung mit ihnen über die Schritte, welche im Lauf der Verhandlung zu thun waren. Zunächst fand man für gut, sich die Geneigtheit des Erzbischofs zu erwerben, dessen Bruder, Herzog von Villeroy, Gouverneur von Lyon war. Es geschah durch zahlreiche Besuche, die nachher noch von einem Geschenke von 100 Dublonen unterstützt wurden. Sodann besuchte Hochreutiner den Generallieutenant und den königlichen Procurator beim Présidial von Lyon, und er erlangte ohne Schwierigkeit, dass die Patente bei diesem Gerichtshof am 14. Februar registrirt und ihnen am 16. mit dieser Verification versehen überliefert wurden. Hierüber wurde noch weniger Schwierigkeit gemacht, als vorher beim Pariser Parlament; aber alsbald zeigte

---

rend er vorher ausschliesslich nach dem alten datirt und gerade St. Gallen den neuen Kalender erst 1724 annahm.

sich, auf welche Weise man die Schweizer wieder hinzuhalten gedachte. Als Hochreutiner seinem Danke noch die Bitte beifügte: das Présidial möchte sich ihrer annehmen, wofern die Zöllner und die Stadtherren Schwierigkeiten machten, weil ja Colbert die Sache dem Présidial zur Entscheidung überlassen und sie hieher gewiesen habe, — da fiel der Procurator ein, es sei durchaus noch nicht am Présidial, auf diese Sache einzutreten, bevor der König ein Reglement darüber gemacht und die Kaufleute in Besitz der Privilegien gesetzt habe. Mit Erstaunen und furchtbarer Enttäuschung hörten unsere Deputirten vom Présidial die nämliche Ansicht äussern, die sie selbst vorher den Ministern entgegengehalten hatten, die aber in Paris für irrthümlich erklärt worden. Dort hatte man ihnen geantwortet: der König kann kein Reglement machen, die Gerichte in einer Monarchie sind nicht königlichen Befehlen, sondern nur den Gesetzen unterworfen; hier heisst es: das Gericht kann nichts thun ohne königlichen Befehl. Da der letztere Bescheid zweifellos der richtige war, so war nichts anderes zu machen, als wieder beim Erzbischof zu reclamiren, der dann auch versprach, an den Hof zu schreiben um einen bestimmten Befehl, wie die Patente zu verstehen seien. Nach dem bisherigen Verhalten des Hofes war natürlich zu erwarten, dass die Sache von Neuem in die Länge gezogen, dass schliesslich wieder die eidgenössischen Regierungen um Verwendung angegangen werden müssten.

Bei einem neuen Besuch am 12. März eröffnete ihnen der Erzbischof, die lang erwartete Antwort vom Hof sei endlich eingetroffen, dahin lautend: dass die Zölle ohne Ausnahme bezahlt werden müssten bis auf weitern Befehl.

„Ab dieser ungefreuten Zeitung“, sagt Hochreutiner, „waren wir sehr perplex. Ich beklagte mich höchlich ob der Injustice, dass man Herrn Rathsherr Escher und mir in Paris so viel versprochen, man wolle so gute ordres allhero geben, dass wir in der Discussion keine sonderbahrliche Difficultäten finden werden; und jetzo erzeige sich ganz das contrary, daraus wohl ab-

zunehmen, in was Estime der Punts-Tractat geachtet seie". Da erschienen wie Retter in der Noth die lange begehrten Recommandationsschreiben von den eidgenössischen Obrigkeiten an den Erzbischof, Colbert und Lionne. In der Hoffnung, dass sie recht scharf abgefasst seien, auf die Erfüllung der Verträge dringen und grossen Eindruck machen werden, übergab sie Hochreutiner dem Erzbischof; sie enthielten nur eine wenig gerechtfertigte Danksagung.

Der Erzbischof erbot sich doch, ein Accommodement mit den Stadtherren über die städtischen Zölle zu vermitteln: nur müsste von vornherein auf die Seide verzichtet werden; dagegen halte er ihre Zollfreiheit für berechtigt betreffend Floret, Schleier und andere Waaren.

Die Municipalität hatte nämlich seit alten Zeiten einen Theil der königlichen Zölle selbst in Pacht, das sogenannte „Droit de tiers" und die „Subvention", und dies war in den verwickelten Verhältnissen ein neuer Grund zu immerwährenden Streitigkeiten, da die Stadt behauptete, es müssten alle Waaren Lyon passiren und diese Stadtzölle entrichten, während die Pächter der Douane es für genügend erklärten, wenn die Waaren den Zoll an irgend einem Bureau ausserhalb Lyon entrichteten, um den städtischen Zöllen zu entgehen. Die Interessen der Stadt bezogen sich namentlich auf die Seide, wofür Lyon das Monopol in Frankreich hatte. Dies machten die Echevins und der Prévost des marchands besonders geltend bei den vielen Unterredungen mit Hochreutiner. Einer der Echevins äusserte sich gegen ihn: „Die Befreiung der Seide würde den Ruin der ganzen Seidenhandlung Lyon's und der königlichen Zollpachten herbeiführen; sie würde allen Seidenhandel in die Hände der Schweizer bringen, französische und italienische Arbeiter in die Schweiz ziehen, und obschon gegenwärtig in der Schweiz nicht über 100 Ballen jährlich gesponnen würden, könnten sie dann jährlich 1000 verarbeiten". Als Hochreutiner, um diese Besorgnisse zu entkräften, auf die ungünstige Natur und Situation des Landes hinwies,

entgegnete jener: „Die Seide macht man nicht auf dem Feld, sondern in der Kammer“ [1]).

Noch heftiger äusserte sich darüber der Prévôt des Marchands: „Die Befreiung der Seide werdet ihr so wenig haben als meinen Kopf; wenn ihr die Seide in euerer Befreiung einbegreifen wollt, wird nichts zu thun sein“. Nach einer anderthalbstündigen Unterredung versprach er die Sache am Consulat vorzubringen und brachte Abends die Antwort zurück: die Municipalität erkläre sich bereit, die Waaren, welche nur der Stadt zollpflichtig seien, gegen Caution frei passiren zu lassen bis Ende Juni; sei dann kein neuer Befehl von Paris eingetroffen, so müsse der Zoll bezahlt werden; allein die Seide wurde von diesem Zugeständniss ausgenommen. Hätte Hochreutiner sich das Verhalten der obrigkeitlichen Gesandten in Paris zum Muster genommen, so hätte es ihm sehr nahe gelegen, auf die Seide zu verzichten und dafür die Freiheit der übrigen Waaren zu erlangen; denn die Seide war eigentlich nur Sache der Zürcher. Es gereicht ihm daher zur Ehre, dass er dies Anerbieten zurückwies. Seine Beharrlichkeit hatte wenigstens den Erfolg, dass am 24. März der Prévôt des Marchands einwilligte, alle Waaren ohne Ausnahme gegen Caution passiren zu lassen.

Diese Proposition wurde endlich von der grösstentheils aus St. Gallern bestehenden Versammlung der Kaufleute angenommen, „weil der Herren von Zürich Waaren dabei auch begriffen seien“.

Dies war das einzige praktische Resultat dieser langwierigen und kostspieligen Verhandlungen, theuer genug bezahlt mit einer Verehrung von 100 Dublonen an den Erzbischof. Hochreutiner's vortreffliche Relation bricht damit plötzlich ab.

Ihren eigentlichen Auftrag, die Verification der Patente, hatten die Deputirten zwar vollständig erreicht. Hochreutiner

---

[1]) Ist richtig! Es handelt sich hier nämlich offenbar nicht um Trame, sondern um Floret-Seide — seit der Mitte des 16. Jahrhunderts in Zürich aus Seidenabfällen (Struse-Frisons) auf dem Lande durch hunderte fleissiger Hände gesponnen, also 1663 bis auf 100 Ballen jährlich. — Der Rohstoff kam aus den Filanden (Spinnereien) Italien's und wurde in Zürich vor dem Spinnen gefäult = entbastet. — Herr Oberst Bürkli-Meyer hatte die Güte, diese und andere Anmerkungen beizufügen.

brachte die königliche Originalurkunde mit all den Registrirungen der verschiedenen Parlamente und Gerichtshöfe mit heim, wo sie jetzt noch im Archiv des Kaufmännischen Directoriums sich befindet; er liess auch eine grosse Zahl gedruckte Copien davon machen, theils um dieselben den Zollbeamten zuzustellen, theils um sie in der Schweiz zu verbreiten, wie sich denn auch im Zürcher Staatsarchiv ein solcher Abdruck findet. Aber was halfen alle diese Garantien, wenn der Inhalt der Patente selbst von sehr zweifelhaftem Werthe war und den Wünschen der Kaufleute gar nicht entsprach! Die Schuld davon fällt auf das Haupt jener Tagsatzungsgesandten, welche die Verhandlungen mit Labarde führten.

Bald nach der Rückkehr Hochreutiner's traf den schweizerischen Handel ein Schlag, welcher alles zu vernichten drohte, ausgehend von jenem nämlichen Manne, der in Paris sich so ungünstig geäussert hatte. Colbert erliess 1664 einen einheitlichen Zolltarif, welcher alle die alten verschiedenartigen Zölle ersetzen sollte. Eine vollkommene Durchführung des grossartigen Planes hätte auch die schweizerischen Privilegien vernichten müssen; er scheiterte jedoch am Widerstand einzelner Provinzen und konnte nur sehr theilweise verwirklicht werden, und so blieben auch die schweizerischen Privilegien, freilich unter manchen Anfechtungen und Beschränkungen, bestehen bis zur französischen Revolution. Freilich drang allmälig jene von den Zöllnern zu Lyon aufgestellte Interpretation durch, wonach nur diejenigen Fabricate frei waren, deren Rohstoffe auch Schweizer Producte waren, so dass die Seide und Baumwolle ausgeschlossen blieb; dagegen behielten die Schweizer nebst den Bündnern und deutschen Reichsstädten ihre Privilegien für ihre einheimischen Producte, also namentlich die weisse Leinwand und Glanzleinwand der St. Galler, dann Käse, Kupfer, Zinn, Eisendraht, Messingdraht. Ein französischer Beamter, der die Douaneverhältnisse um 1688 untersuchte, fand, dass die Schweizer in Folge dieser Privilegien in zehn Jahren bloss 100,000 anstatt eine Million livres für Zölle zu bezahlen haben. Ganz fruchtlos war also

die Gesandtschaft Escher's und Hochreutiner's doch nicht. Und wenn sie es auch gewesen wäre, sie verdiente unsere Beachtung schon um der Energie und Thatkraft willen, welche jene Männer gezeigt haben, so ganz im Gegensatz zu den obrigkeitlichen Gesandten, wegen jenes Freimuthes, womit sie den französischen Ministern entgegentraten. Welch ganz anderer Geist spricht aus jenen Kaufleuten, als er in den regierenden Kreisen zu finden ist. Dieses treueidgenössische Zusammenhalten, womit die Interessen jedes einzelnen Ortes von der Gesammtheit aufgenommen und vertheidigt werden, diese Opferwilligkeit, welche augenblickliche Kosten nicht scheut, um für die Zukunft vorzusorgen, diese Leichtigkeit der Organisation der Versammlungen und Berathungen, wobei der Unterschied zwischen den Unterthanenländern und den regierenden Orten verschwindet: das alles scheint mir wie eine Vorahnung der neuen Schweiz. Das politische und militärische Leben unserer Vorväter des 17. Jahrhunderts steht uns wie etwas ganz Fremdes gegenüber; jene Wichtigthuerei mit einer auswärtigen Politik ist uns unverständlich; nur mit Abscheu können wir auf das Pensionenwesen zurücksehen und auf die Solddienste, obschon nicht zu verkennen ist, dass dies eben unentbehrliche Erwerbsmittel waren. Dagegen haben wir heute noch unsere gemeinsamen commerciellen Interessen; ein Kampf gegen das Aufkommen des Schutzzollsystems in einem Nachbarstaate findet in der heutigen Schweiz noch ein Verständniss.

Man könnte wohl einwenden: diese Kaufleute waren doch auch nur von egoistischen Motiven geleitet; sie handelten nur im eignen Interesse. Gewiss: aber jenes Interesse war doch einem grössern Kreise gemeinsam, einem grossen Theil der städtischen Bevölkerung, oder sagen wir besser, dem ganzen Vaterland, dem damaligen und dem heutigen. Wenn wir heute nicht mehr darauf angewiesen sind, aus dem Soldgeld fremder Könige ein kümmerliches Dasein zu fristen, wem gebührt das Verdienst, als unserm Handel und unserer Industrie, und nicht am wenigsten denjenigen, welche die Interessen des Handels bei seinen ersten Anfängen so tapfer vertheidigt haben?

BEILAGEN.

I.

Sentence de la Sénéchaussée de Lyon sur les droits de sortie dûs par les Marchands Suisses.

1552, 7 mars à Lyon. Comparant devant nous Hugues Dupuy lieutenant particulier en la Sénéchaussée de Lyon, noble Jacques Ramsper, ambassadeur avec Conrad Caphman herault des seigneurs des XIII cantons des Ligues Suisses, m'a dit, que le maître des ports a voulu contraindre les Marchands Suisses de payer les droits des resve[1]), domaine forain[2]) et haut passage[3]) à plus haut prix qu'ils n'avaient accoutumé pour les marchandises qu'ils envoient de ce royaume en leurs pays ..... Que par le traite de 1515 ils n'ont payé que certains droits. Il m'a montré un édit du roi du 19 février 1552. « Nous Henry II déclarons: que les Marchands de St. Gal, Schaffhouse et des autres cantons n'en seront tenus payer pour les marchandises, qu'ils sortiront de ce royaume, autres droits impôts et gabelles, qu'ils ont fait depuis 1515. Où ils auraient esté contraints de payer à plus haute raison, vous leur ferez rendre tout, aussi décharger les cautions. — Par le roi en son conseil ». — Le procureur du roy dit: que l'importance était de savoir ce que payaient les Marchands, ce qui ne se pourrait mieux savoir que par les registres de la ville de Lyon pour ce que les échevins ont toujours tenu la ferme de la resve et foraine, même auparavant 1515 jusqu'à 1551.

Les échevins ont dit que par la vision de leurs livres: „les Marchands tant Suisses, Allemands, qu'autres n'avaient payé pour les droits de resve et foraine et pour les marchandises qu'ils enlevaient hors foires .... aucune chose que ce pris qui s'ensuit:

	Livres	Sous
Pour chacune charge draps de soye[4]), d'escarlatte[5]), saffran, camelot[6]), coral	3	—
„ „ „ d'espicerie	1	5

[1]) Resve = rêve veraltetes Wort = recette; eine Abgabe von 4 Deniers auf 1 Livre für fremde Käufer, von Carl IV. eingeführt.

[2]) Domaine forain wurde 1551 als einheitlicher Ausgangszoll für alle Waaren an Stelle von rêve und haut passage gesetzt; doch behielten verschiedene Provinzen, die hier gerade in Frage kommen, die alten Zölle bei.

[3]) 1320 eingeführte Abgabe für die Erlaubniss der Ausfuhr von allen Waaren.

[4]) Drap de soie — noch heutzutage gebraucht — starkes uni Seidenzeug.

[5]) Escarlate will sagen rother Stoff.

[6]) Kamelott — starkes grobes Wollentuch.

		Livres	Sous
Pour chacune charge	draps de Rouen, Paris, Bourges . .	1	—
	petits draps de Poitou, laines, toille blanche	17	6
	draps de Carcassonne à 2 pièces la balle	16	—
	toilles arènes, linges	15	—
	bazannes [1]), fil teint, parchemin, plumes, peaux, livres	12	6
	sucre, alun, étain, cuivre . . .	10	—
	huile, olives, ris, amandes . . .	7	6
	bouras [2]), colle, plomb, raisins, figues, verre	5	—
	d'esclapes (?), burin [3]), pois, fers . .	2	6

Nous avons dit: que les Marchands Suisses seront dechargés des droits d'imposition et autres subsides qu'ils pourraient cy après devoir de la traite des marchandises hors du royaume; en payant pour les droits d'impôt et subside de resve et foraine accoutumés qui sont: (folgt der nämliche Tarif wie oben). Signé: Dupuy. Croppet.

[Aus dem Zürcher Staatsarchiv.]

II.

1585, 23. Januar. Stadt St. Gallen an Zürich: Die St. Galler Kaufleute hätten nach Auftrag der letzten Tagleistung ein Verzeichniss ihrer Beschwerden aufgesetzt (welches in einem eignen Stück folgt).

1. Artikel: dass alle Wahr so in der Eidtgenosschaft dessglych im ganzen Teutschland gewachsen gemacht [hier setzt eine andere Hand (Zürcher?) an den Rand: zudem auch die Samat und derglychen Wahr die im Land gewoben, auch die Syden so man Filisoli und Galeti nennt so im Land gespunnen und zubereitet wird] [4]) ihnen unbeschwert-einicher Zollen in Frankrich zu führen daselbst zu erhandeln, fry zugelassen sye....

---

[1]) Bazannes = basanne Schafleder.
[2]) Boura = Zeug aus Seide und Wolle.
[3]) Burin = Grabstichel für Kupferstecher.
[4]) Filisoli = filoselle — aus der äussern Hülle der Cocons verfertigte Floretseide.
Galeti = aus den durchlöcherten Samen-Cocons idem.
Samat = Sammet.
Alle drei Artikel durch die Locarner 1555 nach Zürich mitgebracht.
(Erklärungen von Hrn. Oberst Bürkli.)

dann die Wahr den deutschen und Rychsverwandten Kaufleuten glich so wol als den eidgnössischen fry sind, sy dörfen auch eidgnöss. Güter fry führen, dass dise Fryung vom ersten Ursprung her der usgesetzten 4 Messen zu Lyon also begabet worden, damit der Handel us Gennff dahin komme und durch die Tütschen in gemein besuchet werde.

2. Freien Pass für Saffran und alle andern Waaren, so sie usserhalb Frankreich als in Spanien erhebend.

3. Was sie in Frankreich für Kaufmannschaft einkaufen und ausführen wollen, Tuch, Wolle, Saffran, Oel, Droguerie, Lederdecken freien Durchgang durch alle französ. Douanen, die schon aufgerichtet sind oder noch werden.

4. Dass die Sorties, welche 1515 gar klein gewesen, jetzt aber gesteigert worden, fürohin nit gehöchert werden sollen.

7. Dass ihre gemietheten Wohnungen oder eigne Hüser in Frankreich unbelegt bleiben von Einquartierung etc.

8. Damit man nit meine, sy wollen andern Nationen und den Franzosen selbst das Brot vor dem Mul abschniden, solle jeder Kaufmann, der mit andern Waaren als französischen, spanischen, niderländischen, levantischen, türgischen handeln wolle, allen königl. Duanen unterworfen sein.

[Aus dem Zürcher Staatsarchiv.]

III.

1602, 4. September. Burgermeister u. Rath von Zürich an Henry IV. .... Wiewol unser Mitrath Gerold Escher selig, als er (1595) mit andern eidgen. Gesandten zu Lyon gewesen, bei E. Maj. us unserm Bevelch um die Zollbefreiung zweier Gattungen Wahren, Buratti und Floretti, so in unserer Stadt allhie gemachet, mit Fleiss geworben und schriftl. Erkanntnuss usgebracht, werden doch die unsern von den Zöllern zu Lyon noch stets gezwungen von Buratt und Floret den Zoll zu zahlen, welches dem ew. Friden zuwider ist, dann alle Waren so in der Eidgnosschaft gemacht bisher zu Lyon und anderswo zollfrei gewesen ....

(Dies wird mit einem Brief vom 9. September an die Herren geschickt, welche als eidgenössische Gesandte nach Frankreich gehen sollen, sie möchten der Zürcher Waaren auch sich annehmen, weil Zürich keine andern nach Frankreich führe.)

[Aus dem Zürcher Staatsarchiv.]

IV.

1623. 16 et 17 Nov. Sentence des Juges des Douanes à Lyon.

... „Vu la requête présentée le 15 nov. par les Marchands de la nation germanique villes imperiales et cantons des Suisses, que les commis de la traite foraine establi à Collonge dépendant de la douane de Lion avaient arrêté le 6 et 7 novembre 2 balles de trelis [1]) admenées de St. Gal l'une appartenante à Joachim Laurens et David Zollikofer, l'autre aux heritiers de Jean Fikler, et 3 balles de cocons [2]) qu'ils faisaient mener en Allemagne, appartenantes une à Jean André Payer et Jean Louis Payer, les 2 autres à Henry et Jean Rodolphe Wertmiller ....

Nous ordonnons, que délivrance sera faite des marchandises saisies ....

[Aus dem Zürcher Staatsarchiv.]

V.

1658. 14. May. Supplication der zürcherischen Kaufleute an Bürgermeister Rahn und beide Räthe.

Herr Burgermeister, Hoch und wohlgeachte, edle, gestrenge, fromme, feste, ehr- und nothfeste, fürneme, fürsichtige und weyse, insonders hochehrende, grossgünstige, gnädige, liebe Herren und Vätter.

Es sein E. Weysheit unverborgen die Freyheiten, welche ihr Königl. Majestät in Frankreich bey dem mit gem. Eidgenossen gemachten ewigen Friden und seitharo erneuerten Püntnüssen gemein eidgenöss. Kauffleuten der Zöhlen halber concedirt und unterschiedlich bestätiget habend. — Wann und aber die Zeit und Jahr haro wir nicht nur nichts genossen, sondern unser Seiden [3]), Floret, Burat [4]), Schleyer, Tücher [5]) und ander Waaren mit sollichen unvertragenlichen Zöhlen, Auflagen und Beschwerden

---

[1]) Trelis = Treillis = Treilles ordinärer hänfener Zwillich, der zu Mehlsäcken und groben Männerkleidern dient.

[2]) In Frankreich gekaufte Samen-Cocons (durchlöchert), die in Deutschland für Floretgespinnst verwendet werden sollten.

[3]) Seide bestimmt von Floret unterschieden — nach Schinz, Handelsgeschichte p. 154, handelt es sich um gezwirnte Seide (Trame), die seit der Locarner-Einwanderung auf zahlreichen „Sydenmühlen" in Zürich verarbeitet wurde.

[4]) Burat — leichter Wollenstoff — auch Wollenkrepp oder Crespon, für den Zürich lange Zeit berühmt war — ebenfalls den Locarnern zu verdanken.

[5]) Tücher = Halstücher — ganz- und halbseiden. (Oberst Bürkli.)

von den Zöllern sein angelegt worden, dass auch ihr Königl. Majestät eigne Feinde ein mehreres nicht bezahlen mussend, uns aber wegen unserer geringen Handlungen, und dass von uns der Arten niemandts Haus so hablich siget, wider die Zöller in Betracht der darüber ergehenden schweren Unkosten process zu führen, gleich wie die Herren von St. Gallen gethan, unmüglich gefallen, gestalten jene der Freyheit bis dato genossen, wir aber zu grossem Schaden des ganzen Lands derselben annoch entrathen müssen.

Als nemmend bei Anlass gegenwärtiger Pundtserneuerung gemeine Kauffleuth euer getreue gehorsame Burger ihre Zuflucht zu Ew. Gnaden in Unterthänigkeit supplicirende, Sie geruhen wollend ihren diessmal zu Aarau sich befindenden Ehrengesandten anzubefehlen, dass selbige uns zum Besten, des 20. Artickels betreff. der Kauffleuthen Freyheit, in getreue Rechnung habend und den Herren Ambassadoren zu unverweileter Werkstellung verleitind, dass durch sein Mittel bey den königl. Zöllern, der gegen uns bis dato geübte Missbrauch abgestellt und die Sach also erläuteret und dahin geleitet werde, dass selbigen aller Anlass uns anzufechten benommen seige und wir fürhin mit allen unseren in dem Königreich aus und eingehenden Wahren kraft ertheileten Freyheiten zollfrey und unbeschwert fortkommen könnind, damit uns mit allerhand processen, welche die Zöller ihrem Gebrauch nach uns damit zu molestieren und müde zu machen tentieren möchten, verschont werde.

Schliesslich wünschen wir Ew. Gn. von Gott dem Allmächtigen alle Gesundheit .... zu dero Hulden und Gnaden wir uns unterthänigst empfehlend.

Datum Zürich 14. May 1658.

Ew. Weysheit und Gnaden
Underthenig und gehorsame Burger
gemeine Kauff-Handelsleuth
lob. Stadt Zürich.

Es folgt ein diesem Gesuch entsprechendes Schreiben des Rathes, datirt vom 15. Mai 1658 an den Tagsatzungsabgeordneten Stadtschreiber Hirzel, sich der kaufmännischen Interessen in der Verhandlung mit Labarde anzunehmen.

[Diese Stücke finden sich in der Zürcher Stadtbibliothek, Manuscr. A. 10, p. 131 ff., in einem handschriftl. Sammelband von Briefen u. Aktenstücken.]

DIE

VERLORENE SCHWYZERCHRONIK.

VON

A. BERNOULLI.

I.

Als H. Hungerbühler die Schrift „Vom Herkommen der Schwyzer und Oberhasler" wieder an's Licht zog und herausgab[1]), hielt er sie, gestützt auf die Angaben Tschudi's[2]), für eine vom Landschreiber Hans Fründ zu Schwyz um 1440 verfasste Arbeit. Seither jedoch hat diese Ansicht Widerspruch erfahren durch M. von Stürler[3]) und J. Bæchtold[4]), welche der Notiz bei Tschudi das viel ältere Zeugniss des Nauclerus entgegenhalten[5]); von diesem ausgehend, erkennen sie in der Schrift „Vom Herkommen" denselben Verfasser wie in der Stretlinger Chronik, nämlich den 1506 verstorbenen Eulogius Kiburger, welcher 1446 bis 1456 Pfarrherr zu Einigen am Thunersee war. Auch das Jahr 1440 verwirft Bæchtold, indem er die Entstehungszeit um 1470 setzt, d. h. einige Jahre später als die Stretlinger Chronik.

Gegen diese neuere Auffassung sind von P. Vaucher einige Bedenken geäussert worden[6]). Beim Vergleich mit der Schrift „Vom Herkommen der Schwyzer" findet er in der Stretlinger Chronik einen bündigern, belebteren und ausgebildeteren Styl, zugleich aber in der Erzählung einen ungleich grösseren Hang zur Hereinziehung des Wunderbaren. Sodann bemerkt er, dass zwar zu beiden Schriften noch ältere weltgeschichtliche Werke

---

[1]) In den Mittheilungen des historischen Vereins in St. Gallen, Heft XIV (Neue Folge, Heft IV).

[2]) Tschudi, Gallia Comata, p. 113.

[3]) Im Anzeiger für Schweiz. Geschichte 1876, p. 239 ff.

[4]) Stretlinger Chronik, p. 63 ff. der Einleitung, 1877.

[5]) J. Naucleri Chronicon universale, II, p. 363 der Ausgabe v. 1564.

[6]) Im Anzeiger für Schweiz. Geschichte 1877, p. 339.

benützt wurden, aber keines für beide zugleich. So erscheint z. B. Martinus Polonus in der Stretlinger Chronik benützt, doch ohne je genannt zu werden; in der Schrift „Vom Herkommen“ hingegen, wo Martinus unter den angeblichen Quellen aufgezählt wird, findet sich von seinem Inhalte keine Spur.

Diese von Vaucher bemerkten Verschiedenheiten erklären sich jedoch genugsam, sobald wir annehmen, dass Eulogius zuerst die Schrift „Vom Herkommen“ schrieb, und erst eine Reihe von Jahren später auch die Stretlinger Chronik verfasste. In der Zwischenzeit konnte sich sehr wohl sein Styl vervollkommnen und zugleich seine Kühnheit in Herbeiziehung des Wunderbaren wachsen. Auch seine litterarischen Hülfsmittel konnten sich mehren, so dass er den Martinus Polonus, den er früher nur dem Namen nach kannte, bei Abfassung der Stretlinger Chronik wirklich vor sich hatte.

Nun ergibt sich aus dem Texte der Stretlinger Chronik, dass sie nicht vor 1464 kann geschrieben sein, da sie noch den Tod Heinrich's von Bubenberg erwähnt [1]). Für die Schrift „Vom Herkommen“ hingegen nimmt Bæchtold eine spätere Entstehungszeit an, nämlich das Jahr 1470 [2]). Jedoch stützt er sich hiefür einzig auf eine Stelle bei Stumpf [3]), welche sich ebensogut auf die 1474 geschriebene Püntiner'sche Chronik [4]) beziehen lässt, als auf die Schrift „Vom Herkommen“. Wir finden daher bei Bæchtold keinen entscheidenden Grund gegen die Annahme Vaucher's, dass die Schrift „Vom Herkommen“ um 1450 verfasst sei, also geraume Zeit vor der Stretlinger Chronik; aber ebensowenig tragen wir Bedenken, der Ansicht M. v. Stürler's und Bæchtold's darin beizupflichten, dass Eulogius Kiburger beide Schriften verfasst habe.

---

1) Stretlinger Chronik, p. 39 des Textes, und ebenda p. 34 der Einleitung.

2) Stretlinger Chronik, p. 72 ff. der Einleitung.

3) Stumpf, Chronik der Eidgenossenschaft, Buch IV, Cap. 9.

4) Ueber Püntiner's Chronik und ihr Verhältniss zur Schrift „Vom Herkommen“, s. Bd. I dieses Jahrbuches, p. 85 ff.

Mit Recht hat Vaucher hervorgehoben, dass die Schrift „Vom Herkommen“ in keinerlei Beziehung steht zu Hemmerlin's „Dialogus de nobilitate“, also auch nicht als Entgegnung auf letzteren aufzufassen ist. Wenn aber gefragt wird, was denn überhaupt unsern Pfarrherrn am Thunersee veranlassen konnte, das Herkommen der Schwyzer und Oberhasler in einer besondern Schrift zu verherrlichen, so hat G. von Wyss wohl den einfachsten Weg zur Lösung dieser Frage gefunden [1]), indem er auf die Unruhen hinweist, welche von 1445 bis 1450 das Berner Oberland durchwühlten. Ueber diese Wirren fehlt bis jetzt eine zusammenhängende Darstellung, zu welcher wohl das Berner Staatsarchiv den Stoff liefern könnte. Aus dem Wenigen aber, was bis jetzt hierüber bekannt ist [2]), ergibt sich immerhin, dass die Unzufriedenheit hervorgerufen war durch die Lasten des Zürcherkrieges, und namentlich durch die fortwährenden Zuzüge an entlegene Orte. So finden wir schon im September 1445, bei Belagerung des Steins zu Rheinfelden, die Zuzüge von Saanen, Frutigen und Simmenthal in offener Widersetzlichkeit gegen die Berner Hauptleute [3]). Diese westlichen Thäler des Oberlandes erscheinen überhaupt als der Herd der Unruhen, während das östlich gelegene Hasle der Bewegung ferne geblieben zu sein scheint. Demnach ist die Schrift unseres Eulogius als ein „elogium“ des Haslethales aufzufassen, das für seine Treue gegen Bern soll gelobt werden. Kiburger will damit zeigen, dass es nicht von ungefähr ist, wenn im jüngsten Kriege die Haslethaler sich von den übrigen Oberländern vortheilhaft unterschieden und als würdige Waffenbrüder der Waldstädte bewährt haben; denn mit diesen sind sie Eines Stammes. Wenn nun in

---

[1]) Auf ihn beruft sich Vaucher im Anzeiger, 1877, p. 340.

[2]) Siehe Stettler's Chronik, sowie Eidg. Abschiede II, p. 187, 188 u. 205. — Weitere Spuren finden sich in den Berner Missiven in Bd. V bis VIII des „Geschichtforschers“. Ich verdanke diese Mittheilungen der Güte des Herrn Prof. G. v. Wyss.

[3]) S. die noch ungedruckte Chronik Erhards von Appenwiler, welche im IV. Bd. der „Basler Chroniken“ erscheinen soll.

der Erzählung dieser gemeinsamen Herkunft die Waldstädte vor dem Haslethal in den Vordergrund treten, so kann dies billigerweise nicht befremden; denn dieses Verhältniss entsprach der Gegenwart, d. h. der untergeordneten Stellung des Landes Hasle neben den selbstherrlichen Waldstädten. Uebrigens fasst er letztere, unter dem Namen Schwyzer, immer nur als ein Ganzes zusammen und nimmt keinerlei Rücksicht auf ihre Dreitheilung, weil diese in der That für seinen Zweck keine Bedeutung hat. Aus demselben Grunde hütet er sich auch, in seiner Erzählung sich über das graue Alterthum hinauszuwagen; denn was hätte er von Hasle berichten sollen, z. B. aus der Zeit, als die Waldstädte gegen Habsburg ihre Unabhängigkeit behaupteten!

So ist denn der Umfang der Schrift nach jeder Richtung hin durch ihren Zweck bedingt; sie will einfach das Land Hasle verherrlichen, und alle Polemik liegt ihr ferne.

II.

Wenn somit Eulogius Kiburger, der Pfarrherr zu Einigen, die Schrift „Vom Herkommen der Schwyzer und Oberhasler" zu Ehren des letzteren Landes bald nach 1450 verfasst hat, so fragt es sich, woher er die Idee nahm, seine Leute aus dem hohen Norden kommen und später nach Rom ziehen zu lassen. Von letzterm Zuge wissen wir, dass er wenigstens schon 1443 in Schwyz als ausgemachte Thatsache galt; denn er wird in einem Rundschreiben an die Reichsstädte ausdrücklich erwähnt [1]. Für den Glauben an die nordische Herkunft der Waldstädter und Haslethaler hingegen haben wir keine so alte Urkunde; wir wissen nur, dass sie auch in jener längst verlorenen Schrift erzählt wurde, welche Stumpf in seiner 1548 erschienenen Chronik anführt als „die gemeine Schwyterchronik".

Diese Schwyzerchronik war für Stumpf nur eine Quelle von untergeordneter Bedeutung. Denn in dem reichhaltigen Quellen-

---

[1]) S. dieses Schreiben bei Tschudi, Chron. Helvet. II, p. 365.

verzeichniss, das er seinem umfangreichen Werke vorausschickt, suchen wir sie ebenso vergeblich, als z. B. die Schrift vom Herkommen, oder Püntiner's Chronik, die er doch jedenfalls kannte [1]). Ausdrücklich erwähnt finden wir „die gemeine Schwyterchronik“ einzig in denjenigen Capiteln, welche vom Ursprung der Waldstädte handeln, d. h. im IV. Buch (Helvetia), Capitel 9 und 12 [2]). Wir erfahren hier zunächst nur, dass auch die Schwyzerchronik die Hungersnoth und die Auswanderung aus Schweden und Ostfriesland erzählte.

Aus den wenigen Andeutungen ist jedoch nicht ersichtlich, ob hierüber die Erzählung wesentlich abwich von derjenigen in der Schrift vom Herkommen. Die greifbare Verschiedenheit zwischen beiden Schriften tritt uns erst entgegen, wenn Stumpf die vier Hauptleute der Auswanderer nennt. Laut der Schwyzerchronik nämlich zogen zwei derselben, die Brüder „Schwyter und Scheyg“ [3]), nach Schwyz, während Rumo in Unterwalden und Resti in Hasle sich festsetzten. Von den Gründern von Schwyz sodann erzählte dieselbe Quelle noch die Sage vom Zweikampf, durch welchen das Land Schwyz seinen Namen erhielt.

Statt dieser vier Hauptleute, deren Namen paarweise alliteriren, finden wir in Kiburger's Schrift „Vom Herkommen“ nur drei [4]): nämlich „Schwyternus und sin mitgesell Remus“, welche das Land „vom Frackmund bis an die lampartischen gebyrg und Alpen“ einnahmen — also das ganze Gebiet der spätern drei Waldstädte — und „Wadisslaus“, der nach Hasle zieht. Die nahe Verwandtschaft dieser zwei Darstellungen ist einleuch-

---

1) S. Näheres im Jahrbuch, Bd. I, p. 86.

2) Dasselbe, was Stumpf hier im IV. Buch unter Berufung auf „die gemeine Schwyterchronik“ erzählt, wiederholt er im VI. Buch (Zürichgau), Cap. 27, unter Verweisung auf „die alten Schwyterchroniken“.

3) Stumpf schreibt bald „Scheyg“, bald „Tschey“.

4) Des Zusammenhangs wegen müssen wir im Nachfolgenden wiederholen, was schon in Bd. I des Jahrbuchs, p. 97—100, erörtert wurde.

tend; aber ebensowenig lässt sich verkennen, dass die vier Namen in der Schwyzerchronik, mit ihrer paarweisen Alliteration, älter sind, als ihre ungeschickte Latinisirung bei Kiburger. Denn es liegt auf der Hand, dass aus dem Ortsnamen Schwyz zuerst die Personification „Schwyter“, und erst aus dieser die Latinisirung „Schwyternus“ gebildet wurde. Ebenso ist der Name „Resti“ der alten Burg des Haslethales entnommen, während der weithergeholte „Wadisslaus“ den gelehrten Erfinder verräth. Sowohl für „Scheyg“, den Bruder Schwyter's, als für „Rumo“, den Nachbarn Resti's, finden wir bei Kiburger allerdings nur den einen „Remus“. Dieser Name erinnert an das Schicksal des Scheyg und lässt sich zugleich als Latinisirung von Rumo auffassen. Jedoch erwähnt Kiburger weder jenen Zweikampf, noch die Gründung von Unterwalden; sondern „Remus“ erscheint nur als „Mitgeselle“ des Schwyternus. In der That hatten jene beiden Sagen für den Zweck Kiburger's keine Bedeutung, so dass er sie wohl übergehen konnte. Hätte er sie aber gar nicht gekannt, so wäre es schlechterdings unerklärlich, warum er seinem Schwyternus, dem Gründer der Waldstädte, noch einen Mitgesellen gibt. Namentlich aber zeigt uns die Sage von Rumo, dem Gründer von Unterwalden, dass der Inhalt der Schwyzerchronik ein höheres Alter beanspruchen darf, als die Schrift Kiburger's, der die Waldstädte als ein ursprünglich ungetheiltes Ganzes zusammenfasst. Denn sobald wir annehmen wollten, die Schwyzerchronik sei eine spätere Ueberarbeitung der Schrift „Vom Herkommen“, so wäre es schwer zu erklären, warum sie nur für Schwyz und Unterwalden besondere Hauptleute nennt, und keinen für Uri.

Aus dem bisher Gesagten geht wohl zur Genüge hervor, dass die Schwyzerchronik ihrem Inhalte nach noch älter ist als Kiburger's Schrift „Vom Herkommen der Schwyzer“. Immerhin nennt uns Stumpf weder ihren Verfasser noch die Zeit ihrer Entstehung. Bei Tschudi finden wir von ihr überhaupt keine Spur; er kennt nur die Schrift „Vom Herkommen“, die er für eine 1440 verfasste Arbeit des schwyzerischen Landschreibers

Hans Fründ hielt[1]). In diesen irrigen Angaben erblickt Bæchtold[2]) einen neuen Beleg für jenes bekannte Bestreben Tschudi's, jede Lücke, wo seine Quellen ihn im Stiche lassen, durch eigene Combination zu ergänzen und zu verdecken. In der That beobachtet Tschudi nicht selten dieses Verfahren, namentlich bei Ereignissen, auf welche er Gewicht legt. Im vorliegenden Falle jedoch handelt es sich um eine Schrift, welche von unserm Chronisten als ein durch und durch werthloses Machwerk verurtheilt wird. Was konnte ihn wohl veranlassen, ihr dennoch ein relativ hohes Alter zuzuschreiben und als ihren Verfasser einen Mann zu verunglimpfen wie Fründ, den er ja als den verdienstvollen Geschichtschreiber des alten Zürcherkrieges kannte[3]), und dessen Werk er in seiner Chronik fleissig ausschreibt? Sicher war es nicht willkürliche Combination, die ihn auf diesen Namen und diese Jahreszahl führte, sondern irgend eine Notiz, die er für zuverlässig hielt. Die Fälle, wo ein jüngeres Geschichtswerk für die Arbeit eines älteren Geschichtsschreibers gehalten und ausgegeben wurde, sind in der That nicht selten; wir erinnern nur beispielsweise an die sog. Klingenbergerchronik. So verkehrt es nun wäre, aus der falschen Klingenbergerchronik schliessen zu wollen, dass es nie eine ächte gegeben habe, so grundlos wäre es auch, wenn wir aus der fälschlich dem Fründ zugeschriebenen Schrift „Vom Herkommen“ folgern wollten, dass Hans Fründ, der schreibselige Landschreiber, über den Ursprung des Landes Schwyz nie etwas könne geschrieben haben. Mit seiner einzig erhaltenen Schrift, nämlich mit der Chronik vom alten Zürcherkrieg, hatte Fründ in der That das Missgeschick, dass sein ursprüngliches Werk in der Folge Andern zugeschrieben wurde[4]), während umgekehrt die Vorrede dazu, in welcher Fründ sich als Verfasser nennt,

---

1) Tschudi, Gallia, p. 113.
2) Stretlinger Chronik, p. 72 der Einleitung.
3) S. Kind in der Einleitung zu Fründ's Chronik, p. 7.
4) S. Kind in der Einleitung zu Fründ's Chronik, p. 7 ff.

in einer Handschrift verbunden ist mit der Dittlinger'schen Ueberarbeitung seines Werkes [1]). In gleicher Weise nun ist es denkbar, dass Tschudi eine Handschrift vor sich hatte, wo der Schrift „Vom Herkommen der Schwyzer“ ein 1440 datirtes Vorwort vorausgieng, in welchem Hans Fründ sich als Verfasser nannte.

Wie nun bei Dittlinger's Chronik die Vorrede zwar keineswegs zugehörig, aber dennoch ächt ist, so dürfte auch Tschudi ein Vorwort gefunden haben, das ihn zwar in die Irre führte, aber nichtsdestoweniger wirklich von Fründ verfasst war. Von der Vorrede zu Dittlinger's Chronik wissen wir, dass sie ursprünglich zu Fründ's Beschreibung des Zürcherkrieges gehörte. Wennn nun Tschudi in seiner Handschrift vom Herkommen ein Vorwort von Fründ fand, so dürfte die ächte Schrift, zu welcher dasselbe ursprünglich gehörte, wohl keine andere sein, als — die verlorene „gemeine Schwyterchronik“, von welcher wir oben sahen, dass sie denselben Gegenstand behandelte, wie die Schrift „Vom Herkommen“, aber jedenfalls vor dieser, also vor 1450, verfasst sein muss. Soweit wir den schriftstellerischen Charakter dieses Mannes aus seiner Darstellung des Zürcherkrieges beurtheilen können, so ist er — trotz aller leidenschaftlichen Parteinahme für seine Landsleute — doch völlig frei von willkürlicher Erfindung. Während Kiburger kein Bedenken trägt, die Schöpfungen seiner Phantasie durch Berufung auf nie gesehene Quellen zu bekräftigen, berichtet uns Fründ nur, was er entweder gelesen, oder selbst erlebt, oder von glaubwürdigen Leuten gehört hat. Wir dürfen daher annehmen, dass er auch über den Ursprung des Landes Schwyz nur aufgezeichnet habe, was er an Ort und Stelle als glaubwürdige Ueberlieferung vernahm, oder etwa in noch älteren Schriften las. Bei diesem Verfahren mochte allerdings seine Darstellung sehr mager und naiv ausfallen im Vergleich zu derjenigen Kiburger's, und so kann es nicht befremden, wenn letztere, als die reichhaltigere, scheinbar gelehr-

---

[1]) S. Kind, a. a. O. p. 8.

tere und effectvollere, bald den Vorzug erhielt, und schliesslich selbst in Schwyz die ältere Arbeit verdunkelte und verdrängte.

Immerhin war und blieb der Name Fründ's, des langjährigen Landschreibers, in Schwyz populärer und angesehener als derjenige Kiburger's. Je weniger daher das ächte Werk Fründ's noch beachtet und gelesen wurde, um so leichter konnte sein berühmter Name auf die Schrift „Vom Herkommen der Schwyzer" übertragen werden.

Jedenfalls aber geschah dies erst im XVI. Jahrhundert; denn z. B. Nauclerus, der seine lateinische Weltchronik mit dem Jahr 1500 abschloss, wusste von dieser Schrift noch sehr wohl, dass ihr Verfasser Eulogius heisse, und Tschudi ist der erste, der sie unter dem Namen Fründ's vorfand. Durch ihn wurde allerdings der Irrthum weiter verbreitet, so dass Jahrhunderte hindurch, bis in die neueste Zeit, sowohl der wirkliche Verfasser der Schrift „Vom Herkommen", als auch das ächte Werk Fründ's in Vergessenheit geblieben sind. Seitdem aber die neuere Forschung den Irrthum aufgedeckt und jenen Verfasser, d. h. Kiburger, wieder an's Licht gezogen hat, gewinnt der Kern von Wahrheit, den Tschudi's Angabe enthält, für uns erst seine rechte Bedeutung; er allein gibt uns Aufschluss über den Verfasser und die Entstehungszeit der verlorenen Schwyzerchronik.

III.

Wenn wir demnach an der Annahme festhalten dürfen, dass der Landschreiber Hans Fründ es war, welcher schon 1440 die „gemeine Schwyterchronik" verfasste, so wirft dies ein neues Licht auf die Frage, ob Etterlin, der Verfasser der ältesten gedruckten Chronik der Eidgenossenschaft, diese Schrift gekannt und benützt habe[1]). Bekanntlich war Fründ um 1400 zu Lu-

[1]) Als ich früher, im Jahrbuch I, p. 94—97, diese Frage berührte, gieng ich von der Voraussetzung aus, dass Fründ der Verfasser der Schrift „Vom Herkommen" sei. Da nun diese Annahme sich als unhaltbar erwiesen hat, so fällt das dort Gesagte dahin.

zern geboren und hatte dort, bevor er Landschreiber von Schwyz wurde, unter dem Stadtschreiber Egloff Etterlin, dem Vater des Chronisten, als Unterschreiber gearbeitet. Auch später, nachdem er 1453 in Schwyz seinen Abschied genommen [1]), kehrte er zurück in seine alte Heimat, wo er 1457 Gerichtschreiber wurde und kurz vor 1469 starb [2]). Sicher also kannte ihn noch Petermann Etterlin, der spätere Chronist, der um diese Zeit als „Abschreiber" in Luzern schon sein eigenes Hauswesen hatte [3]). Es drängt sich daher bei der Chronik dieses letztern mehr als bei jeder andern die Frage auf, ob wir in ihr keine Spuren der Schwyzerchronik mehr finden können.

Erwiesenermassen hat Etterlin, wie die meisten Chronisten des Mittelalters, seine Quellen nur in der Weise benützt, dass er ihren Inhalt — wenn auch mit grösseren oder kleineren Auslassungen — meist wörtlich abschrieb. Dieses sein Verfahren erklärt uns, warum wir Fründ's Hauptwerk, die Beschreibung des alten Zürcherkrieges, in seiner Chronik nicht benützt finden. Ganz abgesehen vom ausgesprochenen Parteistandpunkte Fründ's, erschien sein ausführliches Werk viel zu weitläufig und umfangreich für Etterlin, der überhaupt jenen Bürgerkrieg nur „zum allerkürtzesten erzellen" wollte und ihm auch in der That nur wenige Blätter widmet [4]). Ueber die ältere Zeit aber, vom Ursprung Luzern's bis zum Beginn des XV. Jahrhunderts, enthält Etterlin's Chronik nur wenige vereinzelte Abschnitte, für welche eine schriftliche Quelle bis jetzt nicht nachgewiesen ist, und selbst unter diesen wenigen befindet sich einer, worin Etterlin sich ausdrücklich auf schriftliche Quellen beruft. Es ist dies der Abschnitt vom Ursprung des Landes

---

[1]) 1453 legte Egloff Etterlin seine Stelle als Stadtschreiber nieder. Vermuthlich that Fründ im nämlichen Jahr ein gleiches in Schwyz, weil er hoffte, in Luzern Stadtschreiber zu werden.

[2]) S. Kind, in der Einleitung zu Fründ's Chronik, p. 2 ff.

[3]) S. Jahrbuch I, p. 50.

[4]) S. Näheres im Jahrbuch I, p. 142—147.

Schwyz[1]), in welchem er die Auswanderung aus Schweden erzählt und von der Zahl dieser Auswanderer bemerkt: „So findet man in den alten waren historien, darusz ich danne dises zum kürtzisten ouch uszgezogen und genomen hab, das der selben lütten, so also das land rumen muosten von hungers nott, ob den fünff tusigen were, on wib und kinde“.

Ueberblicken wir den Inhalt dieses Abschnittes, so erzählt uns Etterlin anfänglich nicht viel andres, als was wir schon bei Kiburger, nur weit ausführlicher, von der Auswanderung aus Schweden lesen. Immerhin dürfen wir nicht vergessen, dass gerade über diesen Gegenstand auch für die Schwyzerchronik — soweit wir sie aus Stumpf kennen — kaum eine greifbare Verschiedenheit von Kiburger sich nachweisen lässt. Ueberdies unterscheidet sich Etterlin wenigstens in einem Punkte schon hier von Kiburger, indem er als ursprüngliches Reiseziel der Auswanderer die Stadt Rom bezeichnet. Die Verwandtschaft beider Erzählungen hört aber völlig auf, sobald die Wanderer den Boden ihrer neuen Heimat betreten. Denn hier folgen bei Etterlin die beiden Sagen vom Sturm auf dem See, welcher die bleibende Ansiedelung im Thale Schwyz veranlasste, und vom Zweikampfe der Brüder „Schwit und Scheyg“, welcher dem Lande seinen Namen gab. Während Kiburger über beide Sagen schweigt, wissen wir aus Stumpf wenigstens von der einen, nämlich vom Zweikampfe, dass sie in der Schwyzerchronik erzählt wurde. Wenn wir nun vom Sturm auf dem See bei Stumpf keine Erwähnung finden, so erklärt sich dies schon genugsam aus dem äusserst naiven Inhalte dieser Sage; einem Manne wie Stumpf musste diese Erzählung viel zu kindisch erscheinen, als dass er sie auch nur einer Widerlegung gewürdigt hätte. Wir können daher aus seinem Schweigen keineswegs folgern, dass in der Schwyzerchronik die Sage vom Seesturm nicht ebensogut enthalten war, wie diejenige vom Zweikampf.

---

[1]) Etterlin, p. 18—20 in Spreng's Ausgabe.

Aus Etterlin's Erzählung dieser beiden Sagen gewinnt wohl Jeder den Eindruck, dass der Chronist hier nicht gekürzt habe, wie vorher bei der Auswanderung. Um so kürzer hingegen berührt er, zum Schlusse des ganzen Abschnittes, die siegreiche Hilfe, welche die Schwyzer einst dem Papste und dem Reich gegen die Ungläubigen sollen geleistet haben. Während Kiburger gerade diese Tradition zum Hauptinhalte seiner Schrift erhebt[1]), bemerkt Etterlin nur kurz: die Schwyzer hätten „durch erforderung des helgen Rœmischen Richs und des stuols ze Rom, der Christenheit zuo trost, vil guots getan wider die Türcken, als man dann das warlich geschrieben vindt".

Wenn wir nun bedenken, dass der Unterschied zwischen Ungläubigen, Heiden, Saracenen oder Türken einem Schreiber wie Etterlin keineswegs klar war, so gibt uns der Ausdruck „Türcken" keinen sichern Anhaltspunkt, um zu ermitteln, auf welche Schrift er hier verweist. Bis jetzt wissen wir mit Sicherheit einzig von Püntiner's Chronik, dass sie zum Jahr 829 einen Zug der Schwyzer nach Rom gegen die Saracenen erzählte[2]). Diesen Zug nun erwähnt auch Stumpf[3]), jedoch nur „nach sag der alten Helvetier Chronicken", und unter dieser weitumfassenden Bezeichnung kann allerdings, neben Püntiner, auch die Schwyzerchronik mit inbegriffen sein. Diese verlorene Schrift ist demnach überhaupt die einzige Quelle, in welcher Etterlin den ganzen Inhalt dieses Abschnittes möglicherweise kann gefunden haben.

Dieser Möglichkeit lässt sich die Thatsache entgegenstellen, dass Etterlin hier blos zweimal auf schriftliche Quellen verweist, nämlich für die Zahl der schwedischen Auswanderer und für den Zug gegen die Ungläubigen — also gerade für solche Angaben, die auch bei Kiburger oder Püntiner zu finden waren. Das Uebrige, nämlich die beiden Sagen vom Sturm und vom

---

[1]) Zwei Dritttheile der Schrift „Vom Herkommen" handeln vom Zuge der Schwyzer und Hasler nach Rom.

[2]) S. Schmid, Geschichte des Freystaates Uri, I, p. 101.

[3]) Stumpf, Buch VI, Cap. 28.

Zweikampf, konnte er möglicherweise aus der mündlichen Ueberlieferung schöpfen, so dass er nirgends die Schwyzerchrnnik nöthig hatte. Demnach hätten wir hinter „den alten waren historien“ nichts anderes zu suchen, als einfach den Kiburger oder Püntiner.

Jedoch dürfen wir nicht vergessen, dass Kiburger den Vorfahren aller drei Waldstädten insgesammt eine gemeinsame Herkunft aus Schweden zuschreibt, und dass Püntiner sowohl als Schradin [1]) ihm hierin folgen. Gerade dieser Ansicht aber tritt Etterlin auf's Entschiedenste entgegen, indem er schon den Abschnitt vom Ursprung des Landes Uri mit den Worten beginnt [2]): „Es sol ouch mengklich wissen, das die dry lender, die man nempt Ury, Schwitz und Underwalden, nit einerley lütten, noch eines landes sind; als aber ettlich davon schribent, es syent alles Schwedier gewesen und habent dieselben gegne die dry lender under einander geteylt, das wysent die waren und rechten historien nit“. — Etterlin kannte also allerdings die Schriften Kiburger's und seiner Nachfolger, zählte sie aber keineswegs zu den „waren und rechten historien“. Wenn er nun im Abschnitte über Schwyz gerade für das, was auch Kiburger erzählt, auf die „alten waren historien“ verweist, so thut er dies offenbar um zu zeigen, dass seine Erzählung sich nicht etwa blos auf Kiburger, sondern auf viel zuverlässigere und glaubwürdigere Schriften stütze.

Fragen wir nun, welches denn überhaupt „die waren und rechten historien“ sind, welche Etterlin den Schriften Kiburger's und seiner Nachfolger entgegenhält, so ist es zunächst das Weisse Buch von Obwalden, welches nur kurz andeutet, dass zuerst das Land Uri angebaut wurde, worauf später dann Römer nach Unterwalden, und zuletzt Schweden nach Schwyz kamen [3]).

---

[1]) Schradin, am Anfang seiner Reimchronik des Schwabenkrieges, abgedruckt im Geschichtsfreund IV, p. 11.

[2]) Etterlin, p. 13 in Spreng's Ausgabe.

[3]) S. Weisses Buch, im Geschichtsfreund XIII, p. 68.

Dieser Auffassung folgt Etterlin genau, indem er sie nur aus weiteren Quellen noch zu ergänzen und auszuführen sucht[1]). Er weiss, dass die Urner von den Gothen abstammen, und bringt desshalb bei Uri an, was er „in einer gar alten historien", d. h. in Königshofen's Weltchronik, über die Hunnen und Gothen gefunden hat, und ebenso bei Unterwalden, was dieselbe Quelle von vertriebenen Römern berichtet. Ueber die Schweden aber war allerdings bei Königshofen nichts zu finden. Hingegen sahen wir oben, dass Alles, was Etterlin vom Ursprunge des Landes Schwyz berichtet, möglicherweise in der Schwyzerchronik enthalten war. Diese Quelle stimmte allerdings insofern nicht genau zu den Angaben des Weissen Buches von Obwalden, als sie den Gründer von Unterwalden zwar „Rumo" nannte, aber doch nicht zum „Römer" machte, sondern — so viel wir aus Stumpf errathen können — zu einem Schweden oder Ostfriesen. Immerhin geht aus Stumpf deutlich hervor, dass wenigstens die Urner dort keinenfalls zu den Schweden gezählt wurden. Schon die Schwyzerchronik trat also der gemeinsamen schwedischen Herkunft der Waldstädte wenigstens im Princip entgegen. Wenn also Etterlin die Meinung Kiburger's und seiner Nachfolger verwirft und findet: „das wisent die waren und rechten historien nit", so ist unter diesen, neben dem Weissen Buche von Obwalden, wohl keine andere Schrift gemeint als die Schwyzerchronik. Diese verlorene Schrift ist somit auch unter „den alten waren historien" zu verstehen, auf welche sich Etterlin für seine Erzählung vom Ursprung des Landes Schwyz beruft. Von Hans Fründ 1440 geschrieben, war sie in der That schon eine „alte Historie", als Etterlin 1507 seine Chronik zusammenstellte. Ebensosehr stimmt bei Letzterem auch der Inhalt zu der Annahme, dass Fründ der Verfasser jener Schrift sei.

Die Erzählung vom Sturm auf dem See trägt das Gepräge der ächten Volkssage, so dass Fründ sie in guten Treuen als etwas von den Vätern überliefertes, also glaubwürdiges, nieder-

---

[1]) Näheres im Jahrbuch I, p. 84 ff.

schreiben konnte. Von dem Zuge gegen die Ungläubigen wissen wir allerdings nicht, in welcher Weise ihn Etterlin's Quelle erzählte; jedoch wird derselbe, wie wir früher sahen, schon 1443 amtlich als alte Ueberlieferung erwähnt, und in der That reicht der historische Ausgangspunkt dieser Sage bis in's XIII. Jahrhundert zurück, d. h. bis zum Zuge König Rudolf's gegen Besançon (1289) — wenn nicht gar bis in's Heerlager Kaiser Friedrich's II. vor Faenza (1240)[1]. Wir finden mithin bei Etterlin so wenig als bei Stumpf einen triftigen Grund, um für die Schwyzerchronik einen andern Verfasser zu vermuthen, als den Landschreiber Hans Fründ, den wahrheitsliebenden Geschichtschreiber des Zürcherkrieges.

IV.

Die Benützung der Schwyzerchronik durch den Luzerner Etterlin berechtigt uns keineswegs zur Folgerung, dass diese Schrift damals auch ausserhalb Schwyz durch Abschriften verbreitet war; denn zu den Hauptquellen Etterlin's gehörte unter andern auch das Weisse Buch von Sarnen, das schon im XVI. Jahrhundert nur wenigen Eingeweihten bekannt war[2]. Blicken wir daher nach der Heimat der Schwyzerchronik, so ist uns aus jener Zeit wenigstens ein Zeugniss ihres Vorhandenseins erhalten, das Beachtung verdient. Konrad Pellikan († 1556 in Zürich) erzählt in seinem 1544 verfassten Chronicon[3], wie er, noch als junger Barfüssermönch, im Sommer 1504 im Gefolge des päpst-

---

[1] S. Näheres in meiner Dissertation über die Luzernerchronik des Melchior Russ, p. 43.

[2] Bis jetzt wissen wir, ausser Etterlin, nur von Tschudi und von Rennward Cysat, dem Stadtschreiber von Luzern, dass sie das Weisse Buch kannten. Siehe Cysat's Collectaneen, Mss. der Luzerner Stadtbibliothek Nr. 145 E., Bl. 269—278.

[3] S. die Ausgabe von B. Riggenbach, Basel 1877, p. 30 ff. — Ich bin auf dieses Zeugniss durch Dr. Th. v. Liebenau aufmerksam gemacht worden.

lichen Legaten, Cardinal Raymund von Petrandi [1]), Bischofs von Gurk, durch Schwyz gereist und 14 Tage dort geblieben sei. Vor der Abreise bezeugte der Cardinal den Schwyzern seine Gunst, indem er Sonntags den 30. Juli, vor versammeltem Volke, in der Pfarrkirche zu Schwyz einen grossen Ablass verkündete und nachher die Vornehmsten des Landes zur Tafel lud. Als Gegengeschenk erhielt er von diesen eine „historia Schwicerorum", die jedoch der Cardinal, ein geborner Franzose, nicht lesen konnte, da sie deutsch geschrieben war. Auf der Weiterreise blieben sie einige Tage in Altorf, und hier erhielt Pellikan mit einem Gefährten den Auftrag, die Schrift in's Lateinische zu übersetzen. Der Aufenthalt in Altorf währte nur drei oder vier Tage; aber Pellikan beeilte sich und brachte die Uebersetzung noch vor dem Aufbruch zu Ende. Bald nachher verliess er den Cardinal und kehrte um, indess dieser langsam nach Rom weiter reiste. Ueber den Inhalt der „historia Schwicerorum" sagt uns Pellikan leider nichts; doch kann sie kaum etwas anderes gewesen sein, als die Schwyzerchronik, und wenn wir bedenken, dass Pellikan später, d. h. seit der Reformation, in Zürich lebte, so liegt die Vermuthung sehr nahe, dass er es war, durch welchen Stumpf auf „die gemeine Schwyterchronik" aufmerksam gemacht wurde. Ihm also verdanken wir indirect auch das Wenige, was wir aus Stumpf von der verlorenen Schrift noch wissen.

Wie wir sahen, nennt uns Stumpf die Schwyzerchronik einzig da, wo er vom Ursprunge des Landes, d. h. von der fremden Herkunft der Schwyzer und ihrer ersten Ansiedelung spricht; im weiteren Verlauf der Geschichte nennt er sie nie mehr. Auch aus dem Abschnitte bei Etterlin können wir als weiteren Inhalt der Schrift höchstens noch die Erzählung eines Zuges gegen die Ungläubigen hinzufügen.

Fragen wir nun, ob die Schwyzerchronik wirklich auf diesen Inhalt sich könne beschränkt haben, so haben wir in der That

---

[1]) Er war Cardinal von Sta. Maria Nova; s. Pellikan p. 28.

an Kiburger's Schrift „Vom Herkommen der Schwyzer und Oberhasler“ ein Beispiel dieser Art, aber allerdings auch das einzige. Denn selbst von Püntiner's verlorener Chronik wissen wir mit Bestimmtheit, dass sie auf den Ursprung der Waldstädte und ihre ältesten Kriegszüge noch die Sagen von ihrer Befreiung folgen liess [1]). Kiburger bildete also eine Ausnahme, und zwar aus dem schon früher erwähnten Grunde, weil nicht die Waldstädte für ihn die Hauptsache waren, sondern das Haslethal, für welches in der That die Befreiungsgeschichte der Waldstädte keine directe Bedeutung hatte. Diese Rücksichten, welche für Kiburger den Stoff beschränkten, konnten aber für keinen Geschichtschreiber der Waldstädte massgebend sein, also für den Verfasser der Schwyzerchronik so wenig, als für den Urner Püntiner, oder für den Chronisten im Weissen Buch von Obwalden. Die Entstehungsgeschichte des Waldstädterbundes, mithin der Eidgenossenschaft überhaupt, durfte umsoweniger in solchen Schriften fehlen, welche den drei Waldstädten keinen gemeinsamen Ursprung zuschrieben, und zu diesen gehörte, wie wir sahen, neben dem Weissen Buch auch die Schwyzerchronik. Es erscheint daher die Vermuthung nicht unberechtigt, dass auch diese Schrift über die Befreiung der Waldstädte berichtet habe.

Suchen wir jedoch nach Spuren dieses Berichtes, so hat schon Vischer [2]) zunächst für Etterlin nachgewiesen, dass seine Darstellung wesentlich auf dem Weissen Buche von Obwalden beruht, dessen Erzählung er nur durch Herbeiziehung des Tellenliedes und der Bernerchronik erweiterte. Einzig den Namen des Vogts, den er nicht „Gesler“, sondern „Gryssler“ nennt, scheint er aus der Localtradition von Küssnach genommen zu haben [3]). Für den fraglichen Bericht der Schwyzerchronik können wir aus Etterlin nur den Schluss ziehen, dass sie über die

---

[1]) S. Schmid, Gesch. des Freystaates Uri, I, p. 136, in der Anm.

[2]) Vischer, Die Sage von der Befreiung der Waldstädte (1867), p. 56 ff.

[3]) „Johann von Kienberg, genannt Grissner“, kommt vor als Inhaber der habsburgischen Güter zu Küssnach. S. Hidber, im Archiv des Histor. Vereins von Bern, Bd. V, p. 10.

Befreiung der Waldstädte entweder gar nichts berichtete, oder mehr oder weniger dasselbe wie das Weisse Buch. Denn jedenfalls kann zwischen beiden Erzählungen keine allzugrosse Verschiedenheit geherrscht haben; sonst müssten wir überhaupt auf die Annahme verzichten, dass Etterlin die Schwyzerchronik zu den „alten waren historien“ gezählt habe.

Die Darstellung Etterlin's diente, wie Vischer gezeigt hat, als Hauptquelle [1]) für Stumpf, welcher nebenbei noch das Urnerspiel vom Tell, Seb. Münster's Cosmographie und wiederum die Bernerchronik benützte. Doch bemerkt Vischer, dass es sich aus keiner dieser Quellen erklären lasse, warum Stumpf den „Gryssler“ Etterlin's wieder ersetzt durch „Gessler“. Ueberdies aber fährt Stumpf nach dem Tode Gessler's fort [2]): „do sind die landlüt, nach der alten chronicken sag, aufgewüscht und habend den adel endtlich aus den ländern vertriben“. — Nun ist unter den oben genannten Quellen die Bernerchronik die einzige, welche schon zu Stumpf's Zeiten als eine „alte chronicken“ hätte gelten können; doch diese kann hier nicht gemeint sein, da sie überhaupt nichts vom Tode des Vogts in der hohlen Gasse weiss. Wir müssen daher nothgedrungen für Stumpf noch eine weitere schriftliche Quelle vermuthen, in welcher er auch den Namen „Gessler“ finden konnte. Wollen wir nun diese muthmassliche Quelle Stumpf's ausschliesslich unter den noch erhaltenen Schriften suchen, so kann einzig das Weisse Buch in Betracht kommen; denn dieses allein nennt den Vogt „Gesler“. Hätte jedoch Stumpf das Weisse Buch wirklich gekannt, so wäre es im höchsten Grade auffallend, dass er eine so wichtige Aufzeichnung nie und nirgends unter seinen Quellen nennt. Es liegt daher weit näher, unter der „alten chronicken“ die Schwyzerchronik zu vermuthen, von der wir wenigstens mit Sicherheit wissen, dass Stumpf sie kannte und benützte. In der That haben wir oben die allgemeinen Gründe gesehen, welche

---

1) Vischer, a. a. O, p. 96 ff.

2) Stumpf, Buch VI, Cap. 28.

uns zur Vermuthung nöthigen, dass die Schwyzerchronik auch Einiges von der Befreiung der Waldstädte erzählt habe. Aus Etterlin sahen wir ferner, dass diese Erzählung mit derjenigen des Weissen Buches mehr oder weniger muss übereingestimmt haben, und diese Wahrnehmung wird durch Stumpf nur noch bestätigt, wenn wir sehen, wie er da, wo er Etterlin's Angaben ändert, sich theilweise wieder dem Weissen Buche nähert, wie z. B. in der Benennung des tyrannischen Vogtes.

Diese theilweise Uebereinstimmung der beiden Schriften erklärt sich leicht, wenn wir annehmen, dass die Schwyzerchronik als die ältere, schon 1440 verfasste Schrift, dem Schreiber des Weissen Buches als Quelle gedient habe. Schon Lütolf[1]) vermuthete für letzteres eine schwyzerische Quelle, indem er sich auf die Art und Weise berief, wie die Lage von Staufacher's Haus beschrieben wird. Nun hat allerdings Vischer[2]) dargethan, dass auch ein Unterwaldner die Lage jenes Hauses in dieser Weise bezeichnen konnte. Zugleich hat Vischer mit Recht hervorgehoben, dass hingegen nur ein Unterwaldner, und kein anderer, die Einnahme der Burg zu Sarnen so beschreiben konnte, wie wir sie im Weissen Buche lesen. Hingegen können wir nicht mehr die ganze Erzählung des Weissen Buches überhaupt als eine unmittelbar aus der mündlichen Ueberlieferung geschöpfte Aufzeichnung betrachten, seitdem Vaucher[3]) nachgewiesen hat, dass der Schreiber des Weissen Buches die Bernerchronik kannte und als Quelle benützte. Wenn nun dieser Schreiber es nicht überflüssig fand, zur Befreiungsgeschichte der Waldstädte die amtliche Stadtchronik von Bern zu Rathe zu ziehen, so kann er es noch weniger unter seiner Würde gehalten haben, die Chronik des Landes Schwyz als Quelle zu benützen.

Fragen wir demnach, welche Theile seiner Erzählung wohl aus der Schwyzerchronik stammen könnten, so gehören vorweg

---

[1]) In der Germania, 1864, p. 220.

[2]) Vischer, a. a. O. p. 40.

[3]) Im Anzeiger 1874, p. 49 ff.

die Sagen aus Unterwalden nicht hieher, also die Ochsen im Melchi, das Bad zu Altsellen und die Eroberung der Burg zu Sarnen; diese alle dürfte er jedenfalls aus der mündlichen Ueberlieferung aufgezeichnet haben. Am wenigsten hingegen konnte in einer Schwyzerchronik die Geschichte Staufacher's und seines Geheimbundes fehlen, und wenn wir auf Stumpf blicken, so liegt die Vermuthung nahe, dass schon die Schwhzerchronik den Vogt, welcher den Staufacher bekümmert, „Gessler“ genannt und seinen Tod in der hohlen Gasse erzählt habe. Ungewisser hingegen erscheint es uns, ob diese Schrift schon die ganze Tellensage so erzählte, wie wir sie im Weissen Buche finden, oder etwa nur den Tod Gessler's in der hohlen Gasse bei Küssnacht. Wenn wir nämlich die ältere schwyzerische Sage bei Hemmerlin [1]) mit der urnerischen Sage im Tellenliede [2]), bei Russ [3]) und bei Diebold Schilling, dem Luzerner [4]), vergleichen, so lässt sich kaum verkennen, dass im Vogte Gessler des Weissen Buches eigentlich zwei Gestalten verschmolzen sind, nämlich ein Zwingherr im Lande Schwyz, der auf Schwanau sitzt und in jener Gegend (d. h. bei Küssnacht) erschlagen wird, und ein Tyrann im Lande Uri (der „Graf von Seedorf“ bei Schilling), der den Apfelschuss erzwingt und an der Tellenplatte erschossen wird. Die Verbindung beider Sagen brachte es mit sich, dass Tell, der Held der urnerischen Sage vom Apfelschuss, auch zum Schützen in der hohlen Gasse erhoben wurde. Seinen Peiniger suchte die urnerische Sage, wie wir aus Schilling sahen, unter den Herren oder „Grafen“ von Seedorf. Der Name Gessler hingegen, den wir zuerst im Weissen Buche finden, kann entstellt sein aus „Grissner“, dem Beinamen der geschichtlich beglaubigten Herren zu Küssnacht, oder entlehnt vom Geschlechte Gessler, das auf Meyenberg sass; in beiden Fällen hat er keinen Sinn für Uri, wo das Haus Habsburg nie geherrscht hatte, sondern nur für

---

1) Dialogus de nobilitate, abgedruckt im Thesaurus histor. Helvet. p. 2.

2) Ausgabe bei Liliencron, Histor. Volkslieder II, p. 109.

3) Ausgabe im Geschichtforscher X, p. 58 u. 63.

4) D. Schilling's Schweizerchronik, p. 13.

Schwyz [1]). Es gehörte also anfänglich speciell zur schwyzerischen Sage und bezeichnete den Bedrücker Stauffacher's, den die Rache in der hohlen Gasse ereilt. Wir können also daraus, dass Stumpf den Gessler nennt, noch keineswegs folgern, dass die Schwyzerchronik die ganze Sage von Tell und Gessler erzählt habe, wie wir sie im Weissen Buche finden. Wir möchten daher keineswegs die Möglichkeit bestreiten, dass diese verlorene Schrift über die Befreiung der Waldstädte nichts weiteres enthielt als die Geschichte Stauffacher's und den Tod des Vogtes Gessler in der hohlen Gasse. Gesetzt aber, sie habe wirklich auch den Apfelschuss und den Sprung auf die Tellenplatte erzählt, so fehlten ihr immerhin die Sagen aus Unterwalden, welche erst im Weissen Buche hinzukamen. Diese jüngere Schrift enthielt also die vollständigere Darstellung und so kann es nicht befremden, wenn Etterlin für die Befreiungsgeschichte der Waldstädte sich an das Weisse Buch hielt und die Schwyzerchronik, die er für die fremde Herkunft benützt hatte, hier als entbehrlich bei Seite legte. Aus demselben Grunde entdecken wir auch in Stumpf's Bericht nur mit Mühe die Spur dieser verlorenen Schrift, da dieser fleissige Geschichtschreiber in ihr nicht viel anderes finden konnte, als was schon Etterlin's Bericht von der Befreiung der Waldstädte enthielt.

V.

Wenn wir die Schwyzerchronik als eine Quelle des Weissen Buches auffassen, so dürfen wir nicht vergessen, dass in letzterem die Befreiungsgeschichte der Waldstädte nur die erste Hälfte des Inhalts bildet. Die zweite Hälfte enthält keine directe Fortsetzung, sondern erzählt Ereignisse aus dem ersten Viertel des XV. Jahrhunderts [2]), und lässt somit einen ursprünglichen Verfasser vermuthen, der noch in der ersten Hälfte

---

[1]) Vgl. Vischer's Bemerkungen a. a. O. p. 154.

[2]) Geschichtsfreund XIII, p. 77—86.

dieses Jahrhunderts schrieb. Zunächst wird uns hier der namentlich für Schwyz so wichtige Appenzellerkrieg (1403 bis 1408) erzählt, und zwar mit Einzelnheiten, die nur von einem Schwyzer konnten aufgezeichnet werden, wie z. B. die Namen der zwölf Mann, welche die schwyzerische Besatzung des Schlosses Kyburg bildeten [1]).

Weniger sicher können wir einen schwyzerischen Verfasser für den weiteren Inhalt voraussetzen, nämlich für die Erzählung der verschiedenen Feldzüge jenseits der Alpen, im Pommatterthal (1410 und 1411), im Livinerthal (Arbedo, 1422) und im Wallis (1420); denn hier treten Uri und Unterwalden, als die Meistbetheiligten, in den Vordergrund.

Mag nun auch hier eine Aufzeichnung aus der Schwyzerchronik zu Grunde liegen, so wurde sie jedenfalls vom Schreiber des Weissen Buches stark überarbeitet und mit Zusätzen versehen, welche nicht nur über das erste Viertel, sondern selbst über die erste Hälfte des XV. Jahrhunderts herabreichen [2]). Mag übrigens in diesem zweiten Theile des Weissen Buches vieles oder weniges aus der Schwyzerchronik stammen, so wäre es jedenfalls vergebliche Mühe, wenn wir auch hier noch den Spuren dieser verlorenen Schrift bei Stumpf und Etterlin nachgehen wollten. Für Stumpf hatte der Inhalt zu wenig allgemeine Bedeutung, und Etterlin vermied es gerne, solche Quellen zu benützen, welche keine Jahrszahlen enthielten. Nun enthält aber das Weisse Buch, auch in diesem zweiten Theile, beinahe gar keine Jahrszahlen. Der Wichtigkeit des Stoffes wegen hatte er den ersten Theil dieser Schrift, die Befreiungsgeschichte der Waldstädte, in sein Werk aufgenommen und mühsam, mit Hülfe anderer Quellen, in einen chronologischen Rahmen zu zwängen gesucht. Der zweite Theil war weniger wichtig, und da er auch hier die meisten Ereignisse undatirt fand, so verzichtete er völ-

---

[1]) Geschichtsfreund XIII, p. 79.

[2]) Schon beim Appenzellerkrieg findet sich ein Zusatz, der das ewige Landrecht der Appenzeller (1452) erwähnt; s. Geschichtsfreund XIII, p. 80.

lig auf seine Benützung. Wenn nun die Schwyzerchronik die Quelle des Weissen Buches war, so fehlten sicher auch in ihr die Jahrszahlen; es kann daher nicht befremden, wenn wir in Etterlin's Berichten über das XV. Jahrhundert die eine Schrift so wenig benützt finden als die andere.

Wie die Erzählung des Weissen Buches im Wesentlichen — einzelne Zusätze abgerechnet — nicht über das erste Viertel des XV. Jahrhunderts hinausgeht, so kann auch der Inhalt der Schwyzerchronik kaum weiter gereicht haben, wenn sie, wie früher bemerkt, schon 1440 von Fründ verfasst wurde. In gleicher Weise entspricht es völlig der Entstehnngszeit der Schwyzerchronik, wenn wir im Weissen Buche auf die vorzeitlichen Sagen vom Ursprunge des Waldstädterbundes sofort das XV. Jahrhundert folgen sehen. Denn wer um 1440 schrieb, der konnte aus dem Volksmunde die Sagen der Vorzeit sammeln und von ältern Leuten auch erfahren, was vor 20 und vor 40 Jahren geschehen sei. Was aber im vorigen Jahrhundert sich zugetragen, darüber wusste die mündliche Ueberlieferung keinen sichern Bescheid, und so ist es denkbar, dass auch die Schwyzerchronik über die zweite Hälfte des XIV. Jahrhunderts völlig geschwiegen habe. Ueberhaupt dürfen wir uns diese verlorene Schrift nur als ein Werk von sehr bescheidenem Umfange denken — kaum grösser als die Chronik des Weissen Buches; sonst wäre es dem Konrad Pellikan nicht möglich gewesen, selbander sie in Zeit von drei bis vier Tagen in's Lateinische zu übersetzen. Dabei mag allerdings dahingestellt bleiben, ob die Schrift, welche Pellikan vor sich hatte, nur das ursprüngliche Werk Fründ's enthielt, oder vielleicht noch eine kurze Fortsetzung.

Die Thatsache, dass Pellikan die Schwyzerchronik übersetzte, und dass der Cardinal Raymund von Petrandi diese Uebersetzung mit sich nahm, ist wichtig für die mögliche Wiederentdeckung dieser verlorenen Schrift. Unsere Untersuchung hat wohl zur Genüge gezeigt, wie wenig Sicheres wir von ihrem Inhalte wissen und wie sehr wir uns, auch für die wesentlich-

sten Fragen, noch mit Annahmen und Vermuthungen behelfen müssen, während ein Blick in das wiedergefundene Werk uns die wichtigsten Aufschlüsse geben könnte. Zum Glück aber fehlt es nicht an längst verschollenen oder verloren geglaubten Schriften, welche in unseren Tagen wieder aufgefunden wurden, wie z. B. das Weisse Buch zu Sarnen oder die Schrift vom Herkommen der Schwyzer. Wir dürfen daher die Hoffnung nicht aufgeben, dass auch „die gemeine Schwyterchronik" — sei es dies- oder jenseits der Alpen, deutsch oder lateinisch — eines Tages wieder zum Vorschein komme. Sollten diese Zeilen hiezu etwas beitragen, so haben sie ihren Zweck erreicht.

ETUDE SUR LES RELATIONS DE CHARLES VII ET DE LOUIS XI ROIS DE FRANCE AVEC LES CANTONS SUISSES.

1444—1483.

Par

BERNARD DE MANDROT.

(Suite et fin: v. le vol. V.)

VI.

On connait le résultat foudroyant de la courte campagne des Suisses et de leurs alliés des ligues inférieures [1]). Les Bourguignons furent battus à Héricourt (13 novembre), leur armée fut dispersée et l'Alsace délivrée [2]). Une garnison autrichienne demeura à Héricourt pour surveiller le pays et, le but immédiat de la campagne paraissant atteint, les alliés se retirèrent chez eux. La rigueur d'un hiver précoce hâta la retraite des vainqueurs et peut-être aussi une cause toute politique que nous trouvons exprimée dans la lettre adressée par les Bernois au roi de France, le 22 novembre, pour lui annoncer leur victoire. « Nous vous supplions », écrivent-ils, « de marcher aussi contre le duc. Si nous attaquons tous ensemble, nous atteindrons plus vite le résultat desiré. *C'est pour l'honneur de Votre Majesté surtout que nous avons entrepris cette guerre* et il est juste que de son côté elle se tire immédiatement aux champs; ce sera pour notre bien à tous » [3]).

Le roi en effet n'avait pas bougé. Ce n'était pas pour rien qu'il avait exigé la « Déclaration plus ample » du 2 octobre pré-

---

[1]) La lettre de défi adressée au duc de Bourgogne, datée du mardi avant Simon et Jude (25 octobre 1474), est imp. Abschiede II, 515.

[2]) De Rodt, Feldzüge etc. I, p. 302—330. Cf. Berne au roi 22 novembre 1474. Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 326 v°.

[3]) « Nam cum hec ipsa R. M. V. in precipuum decus cepta sint, dignum est ut eâ ex parte reciproce impugnationes fortissima manu fiant, que plurimum comodi omnibus nobis poterunt afferri ». Lettre cit.

cédent! Aussi pendant l'absence du chef du parti français se produisit-il, à Berne même, une sorte de réaction en faveur de la Bourgogne. L'argent du duc n'y fut pas étranger[1]. Des bruits coururent qui n'étaient pas favorables à la cause française. On accusait le roi d'avoir poussé les Confédérés en avant pour les abandonner dans le péril. «Un messager du roi», écrivait le conseil à Nic. de Diessbach en date du 6 décembre, «a apporté une lettre de Sa Majesté en réponse à celle que nous lui avons écrite avant l'expédition[2]. Les termes en sont fort obscurs. Nous en tirons ceci, que le roi a jugé bon de remettre à plus tard son entrée en campagne, plutôt que de risquer de mal faire. Il dit avoir écrit au gouverneur de Champagne de nous servir si cela est en son pouvoir, avec autant de zèle que S. M. elle-même pourrait le faire. Mais avec tout cela le roi n'annonce pasl'intention de marcher de concert avec nous. — La lettre est longue et incompréhensible, nous vous en envoyons copie . . . .[3] — Le gouverneur de Champagne, lui aussi, nous a écrit pour nous annoncer la prise de quelques châteaux et sa retraite par suite des grands froids. Il a, dit-il, appris notre succès et nous en félicite cordialement. . . . . On dit que le roi a retiré ses troupes des frontières, aussitôt notre expédition terminée, en déclarant qu'il prétendait tenir sa trêve avec le duc de Bourgogne et même la prolonger. Qu'y a-t-il de vrai dans tout cela? Nous ne voulons croire que vous . . . Le Bourguignon a écrit à ses gens en Comté pour leur dire que ses affaires seraient bientôt terminées devant Neuss et qu'il s'apprêtait à venir avec toute sa puissance, et en si grand nombre qu'on n'aura jamais rien vu de pareil, car il brûle de se venger[4].

---

[1] V. les Comptes de Jean de Vurry dans Labarre, Mém. de France et de Bourgogne.

[2] Lettre du 26 octobre cit.

[3] «Der Brieff ist vinster» et plus loin «Der Brieff ist lang und unverständlich». Cette lettre du roi était datée d'Ablon près Paris le 14 novembre.

[4] Arch. de Berne. Missiv. allem. C. 348 s.

— Le même courrier emporta une lettre adressée directement au roi. Cette fois encore on le suppliait de se mettre en campagne [1]).

Il est curieux de voir, dans le rapport souvent cité des ambassadeurs de Sigismond en France, jusqu'à quel point Louis XI était décidé à ne pas faire un pas. Aux Autrichiens qui sollicitaient l'assistance du roi et priaient que tout au moins il fit en sorte que les Suisses n'abandonnassent pas le duc d'Autriche, le président de Toulouse répondait que S. M. enverrait le mois suivant (janvier 1475), ses orateurs aux Seigneurs de la ligue pour traiter cette question et d'autres les concernant. Il ajoutait que le roi ne doutait pas qu'il ne fut aisé d'obtenir ce qu'ils réclamaient, car les Seigneurs des ligues d'eux-mêmes et de leur propre mouvement, et surtout l'avoyer de Berne, demandaient en grâce que le roi leur permit d'aider le duc d'Autriche si le Bourguignon l'attaquait, *désireux qu'ils étaient de gagner le salaire promis!* [2])

Depuis son départ pour la cour de France l'avoyer n'avait pas donné de ses nouvelles. Mais à peine la lettre du conseil du 6 décembre était-elle partie, qu'on le vit arriver à Berne. C'était peu de jours avant Noël [3]) et déjà le 26 décembre on

---

[1]) «Semper id optantes ut R. M. V. in rebus que inter eam et nos conclusa sunt forti impugnatione utatur ut omni partium concursu majori fructu agatur» . . . 6 décembre 1474. Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 330 v°.

[2]) «Deinde dicebat quod ipsi domini de liga hoc per se et proprio motu petierint et signanter scultetus de Berna quod rex velit eis favere quod illo modo adjuvando principem Austrie si dux Burgundie velit terras suas intrare possint salarium suum deservire». Leur salaire, c'est-à-dire les 80,000 florins que le roi s'était engagé à payer au cas où il ne pourrait aider effectivement les ligues. Il n'est question dans les entretiens du président de Toulouse avec les ambassadeurs autrichiens que de cette somme là, tant il paraissait certain que le roi laisserait marcher les Confédérés. En Suisse, au contraire, c'était la clause du secours effectif du roi avec pension de 2,000 francs pour chaque communauté qu'on souhaitait de voir mise à l'exécution.

[3]) 21 décembre, jour de St-Thomas. (Arch. de Lucerne, Missiv. de Berne à Lucerne du vendredi ap. St-Thomas, 23 décembre 1474.)

parlait d'abolir la lecture de la loi contre les pensions! — Le 4 janvier 1475 l'avoyer parut devant la diète assemblée à Lucerne. Il se loua fort de la réception qu'il avait trouvée en France et annonça que le roi avait adopté sans y rien changer le traité d'alliance tel que les Confédérés l'avaient arrêté à Lucerne. Sa Majesté pourtant demandait des éclaircissements verbaux sur quelques points un peu vagues. En conséquence, lorsque les Cantons enverraient leurs délégués à Berne pour y rencontrer les orateurs du roi, ils leur donneraient pouvoir pour répondre favorablement au sujet des articles en question aussi bien que pour sceller l'alliance. En échange distribution serait faite des 20,000 francs de pension et des 10,000 francs que les orateurs royaux apportaient à Berne.

Qu'était ce donc que ces «quatre ou cinq articles» au sujet desquels le roi demandait une déclaration des Cantons?

1° Le traité portant que le roi assisterait ses alliés dans toutes leurs guerres, S. M. désirait qu'il fut convenu que les Confédérés auraient à lui adresser une demande préalable.

2° A l'égard de l'argent que le roi était tenu d'envoyer aux Alliances pour la solde des mercenaires dont il pourrait avoir besoin, S. M. se déclarait prête à l'envoyer n'importe dans quel endroit à ses frais, mais cet argent devant traverser la Savoie, le roi n'entendait pas que ce fut à ses risques [2]).

3° Le traité exigeait que S. M. secourut les Confédérés envers et contre tous; mais comme ils avaient fréquemment à prendre les armes contre de «méchantes gens, de simples

---

[1]) Manuel du Conseil de Berne XVI. 26. — Abschiede II, 522—524. — En revenant de France Nicolas de Diessbach et Josse de Silinen furent arrêtés à Genève où on les prit pour des marchands allemands venant clandestinement de la foire de Lyon. (Schilling p. 242.) V. sur les suites de cette affaire de Gingins Mém. de la Soc. d'Hist. romande VIII, 158.

[2]) Les rapports de Berne avec la duchesse de Savoie, très bourguignonne, étaient des plus tendus. V. pour tous les événements et négociations qui précédèrent la rupture entre les deux pays et l'invasion du pays de Vaud, de Gingins. l. c.

chevaliers et des nobles » le roi demandait à n'être pas tenu de se déranger pour si peu.

4° Enfin, si le roi empêché par ses propres guerres contre le Bourguignon, ne pouvait assister les alliés et leur payait les 80,000 florins convenus, il fallait qu'il fut bien entendu qu'il n'aurait pas à mettre un seul homme sur pied.

C'était à peu de choses près ce que Berne s'était engagé à faire accepter aux Cantons par la fameuse déclaration du 2 octobre 1474. Mais cette fois encore on évita d'instruire les Confédérés du nombre d'hommes qu'ils s'étaient, à leur insu, engagés à fournir au roi. Le moment n'était pas venu de tout découvrir.

Le 2 janvier 1475 outre la déclaration par laquelle se trouvaient décidément écartées les réclamations du pauvre duc d'Autriche contre le traité de Senlis [1]), Louis XI délivra sa contre-lettre de l'alliance suisse dans les termes de la lettre des Confédérés [2]). Le même jour on dressa l'acte par lequel le roi accordait une pension de 10,000 livres à Sigismond [3]) et la lettre en forme de commission du grand sceau au général Briçonnet pour faire payer annuellement une somme de 20,000 livres par forme de pension aux ligues suisses. « Cette somme devait être distribuée et départie aux dites bonnes villes et gens particuliers des dites Hautes Allemagnes, ainsi que par nostre amé et féal conseiller et chambellan Nicolas Diesbach, Chevalier, avoué de Berne et nos ambassadeurs que présentement envoyons ès marches de par-delà, sera advisé et ordonné [4]) ».

C'est avec une vive impatience qu'on attendait à Berne l'arrivée des envoyés du roi [5]). Le 4 février, le conseil écrivit

---

[1]) Imp. Abschiede II, 920.

[2]) Imp. Abschiede II, 918 s.

[3]) Mon. Habsb. I, 280 et 9e Cte de Jean Briçonnet pour l'année finie en septembre 1475 (Bibl. Natle Ms. fr. 20,685, f° 631).

[4]) Commynes-Lenglet III, 378 Preuves. — Cf. Cte de Jean Briçonnet cité.

[5]) Berne au roi, 25 janvier 1475. Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 335.

à S. M. de presser ses orateurs et surtout l'envoi de l'argent. «Cela seul pourra décider une expédition contre le duc de Bourgogne et pousser efficacement dans la voie où nous nous sommes engagés les cœurs des Confédérés qu'on cherche à ramener au duc de Bourgogne par toutes sortes d'intrigues» [1]. L'argent bourguignon en effet ne demeurait pas plus inactif que celui du roi et le duc faisait tout pour empêcher les Suisses de se jeter en Comté. — Le 20 février on eut enfin des nouvelles des ambassadeurs français. Ils étaient à Lyon. Une requête fut immédiatement adressée à Philippe, comte de Bresse, pour le prier de les faire escorter [2], et les Confédérés furent sans plus tarder convoqués à Berne pour le 28 au soir. Déjà des envoyés bernois s'étaient rendus à Bâle pour y recevoir les Français qui avaient préféré éviter la Savoie [3]. Enfin, le vendredi après Reminiscere (24 février), le président du parlement de Toulouse, Guarcias Faur, et le gouverneur de Champagne, George de la Trémoille, Sire de Craon, firent leur entrée à Berne et descendirent à l'hôtel de Nicolas de Diessbach [4].

Le 5 mars, une diète fut tenue à Zurich [5]. On y décida que Berne se chargerait de toucher l'argent des pensions déposé à Lyon et avertirait les officiers Savoyards afin que le transport put s'effectuer sans encombre [6]. En outre on délibéra que

---

[1] «Poterit id unum mutue in ducem Burgundie impugnationi complurimum conducere et corda confederatorum nostrorum, qui variis coloribus in amiciciam ejusdem ducis reduci temptantur, in hac quam cessimus via efficaciter roborare». (Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 335 v°.)

[2] Ibid. 338; 339. Nicolas de Diessbach aux orateurs du roi, 339 v° et à Guarcias Faur, 340.

[3] Arch. de Berne, Missiv. allem. C. 378.

[4] Lettre de Jean Cerruti dans de Gingins, Dépêches des Ambassadeurs Milanais sur les campagnes de Charles le hardi, 1474—1477, I, 48 ss. — Le sire de Craon fut bientôt remplacé par M^e^. Thomas de Courcelles.

[5] «Uff Letare», Abschiede II, 527 s.

[6] La quittance de 20,000 francs (ou livres tournois) fut délivrée par Berne le 27 mars 1475 (Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 361 v°, en français). A cette quittance est jointe une procuration m. d. à Pierre Starck,

« comme les Seigneurs de Berne s'étaient engagés envers le roi à lui fournir un nombre déterminé de soldats, et comme d'ailleurs on était tenu par le traité, en l'absence de guerre, de n'empêcher personne de s'engager au service de France, on laisserait subsister la dite promesse[1]). Zug, Zurich, Glaris et surtout Unterwalden élevèrent pourtant des difficultés à la dernière heure. Une série d'explications fut échangée entre Berne, les envoyés Français et les gens d'Unterwalden qui refusaient de sceller l'alliance[2]). Le 26 mars les Bernois communiquèrent au roi cette difficulté inattendue en l'assurant, que si Unterwalden persistait dans son refus, on passerait outre, quitte à dresser un nouvel instrument du traité. « Les autres cantons, ajoutaient-ils, suivront nos traces, nous en sommes convaincus. Quant au nombre des soldats à fournir et aux autres déclarations nécessaires, nous en avons pris sur nous la responsabilité. Votre Majesté comprendra par là combien nous lui sommes attachés »[3]).

Unterwalden se rendit, paraît-il, aux arguments de Berne, car le nom de ce canton demeura sur la lettre d'alliance. Celui de son ammann Henzli figure sur le « rolle arresté à Berne par Gervais (?) Faur, Commissaire du roy et Nicolas de Diessbach, advoyer de Bern, de la distribution de 20,000 livres de pension accordés par le Roy aux ligues suisses, outre 20,000 florins du Rhin portés par le traité de 1474 »[4]). C'est le 5 avril que fut

---

conseiller, pour toucher la dite somme. Les orateurs du roi avaient préféré, au dernier moment, laisser l'argent à Lyon.

[1]) Zellweger, Versuch etc., p. 55, d'ap. le Manuel du Conseil de Berne, XVII, 12.

[2]) Abschiede II, 533.

[3]) Abschiede II, 531 et Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 357 v°.

[4]) Commynes-Lenglet III, 379 Preuves. Les 20,000 florins furent distribués secrètement. C'était la somme promise par Guarcias Faur, le 6 septembre 1474. Le mandement de Louis XI aux généraux des finances « pour payer annuellement à la ville et communité de Berne 6,000 l. t. de pension » est daté de Roye près Montdidier 4 mai 1475, et se trouve à l'état de copie sur l'original en français aux Arch. de Berne.

régléé cette fameuse distribution. Berne eut 6,000 livres, Zurich 2,000, Lucerne 3000; le reste fut distribué à des particuliers. Nicolas et Guillaume de Diessbach furent inscrits au rôle chacun pour 1,000 l. t. De plus, cette année-là, le roi porta de 400 à 900 l. t. la pension de l'avoyer et lui fit un cadeau de 8,000 écus[1]).

Le 6 avril 1475 l'avoyer et le conseil de Berne, comme ils l'avaient annoncé au roi quelques jours auparavant, délivrèrent à ses orateurs une déclaration conçue dans des termes encore plus favorables à la France que «la déclaration plus ample» du 2 octobre 1474 que Louis XI n'avait pas trouvée suffisamment précise. La nouvelle déclaration était une réponse aux demandes d'interprétation du traité que Diessbach avait faites le 4 janvier à Lucerne. On peut en conclure que les cantons s'étaient montrés peu empressés de répondre. Berne spécifia donc en dehors des points déjà formulés par la «déclaration plus ample» que «si les Seigneurs des ligues désiraient que les sommes destinées à la solde des troupes à fournir au roi, fussent transportées au-delà des marches du royaume aux lieux de Berne, Zurich, Lucerne ou ailleurs, ce transport aurait lieu à leurs risques et périls. — Que si, par cas fortuit, les ligues n'envoyaient pas au secours du roi le nombre voulu de 6000 hommes de troupes, l'avoyer et le conseil de Berne s'engageaient à parfaire ce nombre, et cela bien que le traité n'eut pas fixé

---

[1]) «Messire Nicolas de Diesbach, Chevalier, advoué de Berne 400 l. t. et 500 l. t. de creue, et 4,000 l. t. pour partie de 6,000 l. t. faisant moitié de 8,000 escus que le Roi luy a donné».

«Messire Josse de Sillemon (Silinen), prestre, prevost de Lucerne, conseiller du Roy, 400 l. t. pour sa pension et 500 l. t. sur 600 l. t. de creue».

(9e Cte de Jean Briçonnet pour l'année finie en septembre 1475. Bibl. Natle Ms. fr. 20,685 f° 625). Sur le «rôle», Josse de Silinen, (M. le Domprost) est porté pour 1,000 l. t.

Les sommes portées ci-dessus comme pensions sont à ajouter à ce qui fut remis à Diessbach et à J. de Silinen d'après le rôle, puisque les 20,000 l. t. de ce rôle sont aussi inscrites au même compte de J. Briçonnet.

de chiffre, « sauves cependant les réserve sfaites par les Sgrs des ligues dans les lettres du 26 octobre 1474 ». Cette déclaration précise fut revêtue du sceau de la ville et communauté de Berne [1]). — Le résultat poursuivi patiemment par Louis XI depuis tant d'années semblait enfin obtenu. Les Bernois étaient engagés à fond et le parti français, tout puissant dans les deux conseils étouffait toute velleité d'opposition [2]). L'opinion à Berne était qu'il fallait profiter sans délai de l'éloignement du duc de Bourgogne que son obstination présomptueuse retenait devant Neuss, pour porter la guerre en Franche-Comté. Fribourg, Soleure et Lucerne partageaient cette ardeur qui rencontrait une opposition très décidée à Zurich et dans les petits cantons.

Dès les premiers jours de Mars un corps franc composé de Bernois et de Soleurois opérait une razzia dans la baronie de Grandson et sur la frontiére de Franche-Comté [3]). En avril, une troupe de gens de Berne, de Soleure et de Lucerne franchit le Jura, saccagea tout le pays entre la montagne et le Doubs, et emporta Pontarlier que le défaut de vivres contraignit à évacuer au bout de peu de temps. Au retour, les bandes confédérées se jetèrent sur Grandson, Orbe, Echallens et Jougne. Tout le revers méridional du Jura fut mis à feu et à sang. Les protestations et les tentatives de conciliation de la duchesse-régente de Savoie de qui relevait la plus grande partie des pays envahis demeurèrent sans résultat et de fortes garnisons de Berne et de Fribourg demeurèrent en possession des places enlevées à la maison de Châlons [4]).

---

[1]) Imp. Abschiede II, 921 et Commynes-Lenglet III, 375 Preuves. Cf Abschiede II, 535.

[2]) Dès le commencement de septembre 1474 une poignée de Bernois avait en pleine paix effectué une tentative pour s'emparer du bourg fortifié de Ste. Croix dans le Jura Vaudois qui faisait partie du douaire de la duchesse-régente de Savoie, Yolande de France. (De Rodt, Feldzüge etc. I, 301; de Gingins, Episodes etc. p. 142.)

[3]) De Rodt, l. c. 345.

[4]) Ibid. 345 ss.

Le roi de France ne perdait pas de vue ses auxiliaires d'outre-monts. S'il ne se hâtait pas suffisamment à leur gré de payer les 20,000 francs que le traité assurait aux Srs. des ligues, il ne cessait par contre de leur annoncer sa prochaine entrée en campagne. Le 9 avril 1475, à Lucerne, Nic. de Diessbach communiqua à la diète, de la part de son royal patron, la prochaine conclusion d'une alliance entre la France et l'Empereur contre le duc de Bourgogne et cette nouvelle rencontra une approbation générale [1]. Pour presser l'envoi des pensions, Berne envoya au roi Guillaume de Diessbach; on comptait que cet argent si désiré modifierait la manière de voir des confédérés de l'Est qui avaient ouvertement blâmé l'expédition de Pontarlier [2]. Dès le 15 mai le conseil avait brièvement informé Louis XI de ses succès en Comté, laissant à Nic. de Diessbach, désormais capitaine-général de l'armée, le soin d'en écrire au roi tous les détails [3]. Berne ajoutait que pour ne pas laisser aux ennemis étonnés le temps de reprendre courage, une nouvelle expédition était projetée et que les Confédérés étaient convoqués pour décider de quelle manière on répondrait aux propositions adressées de Lorraine par le Sire de Craon.

La diète qui se réunit à Berne le 21 mai s'occupa surtout de la distribution des pensions qu'on attendait d'un jour à l'autre [4], mais le 7 juin, à Lucerne, Berne mit aux voix le projet d'expédition militaire. Zurich, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug et Glarus refusèrent nettement leur concours et declarèrent que les traités n'allaient pas jusqu'à exiger une prise d'armes. Cette fois, la mauvaise volonté des cantons orientaux ne pouvait être attribuée à l'inaction du roi, car cette même assemblée fut instruite que S. M. « s'était tirée aux champs » et s'était emparée

---

[1] Abschiede II, 536.

[2] Ibid. 538.

[3] Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 368 v°. — N. de Diessbach ne prit pas part à l'expédition de Pontarlier.

[4] Abschiede II, 540.

de plus de quarante-quatre villes et châteaux tant en Picardie qu'en Bourgogne. Le duc de Lorraine s'étant également mis en campagne, le roi trouvait que le moment était venu pour les Confédérés d'en faire autant. C'était aussi l'avis des Alliances inférieures qui sollicitaient de leur côté une entrée en campagne immédiate [1]).

Le 15 juin, à Lucerne, les cantons opposés à la guerre répondirent de nouveau qu'ils étaient très décidés à tenir leurs engagements à l'égard du roi, du duc d'Autriche et des villes d'Alsace, mais que dans les conditions actuelles ils n'étaient nullement tenus d'agir. Si Berne, Soleure ou Fribourg se voyaient attaqués, on les défendrait jusqu'à la mort, mais à aucun prix on ne prendrait l'offensive. En présence d'un refus aussi catégorique et qui prouve jusqu'à quel point les ennemis de la Bourgogne avaient dû atténuer la portée du dernier traité conclu avec la France pour le faire accepter des cantons orientaux, en présence, dis-je, d'une attitude aussi peu encourageante pour leurs projets ambitieux, Berne et ses satellites répondirent que, tout en se prononçant pour l'expédition proposée, ils suivraient la majorité [2]).

Il ne semble pas que les Bernois fussent pressés d'informer le roi du piètre résultat de leurs efforts, car leur lettre du 18 juin, écrite en réponse aux bulletins triomphants du roi datés des 26 et 27 mai, n'en souffle mot; par-contre ils annonçaient à Louis XI un événement qui allait singulièrement changer la face des affaires [3]).

La trêve ayant expiré le 1er mai sans que le duc de Bourgogne fit rien pour la prolonger, le roi de France avait jugé le moment venu d'agir. Du Jura à la mer la guerre s'était allumée partout en même temps et une série de faciles succès avait inaugurée cette nouvelle campagne du roi et de ses alliés.

---

1) Abschiede II, 544 s.

2) Ibid. 550 s.

3) Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 379.

Tous se flattaient de l'idée que le duc était pour longtemps encore en Allemagne. Les engagements que l'Empereur avait pris à l'égard du roi rendaient cette opinion très plausible [1]). Mais voici que l'agent de Berne au camp de l'Empereur venait de transmettre au conseil la nouvelle que le duc Charles avait quitté Neuss avec son armée. Ce n'est pas tout: Frédéric n'avait pas hesité à conclure un traité de paix avec le duc. Berne avait beau l'ignorer ou refuser d'y croire, l'Empereur avait beau proclamer le contraire, le fait était absolument certain [2]).

Cet abandon ne causa pas à la cour de France une irritation médiocre. On en trouve la trace dans une lettre très énergique adressée par le roi aux Bernois, le 17 juillet, et dans laquelle Louis XI se félicitant de n'avoir point envoyé à son allié les troupes qu'il s'était engagé à lui fournir, flétrit, comme il convient, la conduite passée et présente de l'Empereur d'Allemagne [3]). C'est qu'en effet, le duc Charles libre de ses mouvements, le roi allait avoir deux ennemis sur les bras, car le roi Edouard d'Angleterre faisait ses préparatifs pour opérer sa descente en France et n'attendait que le retour de son allié de Bourgogne pour lui donner la main en Picardie.

Malgré toute sa présomption, le duc Charles ne pouvait se dissimuler les dangers que les entreprises des Suisses faisaient courir à la Haute Bourgogne. Il tenta encore un effort pour les détacher de la coalition. La duchesse de Savoie, sa fidèle amie, fit en son nom aux six cantons hostiles à la guerre les propositions les plus pacifiques. S'ils maintenaient la paix le duc leur ferait cadeau des 80,000 florins que Sigismond d'Autriche lui devait depuis le traité de S^{t}. Omer. On comprend ce que cette ouverture avait d'habile; acceptée, elle brouillait du même coup les Suisses avec le duc d'Autriche. Mais ces tentatives de conciliation que la duchesse Yolande accompagnait de protesta-

[1]) Traité d'Andernach 31 déc. 1474.

[2]) De Rodt, Feldzüge I, 384 ss.

[3]) Nr. I de l'Appendice.

tions d'amitié et de demandes d'alliance pour elle-même, bien que renouvelées au mois de septembre, n'étaient pas destinées à aboutir. D'autre part le roi [1]), que les sympathies Bourguignonnes de sa sœur indisposaient contr'elle, favorisait ouvertement les visées ambitieuses du Comte Philippe de Bresse et exhortait les Confédérés à l'assister [2]). Mais déjà Berne avait engagé ses forces ailleurs. Cédant sans effort aux sollicitations de Strasbourg qui lui représentait que le duc de Bourgogne après la conquête de la Lorraine se jetterait sur les Suisses, cette ville envoya en Comté Nicolas de Diessbach à la tête d'une armée de gens de Berne, de Lucerne, de Soleure et de Bâle. Après avoir operé leur jonction avec les contingents de Strasbourg et de la ligue inférieure commandés par le comte Oswald de Thierstein, les troupes alliées emportèrent successivement Lisle sur le Doubs et les places comprises entre les cours du Doubs et de l'Oignon. Blamont soutint un siège en règle et finit par succomber aussi. La divergence de vues qui animaient les alliés et le manque de vivres mit fin à cette brillante et facile campagne. La résistance, sauf à Blamont, avait été presque nulle et le grand bâtard de Bourgogne qui venait de rejoindre à Besançon le prince de Tarente n'avait pas jugé à propos de retarder la marche vers la Lorraine de sa cavalerie italienne, pour engager la lutte avec les alliés [3]).

Devant Blamont les Bernois avaient eprouvé une perte sensible. Nicolas de Diessbach atteint d'une fièvre pestilentielle s'était fait transporté à Porentruy où il expira agé de quarante cinq ans [4]). Quelque jugement que l'on porte sur le rôle politique de celui qui par ses manœuvres audacieuses avait fait des Bernois les satellites de la France, on ne peut s'empêcher de rendre justice à son immense talent diplomatique. Louis XI qui

---

1) Abschiede II, 555 s.; 559

2) Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 379 v°: Berne au roi, 19 juillet 1475.

3) De Rodt, Feldzüge I, 423 ss.

4) Ibid. 446.

se connaissait en hommes ne rencontra jamais un agent plus habile et plus devoué. On lui a reproché d'avoir vendu son pays à l'étranger. Il y a là, suivant nous, une véritable injustice doublée d'un anachronisme, car un reproche analogue s'adresserait aussi bien à tous les hommes politiques du 15e siècle. Hardi jusqu'à la témérité, il fut aussi ambitieux pour sa patrie que pour lui-même et c'est en somme au succès de ses efforts que les Suisses furent redevables de la grande situation militaire qu'ils occupèrent longtemps en Europe!

On sait comment le roi de France réussit à éloigner sans combat le roi d'Angleterre et sa belle armée. Une fois de plus Louis XI avait usé avec succés de son argument favori, l'argent. Les Sgrs. de la ligne de la Haute-Allemagne furent nominalement compris par le roi dans la célébre trève de neuf années signée à Péquigny près Amiens, avec cette condition qu'ils déclareraient leur volonté dans le délai de trois mois. De son côté, le roi Edouard avait compris dans la trève son allié le duc de Bourgogne [1]). Il n'en fallut pas plus pour que Louis XI, avant même la conclusion du traité, fit suspendre les hostilités en Lorraine. Le 13 septembre 1475 ses envoyés négocièrent avec le duc de Bourgogne, à Souleuvres en Luxembourg, une trève de neuf années. Cette fois encore le roi y comprit la Seigie. et Communauté de Berne et ses alliés ainsi que « ceux de la Haute Allemagne ». Les Confédérés étaient tenus de signifier leur adhésion au duc de Bourgogne avant le 1er janvier suivant. Mais les réserves qui accompagnaient cette clause du traité étaient faites pour en détruire l'effet. D'abord il demeurait entendu que si les alliés du roi « en leur propre querelle ou en faveur et ayde d'autruy » faisaient la guerre au duc de Bourgogne, celui-ci pourrait résister et les réduire par les armes « sans que le Roy leur en puisse donner ou faire donner secours, ayde, faveur ne assistance à l'encontre de Mond. Sgr. le Duc » De plus, et ce fut l'objet d'une déclaration spéciale du roi, le

[1]) Commynes-Lenglet III. 397. Preuves.

duc gardait pleine et entière faculté de « mettre en ses mains ses comtés de Ferrette et d'Aussoys et autres villes et places à l'environ qu'il a tenues depuis six ans en ça ». Au cas où Berne et ses alliés se mêleraient à la lutte, « mon dit Sgr. de Bourgogne pourrait contre lesdits de Berne et leurs alliéz procèder par armes, hostilitéz ou autrement, comme il lui plaira, et ne leur donnera ou fera donner le Roy aucune ayde ne secours, ne par ce sera ladite trève enfreinte. » — Enfin le duc était autorisé, sous certaines réserves dérisoires, à traverser la Lorraine avec son armée pour se rendre dans ses possessions méridionales [1]).

Ce pacte honteux pour le roi constituait à l'égard des Suisses et du duc de Lorraine une trahison des plus complètes. Six semaines plus tard, Charles faisait son entrée triomphale à Nancy, et le jeune duc de Lorraine se réfugiait auprès du souverain qui l'avait si lâchement abandonné.

Cependant, Louis XI continuait à entretenir les Bernois de belles paroles. Il s'était bien gardé de leur faire part de la trève de Souleuvres. Mais le bruit de cette défection ne tarda guère à se répandre dans la ligue. Après quelques hésitations de forme, Berne avait résolu de porter la guerre dans le pays de Vaud pour venger les soi-disant offenses que l'évêque de Genève, Jean-Louis de Savoie, et son frère, le comte de Romont, avaient infligées aux Confédérés. Le véritable but de cette prise d'armes fut de mettre à sac des campagnes riches et fertiles, et les Bernois n'avaient qu'un grief sérieux à faire valoir: le passage fréquent des troupes italiennes qui empruntaient le territoire vaudois pour se rendre en Comté. La première expédition des alliés n'avait laissé ouverts que les passages occidentaux du Jura. Il s'agissait maintenant d'opposer une barrière continue aux communications du duc de Bourgogne avec l'Italie et de punir les habitants des rives du Léman de leur sympathie pour la cause bourguignonne. — Josse de Silinen fut chargé de

[1]) Commynes-Lenglet, III, 409 et 419 Preuves.

porter au roi le réquisitoire de Berne contre les princes savoyards. Il avait mission de réclamer le concours effectif de la France et devait exprimer en même temps à Louis XI la douloureuse surprise que la rumeur de son accord avec le duc Charles causait chez les Suisses [1]).

Entre le jour où ces instructions furent délibérées en présence de tout le conseil (samedi avant St-Gall, 14 octobre) et celui où fut rédigé le document qui porte le titre de « la dernière instruction » pour Josse de Silinen et Henri Spietzer (16 novembre), un trompette du duc de Bourgogne apporta à Berne des lettres « notariées » qui ne laissèrent subsister aucun doute sur la conclusion d'une trève franco-bourguignonne. « Nos Seigneurs de Berne, dit la « dernière instruction », ont vu l'énumération des alliés des deux parties et en ont conclu que ni le duc d'Autriche ni les autres princes et communautés de la nouvelle ligue si étroitement liés au roi, ne sont compris dans la trève. Ils en sont douloureusement affectés et ne peuvent ajouter foi aux trèves elles-mêmes, d'abord, parce que le roi n'en a nullement informé les Bernois, ensuite parce que la guerre se poursuit contre le duc de Lorraine, enfin parce que le roi a répété sans cesse dans ses lettres qu'il ne conclurait rien sans en informer les Bernois. Aussi demandent-ils confirmation du fait, étant donné surtout que les Seigneurs de Berne ont considéré particulièrement en toutes ces affaires les intérêts

---

[1]) Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 402—404. — « Datum sub sigillo urbis nostre XXIIII^a Octobris LXXV°. — Executum coram toto consilio Sabate ante Galli (14 Oct.) LXXV°. » — Cette Instruction est imp. par Zellweger. Versuch etc. p. 142 ss., d'après la minute allemande du Deutsch. Missivenb. C. 578.

Le roi ne notifia aux Bernois sa trève avec le duc de Bourgogne (sans la déclaration de Soissons, bien entendu) que dans la première moitié de décembre. « Venit pridem ad nos tabellarius Regius litteras paucissimi tenoris insinuationem pacis vel treugarum inter R. M. V. et ducem Burgundie contingentes, afferens. » (Berne au roi, 15. déc. 1475, Arch. de Berne, Missiv. lat. A. 417 s.)

du roi, que c'est pour lui qu'ils ont pris les armes et qu'ils n'ont jamais consenti à aucun accommodement avec le duc de Bourgogne, bien qu'on ait souvent tenté de les y amener. Mais en l'état actuel des choses ils délibéreront avec leurs alliés sur ce qui leur reste à faire».

Berne insistait assez vivement sur le paiement des dix mille francs que le roi aurait dû lui payer depuis une année par délégation du duc d'Autriche. Les députés de la ligue qui s'étaient assemblés à Berne pour entendre la communication bourguignonne étaient fort irrités de ce retard, et on suppliait S. M. de s'exécuter au plus vite pour éviter des désagréments ultérieurs, dont la gravité ne pouvait lui échapper [1]).

Le mois qui s'était écoulé entre ces deux instructions avait été marqué par de graves événements. Le 14 octobre les Bernois avaient déclaré la guerre au comte de Romont et à l'évêque de Genève et en moins de trois semaines leurs bandes étaient arrivées à Morges. Seize villes et quarante-trois châteaux étaient tombés en leur pouvoir. Le pays de Vaud ravagé, Genève contraint de payer une lourde contribution, l'armée était rentrée à Berne le 2 novembre, laissant des garnisons allemandes à Grandson, à Yverdun, à Romont, à Payerne et à Morat. Les vainqueurs avaient beau déclarer au roi qu'ils s'étaient fait un devoir de respecter les domaines de la maison de Savoie, il n'en était pas moins vrai que leurs alliés l'évêque de Sion et les Hauts-Valaisans, bientôt appuyés par une grosse troupe de Bernois et de Soleurois, avaient envahi le Chablais savoyard et réduit en leur pouvoir tout le Bas-Valais de Conthey à Martigny [2]).

VII.

Les efforts tardifs tentés par le margrave de Hochberg-Neuchâtel vers la fin de 1475 et le premier mois de 1476 pour

---

1) N° II de l'appendice.

2) De Gingins, Episodes etc., 183—210.

amener un rapprochement entre le duc de Bourgogne et les Suisses étaient fatalement condamnés à demeurer infructueux. Sans se montrer directement hostile à la paix, le duc Charles prétendait qu'avant tout les domaines qui lui avaient été enlevés fussent remis en sa main. Or les Confédérés liés par les traités ne pouvaient abandonner leurs amis de la nouvelle ligue. Des deux côtés du reste on se faisait peu d'illusions sur l'issue des négociations engagées. Abandonnés par le roi de France, les Bernois avaient évacué le pays de Vaud, et le comte de Romond, avec l'avant-garde bourguignonne, reconquit en quinze jours tout le pays romand des rives du Léman aux environs de Morat [1]). (9—24 février 1476).

C'est à Grenoble que les instructions adressées par Berne à Josse de Silinen en novembre 1475 durent être portées par Henri Spietzer. Le prévôt de Munster que son royal patron venait de faire nommer coadjuteur de l'évêque de Grenoble Laurent Allemand, jugea sans doute inutile d'abandonner son siége pour porter au roi le message des Seigneurs des ligues. Il savait trop bien à quoi s'en tenir sur les intentions de Louis XI. Pour atténuer le fâcheux effet causé par son abandon, le roi avait chargé Josse de remettre 21,000 francs aux Confédérés [2]). Ceux-ci se fondant sur une des clauses du dernier traité réclamaient 80,000 florins pour prix des deux expéditions qu'ils avaient faites sans le secours de leur allié. A cette prétention contenue dans une lettre de Lucerne qui lui fut adressée à la fin de 1475, le coadjuteur se borna à répondre de Grenoble que n'ayant pas entre les mains la copie de la dernière intelligence « il lui serait impossible de discuter l'affaire avec le roi, avant communication des pièces [3]) ».

---

1) De Gingins, Episodes, etc., l. c. p. 210—218. — Zellweger, Versuch, etc., p. 62—65. — De Rodt, Feldzüge, etc., I, 572—578.

2) Quittance de Berne (1er janvier 1476). Abschiede II, 577.

3) V. Biograph. de Josse de Silenen, par A. Lütolf, dans Geschichtsfreund T. XV, p. 165 (Lettre de J. de S. à Lucerne. 8 janvier 1476).

Ce n'était pas du reste la seule réclamation contenue dans la lettre de Lucerne. La conduite du roi de France y était vivement critiquée et Josse de Silenen n'eut pas trop de tout son savoir-faire pour plaider l'innocence de son patron. Pour lui l'excuse du roi était dans les craintes que lui inspirait la conduite douteuse de l'Angleterre. — Après réception d'une réponse du roi aux lettres qu'il lui avait écrites pour lui exposer les différentes questions soulevées par les Confédérés [1]), le coadjuteur fut plus affirmatif encore: « Sachez, écrit-il à ses amis de Lucerne, que je trouve le roi parfaitement loyal à l'égard des Confédérés. Il ne les abandonnera pas et tiendra toutes ses promesses. — S. M. m'a fait savoir qu'elle est sur le point de se rendre à Lyon et en Dauphiné; on dit partout que c'est à la tête de 1500 lances destinées à porter secours aux Confédérés au cas d'une agression dirigée contre eux par le Bourguignon. — Le roi vous tiendra ce qu'il vous a promis bien que les ambassadeurs du duc de Bourgogne aient déclaré que, si le duc l'avait voulu, les Confédérés eussent conclu un traité avec lui, sans y comprendre le roi [2]). — Ne croyez pas, dit le coadjuteur en terminant, ne croyez pas si légèrement le margrave de Rothelin ni ceux qui cherchent à semer le mauvais vouloir entre le roi et vous . . . Un dissentiment serait dangereux, car il n'y a pas à se fier au duc de Bourgogne; il ne demande pas autre chose et sa partie serait à moitié gagnée [3]).»

---

[1]) « sidmals ich personlich nit bi im wass, und hab nüz gehoffirt » (Lettre du 27 janv. 1476, imp. par Lütolf, l. c., assez incorrectement, p. 183—185, d'après l'orig. autog. aux Arch. de Lucerne: Acten Burgunderkrieg).

[2]) Cf. Commynes-Dupont II, 2 s.: « Le duc . . . entra en Bourgogne, où les dictz ambassadeurs de ces vieilles ligues d'Allemaigne qu'on appelle Suisses revindrent devers luy, faisans plus grans offres que devant: et en outre la restitution, luy offroient laisser toutes les allyances qui seroient contre son vouloir (et par especial celle du Roy), et devenir ses allyéz et le servir de six mille hommes arméz, à assez petit payement, contre le Roy, toutes les fois qu'il les en requerroit. »

[3]) Lettre du 27 janvier citée.

La diète qui se réunit le 9 février à Lucerne fut avisée que le président de Toulouse envoyé par le roi à Lyon pour traiter avec les Seigneurs des ligues certaines affaires secrètes, invitait les Confédérés à lui députer leurs ambassadeurs [1]). Mais les événements ne permirent pas de donner suite à cette requête. — Pendant que le comte de Romont s'emparait du pays romand, le duc lui-même franchissait le Jura par Jougne et Orbe et venait assiéger Grandson encore occupé par une garnison suisse. — La ville emportée le 21 février, le château résista jusqu'au 28 [2]).

La duchesse de Savoie d'autre part s'était décidée à prendre ouvertement le parti du duc de Bourgogne. Dans des circonstances aussi critiques, Berne dépêcha en toute hâte un messager au roi qui se trouvait à Lyon avec 9 à 10,000 hommes. On redoutait fort que ce courrier ne réussît pas à traverser les lignes ennemies, aussi fut-il chargé d'une simple lettre de créance. Aux supplications adressées à Louis XI pour qu'il se portât en avant, Berne, s'appuyant sur le texte des traités, joignit la menace de se tourner d'un autre côté, en cas d'abandon, c'est-à-dire d'entrer en arrangement avec le duc de Bourgogne. — Les rumeurs qui circulaient à Berne étaient des moins rassurantes. On allait jusqu'à prétendre que Salazar et Malehortie, capitaines du roi, s'étaient joints avec une grosse troupe et de l'artillerie à l'armée bourguignonne [3]).

Le roi ne s'était pas trompé lorsque, devant Josse de Silinen, il avait exprimé l'opinion que le duc Charles n'était pas

---

1) Ibid. et Berne à Gratien (sic) Faur (Arch. de Berne, Missiv. lat. A, 443 v°), 14 fév. 1476.

2) De Gingins, Episodes, etc., l. c. 212—220.

3) Berne au roi, 23 fév. 1476. Arch. de Berne, Missiv. lat. A, 444 v° et 445. — « Lesdictes villes respondoient orgueilleusement disans: « Dictes au Roy que, s'il ne se desclare, nous nous appointerons et nous desclarerons contre luy. » Il craignoit que ainsi ne le feissent. » (Commynes-Dupont, II, 12).

aussi fort qu'on le prétendait [1]). La journée de Grandson lui donna raison. Malgré les prodiges de valeur du duc et des troupes de sa maison, le gros de l'armée bourguignonne, cédant à une panique stupide, se sauva sans combattre. Louis XI qui. suivant Commynes, avait « maintes espies et messagiers par pays » ne tarda pas à être averti de la défaite de son ennemi. Il en eut « très grande joye et ne luy desplaisoit que du petit nombre de gens qui avoient esté perduz [2]) ». Quinze jours plus tard le duc était à Lausanne et s'occupait activement de reformer son armée. Les Confédérés qui au lieu de poursuivre leur succès, s'étaient séparés après la victoire, ne pouvaient donc se faire d'illusions sur les projets ultérieurs de leur ennemi. Aussi les Bernois ne cessaient-ils de supplier le roi de sortir de son inaction. Ils ne voulaient pas prendre en considération la trève que Louis avait conclue le 13 septembre précédent avec le duc de Bourgogne et soutenaient que comme ils y étaient compris, Charles, en les attaquant, avait en fait déchiré le traité. Le 14 mars Henri Spietzer, « huissier d'armes » fut envoyé au roi pour lui notifier officiellement la victoire de Grandson et pour le sommer de remplir ses engagements [3]). Le 28 mars Berne revint à la charge. En même temps on écrivit au prévôt de Münster pour lui faire connaître que le roi n'avait aucunement répondu au message qui lui avait été porté pour plus de sûreté par quatre courriers différents, tellement qu'il devenait certain que « le poids de tout le jeu était déchargé sur les Suisses [4])». Le 9 avril, nouvel appel au roi lui-même! Enfin deux jours plus tard un messager français arriva de Lyon à Berne par la Lorraine et Bâle. Il apportait les félicitations du roi pour le succès de Grandson. S. M. ajoutait qu'il lui déplaisait fort que

---

1) « Sin macht ist och nit als gross als man sy machet » (Lettre du 8 janvier 1476, Geschichtsfreund XV, p. 166).

2) Ed. Dupont, II, 11.

3) Abschiede, II, 581.

4) Ochsenbein, Urkunden, p. 72 s.

le duc de Bourgogne fût installé en Savoie. Aussitôt cette nouvelle reçue, elle n'avait point hésité à rassembler ses gens de guerre sur les marches du duché, dans le but de se rapprocher des Confédérés, pour vivre et mourir avec eux, sans jamais s'en séparer [1]).

On se demande si, à Berne, ces belles paroles pouvaient encore tromper quelqu'un! Pour tirer le roi de son inaction obstinée, on songea à employer un nouveau moyen. La lettre du conseil, datée du 11 avril, est tout entière consacrée à dépeindre au roi de France les maux immenses dont le duc menaçait la maison de Savoie. Il n'y avait plus à douter que poursuivant les desseins qu'il s'était flatté de voir consacrer à Trèves par l'Empereur, le duc de Bourgogne ne songeât à mettre en sa main la Savoie tout entière. Ou bien encore, autre supposition, son objet, en occupant ce pays, était de rendre difficiles sinon tout-à-fait impossibles les relations entre le roi et les ligues. De toutes manières, c'en était fait de la maison de Savoie si le roi ne se hâtait de marcher à son secours avec toute sa puissance [2]).

Henri Spietzer avait commencé par se rendre à Grenoble auprès de Josse de Silinen et celui-ci n'avait point hésité à l'accompagner auprès du roi. — Par deux fois il écrivit aux Confédérés, mais ces messages n'arrivèrent pas à leur adresse. Le 17 avril enfin il put donner réponse aux lettres que Me Wilhelm Burger lui avait apportées de la part des Seigneurs de la ligue. « Ces lettres il les avait communiquées au roi et lui avait si bien dit ce qu'il y avait à dire qu'il avait pu craindre un moment d'avoir été trop loin. Peu lui importait d'ailleurs, il n'abandonnerait pas leur cause. Mieux lui plaisait de demeurer un pauvre prévôt à Munster en gardant son honneur que de le perdre pour devenir évêque. — Depuis lors le roi et

---

[1]) Berne à Bâle. Ochsenbein, Urkunden, p. 104. Berne à Lucerne. Ibid. 113.

[2]) 11 avril 1476. Arch. de Berne, Missiv. lat. A, 453.

lui avaient fait la paix. — S. M. n'avait pas été satisfaite qu'après la bataille les Confédérés n'eussent pas poussé sur Lausanne et sur Genève. Actuellement le roi serait avec eux, car il aurait marché droit à travers la Savoie. Le duc de Bourgogne n'aurait pu revenir et les Lombards se seraient sauvés au delà des monts. Enfin les routes étant ouvertes aux Suisses et au roi de France, la Savoie entière tombait aux mains des alliés. Maintenant il fallait faire pour le mieux. S. M. savait pertinemment que le duc redoutait fort son entrée en Savoie, car il envoyait courrier sur courrier pour l'entretenir. Bref le roi montrait toutes les lettres au coadjuteur de Grenoble. Il était plein de bonne volonté pour les Seigneurs des ligues et son intention était de donner un autre gouvernement à la Savoie » . . . [1])

Des deux côtés on s'adressait donc les mêmes reproches. Mais il faut avouer que ceux des Bernois étaient les mieux fondés. Le 31 mai ils écrivirent au roi une longue lettre de récriminations. — Il ne tenait pas ce qu'il avait promis. Certes ce n'était pas là ce que « cet illustre chevalier, Nicolas de Diessbach, dont Dieu ait l'âme » et surtout le prévôt de Lucerne leur avaient annoncé. L'inaction du roi était cause que le duc, ne redoutant rien de ce côté, avait pu rassembler ses troupes, tandis que les Confédérés comptant sur la venue d'une armée française, étaient demeurés en suspens ne sachant que faire... Plus que jamais on invoquait les traités et on suppliait S. M. de mettre immédiatement son armée en route par la Savoie. Aussi bien, si la fortune trahissait les Confédérés, le duc ne manquerait pas de se retourner contre le roi, auteur direct de tout ce qui était arrivé [2]).

Louis XI était toujours à Lyon faisant mine de vouloir s'emparer de la Provence ou d'envahir le Piémont et se sou-

---

[1]) Lyon, 15 avril 1476, imp. Ochsenbein, Urkunden, p. 124—126. — Cf. la lettre du roi aux Bernois. Ibid. p. 143.

[2]) Arch. de Berne, Missiv. lat. A, 456 v°.

ciant fort peu des sommations des Bernois. Ceux-ci savaient que le nouveau choc qui se préparait serait pour eux une question de vie ou de mort. Mais les cantons orientaux semblaient considérer qu'ils avaient assez fait pour leurs alliés à Grandson et ne se pressaient point d'assembler leurs hommes. Ils avaient refusé de concourir à la défense de Morat, le boulevard avancé de Berne. Cette importante position n'était occupée que par 1,500 à 2,000 hommes, commandés par Bubenberg. Mille hommes garnissaient Fribourg. C'est devant Morat que le duc de Bourgogne vint camper le 10 juin. Douze jours plus tard, battu à plate couture par les alliés des ancienne et nouvelle ligues, Charles-le-Hardi était réduit à chercher une seconde fois son salut dans la fuite.

Si l'on en croit l'envoyé du duc de Milan, Aplano, le lendemain de la victoire un messager du roi de France arriva au camp des vainqueurs. Il était chargé d'arrêter les Suisses et de les inviter « à s'abstenir de toute nouvelle entreprise contre le duc de Bourgogne et la maison de Savoie jusqu'à la conclusion d'une paix à laquelle on travaillait [1]) ». Si le fait est exact, il faut rattacher l'envoi de ce courrier à une série de négociations pacifiques que la duchesse avait entamées avec son frère avant la bataille [2]). Dans tous les cas il est absolument improbable que le roi eut songé un seul instant avec sincérité à empêcher la défaite de son rival. — Ce message tardif n'empêcha pas une partie de l'armée suisse de continuer sa course vers le pays de Vaud, mais l'impression que cette communication produisit sur les Bernois put procurer aux ambassadeurs savoyards qui se présentèrent devant les vainqueurs, à Lausanne, un accueil relativement favorable. Cette supposition de M. de Gingins [3]) est confirmée par un billet adressé par Berne à Louis de Bourbon, amiral de France, en ce sens qu'il demeure prouvé

---

[1]) De Gingins, Episodes, p. 334.
[2]) Ibid., p. 300 s.
[3]) Ibid., p. 345.

que c'est sur l'injonction du roi que Berne cessa les hostilités contre la maison de Savoie [1]). La main de Louis XI se retrouve dans les conditions mêmes de l'armistice. Il fut convenu que si quelqu'un des alliés désirait envoyer des gens au roi de France en qualité d'ambassadeurs ou autrement, les autorités savoyardes auraient le devoir de leur donner une escorte suffisante pour traverser leur territoire [2]).

C'est à Lyon que Louis XI reçut la nouvelle de la bataille de Morat et Commynes nous a conservé le témoignage de la joie qu'il en éprouva. Tout lui réussissait. L'enlèvement maladroit de la duchesse de Savoie par ordre du duc de Bourgogne fournit au roi un prétexte tout trouvé d'intervenir dans le duché. — On sait qu'il se fit livrer le jeune duc Philibert et son frère ainsi que les forteresses de Chambéry et de Montmélian. La Savoie demeurait désormais sans autre protecteur que le roi. C'est dire de quel poids sa médiation devait peser dans la balance lorsque s'ouvrit le 25 juillet le congrès de Fribourg destiné à régler les conditions d'une paix définitive entre les Suisses et le duché de Savoie.

La lettre adressée par Berne à Guarcias Faur et à Jean de Ventes le 9 juillet [3]) indique qu'on ne se faisait point dans cette ville une idée fort exacte du rôle que le roi allait s'attribuer dans les négociations pour la paix, car on réclama un peu naïvement l'envoi à Fribourg d'une ambassade française qui par son initiative, son conseil et son autorité dirigerait les délibérations. On croyait sans doute que le roi appuyerait en tout les prétentions des Bernois et il semble que l'arrivée de Josse de Silinen ne dissipa point entièrement cette présomption [4]). A

---

[1]) Arch. de Berne, Missiv. lat. A, 460 v°. 5 juillet 1476.

[2]) Abschiede II, 596.

[3]) Arch. de Berne. Missiv. lat. A, 461 v°.

[4]) Abschiede II, 599. Josse témoigna le 12 juillet à la diète de Lucerne du bonheur que le roi éprouvait de la victoire de Morat. Jamais il ne s'était senti si heureux! — Questionné sur la question des 80,000

travers les louanges et les flatteries que Louis XI adressait aux Bernois, il n'était pourtant pas malaisé d'apercevoir la griffe du lion. Le roi n'admettait pas un instant que sa volonté put être discutée. L'intention où il était d'envoyer à Fribourg son gendre, l'amiral de France, fut communiquée aux Bernois dès le 16 juillet, puis officiellement quatre jours plus tard, de Roanne, aux « très illustres Seigneurs et très chers amis, invincibles par la grâce de Dieu, les Seigneurs de la grande et ancienne ligue de la Haute Allemagne [1]) ». Les difficultés de la route et l'éloignement retardèrent quelque peu l'arrivée de la mission royale. Le jour même de St-Jacques les députés confédérés réunis à Berne accusèrent directement à l'amiral et à ses collègues réception de la lettre royale promettant de tout faire pour les attendre, mais sans leur dissimuler que « les grandes affaires qui couraient par deça » devait les engager à hâter leur venue [2]). Il paraît donc probable que les conférences ne s'ouvrirent pas à Fribourg au jour fixé [3]). — Dans tous les cas ce n'est que vers le 6 août que les ambassadeurs français développèrent leurs instructions devant le congrès. — En dehors de Messire Louis de Bourbon, le roi était représenté par le coadjuteur de Grenoble et le président de Toulouse, auxquels étaient adjoints Guillaume de Cerisay, Me Boudet, secrétaire du roi, et Braxefin, capitaine [4]).

---

florins réclamés par les Confédérés, Josse répondit qu'il était sans instructions à ce sujet mais qu'après tout ce que le roi lui avait dit, il ne doutait pas qu'une ambassade des Confédérés n'obtint une réponse favorable.

[1]) Arch. de Soleure. Denkwürdige Sachen, V, 48, 49. Imp. par Amiet, Die Burgunderfahnen, etc., pièces 13 et 14.

[2]) Arch. de Berne. Missiv. lat. A, 471.

[3]) Contra, de Gingins, Episodes, p. 361.

[4]) A cette énumération empruntée à de Gingins il semblerait qu'on doive ajouter le nom de l'archevêque de Vienne (Lettre de Louis XI d. de Roanne 20 juillet, imp. par Amiet l. c. p. 74), mais comme ce prélat n'est pas cité dans les Abschiede (II, 602) il paraît probable qu'il n'accompagna pas l'amiral.

Dans ce congrès qui réunissait outre le duc de Lorraine et les conseillers du duc d'Autriche des députés de la Savoie et les représentants de toutes les communautés des Alliances supérieures et inférieures, l'amiral de France paraît avoir pris immédiatement la conduite des délibérations. — En dehors de la paix avec la Savoie dont les conditions furent encore assez dures pour les vaincus [1], on traita entre les Confédérés et l'amiral des questions accessoires qui présentaient un intérêt immédiat. Louis de Bourbon annonça aux Suisses que le roi leur proposait de pousser la guerre contre la Bourgogne; S. M. fournirait 20,000 hommes, porterait la guerre en Flandre et appellerait à la rescousse le roi d'Angleterre (!). Les pays conquis seraient loyalement partagés. — La réponse fut que pour la troisième fois les Suisses avaient battu les armées du duc et qu'il ne leur était nullement indispensable de faire une nouvelle campagne. Néanmoins ils verraient avec satisfaction le roi se mettre en mouvement, ainsi qu'il l'avait annoncé depuis si longtemps, et y employer tout son zèle. Les Confédérés se montraient non moins froids en présence du désir exprimé par l'ambassadeur français de les voir occuper Genève. Ils répondirent que c'était bien plutôt l'affaire du roi.

A leur tour ils interpellèrent l'amiral sur l'irrégularité avec laquelle on leur payait la pension de 20,000 francs. — Il s'excusa en ajoutant que le roi avait appointé à Lyon un payeur spécial pour cet objet. Sur la question délicate des 80,000 florins il se borna à répondre que le roi tiendrait ses engagements. — C'était à peu de chose près ce que Josse de Silinen avait dit aux Confédérés le 12 juillet, à Lucerne. — Pour terminer ces diverses questions il parut que décidément l'envoi en France d'une ambassade générale des Confédérés ne pourrait qu'être profitable à la ligue et il fut résolu que cette mission quitterait Berne le 1er septembre pour se diriger sur Lyon [2].

---

[1]) V. de Gingins, Episodes, p. 357—364.

[2]) Abschiede II, 602—604. — Le 16 août le traité avec la Savoie fut conclu sauf l'approbation définitive du roi et celle des trois états de Savoie. (Abschiede II, 608—610.)

En fait c'est seulement vers le milieu de ce mois que les orateurs des cantons partirent pour Genève, puis de là pour le Plessis-lès-Tours, où le roi était revenu. Sans insister sur l'accueil flatteur que Louis XI fit à Messire Adrien de Bubenberg et à Guillaume de Diessbach nous ne pouvons passer sous silence les résultats politiques de cette célèbre ambassade[1]). Malgré toutes ses caresses, le roi ne consentit à remettre aux ambassadeurs que 32,500 francs, soit 24,018 florins au lieu des 80,000 qu'ils réclamaient. Cette somme représentait la solde des Confédérés pendant les quatre mois qu'ils avaient tenu la campagne. En même temps l'amiral et les conseillers du roi abordèrent la question suivante. Si, le duc de Bourgogne assiégeant Nancy, le roi se décidait à se porter contre lui avec toute sa puissance, les Confédérés fourniraient-ils à leur allié un secours de 30,000 hommes? Enfin au cas où le duc n'attendrait pas les assaillants et où les Confédérés ne jugeraient pas devoir continuer la guerre pour leur compte, accorderaient-ils au roi 20 à 25,000 mercenaires pour en finir avec le Bourguignon? Les orateurs répondirent que l'affaire était d'importance et qu'ils n'avaient aucun pouvoir pour la traiter; ils en feraient rapport aux Confédérés et ne doutaient pas que leurs amis tiendraient loyalement les promesses faites au roi. — La duchesse de Savoie se montra non moins bienveillante que son frère. Reconciliée avec lui elle fit aux ambassadeurs l'accueil le plus honorable et leur déclara son désir ardent de vivre en paix avec les Suisses comme avant la guerre.

L'ambassade ne rentra en Suisse qu'après trois mois d'absence. C'est dire que les propositions royales ne furent pas discutées. Dans l'intervalle le duc René de Lorraine avait fini par obtenir 6,000 hommes de troupes suisses. C'est avec leur concours que s'acheva le grand drame bourguignon. Le 5 janvier la petite armée de Charles-le-Hardi succombait devant

---

[1]) L'Instruction des ambassadeurs est imp. Abschiede II, 615. — Cf. de Rodt, Feldzüge, etc., II, 331.

Nancy et le grand duc d'Occident terminait misérablement sa carrière aventureuse, frappé par une main inconnue.

VIII.

La première crainte de Louis XI, lorsqu'il apprit la défaite du duc Charles à Nancy, fut, dit Commynes, « s'il estoit prins des Allemans, qu'ilz ne s'accordassent à lui pour grant somme d'argent que aysément ledict duc leur pourroit donner; d'aultre costé estoit en soucy, s'il estoit eschappé ainsi desconfit la tierce fois, s'il (le roi) prendroit ses seigneuries de Bourgongne ou non [1]) ». Assuré de la mort de son rival, Louis XI fit avancer ses troupes. Dès le 17 janvier 1477, Charles d'Amboise avertit les Bernois qu'il avait mis en la main du roi le duché et la Franche-Comté de Bourgogne ainsi que Salins, à la grande satisfaction de tout le peuple joyeux « de rentrer sous la dépendance de son droit et naturel seigneur [2]) ». Cette déclaration quelque peu exagérée n'était en réalité qu'un ordre donné aux Suisses de ne pas avancer en Comté. C'est ainsi que Berne le comprit. Le conseil répondit humblement qu'il ferait tout pour obéir au roi et pour engager ses confédérés à ne pas s'écarter de la ligne de conduite qui leur était tracée [3]). Tout autre pourtant était le sentiment dans la ligue à l'égard de la Comté. Le 30 janvier, à la conférence tenue à Neuchâtel entre les députés comtois et les Suisses, ceux-ci affirmèrent leurs prétentions sur cette province qu'ils considéraient comme leur

---

[1]) Ed. Dupont, II, 70.

[2]) Arch. de Lucerne. Acten Burgunder-Krieg, Copie allem. « Geschriben zu Vile Farlez bi Salins den XVII tag Januarii » s. « Charloys d'Amboyze. »

[3]) « Operam dabimus nostro pro officio quod nobis intimatum est universali lige nostre propalari, etc. » Adresse: « Dominis de Craon, d'Amboyze, comiti de Lincy et de Bryenne, regiis locumtenentibus, etc. » 26 janvier 1477. Arch. de Berne. Missiv. lat. A, 514 v°.

appartenant par droit de conquête. Cette démarche des Comtois eut pour conséquence une invitation adressée aux capitaines du roi de France d'avoir à s'abstenir jusqu'au 2 mars de nouvelles hostilités [1]. Il avait été convenu en effet qu'à cette date on se réunirait de nouveau à Neuchâtel pour recevoir la réponse des envoyés comtois.

Ce n'était point ce qu'entendait le roi. Au commencement de février ses ambassadeurs Louis de St-Priest, Jean Rabot et Jean Lebreton arrivèrent à Berne et réclamèrent l'assistance des Confédérés pour soumettre la Haute-Bourgogne « qui faisait partie du royaume ». Si la chose était possible, le désir du roi de France était que les Suisses lui fournissent le nombre de soldats pour lequel ils s'étaient engagés [2]. La réponse fut: 1° que les Confédérés étant encore en guerre, il ne pouvait être question de dégarnir le pays et que du reste, dans l'état, on n'était pas tenu par les traités de fournir des troupes au roi; 2° on devait faire comprendre aux orateurs du roi comment les Confédérés s'étaient trouvés amenés à cette guerre, ce qu'ils y avaient fait et souffert ainsi que « les promesses données à Fribourg par l'amiral », avec prière d'en faire rapport au roi. La paix n'étant point encore conclue avec la Comté, l'intention des Alliances était de prendre et de garder la Haute-Bourgogne. Pour le reste on était décidé à tout faire pour l'honneur du roi dans la limite des traités [3].

Le président de Toulouse que Louis XI envoya en Suisse à la fin de février [4], n'obtint pas une réponse plus favorable. Les Confédérés persistaient à considérer la Comté comme un

---

1) Arch. de Berne. Missiv. lat. B, 1 v°.

2) Abschiede, II, 649 s.

3) Abschiede, II, 651. — Zurich seul à cette époque penchait pour que les Confédérés abandonnassent leurs prétentions sur la Comté en échange d'une somme d'argent.

4) Berne à Nic. de Scharnachthal, 1er mars (Abschiede, II, 653 s.).

pays ouvert à leurs armées, jusqu'au jour où on leur aurait présenté des propositions d'arrangement acceptables. Guarcias Faur leur demanda alors de préciser leurs prétentions et d'envoyer des ambassadeurs au roi. On cherchait tous les moyens de leur être agréable, car le roi n'avait d'autre désir que de vivre en bonne amitié avec tous les Confédérés. — Après avoir passé en revue divers moyens propres à procurer la paix, il sembla que le meilleur serait de s'entendre avec les trois états de Bourgogne pour la fixation d'une trève qui permît aux marchands et aux ambassadeurs de tous les partis de circuler librement. Mais comme les Suisses ne démordaient pas de leurs premières prétentions, on finit par convenir que les envoyés du roi rapporteraient l'affaire à leur maître tandis que les députés suisses prendraient l'avis de leurs gouvernants. Quant à la suspension d'armes réclamée par les Français il demeura entendu que les Confédérés l'observeraient jusqu'au 1er mai [1]).

Si Louis XI se souciait peu de rencontrer les Suisses en Comté, il n'était pas seul à faire valoir ses prétentions sur cette province. Tout aussi peu désintéressés étaient les efforts du légat du pape et de l'empereur Frédéric pour arrêter les Suisses [2]). La question de Comté ne tarda guère pour ces derniers à se transformer en une simple question pécuniaire et il ne s'agit plus que de savoir de quelles mains on accepterait les 100,000 florins, prix demandé par la ligue pour renoncer à ses prétentions sur la Haute-Bourgogne. — C'est la question que Marquard de Schellenberg, maréchal du duc d'Autriche, posa carrément à la diète de Lucerne, le 10 avril [3]).

Il était fort à souhaiter qu'on en finit pour l'honneur des Confédérés aussi bien que dans l'intérêt de leurs bonnes relations avec le roi de France. Le 14 mars, Berne avait adressé ses doléances à Louis de St-Priest et aux orateurs ou capitaines

---

1) Berne, 7 mars (Absch. II, 657).
2) Abschiede II, 649, 663 s., 665.
3) Ibid. 665.

du roi en Comté au sujet des incursions des bandes françaises aux environs de Jougne. Orbe même paraissait menacé [1]). Quelques jours plus tard (14 mars) c'étaient des protestations aussi indignées que peu justifiées contre une lettre du président de Toulouse qui signalait aux Bernois la présence à Vesoul d'un certain nombre d'aventuriers suisses qui s'étaient joints aux soldats du sire de Vauldrei pour infliger à M. de Craon un échec sensible (17 mars) [2]). — Le fait était parfaitement exact et le 31 mars Berne écrivit à ses alliés et confédérés pour les conjurer d'arrêter ces enrôlements clandestins. Il y avait là un véritable défi porté au roi et qui pourrait coûter cher aux Confédérés, au moment même où Berne venait d'accréditer Wernher Läubli pour toucher les pensions arriérées. En outre le roi avait auprès de lui plusieurs jeunes Suisses sur lesquels il pourrait bien venger l'insulte qu'on lui faisait subir. Enfin il ne fallait pas oublier que la ligue était encore en guerre avec la Bourgogne [3]).

Heureusement Louis XI avait trop d'intérêt à ménager les Confédérés pour manifester une susceptibilité très grande. La lettre par laquelle il leur signala l'affaire de Vesoul est pleine de courtoisie. Elle avait pour autre objet de demander aux Suisses leur avis sur la réponse qu'il convenait de faire aux offres de service du comte Georges de Werdenberg-Sargans. En même temps le roi leur fit part d'une lettre de l'Empereur par laquelle ce prince lui signifiait la promesse de mariage faite du vivant du duc Charles entre Marie de Bourgogne et son fils Maximilien [4]). — Quelques jours plus tard Louis XI adressa de

---

[1]) Arch. de Berne. Missiv. lat. B, 8.

[2]) Ibid. f° 12.

[3]) Adschiede, II, 660

[4]) S. l. n. d. Arch. de Lucerne, Formular M, 118, f° 88. — Les allusions contenues dans cette lettre ne permettent pas de lui attribuer une autre date que celle de fin mars 1478. — La lettre de l'Empereur communiquée aux cantons se trouve à l'état de copie contempor. aux mêmes Archives: Acten Burgunderkrieg.

Thérouanne une nouvelle lettre aux Confédérés pour excuser le retard que les gens de ses finances avaient apporté au règlement des pensions pour le terme de Pâques. Il promettait que tout serait payé à la fin des foires de Pâques et annonçait l'envoi en Suisse de Guarcias Faur chargé de donner certaines explications sur ce sujet si important [1]).

L'ambassade annoncée se composa non seulement du président de Toulouse, mais du seigneur de St-Priest, de Jean de Baudricourt, bailli de Chaumont, et de Jean Rabot, conseiller au parlement de Dauphiné. Le 14 avril 1477, ces orateurs exposèrent devant la diète de Lucerne les raisons multiples que le roi de France invoquait à l'appui de ses prétentions sur le duché et sur la comté de Bourgogne. — S. M. s'opposait nettement à ce que les Suisses fissent en dehors de lui aucun arrangement avec la Bourgogne. Les traités le leur défendaient. Si au contraire ils consentaient à marcher d'accord avec la France en cette affaire, le roi offrait à la ligue un don de 100,000 florins du Rhin. Enfin son vœu ardent était que le Dauphin Charles fut dès maintenant associé à son alliance avec les Confédérés [2]).

C'est à Lucerne, le 25 avril, que les Français obtinrent une réponse à ces diverses propositions. Zurich, favorable en principe à l'indemnité pécuniaire, trouvait la somme trop minime. Berne était d'opinion qu'il fallait examiner de plus près la question. Lucerne, qui tendait de plus en plus à remplacer Berne à la tête du parti français, fit valoir plusieurs arguments en faveur des propositions royales. L'Empereur serait un voisin désagréable, mieux valait prendre l'argent du roi, tout en travaillant pour que le duc d'Autriche et les alliés de la ligue ne fussent pas oubliés et pour que le paiement régulier des pensions fût assuré à l'avenir. Quant au Dauphin il n'y avait pas

---

1) « D. in civitate nostrâ Morinensi die VI^{ta} Aprilis ». Orig. aux Archives de Lucerne. Missiv v. Königen v. Franckreich, V. — Cf. pour fixer l'année l'Itinéraire Ms. de Louis XI par Melle Dupont.

2) Abschiede, II, 667.

de raison pour qu'on repoussât son entrée dans l'alliance pourvu que son père promît que son successeur continuerait à payer les pensions. Les autres cantons ainsi que Fribourg et Soleure furent d'avis d'accepter l'argent du roi et de s'efforcer d'en obtenir le plus possible. Uri seul opina pour qu'on occupât la Comté. Le résultat n'était pas douteux et l'on tomba d'accord avec les orateurs du roi sur les points suivants: Le roi achèterait aux Confédérés leurs droits sur la Comté moyennant 100,000 florins payables en cinq termes égaux, dont le premier serait exigible à la prochaine foire d'août. — On fournirait au roi, suivant les traités, un corps de 6,000 hommes et chaque canton mettrait un capitaine à la tête de son contingent. — Le roi accorderait un libre passage dans ses états aux marchands, fussent-ils Bourguignons, qui se rendraient aux foires de Genève. — Quant aux châteaux du Jura, les Suisses conserveraient ceux qui n'étaient pas compris dans les limites de la Franche-Comté [1]. Le contrat définitif que Lenglet a imprimé mais sans date [2], porte uniquement sur la renonciation des Confédérés à toute entreprise ultérieure contre la Comté et constate les droits du roi sur cette province ainsi que le marché conclu avec les Suisses. Aucune dérogation n'étant apportée aux traités antérieurs, on comprend qu'il fut inutile de répéter dans cet acte la clause concernant le service des 6,000 hommes.

Cette convention fut immédiatement portée au roi qui s'empressa d'en accuser réception aux Seigneurs des Alliances. Il ajouta qu'il avait appris avec plaisir qu'ils étaient déterminés à lui fournir 6,000 mercenaires et pour régler les derniers détails d'exécution le bailli de Chaumont, le président de Toulouse et Louis Tindo, secrétaire des finances royales, furent envoyés en Suisse [3].

---

[1]) Abschiede, II, 671 s. — Cf. Müller-Monnard, VIII, 152 s.

[2]) Commynes, III, 502, Preuves.

[3]) Lettre de Louis XI d. de Cambrai 29 mai (1477). Arch. de Lucerne, Formular M, 118 f° 98 v°. Pour l'année cf. Itin. ms. de Louis XI par Melle Dupont.

Les pensions étaient touchées[1]) et tout paraissait terminé lorsque dans le courant de mai des ambassadeurs bourguignons engagèrent avec les cantons des négociations pour la paix. 150,000 florins du Rhin d'indemnité de guerre et un tribut annuel de 20,000 florins, telles furent les conditions pécuniaires que les Confédérés mirent à la paix. Sous l'influence du parti bourguignon qui relevait la tête, une lettre collective fut adressée le 8 juin au sire de Craon pour le prier de suspendre les hostilités en Comté jusqu'au 1er août[2]). Toujours bien informé le roi protesta contre ces menées bourguignonnes et s'éleva énergiquement contre ces orateurs de la duchesse Marie qui ne rougissaient pas de soutenir que dans la dernière guerre le roi de France avait secrètement favorisé le duc de Bourgogne! Il protesta qu'ils mentaient en niant les droits de la France sur la Comté et ne craignit pas de déclarer que cette province avait été, comme le duché de Bourgogne, distraite du domaine royal par le roi Jean pour être remise en apanage à son fils Philippe-le-Hardi[3])! Cette lettre du 16 juin dut arriver en Suisse à peu près en même temps que les ambassadeurs annoncés par celle du 29 mai, c'est-à-dire au commencement de juillet[4]). Ces orateurs apportaient avec eux la solde destinée aux 6,000 hommes promis à Louis XI. Mais déjà on n'était plus aussi décidé à leur accorder ce qu'ils venaient chercher. On les traîna en longueur[5]) et lorsqu'enfin impatientés ils témoignèrent le désir de savoir si oui ou non les cantons comptaient exécuter leur promesse, la réponse fut qu'en présence des importantes négociations engagées avec la Bourgogne en vue d'une paix définitive, il semblait opportun d'envoyer des ambassadeurs au roi pour lui demander s'il désirait être compris dans le futur

---

[1]) Abschiede, II, 679. Lucerne, 27 mai 1477.

[2]) Abschiede, II, 683 s.

[3]) N° III de l'Appendice.

[4]) Abschiede, II, 687.

[5]) Ibid. et 688.

traité. En attendant on retarderait l'expédition des 6,000 mercenaires avec l'espoir que S. M. n'en prendrait point ombrage[1]). Les ambassadeurs désignés pour aller plaider auprès du roi la cause de la paix furent Adrien de Bubenberg, avoyer de Berne, le fameux Jean Waldmann, de Zurich, et Jean Imhof, d'Uri.— En même temps le bourgmestre Göldli de Zurich et le landammann In der Halden de Schwyz partirent pour la cour de Bourgogne, chargés d'une mission parallèle. Nous n'insisterons pas sur les détails très connus de l'ambassade envoyée au roi de France[2]). Louis, qui désirait avant tout terminer la conquête de la Franche-Comté, ne pouvait accueillir avec faveur des démarches dont le succès eut arrêté ses armes. C'est là ce qui explique sa conduite peu gracieuse à l'égard des envoyés suisses dont l'un tout au moins, Adrien de Bubenberg, lui était fort peu sympathique[3]).

Cependant les cantons qui espéraient rétablir la paix entre la France et la Bourgogne continuaient à différer l'envoi des 6,000 hommes promis au roi. Au commencement d'août, Josse de Silinen était arrivé en Suisse, chargé par Louis XI de reprendre la question et de proposer aux Seigneurs des Alliances un partage de la Franche-Comté[4]). Le 10 septembre, à Lucerne, on délibéra sur la réponse qu'il convenait de faire aux ouvertures de l'administrateur de Grenoble et les voix suivirent le groupement ordinaire. Tandis que Zurich, Uri, Schwytz, Unterwalden et Zug opinaient, sur la question des mercenaires, pour qu'on attendît le retour des ambassadeurs envoyés en France et en Bourgogne, Berne (en l'absence de Bubenberg), vota pour l'exécution immédiate des engagements contractés à

---

[1]) Abschiede, II, 691, fin juillet.

[2]) Abschiede, II, 694. — De Rodt, Feldzüge, etc. II, 480—483. — Müller-Monnard, VIII, 157—161.

[3]) Dans une de ses lettres le roi qualifie l'avoyer de «*Seminator zizanie*».

[4]) Abschiede, II, 696.

l'égard du roi de France. Fribourg, Soleure et Lucerne étaient du même avis. L'évêque de Grenoble abordant la question de Comté offrit, de la part de son maître, de l'argent ou l'abandon de certains châteaux-frontière, mais à la condition que les Confédérés arrêteraient tout enrôlement sous les bannières bourguignonnes. Louis XI proposait aussi de lier son fils aux Seigneurs de la ligue par un traité d'alliance perpétuelle et s'engageait pour l'avenir à veiller au paiement régulier des pensions [1]).

Le 2 octobre, à Zurich, Josse de Silinen et le seigneur de Rochechouart renouvelèrent sous une forme plus développée les propositions royales: 1° Les Confédérés rappelleraient les compagnons qui, au mépris de l'alliance, combattaient dans les rangs bourguignons; 2° L'alliance serait étendue au Dauphin; 3° S. M. offrait pour la Comté autant d'argent que les Bourguignons en pourraient donner avec 20,000 florins de plus. Si les Confédérés préféraient conserver du territoire, le roi consentirait à un partage du pays; 4° Enfin il se déclarait prêt à conclure un entendement avec les villes de la ligue inférieure. A l'unanimité il fut répondu qu'on demeurerait fidèle au roi, mais sur tous les points les orateurs français n'obtinrent qu'une réponse évasive. C'est que le roi de France n'était pas seul à solliciter la ligue. L'Empereur et son fils Maximilien, désormais duc de Bourgogne par son mariage avec l'héritière de Charles-le-Hardi (18 août 1477), s'étaient adressés eux aussi aux cantons. Ils leur demandaient la paix et proposaient une union perpétuelle semblable à celle que les Confédérés avaient avec le duc Sigismond d'Autriche. Maximilien allait jusqu'à demander aux Suisses leur appui effectif contre la France ou tout au moins une stricte neutralité. Le prix du traité était fixé à 150,000 florins payables en trois termes annuels [2]).

---

[1]) Abschiede, II, 697 s.

[2]) Ib. 701 s.

Il faut convenir que Louis XI et ses lieutenants, tout entiers au désir d'en finir avec la résistance patriotique des Comtois, en usaient assez mal avec les Suisses. Le sire de Craon s'était montré fort insolent à l'égard de Bubenberg et de ses compagnons. Berne ignorait cet accueil lorsque, le 1er septembre, les Confédérés avaient renouvelé auprès du lieutenant du roi leurs doléances au sujet des mauvais traitements qu'avaient à endurer les Comtois [1]). Henri de Cunried, grand-sautier de Berne, chargé de cette lettre, se heurta contre une fin de non-recevoir. Craon se retranchait derrière les ordres formels du roi. Cependant sa lettre aux Bernois, datée du 8 septembre devant Dôle, fut des plus courtoises, mais ces belles paroles trouvèrent leur contre-partie dans celles que les états de Bourgogne firent parvenir en même temps à Berne. Les déclarations du sire de Craon n'étaient, à les entendre, que mensonges et faussetés, comme de coutume, et ils suppliaient leurs bons amis de ne pas les abandonner à des ennemis aussi farouches que cruels [2]).

Avec cela aucune nouvelle de Bubenberg et de Waldmann! Henri de Cunried, chargé de rechercher leurs traces en Comté, n'avait obtenu qu'un sauf-conduit insuffisant de deux jours [3]). Ce n'est que vers le milieu d'octobre qu'on vit arriver des lettres des ambassadeurs auxquels on s'empressa de répondre en les invitant à hâter leur retour [4]).

Cependant Josse de Silinen poursuivait sa mission. Le dimanche 2 novembre, à Berne, les conseils délibérèrent sur les propositions royales concernant le Dauphin et le résultat des négociations poursuivies avec « l'évêque » de Grenoble et Jean, vicomte et seigneur de Rochechouart fut consigné dans deux

---

[1]) Arch. de Berne. Missiv. lat. B, 73.

[2]) Salins, 9 septembre. — Ces deux lettres sont aux Arch. de Lucerne (copie allem. contemp. Acten Burgunderkrieg).

[3]) Berne au sire de Craon, 17 septembre. Arch. de Berne. Missiv. lat. B, 77.

[4]) Abschiede, II, 703 s. (27 oct.)

déclarations délivrées en faveur du roi de France par les cinq villes de Zurich, Berne, Lucerne, Fribourg et Soleure, l'une en date du 27 octobre, l'autre en date du 1er novembre. Par la première les communautés désignées s'engagèrent à garder et à exécuter les intelligences, ligues et unions contractées avec le roi. La seconde, rappelant les traités conclus avec le roi Charles VII et son fils Louis XI, consacrait les engagements pris par ce dernier pour le paiement des pensions et associait le Dauphin Charles aux obligations de son père à l'égard des cinq villes qui de leur côté et dans la même mesure se liaient vis-à-vis du futur roi de France. Il était entendu en outre que malgré la déclaration donnée par Berne deux ans auparavant de compléter en cas d'insuffisance le chiffre des 6,000 hommes à fournir au roi, ce canton ne serait pas plus étroitement engagé à l'égard du Dauphin que ses alliés et Confédérés. Pareille déclaration fut remise à la même date de la part du roi aux cinq villes citées [1]).

A peine cette négociation était-elle terminée qu'on vit arriver à Berne en assez piètre équipage l'avoyer de Bubenberg, lequel, las des manques d'égards du roi et des insultes de ses gens, avait abandonné ses compagnons et s'était échappé, déguisé en ménétrier. Ce coup de tête ne laissa pas que d'inquiéter un peu les Bernois qui jugèrent prudent d'excuser leur avoyer auprès du roi et de lui exprimer tout le chagrin que leur causait ce pénible incident [2]).

Les derniers mois de 1477 furent peu favorables à la cause française en Comté. La surprise de Grai (29 septembre) et surtout le désastre éprouvé par le sire de Craon devant Dôle (1er octobre), avaient contraint les troupes royales à évacuer le pays. Les Comtois avaient couru jusqu'à Dijon [3]). Pour relever un peu le prestige du roi, il avait été nécessaire de rem-

---

[1]) Abschiede, II, 704—706.

[2]) 12 novembre 1477, Arch. de Berne, Missiv. lat. B, 89.

[3]) De Rodt, Feldzüge, etc. II, 483—485.

placer Craon par Charles d'Amboise. Le règlement de la question de Comté en devenait plus urgent. Le 30 décembre la diète réunie à Lucerne fut informée que le roi avait appris (et c'était malheureusement vrai) qu'au mépris de tous les engagements, de toutes les promesses, certains Allemands et Suisses avaient pris part aux hostilités dirigées en Comté contre les soldats du roi qu'ils avaient surpris, pillés et massacrés. Ces faits déplorables avaient causé à S. M. un déplaisir d'autant plus vif qu'elle ne demandait qu'à prouver son amitié pour les Confédérés non par des paroles, mais par des actes. S'ils désiraient de la terre, le roi leur abandonnerait Salins et d'autres villes; s'ils préféraient de l'argent, il y avait 200,000 écus pour eux, payables à courtes échéances et en outre 150,000 florins assignés sur le pays de Bourgogne. Aucune aide ne serait levée sur cette province avant le paiement de cette somme, et, pour le cas où, avant une année, il serait impossible d'assembler tant d'argent, le roi promettait de s'en charger sur son trésor [1]).

IX.

La grande diète qui réunit à Zürich, le 6 janvier 1478, les envoyés des huit cantons confédérés, ceux de la ligue inférieure, les ambassadeurs de l'Empereur, du roi de France, de Maximilien et de Sigismond, le duc de Lorraine et tant d'autres seigneurs, mit fin à la guerre de Bourgogne. Le 24 janvier les anciennes et les nouvelles alliances conclurent une paix perpétuelle avec Maximilien et Marie et renoncèrent moyennant 100,000 florins à leurs prétentions sur la Haute-Bourgogne. Lucerne seul refusa de signer et demeura fidèle à la France [2]).

---

[1]) Abschiede, II, 710. — Cf. Arch. de Berne, Missiv. allem. D. 113 v°.

[2]) Abschiede, III, 2 et 661—663. — De Rodt, Feldzüge, etc., II, 488—490. — Müller-Monnard, VIII, 163—165.

L'echec dut être d'autant plus sensible au roi qu'il croyait toucher au but de ses désirs et se flattait de voir incessamment passer la frontière aux 6,000 auxiliaires que les Suisses lui avaient promis [1]). Faut-il s'étonner après cela si Wernher Läubli envoyé à Lyon, à Pâques, pour toucher les pensions, en revint les mains vides? Les sommes nécessaires étaient déposées à Lyon et le roi se déclarait prêt à les faire parvenir à Genève, mais à la condition que tous les Confédérés prendraient l'engagement de s'abstenir, au moins jusqu'à la Toussaint, de fournir des troupes aux Bourguignons. Encore le roi était-il fort modéré dans ses exigences, car il déclarait qu'il fermerait les yeux sur les enrôlements clandestins, s'ils ne dépassaient pas le chiffre de 5 à 600 hommes; mais il tenait essentiellement à ce que ces enrôlements n'eussent aucun caractère officiel [2]). C'est probablement pour régler cette question que le frère de l'administrateur de Grenoble, Albin de Silinen, se rendit à la cour de France vers le milieu de l'année 1478 [3]).

Liés désormais à la Bourgogne aussi bien qu'à la France, les Suisses étaient d'autant plus anxieux de voir les deux adversaires conclure la paix qu'ils ne pouvaient se dissimuler tout ce que leur position avait de faux et de périlleux. Heureusement le roi avait besoin d'eux et ne leur gardait jamais rancune. Il ne paraît pas douteux que Louis XI ait adressé vers le commencement de juillet une demande de médiation aux Bernois

---

[1]) Louis XI à M. du Plessis, au Plessis-du-Parc, 22 janvier (1478). Bibl. Nat. Ms. fr 20,488, f° 60, Orig. — Cf. ibid. Ms. fr. 22,490, f° 12, Orig. parch. 31 janvier (1478). — Ces deux pièces sont relatives à des emprunts et à des impositions extraordinaires destinés à soudoyer les « gens de la nacion de Suisses » qui sont « délibéréz de venir servir (le roi) à la guerre et habandonner *ses* ennemis. »

[2]) Berne à ses députés Rodolphe d'Erlach et Antoine Archer, mercredi de Pentecôte (13 mai) 1478. Arch. de Berne, Missiv. allem. D, 129. — Albin de Silinen est inscrit pour une pension de 800 l. t. au rôle des pensionnaires de Louis XI (Bibl. Nat. Ms. fr. 2900, f° 12 v°).

[3]) Abschiede, III, 11.

par l'entremise de Petermann de Wabern. Au moins est-ce le sens que nous attribuons à la lettre par laquelle Berne, en date du 17 juillet, remercie S. M. de la grande preuve de confiance qu'elle a bien voulu lui donner, et promet au nom de ses Confédérés l'envoi très-prochain d'ambassadeurs qui « travailleront sans relâche pour l'honneur et le profit de sa royale Majesté [1]». — Ces orateurs s'étaient déjà mis en route lorsque le bruit se répandit tout à coup que le roi de France venait de conclure à Arras (11 juillet) une trêve avec Maximilien et que S. M. avait donné à Petermann de Wabern les pouvoirs nécessaires pour régler les différentes questions concernant la Franche-Comté. Un ordre de rappel fut immédiatement lancé aux ambassadeurs [2].

C'est avec cette même pensée de tout faire pour se concilier les Suisses et d'éviter ce qui pourrait lui aliéner leurs sympathies que le roi leur adressa d'Amiens le 24 juillet une protestation indignée contre certaines lettres dont son lieutenant dans le duché de Bourgogne lui avait adressé la copie. Ces lettres, soi-disant signées par le roi et déjà communiquées aux Confédérés par Guillaume de Rochefort, étaient remplies d'insultes contre les Suisses. A cette missive de Louis XI les Confédérés répondirent qu'effectivement certains orateurs bourguignons leur avaient présenté les lettres incriminées, mais que le souvenir des bienfaits de S. M. et surtout les explications présentées par Lucerne avaient suffi à écarter tout soupçon [3].

---

[1]) Arch. de Berne, Missiv. lat. B, 137.

[2]) V. le projet de lettre adressé par les Confédérés au roi en date du 30 août 1478. (Arch. de Lucerne: Allgemeiner Abschiedband, f° 163 s. et Abschiede, III, 13.)

[3]) 1° Le roi aux Confédérés, Amiens, 24 juillet (1478). Arch. de Lucerne, Missiv. v. Königen v. Franckreich. II^b, Orig. Cf. Itin. Ms. de Louis XI par Mlle Dupont pour la date de l'année. — 2° Projet de lettre des Confédérés au roi cité ci-dessus. On ne comprend pas que l'éditeur du T. II des Abschiede (p. 692) ait attribué la lettre du roi à l'année 1477,

Le roi annonçait la prochaine arrivée en Suisse de l'évêque d'Albi [1]). C'est sans doute ce prélat qui parut à Lucerne, le 1er octobre, en qualité d'ambassadeur du roi de France. Son premier soin fut de disculper son maître des diverses accusations que les agents bourguignons avaient portées contre lui dans la ligue. Puis il déclara qu'au contraire le roi était disposé à nouer avec ses amis des Alliances des rapports plus affectueux et plus intimes que jamais. « C'était avec une vive surprise qu'il avait appris dans le cours de ses négociations avec le duc Maximilien que les Suisses étaient également les alliés de ce prince et il ne pouvait s'empêcher de voir dans ce fait une infraction aux traités qui les liaient à la couronne de France. » — Sans se laisser déconcerter les députés des cantons répondirent « qu'ils étaient déterminés à tenir leurs engagements à l'égard du roi avec l'espoir que S. M. en ferait autant pour les pensions comme pour tout le reste. Si des aventuriers avaient pris du service en Bourgogne, c'était d'une manière clandestine. Quant aux liens qui unissaient les cantons à la Bourgogne, il n'y en avait pas d'autres que la paix conclue à Zurich dont la copie avait été en son temps communiquée au roi. » — L'affaire paraît en être demeurée là [2]).

Louis XI eut au commencement de 1479 l'occasion d'intervenir dans la querelle qui éclata à la fin de l'année 1478 entre les gens d'Uri soutenus par leurs confédérés et le duché de Milan. La victoire de Giornico (28 décembre 1478) valut aux armes suisses une renommée formidable dans toute l'Italie. Le gouvernement milanais effrayé se tourna vers le roi de France pour obtenir la paix [3]). Dès le 10 février 1479 Messire Ber-

---

puisqu'il cite au T. III du même recueil (p. 14), à la date du 30 août 1478, la réponse des Confédérés qui reproduit les termes de cette lettre.

[1]) Louis d'Amboise. — Le roi aux Confédérés, lettre du 24 juillet citée.

[2]) Abschiede, III, 16.

[3]) Le 15 décembre Berne instruisit le roi de France de la guerre de Milan. (Arch. de Berne, Missiv. lat. B, 161 s.)

trand de Brosse offrit aux Confédérés la médiation de Louis XI [1]). Puis abordant un autre sujet, il déclara que S. M. n'ignorait point que la Bourgogne n'avait pas encore payé les 150,000 florins promis aux Suisses au mois de janvier de l'année précédente. Cette somme, le roi s'en chargerait si les Confédérés voulaient laisser entrer à sa solde 6,000 des leurs. Avec ce secours il envahirait la Comté, et si les Seigneurs des Alliances préféraient la terre à l'argent, Salins et d'autres places-frontière demeureraient en leurs mains. A ces ouvertures il fut répondu qu'en ce qui concernait la question de Milan on préférerait à toute autre la médiation du roi de France, mais qu'il ne saurait être question d'accepter un simple armistice [2]). Pour le reste on décida, le 25 février, à Lucerne, qu'une sommation serait adressée à l'évêque de Besançon et aux états d'avoir à payer sans retard les 150,000 florins. Quant aux 6,000 hommes du roi l'opinion de la majorité fut qu'il fallait attendre pour dégarnir le pays la conclusion de la paix avec Milan. Bertrand de Brosse ayant observé qu'il n'avait pas obtenu une réponse assez précise, les députés l'assurèrent que sa proposition de médiation leur était particulièrement agréable, mais ils demandèrent à en référer encore à leurs gouvernements. Il fut décidé aussi qu'on placerait sous les yeux du roi un memorandum contenant les raisons qui avaient poussé les Suisses à la guerre et les réclamations qu'ils adressaient aux ducs de Milan, ainsi qu'une note des frais de la campagne, frais qu'on estimait devoir être portés à un florin du Rhin par jour et par soldat. — C'est seulement le 24 mars, à Lucerne, qu'on résolut d'accepter les propositions de Louis XI avec cette réserve qu'on ne voulait pas d'une simple trêve. Tout ce qu'on accordait, à

---

[1]) Le roi annonça l'envoi en Suisse de maître Bertrand par une lettre datée de Thouars le 29 décembre (1478). Arch. de Lucerne, Missiv. v. Königen v. Franckreich, I, Orig. — Cf. Itin. Ms. de Louis XI par Mlle Dupont.

[2]) Abschiede, III, 24.

charge de réciprocité, était une suspension d'armes jusqu'à l'octave de Pentecôte (6 juin[1]).

La trêve du roi avec Maximilien ne devait prendre fin qu'au mois de juillet 1479, mais dès la fin d'avril les Bourguignons la violèrent et dès lors la guerre fut poursuivie ouvertement. En Franche-Comté, au commencement de mai, le sire d'Amboise, muni de nombreux renforts, s'empara de Dôle par trahison. La malheureuse ville fut saccagée et sa soumission entraîna bientôt celle du pays tout entier.

Les mouvements des Français connus à Bâle y avaient excité de vives appréhensions. Le bourgmestre Pierre Rott et le conseil de cette ville en informèrent aussitôt Lucerne. Ils prétendirent savoir de bonne source qu'une armée française forte de 22,000 archers et d'au moins 30,000 hommes de cavalerie devait arriver le 10 ou le 11 mai à Dijon, avec la Franche-Comté et même les pays allemands pour objectif. A cette armée le roi avait attaché une nombreuse artillerie, sans compter celle qu'il faisait continuellement fabriquer à Dijon. Quant aux compagnons allemands qui servaient sous les bannières royales on les avait à dessein soigneusement isolés les uns des autres[2]). Ce détail pouvait être vrai et une lettre de l'évêque d'Albi renferme quelques éclaircissements sur ce point. «Le roi lui avait écrit par Me Louis Tindo, sénéchal de Thouars,

---

[1]) Abschiede, III, 26, 30 s. — Toutes ces lenteurs agaçaient fortement l'envoyé français. Le fait est qu'on ne pouvait réunir l'unanimité des suffrages. D'autre part l'évêque de Sion proposait également sa médiation. Le 30 mars, les Lucernois écrivirent au roi pour excuser ce retard: « Nam in isto puncto sue *(Bertrandi de Brossâ)* legationis tangente pacem fiendam inter dictum ducem Mediolani et nos multa occurerunt penes nos taliter quod ex nunc concorditer respondere non potuimus, quod profecto per nos non stetit, verum ad futuras discordias et guerras bellorumque strepitus ac sanguinum effusiones precavendas, que omnia subito ex hoc oriri possent. » (Arch. de Lucerne, Allgem. Abschiedband, 182.)

[2]) Arch. de Lucerne, Missiven. Lundi après le dimanche de Cantate, 1479.

qu'en suite de la convention récemment conclue par le président de Toulouse, le trésorier Boutillat et le même Tindo avec le trésorier de Berne (Läubli) et d'autres à ce commis par les cantons, S. M. payerait aux Suisses la moitié de leur pension de l'année précédente, pendant la foire de Pâques, à Lyon, et l'autre moitié pendant la foire d'août [1]). Louis Tindo avait reçu mission de porter l'argent à Lyon et de le verser aux mains de qui de droit à la condition que les Confédérés tiendraient les engagements pris avec Me Bertrand de Brosse, chantre de Poitiers. L'évêque était surpris d'apprendre que les cantons avaient interdit à ceux des leurs qui servaient le roi de porter les armes contre les Bourguignons. Cette restriction était absolument en contradiction avec l'alliance que les Suisses avaient avec le roi et surtout avec la réponse et les lettres remises au chantre de Poitiers. L'évêque d'Albi ne voulait pas supposer que les Confédérés se fussent montrés hostiles à son maître, le roi de France, mais leur conduite était au moins étrange. Aussi l'évêque avait-il donné au sénéchal de Toulouse l'ordre de ne rien payer jusqu'à plus ample informé. On eut compris à la rigueur que les cantons refusassent d'expédier les 6,000 mercenaires promis au roi avant la conclusion de la paix de Milan, mais il y avait loin entre cela et l'interdiction faite à des volontaires de tenir le serment qu'ils avaient prêté au roi. Que deviendrait l'antique réputation de loyauté de la nation suisse? En terminant l'évêque priait les Confédérés d'écrire à la fois au roi et aux volontaires qui combattaient dans son armée, que le service royal ne comportait aucune restriction. A cette seule condition l'argent serait payé [2]) ».

---

[1]) Il y avait à Lyon trois foires annuelles, chacune de vingt jours. La première commençait le premier mercredi après Pâques, la seconde le lendemain de la fête de Saint-Christophe (26 juillet), la troisième le lendemain de la Saint-André (1er décembre). (Ordonnance de Charles VII d. d'Angers, février 1443, dans le Recueil des Ordonn. des Rois, T. XIII, p. 399.)

[2]) A Mâcon, 26 avril 1479. Trad. contemp. aux Arch. de Lucerne, Allgem. Abschiedband. fo 183.)

Bien que les Confédérés fissent profession de remettre toutes les questions pendantes au moment où la paix avec Milan serait définitivement conclue, le mois de mai 1479 ne s'acheva pas sans qu'ils eussent reçu du duc et de la duchesse de Bourgogne et du duc Sigismond des propositions fort importantes. Il ne s'agissait de rien moins que de former, évidemment contre la France, une grande coalition où l'Empereur entrerait également. Tandis que Maximilien s'excusait de n'avoir point encore payé aux Suisses les 150,000 florins assignés sur la Franche-Comté et promettait d'exécuter à Noël une notable partie de ses engagements, Sigismond annonçait l'intention d'annexer la Comté à ses états et demandait l'assistance des Confédérés. La réponse fut qu'on était encore en guerre avec Milan et qu'on se souciait fort peu de prendre part à une aussi grosse aventure. Si le duc réussissait à s'emparer du pays avec ses seules ressources, les Confédérés verraient la chose d'un bon œil et s'engageaient à ne conclure d'alliance contre lui ni avec le roi de France ni avec qui que ce soit, ils promettaient même de ne pas le laisser sans secours, si le roi tentait d'envahir ses pays d'Alsace et du Sundgau. — A cette même journée on agita la question de l'envoi en France d'une ambassade destinée à renseigner les cantons sur l'affaire de la médiation milanaise et sur les intentions du roi au sujet de la Comté [1]. Cette ambassade ne fut point expédiée, parce qu'on apprit peu après par l'organe de Claus Stoss, marchand suisse établi en France et souvent employé par Louis XI à des missions dans la ligue [2], que Me Bertrand de Brosse allait arriver avec un « docteur milanais » muni de pleins pouvoirs pour

---

[1] Abschiede, III, 35—37.

[2] Renonciation de Louis XI au droit d'aubaine en faveur de « Nicolas Stoss, natif du pays d'Almeigne, marchant, à présent demeurant à Lyon, » donnée au Plessis-du-Parc en juillet 1481. (Arch. Nation. Reg. du Trésor des Chartes, JJ, 209, pièce VI^xx f° 68 v°.) Maître « Nicolas Stotz » est inscrit pour 500 l. t. au rôle des pensionnaires de Louis XI. (Bibl. Nat. Ms. fr. 2900 f° 12 v°.)

signer la paix[1]). C'est ce jour-là aussi (16 juin) que la diète prit connaissance d'une lettre du roi, évidemment écrite dans les premiers jours du mois, pour rassurer les cantons sur ses desseins qui n'avaient jamais, quoi qu'on en eut dit, visé Bâle ni la ligue inférieure[2]).

Ces assurances amicales furent répétées le 24 juin, à Berne, par Me Bertrand de Brosse, « docteur en droit ». Il lui fut courtoisement répondu qu'on avait toute confiance dans le roi. Par contre les envoyés de la nouvelle ligue qui se trouvaient à cette journée signalèrent les rumeurs inquiétantes que des mercenaires revenus de l'armée royale avaient répandues en Alsace. Suivant eux, Montbéliard, Lure et Belfort étaient menacés. Le fait est que des coureurs français avaient paru devant Lure et que Montbéliard s'était à grands frais muni de défenseurs. Venant après les communications de l'ambassadeur français, ces rapports surprirent l'assemblée. Ils furent répétés à Bertrand de Brosse qui ne put que renouveler ses assurances pacifiques. On convint cependant qu'une démarche serait faite auprès des capitaines du roi pour les prier de s'abstenir de pareilles entreprises[3]). En même temps les Seigneurs de la nouvelle ligue furent invités à ne pas attaquer les Français, et les Confédérés les assurèrent de leur protection en cas de nécessité. Enfin Me Bertrand tranquillisa les Suisses au sujet de la conservation des salines de Salins et annonça que son maître avait ratifié la convention passée par le président de Toulouse pour le paiement par termes des pensions. Plus que jamais le roi tenait à remplir exactement (gestrax) ses obligations à l'égard des Confédérés[4]).

---

1) Abschiede, III. 37 s.

2) Ibid. Le texte de cette missive, tel que nout l'avons retrouvé au f° 89 du Formular M, 118 (Arch. de Lucerne), est donné au N° IV de l'Appendice.

3) Arch. de Berne. Missiv. lat. B, 251.

4) Abschiede, III, 40 s.

La Franche-Comté tout entière était soumise au roi de France. Louis XI lui-même avait fait son entrée à Dijon, capitale du duché de Bourgogne, à la fin de juillet. Il y demeura quelques jours et comme l'armée du sire d'Amboise n'avait plus rien à faire à l'Est, le roi résolut de la diriger sur le Luxembourg [1]). Les alarmes des Alliances inférieures avaient donc été vaines. Du côté des Suisses, malgré la défection de quelques compagnons qui avaient déserté aprés avoir reçu la solde du roi, malgré les plaintes que Bertrand de Brosse éleva à Lucerne, le 12 juillet, contre les enrôlements qui se faisaient à Bâle pour le compte des Bourguignons, Louis XI ne cessait de témoigner ses faveurs aux cantons [2]). Il leur offrait de prendre à sa charge, en dehors des pensions, les 150,000 florins que Maximilien ne pouvait payer. Le 9 septembre il fut décidé que M[e] Bertrand prendrait au nom de son maître l'engagement écrit de verser, à Pâques 1480, 30,000 florins d'or aux cantons et pareille somme chaque année jusqu'à paiement complet des 150,000 florins. En échange les Confédérés remirent à l'envoyé du roi une lettre scellée constatant une fois de plus leur ferme volonté d'observer les traités et de ne prêter aucune assistance aux ennemis du roi [3]). Enfin, le 29 septembre, les termes de la paix avec Milan furent définitivement arrêtés, mais l'affaire ne fut terminée que le 5 mars 1480. Certaines difficultés concernant les droits de péage et de douane faillirent au dernier moment compromettre le résultat si laborieusement acquis

---

[1]) Barante, Ducs de Bourgogne, XII, 631.

[2]) V. aux Arch. de Lucerne (Missiv. v. Königen v. Franckreich, II, Orig.) une longue lettre du roi d. de Méry-sur-Seine, 4 juillet (1479, v. Itin. Ms. de Louis XI par M[lle] Dupont). Louis XI s'y montre fort sévère pour Bubenberg. « Scimus, dit-il, quod ille zizanie seminator Adrianus de Wovenberg (sic) multos sermones nepharios multaque improba colloquia, ut possent amiciciæ nostræ turbari, seminavit adhucque in dies seminat fovetque rebelles nostros subditos quantum potest ».

[3]) Abschiede, III, 48.

par M[e] Bertrand de Brosse [1]). Au commencement d'octobre 1479 le roi avait expédié à son fidèle agent un collaborateur, Philibert Boutillat, chevalier, son conseiller et chambellan, bailli d'Autun et trésorier de France; mais ce personnage étant tombé malade en route fut remplacé par Antoine de Bussi-Lamet, capitaine de Bourges et bailli de Lens [2]).

Tous les efforts de ces agents pour obtenir des cantons les 6,000 hommes de troupes promis au roi demeurèrent inutiles jusqu'à la conclusion parfaite de la paix avec Milan [3]), et naturellement les adversaires du roi faisaient tout pour reculer cette échéance redoutable à leur cause. C'est ainsi que le 12 mars 1480 l'évêque de Metz parut à la grande diète de Zurich et y parla au nom de Maximilien d'Autriche. Il s'étendit longuement sur le grand désir de son maître de transformer en une paix définitive la trêve d'une année conclue avec le roi, dans l'intérêt du Saint-Empire, de la nation allemande et de la résistance à opposer aux Turcs. Le duc qui par son mariage avait fait rentrer dans l'obéissance de l'Empire des pays qui en avaient été longtemps séparés souhaitait vivement que les Confédérés, membres aussi du Saint-Empire, interposassent leur médiation entre le roi et lui.

A ces discours succédèrent les doléances que les envoyés des princes et des villes de la ligue inférieure élevèrent contre

---

[1]) Abschiede, III, 51—55. Une lettre de Louis XI s. l. n. d. concernant cette paix de Milan est donnée au N° V de l'Appendice. Nous ignorons à qui elle est adressée, mais sa date est évidemment fin 1479 ou commencement 1480. Nous la donnons telle qu'elle se trouve au f° 94 du Ms. fr. 2896 Bibl. Nat. — Au Ms. fr. 2897 f° 63 ibid. est contenue une pièce très curieuse, mais trop longue pour être reproduite ici. Elle porte pour titre: « La responce de Messeig[rs] les ducs de Milan (Bonne et Jean Galéas Marie Sforza) faicte à Mons[r] Maistre Bertrand de Brossa, orateur du Roy, etc. » La date est probablement janvier 1480.

[2]) Le roi aux Confédérés. Orig. aux Arch. de Lucerne, Missiv. v. König. v. Franckreich III[b]. Au Plessis-lès-Tours, 14 octobre (1479).

[3]) Lucerne, 14 février 1480. Abschiede III, 57.

les lieutenants du roi en Haute-Bourgogne. Le duc d'Autriche, le duc de Lorraine, le comte de Wurtemberg, tout le monde se plaignait de leurs excès. Ils suppliaient les cantons de ne pas ajouter un corps de 6,000 auxiliaires officiels aux 6,000 volontaires suisses qui combattaient déjà sous la bannière du roi de France. A ce réquisitoire qui lui fut communiqué, Antoine de Bussi-Lamet, assisté de Me Jean Charpentier, répondit, en l'absence de Bertrand de Brosse, « que le duc d'Autriche avait mauvaise grâce à se plaindre du roi qui ne lui avait jamais fait que du bien et qui l'avait réconcilié avec les Suisses. Comme S. M. l'avait fait dire aux Confédérés par Nicolas Stoss, c'étaient bien les gens du duc et d'autres compagnons de la ligue inférieure qui avaient attaqué les soldats de l'armée royale. Sans l'amitié que S. M. portait aux cantons elle en eut tiré une tout autre vengeance. Quant au duc de Lorraine, c'est à tort qu'il se plaignait de l'occupation du duché de Bar, qui appartenait au royaume. Si le roi avait voulu lui causer un dommage quelconque, il lui eut été facile de s'attaquer aux nombreux biens que le duc possédait en France [1]. »

Il ne semble pas que les ennemis de la France aient rencontré beaucoup de sympathies à cette diète de Zurich. Du moins si l'on en croit les renseignements donnés au roi par Antoine de Lamet, l'envoi des mercenaires n'était plus qu'une question d'argent [2].

Le 20 mars, à Lucerne, l'ambassadeur français, revenant sur les accusations proférées contre le roi par l'évêque de Metz, fit ressortir la perfidie de ces attaques dont le seul but était de détruire la bonne entente entre les Confédérés et le roi. « N'était-ce pas le duc Maximilien qui avait rompu la trève et contraint le roi, qui ne demandait qu'à accepter la médiation des Confédérés, à prendre les armes? Par suite S. M. avait rendu à la couronne de France des domaines saisis violemment par le

---

[1]) Abschiede, III, 59—61.

[2]) N° VI de l'Appendice.

duc Charles de Bourgogne. Actuellement, par pur amour de la paix, le roi était tout disposé à remettre ces provinces en fief au duc Maximilien. Mais cette offre avait été insolemment refusée par ce prince, lequel avait déclaré qu'il ne consentirait à la paix que moyennant un million en or. Maximilien avait excité contre le roi de France le duc d'Autriche, Sigismond, et d'autres princes et villes de la nouvelle ligue. Tous ensemble avaient causé grand préjudice aux gens et aux terres du roi, soutenu le prince d'Orange et ses adhérents et refusé la médiation des Confédérés. S. M. payerait volontiers à Mgr. Sigismond les sommes qu'il lui devait encore, mais à la condition que celui-ci tiendrait ses engagements et ne livrerait point passage aux ennemis de la France.» Antoine de Lamet termina en mettant les Suisses en garde contre cet évêque de Metz qui, pendant la guerre de Bourgogne, s'était montré leur adversaire acharné [1]).

Cependant les plaintes des alliés de la ligue inférieure devenaient plus vives que jamais. On en instruisit les ambassadeurs du roi qui refusèrent d'y croire, mais conseillèrent aux Confédérés d'envoyer des orateurs en Comté. Eux-mêmes écriraient aux capitaines du roi de ne rien entreprendre contre les Alliances inférieures. Conrad Schwend, de Zurich, Gaspard de Hertenstein, de Lucerne, tous deux chevaliers, et Jacques Bugniet, de Fribourg, furent désignés pour la mission de Comté. Il fut décidé en outre qu'Henri Matter, de Berne, serait envoyé au roi. En même temps les Suisses répondirent à leurs amis de la nouvelle ligue que depuis longtemps les cantons s'étaient engagés à fournir des troupes au roi et qu'ils ne pouvaient manquer à leur parole. Mais leur désir n'était point que cela tournât au préjudice du Saint-Empire: les Alliances inférieures devaient se tenir en paix; en cas d'attaque leurs amis de la vieille ligue seraient là pour les défendre [2]).

---

[1]) Abschiede, III, 62.

[2]) Ibid., 62.

L'instruction donnée à Henri Matter le 17 avril 1480, sous le sceau de Berne, par les Magnifiques Seigneurs de l'ancienne ligue de la Haute-Allemagne, témoigne suffisamment combien M. de Lamet était bien informé des dispositions des Suisses entièrement favorables à la France. Les doléances des ennemis du roi lui furent rapportées sur un ton d'ironie peu déguisée. Pourtant S. M. fut sérieusement priée de ne donner aucun sujet de plainte au duc d'Autriche et aux autres membres de la nouvelle ligue à laquelle les Seigneurs des Alliances étaient attachés par des liens si étroits [1]).

De nouveaux efforts pour éloigner les Suisses de la France furent tentés à la diète de Zurich, le 3 mai, par les agents de l'Empereur et par ceux de la duchesse de Lorraine (le duc étant absent). L'évêque de Coire, au nom de l'Empereur, alla jusqu'à sommer les Confédérés de renoncer aux traités d'alliance qu'ils avaient avec le roi et de rappeler les aventuriers qui servaient dans l'armée royale. Les Confédérés cherchaient à ménager les deux partis [2]). Mais il devenait de plus en plus difficile d'éluder les promesses faites au roi. Les pensions avaient été intégralement réglées jusqu'à l'année courante [3]). Bertrand de Brosse venait d'expédier en Suisse le traité avec Milan [4]). Enfin, vers Pentecôte, Henri Matter était de retour de France après une absence de deux mois [5]). Le roi s'était montré plus bienveillant et plus affectueux que jamais. Il avait déclaré sa vo-

---

[1]) Arch. de Berne. Missiv. lat. B, 363 s.

[2]) Abschiede, III, 65. — Nous donnons au N° VII de l'Appendice le texte d'une curieuse lettre de Louis XI qui doit appartenir à l'année 1480, bien qu'il soit difficile de déterminer à quelle mission de Hans Waldmann en France cette missive fait allusion. Le vœu par lequel le roi termine ce réquisitoire contre le dictateur zuricois ne fut point exaucé, car Waldmann commanda le contingent de Zurich en France, août 1480. (Gerold Edlibach, éd. Usteri, p. 176.)

[3]) Abschiede, III, 67.

[4]) Ibid., 27—30, Mai.

[5]) Ibid., 68.

lonté de vivre et de mourir en bon « Confédéré » et de ne jamais rien entreprendre contre les cantons ou leurs alliés quels qu'ils fussent. . . . A l'égard de la paix avec Maximilien le roi avait fait remarquer à Matter qu'une suspension d'armes lui était peu avantageuse, pourtant si le désir des Confédérés était de s'entremettre entre le duc et lui, il se confierait en eux plus qu'en qui que ce fut au monde. — Les soldats dont S. M. réclamait l'envoi étaient destinés à la garde de sa personne en temps de guerre comme en temps de paix. En hiver ils pourraient retourner chez eux et n'en conserveraient pas moins leur solde. — Le roi excusa les voies de fait de ses gens en Haute-Bourgogne en déclarant que ces pays appartenaient à la couronne de France, mais son désir était de ne rien faire qui déplût à ses bons amis, bien que les gens du pays de Ferrette en tolérant le séjour du prince d'Orange sur leur territoire eussent causé de grands dommages à la France [1]).

Il faut avouer que la position des Confédérés était au moins délicate. Prenant de toutes mains, ils se trouvaient également engagés envers tous les partis. Ils continuaient à promettre à leurs alliés de la nouvelle ligue de ne pas les abandonner au cas d'une aggression française [2]). D'autre part le roi était pressé d'en finir. Antoine de Lamet, « premier président du parlement de Bordeaux », et Messire Bertrand de Brosse réclamaient avec insistance l'envoi des 6,000 mercenaires. « La guerre de Milan étant terminée, il n'y avait plus, disaient-ils, de prétexte pour différer. Le roi avait besoin de cette troupe pour sa guerre de Flandre et avait donné l'ordre à ses agents de payer le premier mois de solde dans les villes de Berne et de Fribourg, les deux suivants à la frontière française. Zurich, Berne, Lucerne, Fribourg se déclaraient prêts à s'exécuter, mais les petits cantons prétendaient que puisque l'argent de l'indemnité de guerre n'était pas encore arrivé de Milan, la paix ne pouvait être consi-

---

[1]) Abschiede, III, 70.

[2]) Ibid., 71.

dérée comme parfaite. La réponse générale faite aux orateurs du roi fut en conséquence qu'on reconnaissait avoir promis 6,000 hommes, mais que S. M. n'avait encore fait régler ni l'indemnité milanaise ni les 15,000 florins dus depuis Pâques pour le premier terme de l'indemnité bourguignonne, ni la solde des gens de Zurich, Lucerne, Uri, Schwyz, Unterwalden, Glaris et Zug, payable à Zurich. A quoi les envoyés rétorquèrent que la paix avec Milan était bel et bien conclue à la satisfaction générale et que le roi s'étant porté garant du paiement de l'indemnité, les Confédérés ne pouvaient rien craindre de ce côté. Quant aux 15,000 florins, il suffisait pour les avoir qu'on les réclamât à Lyon. Enfin si la solde, qui d'après les traités était livrable à Berne, Fribourg ou Lucerne, avait été déposée tout entière à Berne, c'est que le cours de la monnaie française était mieux connu dans cette ville qu'ailleurs. Si les Confédérés consentaient à recevoir leur argent au cours français, on était tout prêt à le porter à Lucerne. — Il fut décidé qu'on délibérerait ultérieurement sur toutes ces choses et qu'on fixerait la valeur qu'il convenait d'attribuer aux écus de France, mais observation fut faite que d'aprés les conventions la solde était payable en florins du Rhin [1]).

Au fond toutes ces difficultés de la dernière heure avaient une cause plus sérieuse qu'on ne pourrait le croire au premier abord. On le vit bien à la diète du 19 juillet, à Lucerne. Tandis que Zurich, Berne, Lucerne, Uri et Soleure se déclaraient tout prêts à exécuter les engagements contractés envers le roi de France, les autres cantons ne dissimulèrent pas leur désir d'éluder leur promesse, pourvu que la chose pût se faire sans déshonneur. Unterwalden réclamait l'assurance que les auxiliaires suisses ne fussent pas embarqués sur la mer [2]) et

---

[1]) Abschiede, III, 74.

[2]) Le 4 juillet (1479, Itin. Ms. de M[lle] Dupont) Louis XI avait écrit de Méry-sur-Seine aux cantons pour les informer de ses faits et gestes. Peut-être l'origine des craintes exprimées par Unterwalden est-elle dans

fussent renvoyés dans leur pays au premier appel. Zug voulait qu'on députât avant tout une nouvelle ambassade au roi afin de l'accommoder avec son rival de Bourgogne. Glaris demandait un nouveau délai et exprimait la crainte que l'envoi de ces troupes n'attirât sur la Suisse la nation allemande tout entière. Dans le traité avec la France le Saint-Empire avait été expressément excepté et l'Empereur lui-même avait sommé les Confédérés de s'abstenir de leur entreprise. N'étaient-ils pas tenus d'obéir? — En somme tous se déclaraient prêts à suivre la majorité [1]).

La grosse objection, celle provenant du non-paiement de l'indemnité milanaise, était sur le point de disparaître, car les ambassadeurs du roi annonçaient la prochaine arrivée à la frontière de 12,500 florins du Rhin. Ils s'appliquaient aussi à dissiper les scrupules des Confédérés au sujet du Saint-Empire et affirmaient que le roi n'avait aucunement l'intention de se servir des troupes suisses contre l'Empereur ou ses alliés, car S. M. portait à ces princes une profonde affection. D'ailleurs, ils le répétaient, c'était à la garde de sa personne que le roi destinait les Suisses qui serviraient tous ensemble et ne seraient employés à aucune guerre sans le consentement des cantons. Il n'était nullement question de les faire servir sur mer et le roi les laisserait rentrer chez eux en cas de nécessité; bien plus, lui-même les accompagnerait et amènerait une armée au secours de ses bons alliés. Enfin, pour la solde, S. M. était disposée, bien que le florin du Rhin ne valût en France que 29 plapparts et 1 denier, et vu la difficulté qu'il y avait à se procurer des florins du Rhin, à donner pour chaque florin jusqu'à 30 plapparts.

La réponse fut comme toujours qu'on attendrait que l'ar-

---

cette phrase du roi: « Novissimè autem una armatarum nostrarum Picardiam arripuit. Reliqua parata est mare aggredendi (sic) cum intencione debellandi subditos nostros rebelles ».

[1]) Abschiede, III, 75.

gent milanais fut non pas à la frontière, mais rendu aux frais du roi dans l'intérieur de la ligue. Enfin, le 29 juillet, l'éternelle question des 6,000 hommes fut remise en délibération. Zurich, Berne, Lucerne, Uri, Fribourg et Soleure votèrent pour l'exécution de la convention, après réception de l'indemnité milanaise et sous les réserves consenties précédemment par les orateurs du roi. Mais Schwyz, Unterwalden et Glaris trouvèrent encore des prétextes pour ne pas donner de réponse définitive, et c'est le 9 août seulement que ces cantons accordèrent leur consentement. Encore Glaris persista-t-il à refuser son concours. Dès lors le nombre d'hommes à fournir par chaque canton, par chaque localité, fut établi définitivement. Il fut décidé que chaque contingent serait pourvu d'un capitaine et d'un banneret et chaque soldat fut tenu de marcher sous sa bannière. La formule du serment imposé par Lucerne à ses soldats en campagne fut prise pour modèle et dut être communiquée en tous lieux pour être jurée par les volontaires. Le rendez-vous général fut fixé à Berne pour le 16 août[1]). A la tête des 1,000 hommes qui formaient son contingent, Berne plaça Guillaume de Diessbach, et Henri Matter lui fut adjoint avec des instructions spéciales pour le roi. Le gouvernement bernois trouvait un peu lourd l'engagement qu'il avait contracté jadis de parfaire, en cas d'insuffisance, le nombre de 6,000 hommes et suppliait le roi de lui restituer cette obligation. «S. M. ne pouvait en éprouver aucun préjudice, car il était aisé de voir qu'elle trouverait toujours 6,000 soldats et davantage à lever dans la ligue[2]).»

Le jour où la diète avait accédé définitivement aux prières de Bertrand de Brosse et d'Antoine de Lamet (9 août), elle avait résolu d'envoyer une ambassade générale au roi avec la mission d'obtenir la conclusion de la paix entre la France et la Bourgogne. Le 6 septembre les « orateurs de la vieille ligue de la

---

[1]) Abschiede, III, 76 s.

[2]) Arch. de Berne. Missiv. lat. B. 390 v°.

Haute-Allemagne » assemblés à Berne et prêts à se mettre en route écrivirent à Louis XI pour le prier de ne pas entamer de nouvelles hostilités contre le duc Maximilien avec l'aide des troupes suisses, mais d'attendre leur arrivée [1]). Cette recommandation était superflue, car le 21 août les deux princes avaient signé près de Douai la trève de trois mois connue sous le nom de « trève marchande » [2]). Dès le 3 septembre [3]), Guillaume de Diessbach, qui se trouvait avec sa troupe à Louhans près Châlon-sur-Saône, communiqua cette nouvelle aux Seigneurs de Berne et leur annonça qu'il avait immédiatement suspendu sa marche en avant. Ordre avait été donné à Henri Matter et à Nicolas Zurkinden qui se trouvaient à Châlon de réclamer la solde de deux mois. Mais les commissaires du roi ayant prétendu ne payer qu'un seul mois, l'irritation avait été extrême parmi les gens de Zurich, de Soleure et d'Uri qui séjournaient à Châlon. Les mécontents avaient été jusqu'à menacer de mettre la ville au pillage, si on ne leur payait pas deux mois de solde en outre du premier mois qu'ils avaient touché à Berne. Guillaume de Diessbach se rendait à Châlon afin d'arranger les choses et une fois la solde touchée il espérait que les troupes reprendraient le chemin de la Suisse [4]).

C'est la lettre même de Diessbach communiquée aux cantons qui empêcha le départ des ambassadeurs; ceux-ci reçurent

---

[1]) Arch. de Berne. Miss. lat. B, 395 v°. — Une invitation dans le même sens fut adressée à Maximilien. La créance des ambassadeurs porte la date du 7 septembre. Elle se trouve ègalement au Missiv. lat. B, 395.

[2]) V. de Barante, Ducs de Bourgogne, XII, 182.

[3]) « Geben ze Loan uff Suntag des dritten tag des ersten herbst manottz im LXXX Jar ».

[4]) Arch. de Lucerne, Frankreich-Kriege, copie contemp. D'après Gerold Edlibach ce serait le 11 août 1480 (vendredi après la Saint-Laurent) que les bandes confédérées au nombre de 7000 hommes se mirent en route pour Châlon et pour Troyes en Champagne. L'initiative de la retraite n'appartint pas aux capitaines suisses qui n'auraient fait qu'obéir à un ordre du roi. (Chronique, éd. Usteri, p. 176.)

contre-ordre à Fribourg[1]) et il demeura convenu que vu le traité conclu entre le roi et le duc Maximilien et vu le retour de toutes les troupes suisses, on différerait jusqu'à plus ample informé l'envoi d'une ambassade au roi de France[2]).

X.

La trêve marchande conclue le 21 août 1480 entre le roi de France et Maximilien avait eu pour effet de renvoyer dans leurs foyers les troupes que les cantons avaient expédiées en France. Il n'en faut pas conclure que Louis XI ait cessé de posséder à cette époque des bandes de mercenaires suisses. Tous les documents, chroniques ou pièces d'archives attestent le contraire. Mais on peut affirmer que jusqu'à la mort du roi les cantons n'eurent point à lui fournir de contingents officiellement constitués[3]). Dès le mois de mars 1480 on estimait à 6,000 hommes le nombre des volontaires qui s'étaient individuellement engagés au service du roi de France[4]), et il paraît probable

---

[1]) Abschiede, III, 83. — Berne à Lucerne, lundi ap. la Nativité de la Vierge (11 sept.). Arch. de Lucerne, Missiven.

[2]) Berne à Lucerne, la veille de l'Exaltation de la Croix 1480 (13 sept.). Arch. de Lucerne, Missiven.

[3]) Preuves : 1° Défense formelle de prendre du service en France ou ailleurs. (19 mars 1481, Abschiede, III, 92.)

2° Décision prise par la diète après plusieurs délibérations, le 22 décembre 1481, de ne point rappeler les compagnons qui servent en France, par la raison qu'*ils n'y ont pas été officiellement envoyés* (Ibid., 110).

[4]) Abschiede, III, 60.— 8,000 en 1481, d'après Barante, Ducs de Bourgogne, XII, 184.

Dès 1478 Louis XI ordonne de casser 500 lances, « et les deniers des dites V^e lances . . . ont esté bailléz . . . à Jaques Hurault (seigneur de Cheverny, etc. V. le P. Anselme VI, p. 505) pour convertir et emploier ou fait de sa commission au paiement des Suysses, etc. » (Bibl. Nat. Ms. fr. 2911 f° 45 Orig. — Cf. ibid. Ms. fr. 2908 f° 446 et Pièces de Legrand J, 21.)

que ce chiffre fut maintenu au moins jusqu'en 1483. Ces aventuriers représentaient évidemment la portion la plus turbulente de la population suisse, aussi ne faut-il pas s'étonner des faits d'indiscipline que leur nouveau maître eut à leur reprocher. Dans la seconde moitié de 1480 Jean de Halwil, commandant des Allemands, reçut du roi de France le titre de capitaine général des Suisses [1], et sa nomination fut assez mal accueillie par une partie des mercenaires qui refusèrent de lui prêter serment sous le prétexte que ce seigneur n'avait pas reçu de commission des gouvernements confédérés. Les Lucernois seuls se conformèrent aux ordres du roi. Peu habitué à la résistance Louis XI se montra fort irrité de cet acte d'indiscipline et peu s'en fallut qu'il ne prêtât l'oreille aux conseils de Halwil et de Brandolf de Stein qui le pressaient de licencier les Suisses, se faisant forts de lui procurer dans les pays du duc Sigismond d'Autriche d'autres mercenaires tout aussi solides et parfaitement dociles [2].

---

[1]) Au mois d'avril 1481 n. s. avant Pâques, Louis XI, par lettres datées du Plessis-du-Parc-lès-Tours, fit don à Jean de Halwil, chevalier, son conseiller et chambellan, des places, terres et seigneuries de Noyers et de Châtillon-sur-Seine en Bourgogne, afin de lui fournir mille livres tournois de revenu, en récompense des services que ce seigneur avait rendus et rendait encore en qualité de «capitaine général des gens de guerre des anciennes ligues des Hautes-Allemagnes». (Arch. Nation. de France, Reg. du Trésor des Chartes, JJ, 209, pièce 228, f° 106 v°.).

Théolde de Halwil, pannetier ordinaire du roi, reçut à la même époque la place et seigneurie de Dieuxaye et le greffe des assises de la prévôté d'Angers. (Ibid., pièce 229, f° 107.)

[2]) Lettre de Gaspard de Hertenstein, chevalier, avoyer de Lucerne, et de Melchior Russ, notaire du conseil, au gouvernement de Lucerne, datée de Lyon, le jour de la Sainte-Barbe (4 décembre) 1480.

Cette lettre fait partie d'une série de documents conservés aux Archives de Lucerne et relatifs à une ambassade adressée au roi afin d'obtenir une augmentation de pension pour ce canton et une allocation spéciale pour son conseil. Louis XI ne consentit pas à accorder aux Lucernois ce qu'ils demandaient. Ce dossier qui nous a été obligeamment communiqué

Le roi se plaignit directement au gouvernement de Lucerne des faits d'insubordination qui avaient éclaté parmi les troupes suisses à l'occasion de la nomination de Jean de Halwil. Beaucoup d'Allemands, de Lorrains, de Liégeois et même de Savoyards s'étaient frauduleusement glissés dans les rangs des Suisses afin de toucher la solde, et c'étaient eux que le roi accusait d'avoir poussé les compagnons « des véritables et anciennes ligues » à divers actes repréhensibles, scandales, rébellions et infractions à la discipline. A Sens, un certain « capitaine Galles » qui tenait garnison dans cette ville avec sa troupe, avait nettement refusé aux commissaires du roi de faire serment à M. de Halwil. Les mutins avaient menacé de mettre le feu à la cité, se saisirent de plusieurs habitants, les retinrent prisonniers ou les emmenèrent et ne craignirent pas d'exercer des voies de fait contre les officiers du roi aussi bien que contre les plus riches citoyens de Sens dont ils extorquèrent 400 écus d'or. Un autre capitaine que Louis XI nomme « Scoder » refusa également le serment ainsi que ses hommes. Cette résistance exaspérait le roi qui déclara vivement que si un de ses sujets en avait fait autant, il n'eut point hésité à lui faire « sauter » la tête. C'était uniquement par respect et par amitié pour Lucerne que Louis XI n'avait pas sévi aussi rigoureusement contre les délinquants, mais il donna ordre au comte de Castres et à Jean Raguier, son conseiller et receveur général des finances, de faire une montre générale des compagnies de Galles et de Scoder et, après leur avoir payé la solde qui leur était due avec un mois de plus, de les casser aux gages et de les renvoyer eux, les Alle-

---

avec beaucoup d'autres pièces par M. l'archiviste Th. de Liebenau, contient des renseignements du plus vif intérêt sur cette mission particulière. — Sur le sujet qui nous occupe Melchior Russ raconte que le roi, tout à la réforme de son armée (l'abolition des francs-archers date de 1480), faisait fabriquer une grande quantité de longues lances et de hallebardes à la mode allemande et il ajoute non sans malice: « s'il pouvait aussi fabriquer des hommes capables de les manier, il n'aurait plus besoin des services de personne! »

mands et tous ceux qui n'étaient pas des vraies ligues de la Haute-Allemagne [1]).

---

[1]) Arch. de Lncerne, Missiv. v. König. v. Frankreich III, Orig. d. de Saint-Florentin, 5 décembre (1480). C'est sans doute à cette organisation des bandes suisses que se rapportent les pièces suivantes:

1° Bibl. Nat. Ms. fr. 2900, f° 18:

Item premièrement doit Monsieur D'Enneval*) prendre le serment desdits Almantz de servir le Roy contre tous et envers tous qui puent vivre et mourir, excepté à l'encontre de ceulx des liguez.

Item pareillement de leur deffendre de faire nulz cappitaines nouveaux et de prendre aultres enseignez.

Item de parler aux clercz que escripvent les compaignons qu'ilz ne soient si osés ne se hardis de mectre en leurs roules aucuns de la langue francoise, comme savoisiens, gascons, lorrains et aultres, qui ne sont de la nation d'Almaigne.

(En marge: Sur ceste article combien quil leur ait esté enjoint et fait serment de ny mectre ne escripre en leurs rolles et neantmoins il en ont escript.)

Item aussi leur deffendre sur peine de la hart se hardi homme daller es villaiges prendre aucuns vivre ne utencilles en aucune mainière, maiz lessent faire ceulx qui en ont la charge comme ceulx de la justice.

(En marge: Notera que depuis les deffenses ilz ont esté aux villages et prins vivres sans paier.)

Item que ne demeure pays de la langue francoise esdites compaignies sur peine de la hart; qu'il en est jureront vivre hors desdites compaignies.

Item que se hardi homme de se bouter a cheval en la monstre excepté les cappitaines ordonnés à troys chevaulx pour ainsi quilz aient dux hommes combatans aussi suffisans que lesdits cappitaines, et que lesdits chevaulx soient mis hors desdites compaignies et quil ny en demeure pas ung.

*) D'Esneval — V. P. Anselme, Hist. de la M. Royale de Fr., etc. T. I, p. 439, B C. «Jean de Dreux, seigneur de Beaussart, d'Esneval, de Pavilly et de Berreville. Son nom se trouve dans une montre du 8 septembre 1461 à Louviers et dans plusieurs autres à la Bibl. du roy. Il fut dans la suite capitaine de cent hommes d'armes, mourut le 14 juin 1498 et est enterré dans l'église des Jacobins de Rouen.»

Les Suisses ne se conduisaient pas mieux ailleurs. A Rouen ou ils se trouvaient « en grande compagnie » au mois d'août

---

Item que se hardi cappitaine de recepvoir homme du pais du Duc d'Autriche. et que jureront qu'il en viendra d'aucuns, qu'ilz en viennent advertir le cappitaine et le commissaire et qu'ilz les aménent devers eulx pour en faire la justice.

(En marge: Ilz n'en ont encore aucune chose adverty ne fait savoir.)

Item que chacuns paient ses hostes et les marchans ou aultrement on les paiera sur leurs gaiges.

(En marge: Soit remonstré sur ceste article qu'ilz ne paient point et doivent de grans deniers de vivres et de marchandises quilz ont prinse Et mesmement en y a plusieurs dentre eulx qui font des bancquetz et d'autres qui fournissent la table de plusieurs compaignons et prennent les vivres des bonnes gens a creanté pour y fournir, qui se montent à grans sommes de deniers dont ilz ne paient rens et le font à cautelle pour fruster les bonnes gens car ilz recoivent l'argent de leurs compaignons pour leur estat et nen paient rens et on ne leur peut rabatre par ce quilz ne prennent que VI livres tournois par mois.)

Item ceulx qui prennent double paye:

Premièrement chacun cappitaine a dux fluteurs et deux tambourins prenans double paie, et dux sergens, et le clerc, le prebtre, et le truchement, et le sirurgien, et ledit cappitaine troys chevaulx qui valent six paies.

Item tous ces meschans personnaiges que verra que ne sont point pour servir, quilz soient cassés et mis dehors, car le Roy n'en veult point.

(En marge: Notera qu'il y en a beaucoup de meschanz personnages de vieilz et de fort jeunes et les soustiennent les cappitaines.)

Item leur soit deffendu sur peine destre cassé des gaiges de non deslogier l'oste ne l'ostesse de leurs chambres ne de frapper leurs dits hostes ne hostesses.

(En marge: Notera quilz nen font rens.)

Item pareillement en deffendra ausdits habitans desdites villes quilz ne soient se osés ne se hardis de dire aucunes injures esdits Almantz mais les traictent le plus doulcement quil leur sera possible, car est le bon plaisir du Roy.

Item de leur remonstrer quilz ont prins et brullé les eschallatz des vignes et dautres gros marons qui couste bien cher, batu et frappé leurs hostes et hostesses, prins vivres et autres choses sans payer, rompu huiz, fenestres et deslogé hostes et hostesses de leurs lictz par force, qui est très mal fait.

1480, « ils reperoient souvent ès demourances des filles de joye ». Un jour certains d'entre eux battirent une de ces filles et lui volèrent sa robe. Ce fut l'occasion d'une rixe entre les soudards et des jeunes gens de la ville qui prirent parti pour la victime: un Suisse finit par rester sur le carreau [1]).

Cela n'empêchait pas Louis XI de faire tous ses efforts

(En marge: Notera quilz font de grans dommages en ses rompements de huys et fenestres, et le font ung tatz de paillars après quilz sont yvres.)

Item de leur remonstrer quil y a plusieurs mauvais garsons truchemens qui parlent francoys, qui les induisent à faire plusieurs maulx, lesquelz, silz sont trouvés, qu'on les fera pendre et estrangler, qui est contre le serement qu'ilz font quant ilz partent du pays.

(En marge: Item leur soit dit que comme plusieurs foiz toutes les choses des susdites leur ont esté remonstrées et nen ont rens voulu faire.)

2° Bibl. Nat. Ms. fr. 2900, f° 19:

Mémoire à Monsieur d'Esneval de parler à Greffin et savoir de lui la manière comment il a fait la monstre des Souyces.

(« Greffin Roze, huissier d'armes de l'ostel du Roy » [1469—1470] a 20 l. t. par mois. Arch. Nat. de France, KK, 62. Au rôle des pensionnaires de Louis XI il est porté pour 200 l. t. [Bibl. Nat. Ms. fr. 2900, f° 8 v°.])

Item quelz gens il a passé à cheval, car le Roy ny en veult nulz que les capitaines et savoir quans chevaulx il passait aux cappitaines.

Item de scavoir, sil en y a aucuns qui ne soient beaux compaignons et fors ou qui soient trop vielz, sil les fera paier.

Item de scavoir audit Greffin ausquelz il faisoit paier double paie.

Item lui demander la mainière comment il les faisoit venir en ordre.

Item de scavoir quel serment il leur fait faire.

D'après Commynes (éd. Dupont, II, 219) Louis XI réunit 6,000 Suisses au camp de Pont-de-l'Arche, en 1481 « et ce nombre jamais que ceste fois ne les veit ». Il n'en est pas fait mention dans les comptes de Raoul de Hacqueville (Bibl. Nat. portef. Fontanieu, ms. 140—141), ce qui s'explique par ce fait que les Suisses avaient affaire à un trésorier particulier, Jacques Hurault. Pourtant le Trésorier des troupes de M. des Querdes en payait 3 ou 400. (Portef. cité.)

[1]) Lettre de rémission pour Jean Carrière de Rouen d. d'Avril 1481. Arch. Nat. de France, Reg. du Trésor des Chartes, JJ, 209 N° XX.

pour attirer les Suisses en France et pour les engager à s'y fixer. Et il n'y avait pas que des gens de guerre qui au mépris de toutes les défenses se laissassent séduire par le goût des aventures et par l'appât d'une bonne solde[1]); des étudiants suisses fréquentaient constamment les cours de l'Université de Paris[2]). Il faut bien que le courant d'émigration ait été assez considérable car on trouve dans les protocoles des diètes fédérales la trace des inquiétudes que causait le dépeuplement des villes et des campagnes que les jeunes gens abandonnaient pour « courir » s'enrôler au service du roi de France ou ailleurs[3]). Au mois de septembre 1481 Louis XI étendit à tous les Suisses qui s'étaient engagés « aux soldes du roy » des priviléges qu'il avait déjà accordés à certains particuliers de la même nation[4]). Considérant que plusieurs Suisses « à diverses fois se sont mariéz et habituéz dans le Royaume » et afin de « toujours les maintenir, tenir et attraire » au service de la couronne de France, le roi leur octroya la faculté d'acquérir des biens meubles et immeubles et d'en disposer par donation entre vifs, par testament ou autrement sans être assujettis à aucun droit. A cette renonciation de son droit d'aubaine Louis XI ajouta un autre privilége non moins précieux en exemptant les Suisses ou leur veuves, pendant leur viduité, de toutes tailles, impôts, aides et subventions de quelque nature que ce fut[5]).

Tous ces paiements de soldes ou de pensions, tous ces dons faits à des particuliers, tout cet argent répandu dans la ligue ne laissaient pas que de peser lourdement sur le trésor royal. Aussi le roi fut-il à maintes reprises obligé de contracter des emprunts pour le paiement des Suisses. Signalons en 1481

---

[1]) Abschiede, III, 94.

[2]) Ibid., 99, 101, 134.

[3]) Ibid., 114 s. Ce mouvement dut être accéléré par la disette qui sévit en Suisse vers cette époque (Berne au roi, 23 janvier 1482, Arch. de Berne, Missiv. lat. B, 481. — Cf. Absch. III, 129, et Edlibach-Usteri, p. 186).

[4]) Nicolas Stoss, par exemple. V. plus haut.

[5]) Abschiede, III, 695, Beilage 11.

un prêt de 5,000 livres tournois imposé par le roi aux manants et habitants de Lyon [1]).

Quelle que fut la bonne volonté de Louis XI et son désir ardent de ne pas mécontenter ses bons amis des Alliances, l'argent était rare et les réclamations fréquentes. On en a vu de nombreux exemples dans ce qui précède. Au mois d'avril 1482 Henri Matter, de Berne, fut envoyé au roi par Zurich, Berne, Lucerne, Fribourg et Soleure pour le féliciter d'avoir échappé à la maladie, mais aussi pour demander plus de régularité dans le règlement des pensions. Les cantons alléguaient que tous ces retards finissaient par leur coûter fort cher, vu les missions fréquentes qu'il fallait envoyer à Lyon pour réclamer les sommes arriérées. Matter était chargé aussi d'annoncer au roi que les Seigneurs de Berne avaient remis sous les yeux de leurs alliés le projet déjà ancien d'étendre à Monseigneur le Dauphin Charles les bienfaits de l'alliance des Suisses [2]). Remise de diète en diète pendant l'année 1482, cette affaire fut discutée à Baden le 17 février 1483 [3]). Une lettre de Berne à Henri Matter, en date du 3 mars suivant, indique à cet ambassadeur sa ligne de conduite en cette circonstance. Les députés s'étaient montrés favorables en principe au projet qu'on leur avait soumis et désiraient que le roi en envoyât une copie à chaque canton. Il y avait un point cependant dont les députés souhaitaient la modification, celui concernant les capitulations militaires. Les cantons ne voulaient pas prendre à l'égard du Dauphin des engagements semblables à ceux qu'ils avaient envers le présent roi. Ils désiraient se réserver la liberté de ne fournir des hommes

---

[1]) Argenton, 16 décembre. (Arch. Munic. de Lyon, CC, 203, communiqué par M. Vaesen.)

[2]) Instruction à H. Matter, 22 avril 1482, Arch. de Berne, Missiv. lat. B, 495 v° s. On retrouve le même ambassadeur en France au commencement de l'année suivante. — Berne à Matter le 26 février (mercredi après Saint-Mathieu) et le 12 avril (samedi avant la Miséricorde du Seigneur) 1483 (Ibid. Missiv. allem. E, 134, 144 v°).

[3]) Abschiede, III, 148.

que lorsque cela leur conviendrait[1]). En outre le Dauphin serait tenu de se contenter des mercenaires que les cantons lui enverraient et ne ferait pas appel à des volontaires isolés[2]). Nous savons que Matter accomplit heureusement sa mission. Le roi lui fit un beau présent et répondit par une lettre adressée aux cantons aux observations que l'ambassadeur lui avait présentées[3]). La mort ne permit point à Louis XI de terminer cette négociation.

Il avait mené à bonne fin une affaire plus importante. Le 23 décembre 1482 le traité d'Arras mit fin à la guerre qui depuis tant d'années mettait aux prises Français et Bourguignons. Cet heureux événement causa en Suisse une satisfaction d'autant plus grande que les Confédérés désiraient depuis longtemps la paix. Le traité d'Arras les tirait d'une position fausse, aussi ne ménagèrent-ils point au vieux roi les marques de leur approbation[4]).

Louis XI avait achevé sa tâche. En mourant il laissait le pouvoir royal redouté au dedans, respecté au dehors. Au delà du Jura il avait heureusement terminé l'œuvre commencée par son père. La maison d'Autriche n'avait plus rien à craindre de ses anciens ennemis et le vieux monarque avait pu admirer rangés dans la plaine de Pont-de-l'Arche ces fameux bataillons suisses dont il avait si bien su utiliser la vaillance pour terrasser la Bourgogne. Son influence sur les destinées ultérieures de la Suisse fut-elle bonne ou mauvaise? C'est une question qui demeurera éternellement ouverte parce qu'elle est insoluble. Dans la main de ce génie patient et positif les Suisses furent un instrument habilement manié. Le mérite de Louis XI

---

1) Arch. de Berne, Missiv. allem. E, 135 v°, lundi après Oculi.

2) Cf. Abschiede, III, 164.

3) Abschiede, III, 154.

4) Arch. de Lucerne, Allg. Abschiedband, 164, s. l. n. d. (commencement de 1483). Le roi avait annoncé la bonne nouvelle aux cantons par une lettre datée du 26 décembre 1482. (Ibid.)

fut de deviner le parti qu'il pourrait tirer de la bravoure et des aptitudes militaires d'un peuple qui sur les champs de bataille au moins mérita bien cette épithète d'invincible dont son allié de France se plaisait souvent à le décorer.

APPENDICE.

I.

Origin. aux Archives de la famille de Watteville à Berne.

Sculteto et Consilio secreto ville Bernensis.

Illustrissimi Domini ac amici precarissimi, hodie 14[ta] mensis Julii huc applicuit nuncius certus, quem ad dominaciones vestras mittimus, asserens Imperatorem treugam cum duce Burgundie fecisse; reversusque est ad Coloniam Imperator, nos omnino derelinquens. Per nonnullos etiam secum existentes cerciores facti sumus, quod si armigeri nostri secum fuissent, nunquam rediissent.

Illustrissimi Domini ac amici precarissimi, jam pridem triginta annis transactis, nobis in comitatu Ferreti et ad servicium Imperatori faciendum existentibus (1444), Imperator blandis suis sermonibus nos molliens, viros magnos suos nuncios apud Basiliam transmisit, ut domini confederacionis fedus secum inirent eique ad perdicionem nostram nostrarumque gencium se jungerent, et nisi Deus, sciens hominum corda, advertisset, dolo suo nos nostrosque interemisset. Sed domini ambasciatores ligarum tunc in Basilia existentes fraudemque suam intelligentes et tamquam viri clarissimi omnem viam iniquam odio habentes, ac nos plangentes in tali ac execrabili fraude cecidisse, eum penitus spreverunt fraudemque suam omnino abhorruerunt et nobiscum pacem huc usque duraturam inierunt, quam Deus conservet!

Illustrissimi Domini ac amici precarissimi, dolenter hec vestris dominacionibus referimus, sed nichil vobis occultum ex parte nostra pro posse dimittemus, dominaciones vestras advisando quod usque in extremum diem, si Deus nos substinuerit et beata Maria in quam confidimus, pro deffensione regni amicorumque nostrorum pugnabimus, nichil obmittendo de hiis in quibus tenemur, semper de omnibus dominaciones vestras advisabimus cercioresque Deo curante faciemus. Si dux iste Burgundie venerit Lothoringiam vel in Campaniam, que sunt partes prope fines vestros, rogamus ut cum vestro exercitu nobis sitis in auxilium, et personaliter et cum nostrâ armatâ vobiscum aderimus.

Anglici adhuc non apparuerunt; quidam tamen referunt regem eorum debere descendere. Quidnam horum verum est adhuc certi non sumus.

Hec autem scribere nolumus generali consilio vestro, quod nescimus si ex aliquo esset Imperator de hiis advisatus caperetque super hoc occasionem nos deseruisse, quam sibi dare nolumus. Sumus etiam advisati quod per suos nuncios faciet divulgari treugam neque pacem cum duce Burgundie contraxisse, sed nihilominus omnem suum exercitum dimittet abire, asserens suos eum reliquisse; verum, teste evangelio, non verbis sed operibus credere oportet, et specialiter talibus et consimilia agentibus. Connestabularius noster [S[t] Pol] semper stat in prodicionibus suis, et credimus eum nil aliud expectare nisi ducis Burgundie adveutum, ut sibi villam nostram Sancti Quintini infideliter tradat. Altissimus vos conservet. Scriptum in loco de Gaillarboys prope Rothomagum die 17[mo] mensis Julii (1475).

(S.) Loys.

II.

Arch. Bern. Latein. Missivenb. A 408 s.

Die letst Instruction.

In Regem instructio parte dominorum Bernensium Reverendo patri domino preposito Lucernensi et Heinrico Spietzer armorum hostiario sub universali et particulari nomine credita.

In primis habebitis Regie Majestati dominos Bernenses qnam humillime conmendatos efficere.

Deinde, exhibitis litteris credentialibus, quod paucos ante dies comes Rotundimontis, a duce ipso Burgundie in patriam suam Waudi veniens, e vestigio Alamanos omnes capi omniaque humana conmertia interdici, ar-

matos dominorum Bernensium trucidari, in carceres proici, aliasque deformitates fyeri procuraverit, pretendens illico adjutorio Basthardi Burgundie, principis Orbe, aliorumque castra dominorum Bernensium intercipere terramque suam dampnis afficere. Illud specialius declarabitis.

Item quod domini Bernenses eas ob res multum fuerint perplexi, ponderata veteri patrie Waudi ipsorumque benevolentia et vicinitate, etiam singularissimo affectu erga comitem Rotundimontis cujus patriam fidelissime ab omni invasione, quanquam idem cum duce Burgundie cum multis aliis nobilibus esset, defensarunt. Non poterant tamen juri naturali non inniti ut vim vi repellerent; quin ymo eas patrias intrarunt et ipsas ditioni sue et aliorum suorum colligatorum ex toto subjecerunt.

Item quod nichilominus inclitam Sabaudie domum ceterosque huic rei non coherentes nullatenus leserint, quanquam multis dampnis incomodisque transitu Lombardorum et aliis mediis fuerint pessundati.

Item quod domini Bernenses per tubicenam Burgundie etc. ducis litteris manu notariorum subsignatis in urbemque Bernensem, in qua oratores dominorum Magne Lige Superioris Alamanie confluxerant, destinatis, certiorati sint treugas inter Regem et ducem Burgundie novennio firmatas, videruntque speciffìcationem colligatorum ambarum partium, ex qua sentiunt ducem Austrie ceterosque principes et communitates nove lige, qui tamen Regi ipsi multum alligantur, presertim Austrie dux, nulla in parte comprehensos. Qua ex re ipsi multa tristicia afficiuntur, nec possunt treugis ipsis fidem qualemcumque accomodare, primum quia Rex ipse dominis Bernensibus nichil penitus insinuavit, item quia guerre versus Lothoringie ducem continuo usitantur, postremo quia Rex semper et semper per litteras suas obtulerit se nichil conclusurum dominis Bernensibus non avisatis. Quare et ipsi petunt puram super hiis informationem, maxime ponderato quod domini Bernenses Regem ipsum hiis in rebus summe pensarint et ejus occasione has inimicitias prehenderint, nec umquam voluerint cum Burgundie duce qualitercumque etiam pacisci tametsi id sepius quesitum temptatumque fuerit. Sed percepta hujus rei speciffìcatione pensabunt ipsi cum ceteris quid eam in partem factu dignum sit.

Item dicetis lucidissime quod domini de liga incontentissimi sint de predictis, ne solutionis decem mille francorum quos ante anni spatium se habendos credebant; qua ex re orant domini Bernenses quod hujusmodi summa e vestigio absque dilatione solvatur, nam alias multe incomoditates orirentur que gravitates parerent et ingratitudinem comprobare viderentur.

Pariformiter restant et alie solutiones, ut scitis, ubi summopere laborabitis ipsarum solutio ut naciscatur; quod si secus fyeret posset ex hoc error proficisci qui aliis in rebus majoris ponderis impedimenta non mediocria accomodare posset, quod dominis Bernensibus molestissimum foret, nec tamen sua interesset istud relevare.

In hiis agite augendo vel minuendo ut libet et res expostulat, ita ut singula mox expediantur. — Datum sub sigillo Urbis Bernensis xvi[a] Novembris Lxxv°.

Executa coram Sculteto von Scharnachtal, von Wabren Secklmeister und Tchallm (?) in pretorio, post prandium veneris vigilia Martini Lxxv°. (10. Nov. 1475).

III.

Staatsarch. Luzern, Missiven von Königen von Frankreich I b. Orig. pap.

Illustrissimi domini amicique nostri precarissimi ac Dei gracia invictissimi, quemadmodum vestris nuper dominacionibus scripsimus, ea que inter vos et oratores nostros novissime agitata extiterunt nobis admodum grata fuere. Qua de causa insequentes pacta et promissa vobiscum per eosdem oratores, peccunias armigerorum vestrorum ad nos destinendorum stipendiis istuc e vestigio transmictere curavimus. Quos cum ad nos pervenerint optime tractare statuimus. Ceterum intelleximus nonnullos se oratores consanguinee nostre de Burgundia asserentes apud vos extitisse, qui, quam plurima, ut consueverunt, minus vera verba seminâsse non erubuerunt, et inter cetera quod in bello nuper acto inter vos et deffunctum Burgundie ducem partes ejusdem ducis contra dominaciones vestras tenebamus eique secreto impendebamus favores, quod nihil minus verum dici poterat. Nam, ut dominaciones vestre satis superque intelligere potuerunt, omnes semper favores quos adversus eum licite impendere potuimus, exhibere totis viribus curavimus. Et ut cumulacius oratores ipsi Burgundie minus vera dixerint, non veriti sunt apud vos asserere nos nullum jus in comitatu Burgundie habere, quanquam litteris appanagii facti per clare memorie Regem Johannem, predecessorem nostrum, duci Philippo ejus quarto filio liquido constet eundem Regem predicto filio ducatum et comitatum Burgundie in apanagium transtulisse; qui tunc ducatus et comitatus de proprio corone Francie patrimonio atque domanio erant. Super quibus et aliis que dicti Burgundi dicere vellent nostri apud vos oratores sufficienter respondere possunt veritatemque liquido ostendere. Quamquam dominaciones vestras tantâ esse constanciâ preditas cognoscimus quod hujusce nec aliis sinistris relacionibus, cum aperte sciant quibus hactenus verbis idem Burgundi uti consueverunt, nullam penitus fidem adhibebunt. Et dum predictus Burgundie comitatus in nostris manibus pacifice reductus fuerit, quod brevi futurum speramus, dominaciones vestre in nos meliorem

vicinum et amicum quam in filio Imperatoris aut alium quemcumque principem habebunt. Quoniam nonmodo predictis ducatu et comitatu Burgundie verumetiam regno nostro vos, ut veri integerrimique amici nostri et in quibus semper plus quam antea umquam amoris et fiducie habemus, uti comode poterunt, in iis potissimum rebus quas pro vestrarum dominacionum incremento opportuna fore noverimus. In quibus semper consilium, opem, auxilium atque favorem impendere pro viribus enitemur. — Insuper scivimus Imperatorem vos ut ei auxilium contra nos essetis instanter requisivisse, qui omnibus modis erga ducem et domum Austrie quo lige et federaciones inter vos et dictam domum dissolverentur procuravit. Sed nullathenus vos ad ipsius Imperatoris nec alterius cujuspiam principis requestam seu suggestionem in prejudicium lige inter nos et vos inite et perpetuo observande quitquam nullo umquam tempore mollituros dubitamus, quam inviolabiliter observaturam a dominacionibus vestris ut idemtidem nostra ex parte procul dubio absolvetur, confidimus. Quas quidem dominaciones vestras Altissimus semper incolumes protegere dignetur. — Scriptum apud Nostram Dominam de Lyesse, die xvi[ta] mensis Junii (1447).

(S) Loys

(et plus bas) Petit.

(Au dos) Illustrissimis dominis amicisque nostris precarissimis ac Dei gracia invictissimis dominis burgomagistris scultetis et consulibus civitatum et comunitatum magne lige superioris Alamanie.

IV.

Staatsarch. Luzern, Formular M 118, f° 89.

Ludovicus Dei gracia Francorum Rex, illustrissimis et invictissimis dominis et confederatis nostris Sculteto et communitati Lucernensi de liga confederatorum Alamanie superioris.

Illustrissimi et invictissimi domini, vestre excelse communitatis litteras cum omni favore recepimus. Ex quibus cognovimus illam ingentem atque inveteratam in nobis et negociis nostris jamdiu vestram habitam amicitiam, quod gratissimum nobis fuit, cum nos omni eciam affectu mutuoque amoris desiderio felices eventus vestros salva cum devocione desideramus. Insuper sinistris relatibus vobis delatam fuisse didicimus nos, cum felicem suscepimus in Burgundie partibus victorie exitum, in Basileam et Alamanorum partes adjacentes cum nostro inexpugnabili exercitu ad debellandas gentes illas sine mora velle transferre, quod nunquam nostre intentionis fuit; neque enim grande aliquid aut parvum fecimus aut facere intendimus sine

scientia tante magnificentie lige. Hinc est quod nos dilectum nostrum consiliarium magistrum Bertrandum de Brossa hac de re aliàs destinavimus et de presenti pro hujusmodi informatione et pace inter vos et ducissas Mediolani pacificanda et pertractanda mandavimus, cui nobis ex parte fidem adhibere hortamur, offerentes nos in omnibus illi precelse lige et carissime communitati vestre. etc.

S. L. n. D. (1479)

V.

Bibl. Nat^le Ms. Fr. 2896 f° 94.

Mon cousin, mon ami, Vous savez l'apoinctement et traictié qui fut conclud, passé et accordé entre ma seur madame de Milan et Messieurs des ligues; et que, depuis lesdits traictiez faiz, vous faictes aucunes difficultez en aucuns poins, ou il me semble que ne vous devez arrester; car c'est peu de chose, veu le dangier de son estat en quoy elle se porroit mectre. Vous savez que se sont gens qui veulent que on leur tiengne ce que on leur a une foys promis. Ils sont puissans, et pourroient beaucop nuyre et faire de grans dommaiges à ma dite seur et à mon neveu, dont bien me desplairoit.

Et pour ce, mon cousin, mon ami, je vous prie, sur tout le plaisir que jamais me désirez faire, que vous vueillez tant faire que ceste matière s'apoincte, et le plus brief que vous pourrez; car ilz sont mes aliéz, et la chose que plus au monde me desplairoit, si est de les veoir en guerre ensemble, pour l'amour que j'ay à ma dite seur et à mon neveu, et à l'entretenement de l'estat de Milan, comme plus au long naguères vous ay escript par maistre Jehan Charpentier mon secrétaire.

(S. L. n. D. fin 1479 ou 1480)

VI.

Bibl. Nat^le Ms. Fr. 15540 f° 3. — Original pap.

Sire, avant hier arriva l'omme de Monseigneur le Chan(tre) de Poitiers, (Bertrand de Brosse) lequel ap(porta) lettres de la paix de Milan avec toutes les autrez servans à la conclusion d'icelle, ainssy que Mess^es des ligues le désiroient. —

Mondit s[r] le Chan(tre) est demouré à Milan, attendant les lettres de mesdits[rs], lesquelz ont assigné jouer de eulx trouver à Lucerne Dimence prochain pour les dites lettres; auquel lieu je me trouveray.

Sire, il ne tient qu'à l'argent pour souldoyer ces gens cy pour ung moys, que vou(s) en serés servy comme le desirés. Je vous supplie que vous plaise en faire l'expédicion (le) plus tost qu'estre porra avec deux mille livres qui ont esté promises à pluiseurs qui bien vous ont servy, et meismes d'aulcuns qui tousjours ont (esté) contre vous que Charpentier a veu qui maintenant sont vos bons serviteurs.

Hier proposa l'évesque de Metz, et comme nous ont dit aulcuns de vos bons amis, (il n'a) parlé que de paix, et que mesdits s[rs] des ligues fussent médiateurs d'entre vous et le duc Maximilien. Bien cuidoit que se meslassent de la paix et non (de) la guerre, en leur remonstrant beaucop de chozes pour empescher que ne fuss(iez) servy de ces gens-cy. Mais il a congnu que ne sont point delibérés d'(aler) à l'encontre de la responce qu'ilz m'ont faicte, et qu'ilz vous serviront.

Le duc Sigemond, le duc de Lorraine, le comte de Westenbert, les villes de Balle, Strasbourg et pluiseurs aultrez ville de ce quartier de Ferrette ont cy leur embass(adeur) et aujourd'huy ont proposé devant les ligues, et dit pluiseurs tors et griefs que vos gens ont fait et font de jour en jour, et especial le duc de Lorraine a f(ait) plainte plus griefve. Et de tout m'ont averty les ligues. A quoy j'ay resp(ondu), tellement qu'ilz sont joyeux et content que ces chozes ainsy dictez par eulx se trouveront point véritables, comme plus au long sarés par le dit Charpentier. Il a esté présent à tout. Lequel j'ay retenu jusques à maintenant, affin que s(oyez) par ly averty bien amplement.

— A ceste heure que le dit Charpentier montoit à cheval, les ligues tous ensambles ly (ont) dit qu'il vous asseurat qu'ilz vous serviront et que sy l'argent estoit venu in(continent) partiroient. Partant, Sire, vous y donnerés la provision dilligamment, et aussy envoyés homme pour les receullir et mener le chemin que vous plera qu'ilz tie(nnent).

Vos bons serviteurs conseillent que devés escripre aux ligues en general et particulier, en (re)merciant du bon vouloir qu'ilz ont à vous, et aussy à dix ou XII. sans y mectre (les) noms, pour les employer là où il sera besoing.

De mon povre cas vous plaise avoir souvenance, je vous en supplie, priant (Dieu), Sire, que vous doint bonne vie et longue.

Escript à Surich le XVII[e] jour de Mars (1480) Vendredi Matin.

Votre très humble et très obéissant (sujet)
et serviteur. Anth. de La(met).

Au dos: Au Roy, mon souverain Seigneur.

VII.

Staatsarch. Luzern Missiven v. Königen v. Frankreich III[c] Cop. du temps, pap.

Illustrissimi domini precarissimi ac Dei gracia invictissimi, intelleximus Hanse Waldeman, militem ville vestre de Zurich, postquam a nobis ad vestras reversus est amicicias, eisdem de nobis plura retulisse ignominiosa, asserens potissime quod villam et loca dominacionum vestrarum nulla prosequebamur amicicia nec quitquam illi concesseramus. Verum magno cupiemus desiderio hujusmodi de veritate vestras amicicias effici cerciores. Dum ad nos pervenit eundem citra applicuisse, illum illico, quanquam febri pateretur, ad nos venire jussimus litterasque amiciciarum vestrarum ejus accepimus manibus et satis ample fuimus allocuti, ac per magistrum Cunradum, interpretem suum, quitquam voluit nobis exponi fecit. Et rursus infra biduum eundem nostra in propria camera audivimus et secum pro expedicione sua plene communicavimus; et nisi singulari amore et maximo fuissemus moti affectu ad prudenciis vestris complacendum, numquam hominem febribus aggravatum alloqui voluissemus persone nostre, obstantibus periculis. Quineciam satis notum est eundem partem fovere Adriani de Bubenberg, qui, prout non ignorant amicicie vestre, nos nulla umquam prosecutus est amicicia et cum eodem partem tenuit nobis contrariam. Et ut prudencie vestre magis percipiant illum nullam de nobis conquerendi habere causam, eidem in promptu tradi et delivrari fecimus IIII[c] libras pro complemento pensionis sue VI[c] librarum, de qua dilectus et fidelis consiliarus et cambellanus noster Anthonius de Lamet ultra existens ipsi ducentum libras concesserat. Nec eidem, si quid a nobis petisset aut requiri fecisset, voluissemus denegare. Quitquam autem dixerit adversum nos vel fecerit non relinquemus amiciciarum vestrarum in favorem suam ipsi continuare pensionem. Actamen quoniam preter veritatem non veretur de nobis in sinistris perseverare relatibus sua in deteriori voluntate effectu persistendo, et quod servicium nullum corde bono inpendere posset, vestras quo majori possumus affectu rogamus amicicias et sub hiis in quibus nobis maxime optant complacere, quatinus illi nullum prebeant onus bellatorum et guerre gencium ville et dominacionum vestrarum quo ad nobis obsequendum venire debent. Illustrissimi domini et amici nostri precarissimi Altissimus vos conservet. — Datum apud Plessiacum de parco, die prima mensis Aprilis.

S. Loys & plus bas Parent.

Illustrissimis dominis et amicis nostris precarissimis et Dei gracia invictissimis scultetis et consulibus superioris magne lige Alamanie.